

Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Viertes Stück

für

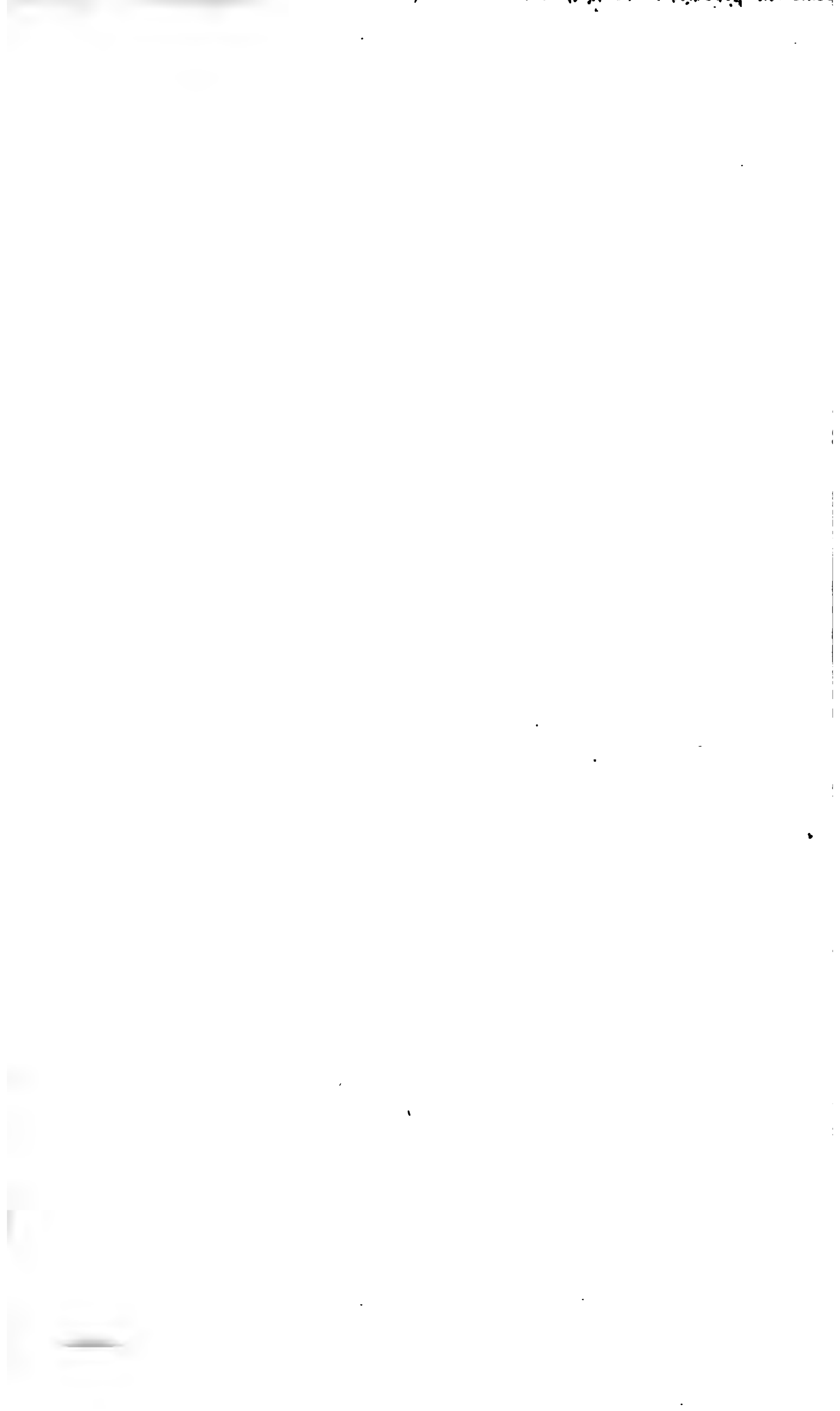
das Jahr 1824.

Nr. XXIV der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.



Hermes

oder

kritisches Jahrbuch der Literatur.

Viertes Stück

für

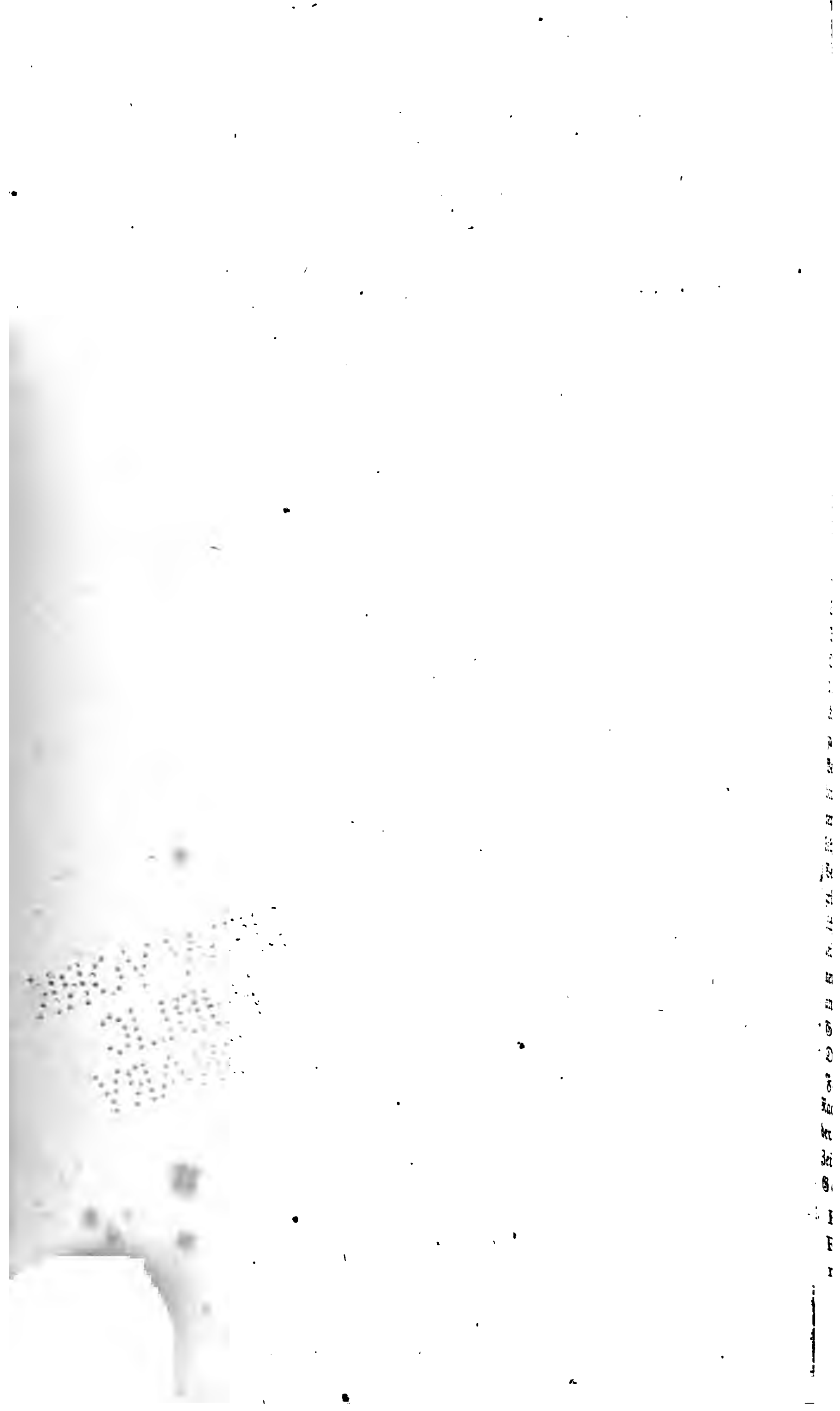
das Jahr 1824.

Nr. XXIV der ganzen Folge.

Preis des Jahrgangs von 4 Stücken 10 Thlr. und eines einzelnen Stücks 3 Thlr.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.



Inhalt.

Hermes.

Viertes Stück von 1824.

Nr. XXIV
der ganzen Folge.

I.

Ueber die neue Mystik und die Geschichte des Mysticismus.

1. *E. A. Borgeri* disputatio de mysticismo. Hag. Com. 1820. 8.
2. *F. A. D. Tholuck.* Ssufismus, sive theosophia Persarum pantheistica. Berolini, Dümmler. 1821. 8.
3. Desselben Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik, nebst einer Einleitung über Mystik u. s. w. Berlin 1825. 8.
4. Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus. Von Joh. Ludwig Ewald. Leipzig, Brockhaus. 1822. 8.
5. Der Mysticismus des Mittelalters, in seiner Entstehungsperiode dargestellt. Von Heinr. Schmid. Jena, Schmid. 1824. 8.

Der Gegenstand, über welchen wir hier einen Bericht zu geben und unsere Ansichten — wie wir glauben, die der unbefangenen Vernunft und der Erfahrung — mitzutheilen gedenken, ist so gemein geworden, selbst bis in den gemeinsten Verkehr herab, und er wird bisweilen auf eine so ungenaue oder auch verkehrte Weise behandelt, daß man es niemand verargen möchte, wer an den Verhandlungen über ihn gar keinen Theil mehr nehmen wollte. Dennoch bedarf es jetzt, wie niemals, solcher Verhandlungen, eben um die öffentliche Meinung über die Erscheinungen dieser Art und den Ruf von ihnen zu berichtigen oder doch zu sichern, und den mit der Sache Behafteten zu einer heilsamen Selbsterkenntniß zu verhelfen. Denn wirklich findet es eben so häufig statt, daß Menschen, bis in die Classe der Aufgeklärtesten hinein, Mystiker seyen, ohne so zu heißen und ohne es selbst zu wissen; als, daß Einige den Namen der Mystiker durch die Ungunst des Publicums führen, ohne

ihn zu verdienen; und eben so gewöhnlich wissen diejenigen welche sich dem Mysticismus ergeben, nicht, in wessen Hände sie eigentlich gefallen seyen.

Wir wollen zuerst einige allgemeine, freie Bemerkungen über den Begriff der Mystik machen, und dann über die neuesten Schriften berichten, welche bei uns und im Auslande über ihn und seine Geschichte bekannt geworden sind. Wir dürfen uns dann ohne Zweifel zum Schlusse noch einige anwendende Bemerkungen erlauben, von denen wir meinen, daß sie zeitgemäß seyen, und denen wir daher günstige Aufnahme und einigen Erfolg wünschen möchten.

Der Name Mystik und Mystiker würde nicht in so allgemeiner Bedeutung, für gute und schlimme Erscheinungen, und so unbestimmt haben stattfinden können, wenn er nicht in der kirchlichen Polemik aufgekommen wäre. Es ist aber allen Benennungen aus dieser Quelle gemein, die Denk- und Sinnesarten nur nach allgemeinen, mehr zufälligen und äußeren Merkmalen zu bezeichnen und, zugleich als gute und als schlimme Bezeichnung, bald von den Parteien selbst gebraucht, bald von einer der andern zugeschoben zu werden. Die neuere Zeit hat sich aller dieser kirchlichen Namen bemächtigt, und sie freier gedeutet und angewendet, am besten dann, wenn sie die tiefere und wesentliche Grundlage der gemeinen Erscheinung aufzufassen gesucht und für diese dann den Parteinamen festgestellt hat; allein gerade jetzt ist das Misverständniß und die Verworrenheit in den Benennungen der Parteien größer als je. Denn zu geschweigen, daß Viele doch nur wieder zufällige Merkmale herausgegriffen und die gangbaren Namen auf diese bezogen haben; auch bei der genauern Erforschung finden mancherlei Irrthümer statt, und Ansichten eben sowohl als Systeme verändern den Gesichtspunct, unter welchem die Sache angesehen werden sollte. Dessen ungeachtet muß aber die Untersuchung über den Begriff solcher kirchlichen Erscheinungen, welche dann immer auch eine weitere Bedeutung in der Wissenschaft und dem Leben erhalten haben, — von dem Namen ausgehen, in welchem sie zusammengefaßt werden, und in welchem sie sich doch immer, auch in inneren Merkmalen, vornämlich aber geschichtlich vereinigen; und es scheint bloß aus Misverständniß hervorzugehen, wenn man behauptet, die Begriffserforschung müsse sich unmittelbar an psychologische Entwickelungen anschließen, da durch diese doch nur die historische, zum Grunde liegende, erörtert und der historische Begriff erklärt und berichtigt werden, und die Untersuchung des Namens ja doch niemals bloß etymologisch geschehen soll. Es haben auch alle andere Begriffe dieser Art weder bestimmten Anhalt, noch Sicherheit, noch Anwendbarkeit. Und so verhält es sich auch mit dem der Mystik.

Ein Schriftsteller von zweifelhaftem Alter und dunklen Absichten, welcher sich den Namen des berühmtesten Schülers von Paulus in Athen gab, den des Dionysius Areopagita, brachte den Begriff in die christliche Kirche herein, und seitdem herrscht er. Es gab vorher zwar Denkarten, dieser hier dargelegten zu vergleichen, (und so hat die Mystik besonders immer die Schriften der beiden Makarius aus dem vierten Jahrhundert als die ihren verehrt)); aber in der That noch niemals ganz dieselbe, und sie war noch niemals in offenen Gegensatz zu andern Parteien getreten. Der Name erinnert an die Mysterien, und gewiß ging auch die Sache aus ihnen ursprünglich hervor, was es auch immer mit jenem Dionysius für eine Bewandtniß gehabt haben möge, der wenigstens in jedem Falle ein Mysterienmann war und sich als solchen überall bekennt. Das kleine Buch dieses Schriftstellers, von der mystischen Theologie, muß natürlich allen Bestimmungen über diesen Gegenstand zum Grunde gelegt werden; wie es denn auch geschichtlich immer als die Haupturkunde dafür vorliegt. Das Mystische stellte sich damals dem Gnostischen entgegen, und (um den allgemeinen Begriff der Sache kurz anzugeben) es bedeutete eine Denkart, in welcher eine Vereinigung mit der Gottheit, sowohl als Mittel, als auch als Zweck des religiösen Lebens, angenommen würde.

Insofern entwickelte sich die Mystik im Orient ganz wie im Abendlande, als auch sie aus den Mysterien in den herrschenden Religionen entsprang. Aber sonst ist Geist und Charakter jener morgenländischen Mystik immer so verschieden von dem der abendländischen gewesen, daß man sie oft nicht in einander wieder erkennt, und nur der unberechtigte Name sie vereint. Uebrigens ist auch jene in sich so verschieden, wie es die unsere ist; und wir werden bei einer neueren Schrift hierüber im Folgenden noch einiges zu bemerken haben. Wir wollen hierin nur das von ihr bemerken, daß sie sich immer unmittelbar an die herrschende Religion anschließen wollte; und sie ist deswegen schon immer freier, selbst kühner und lebendiger gewesen, als die des Abendlandes. Die Vereinigung beider Arten von Mystik im Abendlande erzeugte die Theosophie, auf welche wir weiterhin zurückkommen werden.

Die Mystik des Dionysius Areopagita trieb und gedieh in der griechischen Kirche seit dem sechsten Jahrhundert, obwohl mehr in der Stille, fort; immer in einer gewissen kirchlichen Opposition. Allein größere Resultate, oder auch nur weitere Entwickelungen hat sie hier nicht gehabt. Ihr gedeihlicher Boden wurde die abendländische Kirche, in welcher sie im Mittelalter dadurch freilich am meisten so üppig fortrankte und so mächtig wurde, weil die Kirche dem Leben der Völker so fremd war; theils also durch die Roheit

der Menschen, theils durch die Misbräuche, welche hier vom Anfange an geherrscht hatten, besonders die Menschenherrschaft und das todte Ceremonienwesen: aber doch hatte auch die große Gährung daran ihren Theil, welche besonders durch die fremden Philosophieen in die Gedanken und die Lehren gekommen war. Es wurde die Mystik in die abendländische Kirche im neunten Jahrhundert übergetragen mit den areopagitischen Schriften, welche ihr Träger geworden waren; und schon im zwölften wenigstens gab es eine Partei mystischer Theologen in dieser Kirche.

Der Name derselben blieb aber lange ein Ehrenname, von der Partei selbst gebraucht, und in der großen Gährung des fünfzehnten Jahrhunderts war es wirklich eine sehr ehrenwerthe Partei, welche ihn führte, aber auch, (besonders durch Johann Charlier (aus) Gerson) die alten Ansichten dieser Art sehr zu beschränken und zu vereinfachen suchte. Es blieb die Sache auch in den großen kirchlichen Bewegungen des folgenden Jahrhunderts; sie hatte sogar großen Theil an denselben, sofern Luther wenigstens ihr sehr günstig war und die Schriften welche sie verkündigten, selbst vertrat, sie sogar bekannt machte. Der Name dagegen verlor sich damals, schon weil er Parteiname war. Wir finden an seiner Stelle den der deutschen Theologie, im Gegensatze der scholastischen (romanischen), welchen auch eine Schrift führte aus dem vierzehnten oder fünfzehnten Säculum, von Luther zuerst in den Druck gegeben, auch neuerdings von Vielen gepriesen und wiederholt herausgegeben*). Dieser deutschen Theologie stellte sich eine deutsche Philosophie an die Seite: diese war die des Paracelsus und Jakob Böhm's (philosophus teutonicus auch vor seinen Schriften genannt). Sollte denn der große und edle Name unseres Volkes immer wie ein Parteiname, und im Zusammenhange mit Entstellungen und Verzerrungen gebraucht werden?

Irren wir nicht, so brachte das siebzehnte Jahrhundert erst, und zwar unter den Jesuiten und durch sie veranlaßt, unter den Protestanten den Namen der Mystiker in Gebrauch. Dieses Wiederaufleben hat sehr bedeutend auf die Geltung und das Geschick der Sache eingewirkt. Denn dort gehörte die Mystik von nun an zu den Versuchen, in der Kirche zu verdunkeln; hier begann

---

*) Z. B. von K. Grell, zu Berlin 1817, unter jenem alten Titel: „Die deutsche Theologie". Wir erlauben uns bei dieser Erwähnung nur unsere Verwunderung auszudrücken, wie sich die neuesten Heroen der Orthodoxie auch auf diese Schrift beziehen können, in welcher doch die Dogmen nur allegorisirt worden sind. Nämlich man nimmt es nur mit den Formeln genau, und oft versteht man es nicht einmal, was die Schriftsteller eigentlich gewollt haben.

sie, schon durch diesen Zusammenhang mit dem Papstthume (wie man jene Kirche einmal vorzugsweise nannte, da doch der Katholicismus nicht immer Papstthum, und die lutherische Kirche des siebzehnten Jahrhunderts in vielen Stücken dem Papstthume sehr verwandt war), aber auch bei der Gegenpartei unter den Nichtjesuiten verhaßt zu werden. Nur unter den Cartesianern gab es einige Ausnahmen. Daher mußte die pietistische Partei seit ihrem Entstehen fortwährend den Vorwurf hören, daß sie aus der mystischen Theologie hervorgegangen sey; und ihr Stifter, der, seiner Gesinnung nach sehr ehrwürdige Spener (der übrigens allerdings zu großen Verirrungen Anlaß gab, welche nicht bloß in dem Geiste und Leben der Zeit lagen) hatte selbst nichts angelegentlicher zu thun, als die Seinen von diesem Vorwurfe zu reinigen.

Von da an dauerte indessen der Name in allen kirchlichen Parteien fort; die Sache aber entwickelte sich mehr in der katholischen, als bei den anderen.

Der Jansenismus und das Oratorium, diese Mittelparteien zwischen Römischkatholischen und Protestanten, hingen ihr, in der alten und manchen neuen Formen, an. Aber erst die neueste Zeit hat Namen und Sache in jene Berühmtheit gebracht, deren im Eingange gedacht wurde und welche wir kennen. Man kann sagen, daß die kantischen Schriften auch diese, wie so viele andere, alte kirchliche Benennung wieder hervorgezogen, und nach und nach auch außer der kirchlichen Sprache, als Bezeichnung einer allgemeinen Denk- und Sinnesart, (nicht mehr also bloß als mystische Theologie, sondern als Mystik oder Mysticismus) in Gebrauch gebracht haben. Es ist aber auch nun erst fühlbar geworden, wie übel es gekommen sey, daß man einen solchen kirchlichen Namen zum Gebrauche überkommen hatte: denn dieser führte für das Schlechtere eine Gemeinschaft mit dem Besseren, und also bald eine Entschuldigung, bald selbst eine Ermunterung für dasselbe mit sich; und es knüpften sich viele Misverständnisse und Streitigkeiten an ihn.

Es wird die Beurtheilung der Schriften, zu welcher wir sogleich übergehen werden, zur Erörterung mancher einzelner Erscheinungen auf dem Gebiete des Mysticismus führen; und wir wollen hier nur etwas über den Begriff der Sache hinzufügen. Eine gewisse Denk- und Sinnesart überhaupt sollte der Name eigentlich niemals bezeichnen: denn dafür hat die Sprache schon mancherlei andere Namen und der alte Mysticismus war etwas mehr; selbst wenn man den Namen außer der Theologie gebrauchen möchte, muß er doch in einer besonderen Beziehung gebraucht werden. Die Weichheit des Gefühles also, die Unklarheit der Gedanken, die Verworrenheit, die Schwärmerei und deren verschiedene Arten und Abarten sind an sich noch nicht Mystik. Wohl aber liegen

ihr solche Zustände der Seele und solche Umstände in der Bildungsgeschichte der Zeit zum Grunde. Auch gehört der Name nie bloß für Erscheinungen des gemeinen Lebens, wenngleich die Mystik oft auch nur in entfernterem Zusammenhange mit Schulen und Parteien gestanden hat. Endlich dürfen niemals in sich abgeschlossene, unbezogene Erscheinungen in der Menschengeschichte so genannt werden; sondern immer nur solche, welche in ihrer Zeit entstanden, auf sie bezogen sind.

Unserer Ansicht nach also, und nach der Geschichte der Mystik, besteht sie vielmehr erstlich immer in einer Gegenwirkung, im Großen oder im Einzelnen, gegen eine herrschende oder die öffentlich anerkannte Denkart in Religion, Wissenschaft und Philosophie, und zwar in einer Gegenwirkung gegen den Vernunftgebrauch (überhaupt, oder einen gewissen), oder für die Herrschaft einer Auctorität. Und so zeigen sie die, im Vorigen gegebenen, flüchtigen Umrisse in einer dreifachen Opposition vornämlich: gegen die gnostische die kirchlich-scholastische und die kirchlich-reflectirende Denkart. Ferner ist sie immer ein künstliches Erzeugniß, aus Schulen und Theorien hervorgegangen, gewesen, und in stehenden Formeln, in einem gewissen stehenden Charakter und als künstliches Erzeugniß erhalten worden. Endlich hat alle Mystik Eine Idee zum Gegenstande, die der Vereinigung mit Gott, auf welche sie sich immer, als auf das Mittel und den Zweck ihres Strebens zugleich, gerichtet hat. In jedem Falle und in allen Gestalten aber war sie immer eine Ueberspannung der Gefühlsreligion; nur von einer besonderen Richtung und Beziehung. Die Idee aber von der Vereinigung mit Gott ist das natürliche Erzeugniß jener Gefühlsanspannung, so wie mit ihr die vornehmsten mystischen Misbräuche natürlich zusammenhängen.

Was nämlich auch immer die Bedeutung und der Grund der Gefühle im menschlichen Leben sey*); wo sie zur Oberherrschaft und somit zur Ueberspannung gelangt sind, erscheinen sie als solche Regungen, in denen sich der Mensch, von aller Thätigkeit und Wirksamkeit zurückgezogen, auf einen inneren Genuß beschränkt, welchen er denn auch ganz allein durch sich selbst erwartet. Aber

*) Dieser Gegenstand hat neuerdings die Philosophen von neuem sehr beschäftigt. Die ganze Untersuchung ist auch erst von Kant ausgegangen. Wir bekennen sehr gern, daß dasjenige, was Krug neuerlichst gegen die seit jenem hergebrachten Vorstellungen über das Gefühlsvermögen entwickelt hat, uns sehr zugesagt habe. Und es ist merkwürdig, daß in manchen Hauptansichten mit ihm einer unserer trefflichsten Philosophen, Schopenhauer, übereingestimmt hat, mit welchem jener Schriftsteller sich sonst wohl wenig begegnen mag.

es ist nicht nur die angelernte und anerkannte Nothwendigkeit der Idee von Gott, als dem Urgrunde des menschlichen Daseyns, durch welche sich diese Gefühle endlich alle auf die Gottheit beziehen müssen; sondern sie entwickeln sich zu jener Vorstellung von einer nothwendigen Verbindung mit Gott, durch ihre Natur selbst. Denn sie streben in das Tiefste und das Geheimste zurück, und wollen in völliger Passivität von einer mächtigen Kraft angeregt werden; zugleich aber wollen sie alles dieses was sie suchen, nicht außer sich, sondern in einem unmittelbaren Zusammenhange mit dem Wesen der Seele selbst besitzen. Und dieses giebt eben jene Vereinigung mit der Gottheit, welche die Mystik unmittelbar, geheimnißvoll und in einem rein passiven Zustande der Seele erwartet. Indem sie aber auf diese Idee eben beschränkt wird, faßt sie jene Vereinigung zugleich als Mittel und als Zweck auf; und auch dieses mehrt die Verworrenheit, in welcher die ganze Sache besteht. Selbst in den Aeußerungen offenbart sich dieselbe, indem der Mystiker immer zugleich zu besitzen meint und doch auch verlangt und sucht; und gewiß liegt hierin mehr als in gewissen theologischen Meinungen der Grund jenes demüthigen Hochmuthes, welchen wir auf diesem Gebiete so häufig vorfinden.

Der Zustand des Mysticismus und seine vornehmsten Erscheinungen lassen sich nun sehr vielfach und weit entwickeln; auch mag es noch viele andere Ausdrücke für den Begriff geben, welchen wir hier aufgestellt haben: aber das Wesentliche der Sache scheint immer hierauf zurückkommen zu müssen.

Manche Abtheilungen in den Erscheinungen der Mystik, welche zum Theil auch von alten Zeiten her im Gebrauche waren und von den neuesten Schriftstellern wiederholt worden sind, sind nicht genau genug. Der theoretische Mysticismus z. B., im Gegensatze zu dem praktischen, geht schon aus dem Wesen der Sache heraus und ist Theosophie; oder die Unterscheidung hat einen bloß zufälligen Grund, den nämlich, daß ein Mystiker sich über seine Ansicht und sein Streben ausspreche, ein anderer sich auf die Betrachtung und den Genuß in sich selbst beschränke. Der active, im Gegensatze zum passiven, kann auch nicht ächt seyn, oder er ist uns bloß die Bezeichnung eines zufällig anderen Zustandes, welcher in der Mystik selbst nichts verändert. Wir möchten an der Stelle dieser beiden Abtheilungen die vorschlagen, in Mysticismus der Contemplation und des Genusses, und in den des Individuums und der Partei. Denn allerdings richtet sich dieser Zustand, nach der natürlichen Anlage und der gesammten Eigenthümlichkeit der Einzelnen, bald mehr auf die Gemeinschaft des Geistes mit Gott, bald mehr auf die des Gemüthes; und der Mensch, welcher in demselben lebt, hat sich immer entweder gewöhnt mehr für sich zu seyn und

sich so auszubilden, oder für die Gesellschaft. Allein wie der Mysticismus immer aus Parteien hervorgeht, so richtet er sich auch immer vorzüglich nur auf Parteiung. Denn die Unklarheit scheut eben sowohl wie die Schlechtigkeit das Offene und Freie, und zieht sich in das Dunkel zurück, welches, nach der alten vieldeutigen Rede, keines Menschen Freund ist.

Aber es sind einige unächte Begriffe der Sache, besonders in der neueren Zeit, aufgekommen, durch welche auch sowohl die gemeine Meinung vielfach verwirrt, als die Controvers unbestimmt und schwankend geworden ist. Schon seit älteren Zeiten (wie das Vorige schon andeutete) nahm oder erhielt bisweilen auch jede andere Partei den Namen der Mystiker, in welcher sich, neben einer allgemeinen Reaction gegen das Kirchenthum, die Richtung auf das innere Leben, also Frömmigkeit und Sittlichkeit, als Sachen der Gesinnung, nicht bloß als äußere Werke, offenbarte. Und in diesem Sinne vornämlich wollten sich auch die Reformatoren an sie anschließen; obgleich zu sorglos hierin, indem sie meistens die Formeln der Parteien, welche oft sehr fremde Begriffe in sich hatten, ohne Unterschied guthießen und das ganze Streben derselben, welches dennoch oft verfinsternd und hemmend war, und nicht wie das unserer Väter, billigten.

Aber besonders in den neueren Streitigkeiten vermischen sich mit dem Begriffe der Mystik mancherlei andere, welche mit ihm oft nichts gemein haben als das Geheimniß welchem sie nachgehen, und die Reaction oder den Gegensatz gegen das Allgemeine, und nur bisweilen der eigentlichen Mystik näher kommen. Wir wollen auf diese Erscheinungen hier nur vorläufig hindeuten; die Schriften und Gegenstände aber, über welche wir im Folgenden zu sprechen haben, werden uns noch zu einigen Bemerkungen hierüber veranlassen.

Die Mystik ist nicht nothwendig mit dem Fanatismus verwandt, welcher bloß eine energische Religionsschwärmerei ist, und oft vielmehr durch die Furcht vor der Hölle, als durch die Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott beherrscht wird. Sie hat ferner in der Theosophie wenigstens einen besonderen Charakter angenommen, wenngleich diese (wie wir schon oben sahen) aus einer Mischung morgen- und abendländischer Mystik entstanden ist. Die Theosophie ist aber auch sehr oft ganz aus der mystischen Stimmung heraus, in die bloße überspannte Speculation über Gott und Welt übergegangen; und so hat sie sich jetzt mit der Philosophie (z. B. bei Schelling) wieder unter uns zu vermählen gesucht, ohne daß ihre Gönner darum den Sinn und das Streben der alten Mystiker theilten. Die Mystik ist ferner für sich noch nicht eines und dasselbe mit dem Separatismus, welcher in unserer Zeit umgeht und allerdings unter den Protestanten das heißen kann, was

die mystische Theologie des Mittelalters im Verhältnisse zur römischen Kirche war. Die separatistische Denkart steht oft sogar der mystischen geradezu entgegen, wenn sie sich auf kahle Formeln der alten Dogmatik gründet, derentwegen die Menschen dieser Art wohl Vater und Mutter und die Heimath zu verlassen, oder auch Gesetz und Ordnung zu verleugnen im Stande sind. Auch die Geheimnißsucht und die mannichfachen Umtriebe für dieselbe sind für sich noch nicht Mystik, ob sie wohl — wie alle diese Erscheinungen — sich mit derselben leicht vereinigen können, und (wie wir oben sahen) die Mystik in den Mysterien geboren worden ist. Zwei kirchliche Phänomene endlich in dieser unserer Zeit, die Rückkehr zur alten Orthodoxie und die Hinneigung mancher Protestanten zur römischen Kirche (welche wir übrigens bei weitem nicht so gemein finden, als Viele behaupten; sowie es Wenige giebt, welche sich wirklich und vollständig zu jener hingewendet haben), sind für sich so wenig Mystik, als es das bisher Bezeichnete gewesen ist. Wir müssen wenigstens dieses alles im Begriffe von einander trennen, wie es sich auch im Leben in sich vermischen könne; wovon am Ende dieser Darstellungen noch zu sprechen seyn wird.

Auf diesen flüchtigen Abriß der Mystik lassen wir nun unserem Vorsatze gemäß die Anzeige folgen von dem, was die neuere Zeit in wissenschaftlicher und populärer Art, aber immer in der Absicht, die Selbstverständigung der Zeitgenossen über diesen Gegenstand zu fördern, vom Begriffe und von der Geschichte des Mysticismus dargestellt habe.

Unsere Vorfahren waren, wie wir vorher schon bemerkt haben, immer bloß in theologischer und kirchlicher Rücksicht mit demselben beschäftigt, und früher mit der Geschichte, als mit dem Begriffe; was denn freilich auch auf die Geschichtsdarstellung selbst verwirrend einwirkte. Ein Freund der Mystik, Gottfried Arnold (1703) wurde der erste Geschichtschreiber derselben, und bisher ist diese Geschichte immer das einzige vollständige Buch hierüber gewesen. Eine Schrift von Colberg (1710) ist von den neuesten gewöhnlich übergangen worden, was sie nicht verdient hatte: das platonisch-hermetische Christenthum überschrieben*). Dieses Buch giebt viele brauchbare Materialien aus der spätern Geschichte der Mystik; und, obwohl polemisch befangen, auch natürlich nicht philosophisch so aus-

*) Hermetisch nämlich von jenen, unter den Neuplatonikern aufgekommenen Schriften des angeblichen ägyptischen Mysterienmeisters, Hermes Trismegistos; deren Sinn Colberg mit Recht für einen solchen hielt, in welchem der alte Platonismus entstellt und vermischt worden sey, wie er es auch bei den älteren Mystikern worden wäre.

gerüstet, wie es sich vornämlich für den Standpunct gehörte welchen der Verfasser zur Beurtheilung wählte, gibt es doch manche Hindeutungen über den Grund dieser Erscheinungen, welche man immer wird benutzen können.

Auf das Wünschenswerthe einer Geschichte der Mystik, mit philosophischer Ansicht und Fähigkeit entworfen, machte neuerlich unter andern und vornämlich nach dem Vorgange Joh. Müller's (in einer berühmten Stelle des ersten Theiles der Schweizergeschichte) Lücke aufmerksam; und seine beiden Abhandlungen*) haben, wir wissen nicht, ob gerade viele dazu angeregt, solcherlei zu versuchen, aber sich doch gewissermaßen an der Spitze einer Reihe von Versuchen dieser Art erhalten. Wir müssen es freilich tadeln, daß auch dieser Verfasser, wie die meisten neuern, sich in einem unbestimmten oder zu weiten Begriffe der Sache gehalten, unter welchen vieles sich unterordnen ließe, was keineswegs Mystik genannt werden kann; ja daß er sogar mit einer deutlichen Absicht, den Mysticismus allenthalben zu vertheidigen, geschrieben, was doch im allgemeinen nicht zugelassen werden kann. Wenigstens möchten wir keine Geschichte dieser Sinnesart, welcher der Begriff zum Grunde läge, daß sie nur die Herrschaft des Gemüthes, oder gar der Idee wäre, im Gegensatze zur Herrschaft des bloßen Verstandes; und in welcher der Gedanke ausgeführt werden sollte, daß die Mystik manchen Zeitperioden entweder heilsam oder selbst nöthig wäre. Sie ist vielmehr immer nur ein Uebel, das, wenn es einmal vorhanden ist, nur durch die göttlichen Fügungen und durch die ursprüngliche Kraft der menschlichen Vernunft ausgeglichen und gesühnt werden kann.

Auch unser berühmter Philosoph Fries hat über den Begriff der Mystik in einer eigenen Abhandlung gesprochen**), aber mehr in Beziehung auf gewisse Erscheinungen der Zeit, auf die deutsche Natur-Philosophie nämlich, als in allgemeiner Rücksicht. Auch scheint der Begriff welcher hier aufgestellt wird, weder der eigentliche, noch fest gehalten, endlich auch nicht hinreichend abgeleitet worden zu seyn. Denn die Uebertragung der Anschauung auf die Begriffe, auf die Abstractionen des Verstandes, kann auch bei einer nichts weniger als mystischen Stimmung statt haben; sie hat

*) „Einleitende Rede beim Anfange einer kritisch-psychologischen Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche" und: „Ueber die Idee einer kritisch-psychologischen Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche." Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für die Kirchengeschichte II. 1. Nr. III. IV.

**) Studien von Daub und Creuzer, 1810 S. 352. ff.: „Ueber Tradition, Mysticismus und gesunde Logik."

ihren Ursprung wohl nicht immer in der Phantasie, sondern oft auch in einem Interesse des Lebens, in dem Gemüthe, wenn man es so nennen will; und es wechselt in der Auseinandersetzung der Philosophen mit diesem Begriffe ein ganz verschiedener ab, der von der Vermischung der mancherlei Weltansichten, also der allgemeinen Unklarheit, von Geist und Gemüth. Aber diese wie jene Erklärung geht nur allgemeine theoretische Verirrungen an. Unter den Philosophen welche eigens über die Begriffe dieser Art gesprochen haben, scheint uns der vortreffliche, nie zu versäumende Garve („über die Schwärmerei" im fünften Theile der Versuche) immer am lehrreichsten gesprochen zu haben, wenn er gleich den Begriff zu weit genommen hat. — Eine Schrift von E. Stange „über den Mysticismus" (Hamb. 1824) kam uns noch nicht zu Gesichte.

Wir könnten eine lange Reihe von neuern Schriftstellern aufführen, welche sich gelegentlich über unsern Begriff ausgesprochen haben; die es aber immer bestätigen, was wir zu Anfang hier sagten, daß diese Erörterung, solle sie förderlich werden, auf dem historischen Wege geschehen müsse. Wir wollen uns aber (da jene gelegentlichen Aeußerungen überdies doch nicht weit von einander und von denen, welche hier aufgeführt werden müssen, abgehen) auf die ausführlichen und eigentlichen Darstellungen der Sache beschränken.

Eine Schrift des berühmten Dichters und Gottesgelehrten, L. C. Kosegarten, welche wenig bekannt geworden zu seyn scheint: die Ströme (Stralſ. 1817) sollte den Zeitgenossen die alte und neue Mystik etwas näher bringen und hatte, wie man leicht vermuthet, einen apologetischen Zweck zu Gunsten jener Sinnesart. Es hatte früher Feßler in mehreren Werken dasselbe versucht*), deren Zeit vorübergegangen zu seyn schien, bis neuerlichst persönliche Erbitterung auf die Verworrenheiten und Irrthümer derselben von neuem aufmerksam machen ließ. Und eben deswegen mögen wir ihrer nicht mehr gedenken, um an den Zeithändeln auch nicht dem Scheine nach Theil zu nehmen; ob wir sonst wohl gern bekennen, daß uns die mystische Philosophie Feßler's immer eben so leer und zusammengerafft, als in ihren Darstellungen bedenklich geschienen hat, und wir bekannt mit den allegorisirenden Künsten Feßler's und dem profanen Unwesen, welches er mit dem Namen Gottes und der Religion getrieben hat, weder seiner Bekehrung, der früheren und der späteren, noch seiner Orthodoxie und Kirchlichkeit, jemals sonderlich trauen mögen.

Jener edle Todte, dessen Namen wir eben nannten, der Her-

*) Z. B. Abälard und Heloise, Alonso, Bonaventura's mystische Nächte und andere.

ausgeber „der Ströme" meinte es anders und gelangte auf anderem Wege dazu, die Mystiker zu vertheidigen. Denn es war ihm wirklich ganz derselbe Sinn aufgegangen, in welchem die reineren unter jenen gesonnen und geredet hatten. Bei ihm kam zu den allgemeinen Gründen welche für jene Sache wirken können, noch das hinzu, daß er hoch an Jahren, und von der freundlichen Wirksamkeit des Predigers und aus der dichterischen Wonne, zu der Beschäftigung mit der scholastischen Dogmatik und mit den unerfreulichen theologischen Streitigkeiten genöthigt wurde. Wer mag es gerade diesem Manne verargen, wenn er sich lieber der Phantasie und der Hingebung der Mystiker überlassen wollte; selbst wenn er die Ueberspannung und die Zweideutigkeiten einiger von ihnen in Schutz nahm? Wir möchten selbst die Wahl nicht gut heißen, welche er getroffen hat bei der Mittheilung mystischer Reden und Sprüche; und wenigstens die Schriftstellerin, deren Gedanken dem Buche zum Grunde liegen, die La Motte Guyon (denn von dieser ist bekanntlich ein Buch „die Ströme" vorhanden) nicht als Wortführerin dieser Sinnesart gebrauchen. Das kurze Vorwort des deutschen Herausgebers hat übrigens das Verdienst, neuerdings zuerst auf den Unterschied zwischen Mystik und Theosophie hingedeutet zu haben*).

Ein bedeutender Beitrag zur Geschichte der Mystik geschah durch Neander's Schrift über den heiligen Bernhard, welche übrigens mehr für allgemein geschichtliche Zwecke geschrieben worden war. Auch lernen wir nur hier — wie es Bernhard's Charakter war — die einfache praktische Mystik kennen, welche der Scholastik des zwölften Jahrhunderts entgegenstrebte. Und Bernhard's Ansichten wurden weit mehr aus dem allgemeinen ascetischen Lehrstoff der in der Kirche vorhanden war, der diesem gemäßen Praxis, und aus den Ideen welche der Kirche überhaupt zum Grunde lagen, hergenommen, als von dem Mysticismus, welcher sich als Partei und Parteimeinung damals durch das Abendland verbreitete, und war anderer Art als dieser: nur ein innigerer Glaube und die Anforderung der Liebe, in welcher sich dem Bernhard zugleich alle Tugenden und alle Glaubenspflichten darstellten. Wir werden seiner noch im Folgenden Erwähnung thun müssen.

Aber eine ausführliche Darstellung des Philosophischen und

*) S. XXXIV. „Es scheinen mir die meisten die Mystik zu vermengen mit der Theosophie u. s. w. Die Theosophie steigert die erkennenden Kräfte, die Mystik reinigt den Willen". — Dagegen ist, zwar in einer gangbaren, aber doch vieldeutbaren Formel gesagt: „des Theosophen Streben gilt dem All; das des Mystikers dem Nichts."

Geschichtlichen der Mystik gab uns ein vormals berühmter holländischer Gelehrter, F. A. Borger in einem besonderen Buche, das schon durch die Form, durch eine ächt römische Sprache, ausgezeichnet ist (disputatio de mysticismo 1820). Dieser Gelehrte hat im Schmerze, daß er durch die Verheißungen der neuesten Philosophie, der deutschen nämlich (denn eine neuere und neueste giebt es allerdings nur unter uns) getäuscht worden sey, da ihn ein großer Kummer aus seinen äußeren Geschicken auf Trost und Aufrichtung der Philosophie anzuweisen schien, dieser Philosophie in seinem Werke den Krieg erklären wollen; sie heißt ihm besonders hier Mysticismus: und das Buch, wenig gebraucht oder auch bekannt geworden unter den unsern, ist schon darum sehr merkwürdig, weil wir aus ihm das Urtheil des Auslandes über das wissenschaftliche Leben und das philosophische Treiben unter uns in der That vollständig erkennen. Denn gerade so lassen sich auch die anderen Ausländer gewöhnlich über unsere Philosophie vernehmen; und wir wollen nur auf die Bemerkungen Dugald Stewart's hinweisen, welche wir an einer andern Stelle des Hermes wiedergeben werden.

Allein gerade die philosophische Erörterung, eben sowohl die freie und eigene als die der fremden Philosopheme, ist die schwächste Seite dieses Werks, und wir müssen daher das Ganze in der Hauptsache für mißlungen erklären. Uebrigens ist es, der Polemik gegen uns ungeachtet, doch ganz aus einem Theile der gemeinen deutschen Philosophie und Stimmung geschöpft, und besonders haben die theologischen Journale (die vom zweiten und dritten Range vornämlich) und die kleinen Schriften, polemischer oder auch zänkischer Natur, dem Verfasser zu seinem Stoffe verhelfen müssen; und wir müssen die Vernachläßigung des gediegenern Theiles unserer Literatur zu allererst an ihm rügen.

Es liegt der borger'schen Schrift kein bestimmter Begriff der Mystik zum Grunde, und jener allgemeine, welcher vom Anfange herein analysirt wird, die Mystik hänge dem Gefühle nach, wird in der römischen Sprache noch vieldeutiger als in der unsrigen. Offenbar verzweigt er sich bei Borger in die beiden: bloße Erregungen des Gemüths, ohne Reflexion über Grund und Art derselben; und, (S. 13 ff.) dunkle Vorstellungen, weil viele zugleich auf uns einwirken. Würde der Mensch aber nur von jenen beherrscht, so dürften wir wenigstens keine täuschende phantastische Lehre von ihm erwarten; auch ist das Merkmal des Religiösen, welches der Verfasser in den Mysticismus als ein nothwendiges Merkmal legt, willkürlich und unbegründet hineingelegt worden, und einem solchen Zustande wäre immer eher eine gewisse materialistische Stimmung, als ein religiöser Mysticismus, zuzutrauen. Aber der andere Zustand, der, durch dunkle Vorstellungen beherrscht

zu werden, kann im allgemeinen weder diesen noch einen andern bestimmten Namen führen, weil er zu vielartig ist und zu dem Verschiedensten hinführt. Noch kommen dann in der borgerschen Ausführung, wir wissen nicht, woher, diese Merkmale der Mystik hinzu, daß sie überall nur das Unmittelbare suche (S. 11. und anderwärts), und (S. 21.), daß sie auf die Vereinigung mit Gott gerichtet sey: aber in den geschichtlichen Darstellungen des Buchs finden sich alle diese zerstreut aufgefaßten Begriffe nicht eigentlich durchgeführt, sondern sie verschwinden wieder, wie sie hereingekommen sind; und da sie kein Recht hatten, da zu seyn, ist nicht viel an ihnen verloren. Es geht uns hier nicht weiter an, wie der Verfasser dem Gefühle, das er aus dem Gebiete der Religion verscheuchen gewollt hatte, doch eine geheime Rückkehr verstattet habe, in dem letzten Capitel seines Buchs: diese Inconsequenzen (wenn man nicht der Sache mit einem Worte zu viel Ehre erweist, welches doch auf eine bestimmte Begriffs- und Beweisausführung hindeutet) sind ihm mit unseren gewöhnlichen Philosophen und Theologen gemein.

Borger hat die frühere Mystik nur gelegentlich erwähnt, und sein ganzes Absehen eigentlich auf die neue deutsche Philosophie und Kirche gerichtet; wie aus dem Vorigen schon erhellt. Es ist merkwürdig, daß er (S. 54) Kant selbst an die Spitze der neuesten deutschen Mystik gestellt hat. Dieses war früher zwar schon nach Kant's eigenem Berichte (s. das Buch: Streit der Facultäten, im ersten Abschnitte) und auch von Ammon geschehen: allein in anderm Sinne als von diesem Verfasser. Er meint, die Lehren von der Selbständigkeit der Vernunft und des Rationalismus in der Religionslehre führen zum Mysticismus. Liegt hierin nicht der Gedanke, den Borger wenigstens doch nicht billigen konnte, daß die Vernunft für sich rath- und haltungslos sey und allenthalben einer Begründung und Richtung von außen bedürfe? Nämlich es lag dem Verfasser daran, auch die andere, angeblich schwache Seite der deutschen Philosophie aufzuführen. Von Fichte ist es mit mehr Schein von Borger, wie von vielen andern (S. 117), behauptet worden, er habe die Mystik unter uns befördert. Wir gedenken dieses Philosophen, bei allen seinen ungeheuern Irrthümern und Uebertreibungen, immer nur mit Ehrfurcht und Dankbarkeit; und es würde schlimm mit unserer philosophischen Bildung stehen, wenn man die letzten Schriften dieses Mannes einmal versäumen wollte. Aber wir mögen ebenso wenig seine Lehren, auch seine (vielfach modificirten) letzten, über Gott und Welt vertheidigen, als es geradezu leugnen, daß sich die mystische Denkart eben an seine letzten philosophischen Darstellungen habe anschließen können. Auf der andern Seite leugnen wir indessen, daß Philosophie und Schriften Fichte's die Mystik hätten erzeugen können. Sie war in der Zeit, sogar

schon entwickelt, vorhanden, es wäre immer noch sehr erwünscht, wenn die Mystik sich gerade an diesen Geist anschließen wollte und seine urkräftige Rede; und eher möchte man den Philosophen selbst schon unter der Herrschaft derselben und seiner Zeit denken, wenn es dessen bedürfte. Allein so zu sprechen wie er gesprochen hat, trieb ihn vielmehr sein eigener Geist: welcher, nach gewaltigen Kämpfen in sich selbst und mit der von ihm verachteten Menschenwelt, und nachdem er eine kühne Lehre aufgegeben hatte, welche selbst dem Gottesglauben zu entsagen bereit gewesen war, endlich im Unmuth über eine Zeit, in welcher ihm alles Edle, Kräftige, Hohe versunken zu seyn schien, sich nun unmittelbar zu der Gottheit emporrang, und für die Philosophie selbst die Aufgabe stellte, den Weg zu offenbaren, auf welchem eine solche Vereinigung geschehen könnte, und das Bewußtseyn zu erwecken, daß es möglich sey. Aber unter allen andern Umständen würden diese Gedanken, auf welche ja am Ende jede höhere Metaphysik hinausläuft (jede Philosophie also, welche sich nicht innerhalb der Gränze halten will, das menschlich Nöthige und Heilsame zu erkennen) und die Sprache dieses Philosophen, welche doch nur die biblische und altkirchliche war, mit dem Mysticismus in keine Berührung gekommen seyn, so wie es jetzt geschehen ist. Der Idealismus aber ist für sich noch fern vom Mysticismus, wie Fichte's frühere Lehren klar gezeigt haben.

Die Hauptklage Borger's geht aber, wie es neuerlich durchgängig geschehen ist, auf die sogenannte schellingsche Philosophie. Wir müssen die Würdigung dieser Lehre aus dem allgemeinmenschlichen, kirchlichen und bürgerlichen Standpuncte, auf eine andere Stelle in dieser Zeitschrift aufsparen, falls man uns in der Sache noch weiter hören möchte. Denn dieser Gegenstand ist so vielseitig und seine Untersuchung greift so tief in die Angelegenheiten der Zeit ein, daß wir von unserer Absicht ganz hinweggerückt werden würden, wenn wir ihn hier weiter verfolgen wollten. Wir wollen nur darauf im voraus aufmerksam machen, daß die Schule, von welcher wir sprechen, keine abgeschlossene, fest bestimmte und vollendete Lehre habe, sie auch nicht haben wolle; sondern sich nur als eine, für die Speculation begeisterte Jüngerschaar gehalten wissen wolle, unter welcher besonders die alten speculativen Lehren und ihre Formeln wieder hergestellt worden seyen*). Und so müßte sich bei jeder allgemeinen Beurtheilung dieser Schule immer nur das fragen, ob und wie weit überhaupt die Speculation sich für das Vermögen und

*) So hat es, nach Schelling's eigenem Vorgange (Vorrede zu d. philosophischen Schriften), auch Bachmann in der Geschichte der Philosophie unserer Zeit entwickelt.

die Zustände des Menschen gehöre? und in der Untersuchung über den Mysticismus: ob es einen nothwendigen und unmittelbaren Zusammenhang gebe zwischen speculativer Philosophie und dem Mysticismus? Ferner theilt man einzelne Parteien und Arten dieser Schule, welche wirklich schon hervorgetreten sind, nicht gehörig ab: die schellingschen Lehren, die früheren und späteren (die idealistischen, realistischen und die theosophischen), und die Lehren vom Absoluten, die realistischen, oder auch materialistischen bei den neuern Philosophen von der Partei. Es gibt ferner eine Unzahl offenbarer Mißverständnisse dieser Lehren, von welchen der Herausgeber der dritten und vierten Ausgabe des tennemannschen Grundrisses der Philosophie mit Recht sagt, daß sie vornämlich von den theologischen Gegnern derselben ausgegangen seyen. Unter diesen ist das das vornehmste, daß in die Lehre von der Selbstentwickelung der Gottheit ein materialistischer Sinn gelegt worden ist; da diese doch gar nicht die Gottheit an sich, sondern die göttliche Kraft, welche in der Welt wirkt und schafft, angeht. Und es ist auffallend genug, um zu Borger zurückzukehren, daß derselbe Verfasser diesen Sinn jener Formeln anerkannt hat, und dennoch die alte Anklage wiederholt. Es würden im allgemeinen diese Misverständnisse seltener seyn, wenn es mehr Kenntniß von den gangbaren Formeln der speculativen Lehren gäbe, wie sie besonders in der späteren Zeit geltend geworden sind. — Aber am meisten ist bei der Beurtheilung jener neuesten deutschen Philosophien der Unterschied von dem aus den Augen gelassen worden, was sie von ihrer Zeit selbst angenommen haben, und wozu diese sie gebraucht habe, und was sie in die Zeit gelegt haben könnten. Gewiß muß dieses auch bei der Untersuchung, was der Mysticismus aus jener Philosophie genommen oder gewonnen habe, ganz besonders beachtet werden; und uns wenigstens scheinen die mystischen Lehren und noch weit mehr die mystische Denkart, der Zeit um vieles bedeutender, sowohl auf die Aufstellung als auf die Auffassung der schellingschen Lehren, eingewirkt zu haben, als sie durch sie bestimmt und gebildet worden. Und wir hegen dieselbe Meinung in Beziehung auf die Theologie und Kirche und ihr Verhältniß zu jenen philosophischen Lehren.

Auch die ganze Beweisführung dafür, daß sie zum Mysticismus führen sollen, ist so schwankend, daß man das Ungewisse der Behauptung leicht schon hier durchscheinen sieht. Es würde z. B. die Schuld sehr getheilt seyn zwischen jenen und vielen andern Dingen welche in der Zeit etwas bedeuten, wenn man die Mystik bloß daraus ableiten wollte, daß jene Philosophie den christlichen Gottesglauben untergrabe; und der Unglaube führt bei weitem nicht immer zur Mystik. Oder will man (wie es Borger unter vielen andern Beweisen welche ihm mit der herrschenden Denkart gemein

sind, auch versucht hat) aus der Idee des Absoluten in jener Philosophie den Mysticismus ableiten? Allein diese ist für sich nicht nur kein verwerflicher Gedanke, sondern sogar ein allgemeiner und nothwendiger; und nur die mannichfachen Verirrungen derer welche das Endliche aus dem Absoluten begreiflicher oder phantastischer Weise abzuleiten versuchen, haben ihn verwerflich gemacht. Oder hat man endlich den Mysticismus darin von jenen Lehren abgeleitet, daß diese die Allegorie der Kirchendogmen begünstigten, ja selbst neuerdings eingeführt hätten: so mag man erst den Beweis führen, daß durch diese Allegorien gerade die mystische Denkart gefördert werde, mit welcher sie oft nur allgemeine Benennungen gemein gehabt haben; daß jene ferner immer mehr als etwas Gelegentliches und Außerwesentliches gewesen seyen, wodurch nicht einmal die Theologie der Kirche sonderlich verändert worden sey; und daß es endlich nicht allen philosophischen Lehren alter und neuer Zeit gemein gewesen sey, wenn sie bestimmte metaphysische Theorien bei sich führten, und wenn in der Zeit keine entschiedene Reaction gegen das Kirchenthum lag, sich mit der herrschenden Glaubenslehre auf dem Wege der Allegorie zu verständigen.

Man könnte über die borgersche Schrift noch manches einzelne bemerken, worin dieser Verfasser sowohl die Erscheinungen als die Ursachen der mystischen Denkart falsch aufgefaßt zu haben scheint: allein wir mögen ihm lieber das Zeugniß geben, daß er über diejenigen Umstände, welche im äußern und gesellschaftlichen Leben unseres Volks eine gewisse geistige Erschlaffung, vornämlich in religiöser Hinsicht herbeigeführt haben könnten, manches treffend bemerkt habe, und diese Schrift überhaupt verdiene beachtet zu werden, auch außerhalb der Sache des Mysticismus.

In einem Werke von Eschenmayer, welches auch als zweiter Theil der Religionsphilosophie *) herausgegeben worden ist: „Mysticismus" überschrieben, wird dieser Begriff auch, wie in andern vorher schon erwähnten Schriften, in einer Bedeutung genommen, welcher eine Vertheidigung desselben natürlich und leicht gemacht hat. Er wird hier nicht einmal auf eine für gewisse Zeiten, oder überhaupt im Kampfe der Meinungen und Bestrebungen und in dem gewöhnlichen Fortleben in Kirche und Wissenschaft nöthige, also doch an sich zufällige Denkart bezogen; sondern der Mysticismus ist dem Verfasser eine gewisse allgemeine Ansicht und Behandlung des Göttlichen, die nämlich mittelst des ästhetischen Sinnes. Ueber die beiden, den Mysticismus und den Rationalismus, als immer unvollständige und einseitige Denkarten, stellt dieser Verfasser dann den Supernaturalismus, welcher in dem neuer-

*) Tübingen 1822.

lichst erschienenen dritten Bande dieser Religionslehre als eine philosophirende kirchlich-orthodoxe Glaubenslehre bearbeitet worden ist. Da also diese Darstellung des Mysticismus dem geschichtlichen und gangbaren, wie dem hier besprochenen Begriffe der Sache zu fern liegt, so überlassen wir sie der Religionsphilosophie; machen aber auf die Classification der unechten Mystik (S. 238 ff.) aufmerksam. — Es ist eine ähnliche Entwickelung derselben von einem bekannten populären Schriftsteller Grävell geschehen, in einer Schrift: „über den Werth der Mystik" (1822) und gelegentlich sonst von unzähligen. Nicht zu jeder Zeit aber kann es gut seyn, Verirrungen im Leben des Geistes und Gemüthes, wie die der Mystik doch ohne Zweifel ist, in nothwendige Denkarten zu verwandeln, so daß die falsche Mystik nur ein Zuviel oder eine Unregelmäßigkeit in derselben wäre, und am wenigsten in unserer Zeit. Warum sollte man übrigens auch gerade die edlen, oder doch die bessern Erscheinungen mit Namen bezeichnen, welche von Alters her nur gewissen Fehlern gegeben wurden? und die Kritik des geistigen Lebens und in der Wissenschaft weiß von keinem Mantel der christlichen Liebe.

Die zuletzt genannte Schrift wurde durch Ewald veranlaßt, einen, und nicht nur (oder vielleicht auch am allerwenigsten) in der theologischen Welt, bekannten Schriftsteller, und durch dessen Briefe über die alte Mystik und den neuen Mysticismus (1822). Dieser nun verstorbene Theolog gehörte nicht zu denen, welche in der gelehrten Forschung oder auf dem freien Gebiete der Wissenschaft zu ordnen oder aufzuklären verstehen; ob er, wie man gemeint hat, einer theologischen Partei gedient habe, wissen und fragen wir nicht. Es ist möglich, ja es wird behauptet, daß seine Schriften im Volke viel gelesen worden seyen und Nutzen geschafft haben; aber wissenschaftlich angesehen, haben sie keinen sonderlichen Reiz und keine Bedeutung. Schlimm ist es dann, wenn bei nicht entschiedener Wissenschaftlichkeit und einem nicht durchdrungenen Gegenstande noch die verführerische Form des Briefes gewählt wird, um gewisse Gegenstände abzuhandeln, in welcher bisweilen selbst der Meister mit seinem Stoffe zu Schanden geworden ist, wenn es ihm auch in der Form geglückt wäre. Dieses letzte wollen wir gerade auch nicht bei dem Verfasser dieser mystischen Briefe behaupten; sie sind in jedem Falle nur für den Druck geschrieben und viel zu klein zugeschnitten; es müßte denn dieses eben auch für die Illusion geschehen seyn, als habe um und neben diesen mystischen Dingen noch allerlei über Haus und Welt gestanden, was man jetzt weggelassen hätte. Aber die Sache selbst scheint nicht genau und belehrend bearbeitet worden zu seyn. Mancherlei Notizen mögen da und dort, vornämlich im größern Publicum, willkommen

seyn, wenn nur auch sie genauer und zuverlässiger wären; doch hat das Buch das Verdienst, neuerdings diesem Publicum einen Aufschluß gegeben zu haben über das Geschichtliche der Mystik. Ueberdies können wir auch weder den Ton, in welchem das Ganze gehalten ist, noch die Methode billigen, alles was je von mystischer Art gesprochen worden ist, gut zu heißen. Das Gutmeinen, die Gesinnung ist wohl überall die Hauptsache, aber die vernünftige spricht sich immer auch in rechter Art aus; auch ist nicht immer die der Mystiker gerade so rein und edel gewesen, wie es hier behauptet wird. Doch begünstigt der Begriff welchen dieser Verfasser von der Mystik hat, jene Apologien sehr.

Ob der Verfasser recht gethan, Mystik und Mysticismus überhaupt und so zu unterscheiden, daß ihm dieser das Abgeleitete und Unechte bedeute, wollen wir nicht entscheiden. Dieses ist eine willkürliche Sache, welche überdies nichts ausmacht. Ueberraschend war es für uns, den Verfasser, den das Gerücht doch selbst immer in Verbindung mit den sogenannten Tractatengesellschaften gesetzt hatte, im 35sten Briefe den falschen Mysticismus allein von diesen ableiten zu sehen, ob er gleich das Gute der Absicht und selbst des Inhaltes solcher Schriften nicht verkennen mag.

Die Beschreibungen der alten, echten Mystik, welche das Buch enthält, kommen darauf meistens hinaus, daß sie eine aus tiefer Sehnsucht hervorgehende Liebe zu Gott und die Betrachtung von dieser sey. So hat es auch der fünfte Brief dem Sinne nach aufgestellt; obgleich hier schon vielerlei Fremdartiges, z. B. das von dem Mittler (S. 20), eingemischt, und der Begriff selbst nicht rein gehalten worden ist. Denn wie mag man z. B. behaupten, was auch im Folgenden oft wiederkehrt, daß die Vorstellung von einem angebornen Verderben der menschlichen Natur in diesem mystischen Triebe inneliege, welche ihm sogar zu widersprechen scheinen könnte? Es kommen im Folgenden dann zu dieser Vorstellung von der Mystik noch vielerlei andre hinzu, welche sich schwer unter denselben Hauptbegriff bringen lassen. Gerade aber die Auswüchse der ältern Mystik, die Unwürdigkeiten von der Liebe zu Gott, in denen diese den Charakter und die Farbe der menschlichen, ja der sinnlichen Liebe erhält und welche kaum dem verwöhnten morgenländischen Sinne zusagen konnten, haben in jenem Begriffe hier ihre Bestätigung gefunden, von dem kühnen Ausdrucke des Morgenlandes an, welchen Göthe wiederzugeben versuchte (worauf sich denn der Verfasser auch oftmals bezogen hat), bis auf die tändelnden Reden unserer Zeiten von der Jesusliebe, über welche man spotten könnte, wenn man nicht über sie zürnen müßte und die Zeit beklagen, in welcher so etwas sich geltend machen konnte ohne die Unschuld und Kindlich-

keit unserer Väter, bei welcher es diesen wohl noch freistand, sich der alten Kindessprache von göttlichen Dingen zu bedienen *).

Wissenschaft und Philosophie sind in diesem Buche, auch außerdem daß es sich nicht mit ihnen ausrüsten wollte, sehr übel gefahren, und es möchte dieses die bedenklichste Seite desselben seyn. Wenn die Vertheidigung der Mystik sich darauf beschränkt, jene als bloße Durchgangspuncte zum höhern Leben und als matte ungenügende Bestrebungen darzustellen, oder sie in gewisse Gränzen einzuschränken, so mögen es jene sich einstweilen gefallen lassen, und sie können dabei ihre Rechte immer noch allenthalben geltend machen. Allein bei Ewald sind sie wirklich dem guten und echten Streben entgegengesetzt, und die Beschäftigung mit ihnen verhindert, diesem Verfasser zufolge, in dem Wesentlichen begründet oder gefördert zu werden. Auch von jenem Grundfehler des Quietismus in der Mystik hat er sich nicht frei erhalten, als Bedingung der höhern Weihe und des Genusses vom Göttlichen nicht das reine sittliche Leben, sondern die Passivität, die Hingebung und Demuth, aufzustellen. Wenigstens ist jenes, das Ausgezeichnete gerade an den ältern Mystikern nirgends hier ausgeführt, oder nur bestimmt ausgesprochen worden. — Vieles Einzelne des Buchs steht in keinem Zusammenhange mit dem Gegenstande und dem Laufe der Untersuchung, ob es gleich der Verfasser versichert. Z. B., was zehnter und elfter Brief, obendrein höchst unklar, über die Analogie der Gesetze und des Laufes der äußern Natur und der Menschenwelt und ihrer Führung, überhaupt und in Beziehung auf die Geschichte der Offenbarung, gesagt hat. Aber bei dem Verfasser fällt sehr gewöhnlich die Mystik und der Offenbarungsglaube zusammen; wel-

---

*) Die Liebhaber tändelnder Mystik und Curiositäten mögen hierbei auf ein ziemlich verschollenes Buch aufmerksam gemacht werden, in dem dennoch, so wie in seinem Verfasser, sich viel Geist geoffenbart hat, ich meine die Poesien von Quirinus Kuhlmann, Kuhlpsalter genannt. Manche Stellen sind wirklich ganz im Sinne und der Art mancher neuern. Wir wollen eine solche zum Besten geben. (S. 68):

Seelewig ist drauf versunken,
Aus sich, in sich übersonnt;
Von der Gottesliebe trunken,
Unvernünftiglich bewonnt:
Sie entschränket ihre Schranken,
Reißet sich von sich und Ichts,
Zu dem ersten All und Nichts,
Zu dem Ungrund ohne Wanken;
Voll von Liebe, voll von Danken,
Voll des lichten Lichtes Lichts.

ches doch, besonders aber auch nach seinem eigenen Begriffe von Mystik, wesentlich verschiedene Gegenstände sind, und womit den Rationalisten ein großer Dienst geschieht; einer Partei, welcher Ewald gewiß nicht in die Hände arbeiten wollte. Wiederum wäre der Glaube der Mystiker (welcher nicht einmal das Organ ist, dessen sie sich selbst rühmen, sondern das, was sie für ihre Gefühle und Anschauungen von Andern verlangen) zugleich mit dem der Offenbarungsgläubigen, dem philosophischen, des Hume besonders, gleichgesetzt (S. 129 ff.), da doch dieser, selbst in seiner allgemeinsten Bedeutung, ganz etwas anderes ist, als jener und dieser, nämlich die dem Menschen eingeborne unabweisbare Ueberzeugung von der Realität dessen, worauf sich unser ganzes inneres und äußeres Leben gründet. — Doch wir mögen uns nicht weiter über einzelne Dinge verbreiten, welche diese Schrift vernachlässigt oder schief gestellt habe. In jedem Falle muß es über sie zugegeben werden, daß die genauere Kenntniß der Mystik durch sie nicht vorgeschritten sey.

Einige Schriften eines verdienten jüngern Theologen, Engelhardt, zur Geschichte derselben können nur erwähnt werden, indem sie, beschränkt auf die Erörterung einzelner Männer und Schriften, nicht das Ganze und das Allgemeine der Sache beachten konnten. Diese Schriften beziehen sich auf Dionysius Areopagita und Gerson*) vornämlich. Von den Werken des Dionysius gab uns Engelhardt neuerlich eine ausführliche deutsche Bearbeitung**), welche ihre Zeit vielleicht dennoch nicht gefunden hat, ob auch alles mit Mystikern angefüllt wäre, wie man behauptet. Denn jene areopagitische Mystik ist doch zu sehr in die Philosophie hineingedacht, in eine tiefe überdieß vermischende und unklare Philosophie; und obwohl die Uebersetzung getreu und gelungen heißen kann, so erscheint doch das Ganze unserer Art und Sprache so fremd, daß wir nur wenigen unter diesen Mystikern die Anstrengung zutrauen, sich in diese Schriften, auch nach dieser Erleichterung, hineinzuarbeiten, und außerdem können wir uns keine günstige Wirkung von der Beschäftigung mit ihnen im Publicum versprechen. Kurz, wir wünschten, der Verfasser hätte seine Bemühung und die schönen Sammlungen, welche er für den Schriftsteller gemacht und auch in dieser Uebersetzung gegeben hat, vielmehr auf eine Revision und Erklärung der Schriften im Original verwendet, deren es bedarf, und welche ein ansehnliches Publicum ohne Zweifel gefunden haben würde.

Wir werden nur durch die Localität dieser Arbeiten an einige in demselben Verlage erschienenen neuern Schriften von Salat er-

*) De Gersono mystico. Erlangen, 1822 und 1823. II. 4.

**) Die Schriften des Dionysius Areopagita. Sulzbach, 1824. II. 8.

innert*). Es ist diesem Philosophen bei seinem schriftstellerischen Eifer nicht zu verargen, wenn er sich auch über diese Gegenstände hat verbreiten wollen, was ihm überdies persönlich sehr nahe liegen mag, und in seine Manier, zu entwickeln und auszuspinnen, auch immer Fremdartiges und Persönlichkeiten hereinzubringen, müssen sich seine Leser längst geschickt haben; sein Eifer endlich für Licht und Recht ist nur zu ehren. Allein wir gehören zu denen, hoffentlich zu den Wenigen, welche sich an den Salat'schen Schriften und ihrer Lehre nicht ergötzen können, und bei einer flüchtigen Ansicht der hieher gehörigen Schriften, wurde es uns nur klar, daß durch sie die Sache nicht eben gefördert worden sey.

Aber mit Freuden müssen wir der Arbeiten gedenken, welche einer unserer gelehrtesten jungen Theologen, A. Tholuck zu Berlin, in Beziehung auf Begriff und Geschichte der Mystik unternommen hat. Sie gehen zwar zunächst die morgenländische an: allein es ist eben ein großes Verdienst, welches dieser Gelehrte sich erworben hat, daß er die Untersuchungen über diese, welche bisher überhaupt nicht rege waren, oder doch sehr abgeschlossen und mehr populär geführt wurden, mit denen über die Mystik überhaupt in Verbindung gebracht und wissenschaftlich, ja philosophisch zu führen gesucht habe. Es sind die beiden Schriften vornämlich, welche wir meinen: „über den Ssufismus" und „die Blumenlese aus der morgenländischen Mystik" (1825)*). Die Kritiken, welche über das erstere Buch von dem Auslande ergangen sind, von den berühmten S. de Sacy und von Hammer (Leipziger Literaturzeitung 1822, Nr. 252 — 258.), jene auch von Degerando wiederholt (hist. comp. T. IV. p. 279) und berücksichtigt von Tholuck, in der Vorrede des zweiten Buchs und in einer populären, aber durch die gelehrten Beigaben sehr schätzbaren Schrift anonym von ihm herausgegeben: „von der Sünde und dem Versöhner" (Hamburg 1824 S. 226 ff.) — diese gehen uns hier

*) Besonders: „Versuche über Supernaturalismus und Mysticismus. Sulzbach. 1823.

**) Das Sprachliche, was zu diesen Werken etwa bemerkt werden könnte, überlassen wir andern Zeitschriften. Aber es mag wohl Wenige geben, welche mit solcher Kenntniß auf den verschiedenartigsten Feldern des Wissens, so viel Talent für Philosophie und eine solche Erregbarkeit und Frische des Gemüthes vereinen, wie es bei diesem Verfasser der Fall ist. Und wenn man also auch bei dem zweiten dieser Bücher eine gewisse Unbestimmtheit des Zweckes aussetzen sollte, welche es keiner Art von Lesern ganz angemessen macht, in dieser Zusammensetzung des dichterischen Textes, der ascetischen Noten und der gelehrten Einleitungen; man muß sich doch an dem Geiste erfreuen, der dieses hervorgebracht und geordnet hat.

weniger an, da sie mehr auf die Bedeutung der Quellen gehen, aus denen Tholuck geschöpft hat (der Handschriften der berliner Bibliothek), oder auf die Stellung des Sufismus in dem Ganzen der morgenländischen Religionen und Denkarten, besonders aber in Beziehung auf die muhamedanische Religion *). Das Allgemeine dieser Mystik (der durchgearbeitetsten im Orient, obgleich nicht der einzigen, denn Indien und China wenigstens haben ganz verwandte Erscheinungen aufzuweisen) ist in der Art, wie es Tholuck nun aufgestellt hat, von den Kundigen schon längst erkannt worden und völlig ausgemacht. Nur in den gewöhnlichen compilirten Büchern deutscher Schriftsteller waren über die Ssufi's und über die orientalische Mystik andere Begriffe im Umlaufe. Wir wollen uns hier darauf beschränken, die Grundzüge dieser Mystik darzustellen und einiges über die Ansichten Tholucks von den Gegenständen dieser Art beizufügen. Es ist merkwürdig, daß einige Missionarien neuester Zeit auf ihren Zügen in Persien beinahe dieselben Resultate und dieselben Anwendungen gegeben haben **).

Die orientalische Mystik geht fast den entgegengesetzten Weg von dem, auf welchem sich die des Abendlandes gewöhnlich gehalten hat. Der Unterschied zwischen beiden scheint uns aber in den Schriften von Tholuck doch nicht richtig erörtert worden zu seyn. Während diese nämlich aus einer Ueberspannung des religiösen Gefühles hervorgeht, also in der Idee der Erhabenheit Gottes beruht; geht jene aus den Gefühlen der Erhabenheit des Geistes hervor, und beruht in dem Begriffe der Nichtigkeit alles Aeußern, im Zusammenhange und im Vergleiche mit dem Innern, dem Geistigen. Denn es ist ein großes Vorurtheil, daß der Orient gerade der Sitz der Religion sey, und sein ganzes Leben in der Religion begründet wäre. Er ist nur die früheste Wohn- und Bildungsstätte der Menschheit gewesen, und Gedanken und Formen, also auch die von der Urreligion der Menschheit, sind in ihm stehender. Aber durch den steten Gebrauch des göttlichen Namens, und durch die Ausspinnung von Göttersagen, werden die Völker nicht frömmer und können sie nicht als frömmer gelten. Im Gegentheile herrscht

*) Uns scheint weder die Ansicht der Franzosen und Engländer, daß diese Mystik der Ssufi's aus dem Neuplatonismus herstamme, noch die entgegengesetzte, daß sie aus dem Islam entstanden sey, annehmbar zu seyn. Sie war ein altmorgenländisches Erzeugniß, welches sich an diesen, aber gegen seinen Sinn und Willen, anschloß, aber am wenigsten mit dem Neuplatonismus zu thun hatte.

**) S. Basler Magaz. f. Mission. VII. 3. S. 487. VIII. 2. Die Vorstellung dieser neuern Missionarien über die Lehre der Ssufi's vom blinden Zufalle, ist aus Tholucks Ssufismus, S. 240 ff., genauer aufzufassen.

unter den Morgenländern, und besonders unter den muhamedanischen Persern, ein sinnlicheres Lebensgefühl und eine entschiednere Lust am Weltlichen und Gegenwärtigen, als sonst unter den gebildeten Völkern, und dieses alles, aber auch der geistige Uebermuth, wird durch die öffentlichen Religionen gehegt und befördert. Allerdings aber ist es bemerkenswerth, worauf Tholuck häufig hingedeutet hat: daß die entschiedenste Liebe zum Weltlichen und die übertreibende Verehrung gegen die menschliche Natur, wenn sie bei einem tiefern und lebendigern Sinne statt hat, leicht auf einen Punct gelangt, auf dem sie sich selbst vernichtet.

Die morgenländische Mystik entwickelt sich nämlich aus Pantheismus und Idealismus, bis zu welchen sich jene Gefühle der Erhabenheit des Geistes steigern: aus dem Gedanken also, daß die Seele zu Gottes eigenem Wesen gehöre, und alles außer ihr Schein und Nichtigkeit sey. Die Formen derselben sind sehr wenige, und sie kehren immer wieder; und von Dichtern vornämlich ausgebildet, hat sie einen mehr dichterischen Charakter, als die des Abendlandes, welche sich immer entweder durch die Philosophen oder in Sprache und Denkart des Volkes entwickelte. Die Liebe ist das allgemeine Symbol für die Bestimmung des Frommen in der orientalischen Mystik. In ihr geht ihm endlich das gesammte weltliche Leben unter, und er selbst sehnt sich in ihr aus sich selbst heraus nach der Vereinigung mit dem Zeitlosen, dem Ueberweltlichen, mit der Gottheit. Es verhehlt es denn diese Mystik auch gar nicht, daß sie nach der Auflösung, ja der Vernichtung strebe, und dahin gehen alle ihre Aussprüche; dieses ist ihr Reiz, ihre Empfindung und ihre Erhabenheit.

Die Platoniker, die alexandrinischen besonders, und wiederum vornämlich die heidnischen, haben zwar die meisten von diesen Formeln auch unter sich: Vereinfachung, Vereinigung und den Namen des Nichts für die Bezeichnung des Höchsten und Ursprünglichen. Allein diese Formeln hatten bei ihnen immer geistige und sittliche Bedeutung, sie schreiben sich überdieß vom Plato selbst her, und dieser hat das Eine und Viele, das Nichts und das Seyende mehr in Beziehung auf frühere griechische Philosopheme gebraucht, als wie einen Nachhall aus dem Orient, wenn gleich jene spätern Platoniker sie mit der Sage aus dem Morgenlande, welche verworren an sie gekommen war, vermählt haben mögen. Bei Tholuck aber sind Platonismus und jene morgenländische Mystik einander zu nahe gebracht worden. Aber (wie schon oben angedeutet wurde) alle diese Meinungen und Formeln zusammen, und was aus dem abendländischen Mysticismus noch besonders hervorging, erzeugte, gemischt und in einander gährend, die Theosophie der späteren Zeit; und eben jene Mischung und Gährung und das Entlegene des ge-

sammten Stoffes brachte die Verworrenheit oder auch die Verrücktheit hervor, in welcher sie sich darzulegen pflegte.

Von den Träumen des Ssufismus über die Selbstvernichtung und Selbstvergottung, von der Liebestrunkenheit und Berauschung, der Versenkung und Seligkeit in der Gottheit brauchen wir hier um so weniger Proben aus den Tholuckschen Sammlungen und anderwärtsher zu geben, da die zweite Schrift dieses Gelehrten diesen Gegenstand schon so allgemein zugänglich gemacht hat. Wir erlauben uns diesemnach nur einige Worte über die Resultate welche dieser Gelehrte aus dem Stoffe gezogen hat.

Die Differenz der mystischen Ansichten des Morgenlandes und der gemeinen, welche, wie schon bemerkt wurde, nicht gehörig beobachtet worden ist, leidet es nicht, solche Anwendungen zu machen wie es von Tholuck geschehen, als sey die Mystik immer mit Pantheismus und mit Idealismus verwandt, oder hänge auch äußerlich immer mit diesen zusammen. Auch dürfen wir wohl nicht den Begriff dieser Denkarten, und vornämlich des Pantheismus, gerade von jener Mystik abnehmen. Denn (um dieses beiläufig zu bemerken) der Pantheismus stammt überall mehr aus einem durch schiefe Weltansicht gehemmten religiösen Leben; nicht aus der Vergötterung des Selbst. Und wirklich liegt in jener morgenländischen Mystik mehr Emanatismus, als Pantheismus; was, auch von dem großen Unterschiede dieser Begriffe an sich abgesehen, für die mystische Ansicht sehr viel austrägt. Denn im Emanatismus liegt die Idee einer wesentlichen Verwandtschaft, gerade des menschlichen Geistes, mit der Gottheit, und die einer möglichen Rückkehr in dieselbe; während die pantheistische Ansicht immer mehr realistisch ist. Die Mystik überhaupt scheint sich aber mit jeder Vorstellung von der Gottheit zusammenfinden zu können, und hat sich auch bei der orthodoxen, ebensowohl wie bei den verfehlten, gefunden. — Wir möchten auch die Meinung jenes trefflichen Theologen nicht unterschreiben, nach welcher der Mystik, sofern sie mit dem geistigen Stolze zusammenhänge, die kirchlichen Lehren von dem angebornen Verderben und von der Nothwendigkeit einer Versöhnung entgegengehalten werden. Denn eines Theils ist es, wie gesagt, nur die morgenländische Mystik, welche sich aus einem solchen Uebermuthe des Geistes hervorbildet; und es gibt eine, ja sie ist die gemeinere, welche sich in der Demuth und Gedrücktheit von Geist und Gemüth am gedeihlichsten entwickelt. Anderntheils ist Erinnerung an Sünde und Verderben und absichtliches Hegen der Vorstellung von denselben noch gar nicht das Zeichen oder das Mittel von wahrhafter menschlicher Bescheidenheit, im Verhältnisse vornämlich zu Gott. Denn, mag der Mensch nun bei der Ueberzeugung noch halten, daß seine Natur doch noch etwas mehr werth sey, als das

Dogma glauben mache, oder sich diesem ganz ergeben haben; schon in dem Acte des sich Herabsetzens liegt eine stolze Vorstellung, welche dann durch den hinzukommenden Tugendstolz und durch den des Mystikers auf die Verbindung mit Gott vielfach erhöht wird.

Endlich können wir doch weder mit Tholuck noch mit den persischen Missionarien in jenen orientalischen Lehren etwas finden, was sie der Religion überhaupt oder dem Christenthume näher brächte, wenn es gleich den orthodoxen Muhamedanern auch so erscheinen mag, wie denn der Ssufi jedem Ungläubigen vorangestellt wird, der Ketzerei und der Schuld nach. Alle diese Denk- und Redearten, wie der Ssufismus sie enthält, sind Verschrobenheiten, in denen alle wahre Religion entweder erdrückt oder völlig entstellt wird, und so haben wir es auch immer bei der Theosophie des Abendlandes gefunden. So viel von den Bemühungen Tholucks um die Geschichte der Mystik.

Aber mit gleicher Freude wie diese, erwähnen wir endlich noch ein Werk von Heinrich Schmid über Begriff und Geschichte jener Denkart: „Geschichte des Mysticismus im Mittelalter, in seiner Entstehungsperiode", und da wir wünschen müssen, daß der Verfasser in dieser Art weiter forschen und darstellen und dereinst Gelegenheit finden möchte, selbst die hier gegebenen Philosopheme und historischen Entwickelungen von neuem zu bearbeiten; da wir endlich dieses Buch nach seiner Anlage unbedenklich für das wissenschaftlichste halten, welches für diesen Gegenstand bisher geschrieben worden: so erlauben wir uns in einigen Dingen dabei mehr in das Einzelne einzugehen, zuerst aber einiges zur Einleitung über den Begriff des Mysticismus zu bemerken.

Wir können hier die Behauptung übergehen, gegen welche oben schon gesprochen wurde, daß jener Begriff nur auf anthropologischem Wege erörtert werden dürfe (es werden diesem der etymologische, historische und logische entgegengesetzt, und so, daß wir von dem letzten keine recht bestimmte Bedeutung absehen, im Unterschiede von den vorigen): die anthropologische Erörterung begründet nur die Untersuchung über die Sache, und der eigentliche Begriff muß immer auf geschichtlicher Grundlage erklärt werden, und ist es bei dem Verfasser selbst auch so worden. Jene anthropologische Untersuchung aber ist hier mit den Principien der Philosophie von Fries in Verbindung gebracht; doch, soweit wir sehen, nur im Allgemeinen und mit dem, was jener mit der Kantischen eigentlich gemein ist und nur in den Namen für sich besteht*). Im

*) Man mag mit den Ausführungen dieses Buches die Erklärungen über die Mystik von einem andern Freunde jener Philosophie, von de Wette, vergleichen, Sittenlehre 1. Th. S. 270 ff.)

Ganzen scheint es, als müsse dieser Einleitung bei aller wissenschaftlichen Bestrebung welche sie darlegt, ein Mangel an Bündigkeit vorgeworfen werden, durch welchen sie kein bestimmtes Resultat zurückläßt, und zur Hauptfrage immer nur wenig entschieden hat; dann aber möchte sie wohl einen Begriff von Mystik aufgestellt haben, unter welchen alle Hauptverirrungen im Erkenntnißvermögen gebracht werden könnten. Auch scheint der allgemeinste Begriff (daß die Mystik nämlich ein Ergebniß des Kampfes sey zwischen der verständigen und der idealen Ansicht der Dinge, welche im vernünftigen Leben mit einander im Einklange seyn sollen) nicht allen den aufgezählten Arten der Mystik angemessen zu seyn; ob er es aber der nachfolgenden historischen Darstellung sey, wird weiterhin noch zur Sprache kommen müssen.

Jener Zwiespalt nämlich zwischen der doppelten Ansicht wird (nach den drei Erkenntnißstufen: Wissen, Glauben, Ahndung*) als ein Kampf dargestellt zwischen Verstand und Gefühl, zwischen Wissen und Glauben, zwischen Idee und Symbol, Sache und Bild. Die Uebermacht des Gefühles ist also hiernach nur eine Art der Mystik. Desungeachtet wird doch im Laufe der Untersuchung einmal (S. 10) die Herrschaft des Gefühles für das Genus erklärt, unter welches die Mystik als Art gehöre (Schwärmerei genannt), dann wieder (S. 16, 21, 23) die Mystik offenbar nach der alten gemeinen Erklärung in die Uebermacht des Gefühles gesetzt.

Wenn wir aber nun auch einstweilen das erste annehmen möchten, daß in dem Mysticismus Verstand und Gefühl in Zwiespalt gekommen seyen, und dieses zur Uebermacht gelangt sey, (gelegentlich bemerken wir, daß es mit der Bezeichnung des Kampfes zwischen beiden Ansichten nicht genug war; es könnte ja dieser Kampf eben so gut zu einem Uebergewichte der verständigen Ansicht hinführen): liegt die Mystik auch in den beiden andern, dem zwischen Wissen und Glauben, Symbol und Idee u. s. w.? Liegt z. B. in jenem nicht mehr der Aberglaube, als jene; in diesem die Täuschungen der Sinnlichkeit oder der Phantasie überhaupt? Ist es ferner bei den letztern wirklich einerlei, was geradezu nebeneinander gestellt wird: Verwechselung von Idee und Symbol, von Sache und Bild? oder Verwechselung der beiden gleichbedeutend mit dem Vorzuge, dem einen vor dem andern gegeben? Endlich wenn diese letzte Art der

*) Die deutschen Philosophen richten sich bei diesem Worte immer noch nach einer Grille von Nicolai, indem sie Ahnung schreiben, was gar kein deutsches Wort ist. Wir mögen es immerhin in dem Wortgebrauche nicht zu genau nehmen; wenn wir nur da wo wir genau seyn wollen, es wirklich sind. Das war hier bei Nicolai und Cons. nicht der Fall.

mystischen Ansicht in der Ahndung d. i. in der Auffassung des Endlichen im Zusammenhange mit dem Unendlichen statt haben soll: ist bei dieser denn eine solche Vermischung, diese, doch nur niedrige, Verirrung des Denkens, möglich? Müßte dann ferner nicht (da die Mystik ja im Vorherrschen der idealen Ansicht bestehen soll) Idee und Sache vor dem Symbole und dem Bilde herrschen? und was wäre dieses für Mysticismus? Ueberhaupt aber um anderes einzelne zu übergehen, soll sich bei diesem Alles immer zusammenfinden, was hier von dem Verfasser als verschiedene Aeußerung der Mystik aufgestellt worden ist; oder braucht immer nur Eines davon dazuseyn, und in welcher Weise und Ordnung kann oder muß sich dieselbe dann entwickeln? Dieses ist, soviel wir gesehen haben, in der Einleitung nicht bestimmt worden. Auch vermißten wir noch etwas Genaueres zur Theorie der Gefühle, welche dort, wie wir schon sahen, auch in dieser Erklärung der Sache so bedeutend sind. Denn es ist doch gewiß zu leicht genommen, wenn es (S. 8) bloß heißt, die Gefühle seyen entweder solche der Lust und Unlust, oder die unmittelbare Wahrheit, da die Begriffe die abgeleitete wären: da dieses doch unstreitig ganz verschiedene Bedeutungen des Namens Gefühl sind, und bei der zweiten der Zustand der Begriffslosigkeit und die unmittelbare Einsicht oder Ueberzeugung miteinander verwechselt werden können.

Es lenkt natürlicherweise die folgende Untersuchung auf den geschichtlichen Begriff der Mystik ein; aber dieses scheint doch bloß willkürlich zu geschehen, indem behauptet wird, es liege in dem angegebenen Begriffe der zwiefache, einer falschen Vorstellung von der Gemeinschaft mit Gott und der Passivität der Vernunft, mit welcher zweiten dann sogleich das Gegenstreben gegen die Natur zusammengestellt wird, welches doch nur in einigen Aeußerungen mit jener übereinstimmen kann. Aber nach dieser Erweiterung des Begriffes erhält dann die Geschichte der Mystik eine Ausdehnung bei dem Verfasser (obwohl noch nicht in der eigentlichen Ausführung) welche sie nicht übersehen ließe, aber welche unsere Ansicht auch völlig verwirren müßte. Wie könnte man für Erscheinungen des Mysticismus nehmen, was S. 24 mit diesem in innere Verbindung gesetzt wird: jede Passivität, nicht bloß die innere, sondern auch die äußere, und nicht bloß die unter die göttlichen Kräfte, sondern jede Illiberalität und sklavische Unterwürfigkeit! Und endlich wirkt es selbst auf die Ausführung im Buche ein, daß er diese zu dem Hauptbegriffe hinzugekommenen Momente für die Mystik zu sehr auseinandergehalten und vom Hauptbegriffe getrennt hat. So hat er einem Theile der öffentlichen Meinung unserer Zeit beigestimmt, und theils die supernaturalistische Ansicht überhaupt, theils die Annahme gewisser Dogmen, derer vornämlich von der Erbsünde

und der Versöhnung, dem Mysticismus zugesellt, weil sich in ihnen eine Unterordnung von Geist und Vernunft zeigen soll; obgleich in ihnen nichts von den anderen Momenten des Begriffs von Mysticismus vorhanden ist. Allein (zu geschweigen, da wir hier nicht berufen sind, eine theologische und kirchliche Meinung zu vertreten, daß weder bei jener Ansicht noch bei dieser Annahme eine eigentliche Passivität des Geistes, auch nur in der gemeinen Kirchenlehre liege, ja sogar in ihr geduldet werden könne) es lassen sich wenigstens jene Ueberzeugungen, ganz aus dem entgegengesetzten Standpuncte gefaßt, denken, wenn sich gleich beide neuerdings oft vereinigt haben mögen, wovon wir zuletzt noch etwas zu bemerken gedenken. Und dennoch schwankt sogar die historische Darstellung selbst zwischen den Ansichten, daß der positive Glaube die Grundlage der Mystik sey, und daß er derselben entgegenstrebe, da er an sich keines von beiden bedeuten kann.

Was das Ganze aber von diesen philosophirenden Vorerinnerungen betrifft, so halten wir dieses am meisten einer durchgreifenden Nachhülfe bedürftig, daß der Inhalt derselben zu wenig mit der geschichtlichen Behandlung selbst verknüpft sey. Diese steht und geht ganz für sich, und nicht einmal Nachweisungen vermitteln eine äußere Verbindung zwischen ihr und der Einleitung; ja es würde nicht schwer halten, in jener hin und wieder noch andere Begriffe vom Mysticismus nachzuweisen, als welche die Einleitung besprochen hat. Doch wir erlauben uns noch einige Bemerkungen über jene historischen Entwickelungen selbst.

Sie beschäftigen sich, außer einigen allgemeinen Betrachtungen über die frühere Mystik in der abendländischen Kirche, und die zwischen dem neunten und zwölften Jahrhundert, vornämlich mit den vier Männern, Johann Scotus Erigena, dem heiligen Bernhard, Hugo und Richard von St. Victor. Dann findet sich noch kürzer über die ketzerischen Mystiker dieser Zeit, besonders über die Katharer gehandelt, da von denen, wie von den Manichäern, allmälig alle Ketzerei den Namen erhielt.

Jene allgemeinen Bemerkungen hatten bei dem Verfasser einen sehr weiten Spielraum, wie er den Begriff der Mystik so weit aufgefaßt hatte; das Geschichtliche selbst läßt bei ihnen viele genauere Erwägungen zu. So können z. B. jene (von dem Verfasser zur Mystik gezogene) Lehren der Kirche von Offenbarung, Inspiration, Gottheit Christi, Erbsünde und Erlösung, doch in keinem Falle, und von welchem Standpuncte sie immer angesehen werden, allzumal aus dem neuen Platonismus abgeleitet werden (S. 51), welcher sie, und nur theilweis, nur mit sich zu vereinigen gesucht hat. In dieser Ausdehnung haben es unsere Vorfahren, auch die Arminianer (die besondern Vertheidiger der Ableitung der Dogmen aus dem

Platonismus) niemals behauptet. Die platonischen Lehren selbst werden gewiß zu materiell aufgefaßt, wenn sie (S. 50, vergl. 174) auf Emanatismus und Reinigungslehre zurückgeführt werden. Auch ist es gewiß unrichtig, wie man sich auch sonst diese Differenzen denken möge, daß die berühmten scholastischen Hauptparteien der Nominalisten und Realisten nur auf die Lehre von der Dreieinigkeit gerichtet gewesen seyen, in welcher Anwendung sie nur kirchlich gewürdigt zu werden pflegten, und daß sie sich so unterschieden hätten, daß jene vom Wissen zum Glauben, diese vom Glauben zum Wissen hätten vorschreiten wollen. Wir wissen nicht, worauf sich diese Unterscheidung gründen könne, wenn nicht darauf, daß die nominalistische Partei überhaupt die freisinnigere war, und Anselmus Cantuariensis, welcher der erste berühmte Gegner der Nominalisten war, jenen Grundsatz hatte, man müsse glauben um darnach zum Wissen zu gelangen. — Uebrigens vermissen wir in den einleitenden Bemerkungen Augustinus, den Vater der abendländischen Mystik und der Scholastik, und in der Geschichte selbst den Anselmus. Den merkwürdigen Mann welchen der Verfasser an die Spitze derer stellt, welche die Mystik im Mittelalter gefördert haben, den Scotus Erigena, freuen wir uns neuerdings so fleißig behandelt und so beachtet zu sehen, wie er es längst verdient gehabt hätte. Die Sammlungen, welche Schmid aus seinen uns übrig gebliebenen Schriften gemacht hat, sind noch vollständiger, als die sich in einem neueren denkwürdigen Buche eines dänischen Gelehrten P. Hjort*) finden; früher hatten sowohl Feßler als Schelling auf den Mann aufmerksam gemacht. Allein wir finden dennoch jene Sammlungen, so denkenswerth sie sonst sind, nicht ganz dem Zwecke dieser Geschichte angemessen; und wirklich verliert man hier über den anderen Lehren des Scotus seine Mystik und die Geschichte dieser Denkart etwas aus den Augen. Ueberhaupt meinen wir (wir haben aber diesen Schriftsteller auch durch eigenen Gebrauch sehr wohl kennen gelernt), daß Scotus nicht sowohl als philosophischer Schriftsteller, als vielmehr nach seiner Wirksamkeit durch die Verbreitung der areopagitischen Schriften in diese Geschichte gehöre. Denn was Schmid (S. 116 f.) von der Wärme seines Gefühles sagt, welche sich mit seinem philosophischen Talent vereinigt gehabt habe, kann aus seinen Schriften in keinem Falle dargelegt werden. Nur die neuplatonische Philosophie, welche er bekannte, könnte ihn — aber wie viele nicht sonst nach dieser An-

*) Joh. Scotus Erigena, oder von dem Ursprunge einer christlichen Philosophie und ihrem heiligen Berufe. Kopenhagen 1823. 8. — Das Buch enthält viel überhaupt und hier Unerwartetes.

sicht? — näher heran zu den Mystikern bringen. Allein es ist dabei doch zu bemerken, daß dieser Scotus gerade den Anfang damit machte, den Neuplatonismus dem Sinne nach herabzubringen, indem er an die Stelle der ewigen Gottheit die Weltkraft setzte, welche sich nach ihren ewigen Gesetzen entwickelte und wieder sammelte und einte. Daher sich auch im dreizehnten Jahrhundert aus seinen Schriften eine roh pantheistische Lehre entwickelte, welche die Kirche und mit ihr den Erigena selbst wiederholt verurtheilte.

Vielleicht eben durch diese Behandlung des Gegenstandes, in welcher Scotus idealischer erscheinen mußte, als er war, sind einige Ansichten in die Darstellung gekommen welche uns gerade nicht richtig schienen. So in der Lehre vom Logos (S. 141), welcher dem Scotus doch nichts weiter war, als das ewige Weltgesetz, keine Kraft, keine Intelligenz; so auch in der Lehre von der Rückkehr der Dinge in die Gottheit (S. 144), wo es wohl zu bemerken ist, daß die bloße Rückkehr zur Erkenntniß der Ursache vom Scotus nur den Geistern zugeschrieben werde, ohne Zweifel aber unbeschadet der allgemeinen Rückkehr der Dinge in Gott, und das Bleiben, welches Scotus der Vernichtung entgegengesetzt, nur das Fortbestehen in seinen Ursachen und zuletzt in dem Urprincip bedeute.

Wir würden über manches Einzelne noch besondere Bemerkungen machen, wenn wir uns dieses, auch wenn es dem Verfasser angenehm wäre, hier erlauben dürften. Es mag mit diesen genug seyn, welche uns zunächst beifallen. Die Ueberschrift des Buches: „de divisione naturae", darf nicht, wie es auch hier (S. 146) geschehen ist, genommen werden von der Eintheilung der Naturen; sie bedeutet von der Entwickelung des Urwesens. Die Abtheilung zwischen positiven und negativen Attributen, von welcher S. 132 nach Scotus gesprochen wird, fand überhaupt in verschiedenem Sinne statt; allein in keinem von allen drückt sie den Gedanken aus vom Unterschiede einer neuen Philosophie zwischen Glauben und Ahndung. Denn theils gingen beide Bezeichnungen auf eine wirkliche Bestimmung des Begriffs von Gott, und die negativen Attribute sollten nicht eine reine Negation des Weltlichen ausdrücken, wie diese in jenem Glaubensbegriff gefunden wird; theils ist es ja ganz etwas anderes, das Göttliche, die übersinnliche Grundlage in den Erscheinungen der Welt erkennen und verehren, und mit den Vorstellungen von dem Weltlichen sich den Begriff von Gott ausbilden oder vergegenwärtigen. Was die Behauptung anbelangt (S. 134), Scotus sey nicht Realist gewesen, da er ja die Formen der Dinge für unselbständig gehalten habe; so vermischt dieselbe ganz entgegengesetzte Begriffe (die der Erscheinung der Dinge und der der Ideen), und eben darum, weil Erigena alles Wirkliche nur für Theophanie

hielt, mußte er geneigt seyn dem Allgemeinen der Idee jene bestimmtere Realität zuzuschreiben. Doch es wurde schon vorher bemerkt, daß die realistische und nominalistische Differenz von dem Verfasser zu wenig beachtet worden sey.

In der Entwickelung der Lehre Bernhards von Clairvaux wüßten wir weit weniger auszusetzen. Dieser immer ehrwürdige Mann und reiche Geist hat sich auch so klar ausgesprochen, und zugleich so fern von der damals so schwankenden Metaphysik und ihren Formeln gehalten, daß über seine Ansicht wenig Zweifel seyn kann. Nur in dem Verhältnisse als Offenbarungsgläubiger zur Philosophie überhaupt könnte er zweideutig scheinen, und beide theologische Parteien haben sich gewöhnlich auf ihn bezogen; dieses gewiß mit großem Unrechte. Denn wir dürfen es nie aus den Augen lassen, daß bis in die protestantischen Zeiten herab Vernunft und Offenbarung sich niemals so strenge entgegengestanden haben, und selbst das tiefste Glaubensgeheimniß welches die Kirche verehrte, wo nicht für sich schon, doch durch die erleuchtenden Kräfte der Offenbarung aufgefaßt, ja durchdrungen werden könnte. Die Geschichte der Mystik hätte übrigens bei ihm wohl die Verhältnisse zu den Anführern der scholastischen Partei und deren innerm Zusammenhang selbst (Abälards vornämlich und seiner Schüler) ganz besonders in das Auge fassen sollen, welches bei dem Verfasser nur theilweis geschehen ist, und seine allgemeinen religiösen Ansichten näher beachten und würdigen.

Um auch hier etwas zu dem Einzelnen zu bemerken, so kann nicht behauptet werden (S. 198), daß der berühmte Unterschied, welchen Bernhard zwischen dispensativer, ästimativer und contemplativer Betrachtung macht, die Unterscheidung vom Wissen und Glauben in sich trage. Es könnte dieses nur von den ersten beiden Arten der Betrachtung gelten, diese sind aber beide bloß verständiger Art im Sinne des Bernhard, und bedeuten die praktische und die theoretische Vollkommenheit des Verstandes; Wissen und Glauben stehen überdies einander bei ihm mehr in Beziehung auf die Gegenstände, als auf die Vermögen der Seele und ihre Thätigkeiten, entgegen, und auch in der dispensativen Betrachtung kann etwas vom Glauben liegen, und liegt etwas darin, sofern sie sich auch auf die Gottheit richtet, und die Idee von ihr auf das Leben anwendet. Der Sprachgebrauch Bernhards ist aber in diesen Worten offenbar verschieden, indem er, wie so vieles auch in seiner Lehre, schwankt. Im höhern Sinne nimmt diese den Namen des Glaubens (Proklus besonders), im niederern vom Auctoritätsglauben die Kirche; und in der hier z. B. S. 201 aufgeführten Stelle steht fides in dieser zweiten Bedeutung, während Bernhard das Wort sonst meist in der erstern gebraucht. Und nach dieser zweiten gehört sowohl der

sonst sogenannte Glaube, als das Wissen, zum intellectus (νόησις): aber die Contemplation ist nicht, wie es hier (S. 202) heißt, dem intellectus gleichbedeutend, schon weil dieser einen weitern Begriff hat. — Die Lehre von der Freiheit hat bei Bernhard einige Schwierigkeiten, und im Ganzen hat sie der Verf. sehr wacker dargestellt. Nur würde, sowohl zur wissenschaftlichen als zur historischen Genauigkeit, die genauere Bezeichnung der Hauptformeln um welche sich die Abhandlung bewegt, nöthig gewesen seyn (libertas arbitrii, consilii, complaciti). Hierin liegen viele Aufschlüsse über spätere Meinungen, in denen sich die streitende Theologie nicht verstand. — Ueberhaupt aber wüßten wir an dem was der Verf. von Bernhard dargestellt hat, nichts Bedeutendes auszusetzen.

Hugo und Richard von S. Victor sind, wenigstens beide für sich, eben so genau entwickelt worden; aber auch bei ihnen hat es die Geschichte leichter als bei den Meisten, schon aus diesem Zeitalter der Scholastik, bei denen Formeln und Gedanken immer mehr gesucht, fremdartig und gezwungen wurden. Die Hauptgedanken beider liegen in Augustinus und Anselmus; von diesem waren besonders die Begriffe beider über Glauben und Erkennen (nach Jes. 7, 9: nisi credideritis, non intelligetis, nach der Vulgata,) so vorgedacht worden, und wir vermißten auch hier wieder die vorgängige Beachtung des Anselmus. Die wichtige Erörterung des neuen Verhältnisses, welches sich nach Bernhard und seiner Opposition zu bilden begann zwischen Scholastik und Mystik, diese scheint sich der Verf. erschwert zu haben durch die, oben schon gerügte, Verwechselung von Kirchenglauben und Mysticismus. So wird die Grundlage, welche, nach der Meinung dieser Männer, durch den Glauben gelegt werden sollte, zu einem Aufsteigen vom Mysticismus zur Speculation; da doch die Mystik bei ihnen erst das Ende von allem seyn sollte und wirklich war durch die Contemplation. Denn in dieser sollte die Einsicht ihre Vollendung, und das Streben nach Erkenntniß sein Ende finden, wie sie meinten. Uebrigens ist es auch weit schwieriger, an den eigentlichen Scholastikern, und nur an Petrus Lombardus, geschweige an Albert, Thomas und Scotus, die Vereinigung darzulegen (welche doch wirklich Statt hatte) von Mystik und Scholastik, als an jenen eigentlich nur praktischen Theologen. Für die Geschichte des Rationalismus kann das Buch unseres Verfassers viele bedeutende Materialien denen besonders an die Hand geben, welche, der kirchlichen Meinungen unkundig, durch die Streitigkeiten der neuesten Zeit zerstreut und verwirrt worden sind.

Die ketzerischen Mystiker sind historisch genau dargestellt wor-

den, und man könnte vielleicht auch hier nur die genauere Verknüpfung der Dinge untereinander und die Darlegung dessen vermissen, wo und wie sich eigentlich unter den Einzelnen welche sich Mystiker und Contemplativs nannten, früher oder später, als solche angenommen worden sind, die Mystik ausgesprochen habe. Die Katharer, die berüchtigtsten und zugleich die von denen wir am meisten wissen, sind, wie oben schon gesagt, am weitläufigsten behandelt worden. Das Verhältniß in welches die Kirche diese Meinungen mit dem Manichäismus setzte, scheint uns nicht genügend dargelegt worden zu seyn: aber wir wollen uns hierüber nicht weiter verbreiten. — Allein für die nächste Fortsetzung, zu welcher auch wir den Verf. recht angelegentlich auffordern, da er Nachdenken, Fleiß und schriftstellerisches Talent besitzt, wird er nun große Schwierigkeiten zu überwinden haben. Ohne Zweifel kennt er sie selbst schon, und sie sind in den Eingangsbemerkungen auch von uns angedeutet worden. Sie liegen sowohl in der Herbeischaffung des Stoffes, als in der Stellung und in der Beurtheilung der Thatsachen. Aber es ist auch viel Verdienst hierbei zu erwerben, wo die Verwirrung in Auffassung, Darstellung und Urtheil bisher so groß und so allgemein gewesen ist. Bei alledem scheint es als müsse es sich immer bewähren, daß der gute Geist, der in die Kirche gelegt worden war, und den das Verderben und das Vorurtheil doch niemals ganz hat dämpfen können, stets bemüht gewesen sey und es auch in der That errungen habe, das Gleichgewicht zwischen den mancherlei, auch sich entgegenwirkenden, Bestrebungen im Denken und in der Empfindung und Gesinnung fortwährend wiederherzustellen, und selbst die öffentliche Meinung über die kirchlichen und ketzerischen Erscheinungen im Ganzen sicher und gesund zu erhalten.

Bis hierher haben wir also von den neuesten Erörterungen des Begriffes und der Geschichte des Mysticismus gehandelt, und es ist unter diesen Darstellungen manches vielleicht schon gegeben worden, wodurch sich ein Urtheil über unsere Zeit in Beziehung auf die Mystik vorbereiten und begründen läßt. Daß diese unsere Zeit dem Mysticismus sehr nahe oder auch ergeben sey, und vielleicht mehr als irgend eine andere der nächstvergangenen, dürfen und mögen wir nicht leugnen, und es bedarf auch, nach dem bisher Gesagten, keiner Auseinandersetzung der Verkehrtheit und de[r] Bedenklichkeit jener Richtung, wie sie sich auch immer äußer[n] und darlegen möge. Allein dennoch und nach so vielen, wissen[-] schaftlichen und volksmäßigen, Erwägungen der Sache, schein[t] uns, theils über die allgemeinen Gründe derselben, theils übe[r] die besondere Stellung der Mystik in unserer Zeit, das Urthei[l] im öffentlichen Leben noch nicht so genau bestimmt, wie wir ei[-]

wünschten; und verstatten uns immer unsere Leser noch einige Worte zum Schlusse über diese Gegenstände.

Unsere gegenwärtige Zeit scheint vor den früheren den traurigen Vorzug zu haben, daß die Ursachen, welche früher immer nur einzeln wirkten, und daher gewöhnlich den Mysticismus nur theilweis, allmählich, vielfach versetzt verursachten, jetzt alle zugleich und entschiedener als je gewirkt haben. Wir deuten sie nur an. Die Welt ist (das ist der allgemeinste Grund der Sache), mit aller Klugheit und Feinheit in den Angelegenheiten des äußerlichen Lebens, mit allen ihren wissenschaftlichen Fortschritten, mit aller ihrer Philosophie endlich, an Geist und Charakter schwächer geworden und liebt das Unkräftige, oft auch (wie manche Dichter besonders aus neuen Zeiten) unter dem Scheine und mit Phrasen und Manieren von Kraft. Die Eitelkeit und die Nachahmungssucht, von denen diese das von Herzen treibt, womit jene nur ihr Spiel hat, wirken oft mit zu demselben Erfolge; aber auch ihr Grund liegt in jener Schwäche der Zeit. Aus der Rathlosigkeit endlich, in welche sie sich selbst hierdurch gebracht hat, wußte sie keinen andern Ausweg, als wieder durch die Schwäche; und dieses war eben die Mystik, in welcher uns die Schwäche von den Folgen einer andern Schwäche zu befreien gesucht hat. Die Zeit war in eine Verworrenheit der Ansichten und des Urtheils, und in ein Chaos von Meinungen, besonders in der Sache der Religion, verfallen, und, statt sich diesem durch Vernunft und Gewissen zu entziehen, stellte sie ihm lieber die Verwerfung der Vernunft und des Gewissens entgegen und den blinden Gehorsam gegen die Autorität, oder (wie sie es mit einer gefährlichen Zweideutigkeit genannt hat) gegen das Positive. Aber das Positive ist, selbst dem Wortbegriffe nach, nur das Ergebniß der gereiften Vernunft, der Geschichte und der Erfahrung, und nur bestimmt, die vernünftigen Zwecke des Menschen hervorzuheben und zu befördern; auch die göttliche Offenbarung sollte nur ein Hülfsmittel seyn, daß der Mensch diese eben erreichte, und wollte nur von Sinn und Vernunft aufgenommen werden. — Dieselben Gründe haben einestheils das Ansehen, anderntheils die Eitelkeit der Schulen und Parteien unserer Zeit gefördert, und aus solchen geht immer auch der Mysticismus hervor, wie oben angedeutet wurde. Dazu ist noch, aus gleichen Ursachen herstammend, die Lust an geheimen Anstalten und Vereinen gekommen, von der Eitelkeit und der Bequemlichkeit der Menschen auf gleiche Weise gehegt, welche denn auch wieder immer die Pflegerin der Mystik gewesen ist. Denn nach dem Princip welches in allen solchen Vereinen liegt, daß außer ihnen gar nicht, in ihnen aber unmittelbar das Wahre und Rechte gewonnen werden könne, und nach den Ein-

richtungen welche sie in diesem Sinne treffen, ist es natürlich, daß sich von ihnen aus eine Denkart verbreitet, welche am Ende das offene, reinmenschliche Leben und Wirken schmäht und ihm entgegenstrebt. — In allem diesen liegt aber auch der Grund davon, daß sich die Zeit gerade im Gefühle und in dem religiösen Gefühle entwickelt hat: denn dieses reicht nicht nur für eine solche Stimmung und Denkart zu, sondern es genügt und behagt ihr auch allein. Was in manchen Umständen der Zeit noch der Mystik Günstiges liegen möge (immer auch wechselseitig von ihr wieder begünstigt, und eins wie das andere zuletzt in der Schwäche des Charakters begründet), brauchen wir nicht weiter auszuführen, und es ist zu oft schon erörtert worden.

Dennoch aber, ob wir nun gleich das Daseyn jener Stimmung unserer Zeit vollkommen anerkennen, sind wir der Meinung, daß sich über ihren Einfluß das öffentliche Urtheil oft sehr getäuscht habe. Es ist in dem Vorigen schon darauf aufmerksam gemacht worden, daß viele andere, auch ganz entfernte Erscheinungen gewöhnlich den Namen der Mystik entweder erhalten, oder auch sich, als den unschuldigsten Namen, angeeignet haben. Ueberhaupt aber irren wir sehr, wenn wir alles Verdunkelnde, was sich etwa unter uns vernehmlich machte, auf jene gerade zurückführen. Es ist allerdings der Mystik eigen, sich mit jeder Denkart dieser Art zu vereinigen, und in ihrem Wesen schon, weil sie ein unnatürlicher Zustand ist, liegt es, daß auch Verschiedenartiges sich leicht in ihr vermischen könne; und auch dieses macht die mystische Stimmung, wenn sie herrschend wird, sehr gefährlich: denn man ist niemals bei ihr sicher, was man dulde oder auch halte und pflege. Aber sie ist schon zu kraftlos, um zur Herrschaft über eine Zeit zu gelangen, wenn sie auch dann dem in ihrer Art Herrschenden die besten Dienste zu leisten im Stande ist und zu leisten pflegt.

Wir wollen es uns nicht verbergen: das eigentliche Princip von jenem allen liegt tiefer, und die Mystik ist nur eines der erwünschtesten Werkzeuge für jenes. Ja, es geht schon lange ein Geist der Finsterniß um, absichtlich, planmäßig verfinsternd, um die Früchte edler Anstrengungen und großer Opfer zu verderben, welche durch Jahrhunderte für das Interesse der Menschheit geschahen. Dieser Geist ist ein bloßes Erzeugniß des Egoismus, und die, welche sich hassen, und, würde es ihnen gelingen, was sie wollen, sich einander verderben würden, vereinigen sich und verstehen sich zum Theil in demselben, weil er niemals die Sache will. Man suche diesen Geist nicht allein, oder auch nur vornehmlich, bei den Vertheidigern alter Lehren in Staat und Kirche; er ist eben so geschickt, die Farbe der sogenannten liberalen Ideen

und der Revolution da und dort zu tragen, und wirkt in diesen vielleicht noch mehr als in jenen. Denn bei allem Mißbrauche, der mit dem guten Alten getrieben worden ist, ist es doch ausgemacht, daß es in Sinn und Gesinnung dem Ursprünglichen und Wahren überall sehr nahe war, daß große Geister und edle Seelen sich am leichtesten mit ihm befreunden, und ein großer und reicher Stoff für das Leben in ihm liegt, daß endlich das Bestehende und historisch Begründete allenthalben seine große Bedeutung habe. Uebrigens ist Ungebundenheit und Revolution überall die Pflanzschule des Egoismus und der Despotie und also der Verfinsterung.

So müsse sich also ein Jeder der es mit der nicht äußerlich, sondern in Köpfen und Herzen verworrenen Mitwelt redlich meint, diesem Geiste der Verfinsterung mannhaft widersetzen. Das Glaubensbekenntniß in kirchlichen und politischen Dingen möge uns vorerst nicht trennen; es wird sich mit diesem auch wohl geben, wenn wir uns nur jener hemmenden Macht entledigt haben. Nur der Gedanke und die Gesinnung baut und erhält so würdige als dauernde Lebensverhältnisse; nur die freie Entwickelung und Ausbildung schafft uns Gedanken und Gesinnung; nur die offene Wirksamkeit und das freie Bekenntniß zeigt, daß wir es gut meinen, und nur in ihr gedeiht das Gute. Wo das Licht ist, sagt auch das Evangelium, da geschehen Werke Gottes; und immer führt uns die Betrachtung jenes verfinsternden Strebens auf eine rohe, schlechte, gefährliche Absicht zurück. Wir widerstehen ihr aber, wie man geistigen Mächten und Einflüssen überhaupt widersteht, ohne Zurüstung, ohne besondere Verbindung, nur durch den Geist und auf dem Wege der Bildung und der Wirksamkeit durch und für denselben; wenn er seine Schranken, aber auch seine Kräfte erkennt, sich seiner Hülfsmittel, derer von oben und derer im Leben selbst, redlich bedient, und in der Bahn, welche Bestimmung, Gesetz und Sitte einem Jeden vorgezeichnet haben, sich freudig entwickelt und weiterstrebt.

A. B. C.

II.

Gruhdriß der Mineralogie, von Friedrich Mohs, 2 Theile. Dresden 1822, 1824. Mit 15 Kupfertafeln gr. 8. 1ster Theil. Vorrede LXII und 604 S. 2ter Theil Vorr. XXXVI und 730 S.

Vollständige Charakteristik des Mineralsystems, von August Breithaupt. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. Dresden 1823. Vorr. LXXX und 292 S. mit dem Register.

Die Mineralogie ist eine der jüngsten Wissenschaften. Im Alterthume trifft man nur auf einige schwache Spuren derselben. Das wenige den Alten Bekannte, denn dies ist es wohl im Vergleich mit dem in unserm Gesichtskreise Liegenden, wird von ihnen bald nach der Farbe oder einem anderen augenfälligen Merkmale, bald nach der Entstehung oder nach seinem Gebrauche im gemeinen Leben, besonders in der Medicin, beschrieben und benannt; so daß es scheint, es habe dabei mehr Zufall und Laune als feste Principien gewaltet, oder richtiger: man sieht, die Wissenschaft ist noch in der Kindheit; es fehlen die Mittel, die Massen zu bewältigen, die Versuche, welche ins Innere, in die geheimnißvolle Werkstätte der großen Bildnerin zu dringen suchen, um sie gleichsam auf der That zu belauschen. Daher auch ihre Sprache in diesem Theile zwar die lebendige, jugendlich-frische Anschauung der früheren Bildung nicht verleugnet, aber doch mit den scharf articulirten, durch die sinnigste Beobachtung und die feinste Abstraction gebildeten Zeichen der spätern Zeit nicht gleichen Schritt gehalten hat. Auch mochte wohl die so entschiedene praktische Richtung ihres Lebens, so wie die mehr poetische, den Organism des Ganzen ins Auge fassende Naturanschauung, wie sie sich durch ihre Naturphilosophen in so interessanten Formen ausspricht, sie etwas unaufmerksamer auf jene concreten Massen machen, in denen das allgemeine Leben erstarrt zu seyn scheint, und deren Bildungsgesetze sich erst der tiefer dringenden Forschung enthüllen. Auch in den folgenden Jahrhunderten blieb jene Ansicht von den Mineralien die herrschende; nur daß sie durch manche religiöse Vorurtheile und alchymistische Träume noch mehr entstellt wurde. Die erste Morgendämmerung, als Verkünderin einer lichteren Zeit, begann für die Mineralogie erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts mit den Arbeiten des Deutschen Agricola, welcher eine wissenschaftliche Classification der Mineralien versuchte. Dieser Versuch war zwar noch roh genug, hatte aber doch die gute Wirkung, daß er mehrere ähnliche hervorlockte, unter denen besonders die von Linné und Wallerius berühmt wurden und den Einfluß der Chemie auf diese Wissenschaft ahnen

ließen; und als Pott die Fortschritte der Chemie benutzte *), um die Erden genauer zu untersuchen, von denen er die Kalkerde und Gypserde für einfach hielt, konnte sein Schüler Woltersdorf in seinem Systema minerale. Berolin. 1748. 4. die Mischungen mehr ins Auge fassen und die einfachen Erden als Eintheilungsgrund aufstellen. So wurde er der Vorgänger Cronstedts, dessen System sich ganz auf die Grundbestandtheile der Mineralien gründete. Diesemnach theilte er sie in vier Hauptclassen: in Erdarten, Salzarten, Erdfette und Metalle; die Erdarten wieder nach den neun Grunderden in Kalkarten, Kieselarten, Granatarten, Thonarten, Glimmerarten, Flußarten, Asbestarten, Zeolitharten und Braunsteinarten; auf ähnliche Weise die Salze u. s. w. Dieses System machte bald großes Aufsehen; sein Versuch einer Mineralogie, Stockholm 1758. in 8. wurde fast in alle neuere Sprachen übersetzt, bei den Vorträgen zum Grunde gelegt, und die Sammlungen darnach geordnet. Werner selbst hielt es nicht unter seiner Würde, dasselbe zu übersetzen, mit Anmerkungen und einer Beschreibung der äußeren Kennzeichen der Fossilien herauszugeben und so zur Verbreitung desselben viel beizutragen.

Mit dem großen Werner begann für die Mineralogie eine neue Epoche, deren Gründung ein um so außerordentlicheres Ereigniß war, da sie weniger durch ausgearbeitete Schriften, als durch die ausgezeichnetsten Lehrgaben bewerkstelliget wurde, und erst durch seine Schüler, die sich bei ihm nach und nach aus allen Welttheilen einfanden, bekannt und schriftlich und mündlich verbreitet wurde. Die unsterblichen Verdienste Werner's um diese Wissenschaft bestanden darin, daß er durch vortreffliche Vorträge die Liebe zu derselben entflammte wie Keiner vor ihm, in Errichtung des Systems sich einer weit strengeren Methode bediente als seine Vorgänger, und die Mineralogie aus dem naturhistorischen Gesichtspuncte bearbeitete, von welchem aus die äußeren Kennzeichen, als die mannichfaltigen Nuancen der Farben, die verschiedenen Arten des Glanzes, der Gestalt, des Bruchs, der Härte u. s. w. wesentliche Momente wurden. Dazu kam noch später das vielseitigere Untersuchen des Verhaltens der Mineralien zu den Säuren, und die zwar schon von Cronstedt und Bergmann angestellten, aber von Gahn zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Versuche mit dem Löthrohre **). Durch jenes

---

*) Chemische Untersuchungen von der Lithogeognosia. Potsdam, 1746. 4.

**) Vergl. die Uebersetzung seiner Abhandlung über das Löthrohr, in Schweigger's Journal für Chemie und Physik, 29. Bds. 3tes Heft, und Döbereiner zur pneumatischen Chemie, 1ster Theil. Jena 1821.

Verfahren wurde es Wernern möglich, die Mineralien systematischer zu ordnen als vorher und der Mineralogie, einem Theil der Naturgeschichte, neben der Botanik und Zoologie, eine bleibende Stelle zu sichern. So große und seltene Verdienste konnten durch einzelne Unvollkommenheiten in seinen Leistungen nicht geschmälert werden. Wo wäre die Wissenschaft, in deren Gebiete, selbst von den Heroen derselben, makellose der nachhelfenden Hand späterer Forscher nicht bedürftige Werke erzeugt würden? Wie sehr auch das Genie für seine Sphäre begeistert ist, in wie klaren Umrissen die Idee vor dem inneren Auge steht; es kann doch nicht alle mögliche Fortschritte der Wissenschaft voraussehen, und folglich auch nicht berechnen, wohin die neue Bahn, welche es den nachfolgenden geöffnet, am Ende führen werde. Daß die Mineralogie nach naturhistorischen Principien bearbeitet werden müsse, darüber hatte er das volle Bewußtseyn: allein das wichtige Problem von den Verhältnissen der Mischung der Bestandtheile zu der Form der Mineralien scheint ihn nicht besonders beschäftigt zu haben; so wie er zwar auch bei der Charakteristik die Krystallisation berücksichtigte, von Krystallsystemen sprach und besonders das Tessularsystem hervorhob (ein übrigens unglücklich gebildeter, oder vielmehr verstümmelter Ausdruck) und gewisse Krystallisationen, als das Ikosaëder, Hexaëder, die Säule rc., als einfache oder Grundgestalten annahm, ohne jedoch ein besonderes Gewicht darauf zu legen und die einzelnen Momente zu einem wahren System auszubilden. Dieses, die einzelnen Formen der Krystalle aus Grundgestalten abzuleiten und zu zeigen, wie die Natur bei der Bildung der Krystallsysteme und Krystallreihen nach einem innern Typus streng geometrisch verfahren sey, — dies auszuführen überließ er seinen Schülern, welche, durch ihn auf die wahre Methode geleitet, es durch Hülfe der Mathematik wohl vermochten.

Wie man noch aus dem letzten Schema seines Systems vom Jahr 1813 ersieht, hat bei der Bezeichnung der Classen und Gattungen der chemische Gesichtspunct vorgewaltet und sich wahrscheinlich aus Cronstedts Lehre eingeschlichen; gleichwohl ist in der Charakteristik das naturhistorische Princip vorherrschend, und der chemischen Analyse wird nur nebenbei gedacht. Der Demant steht allein, ohne daß sein Name etwas von seinen Grundbestandtheilen verräth, und ganz getrennt von dem ihm chemisch so verwandten Graphit und überhaupt den brennlichen Fossilien, für welche er doch eine eigene Classe hat; eben so der Blauspath, trotz der großen Menge von Alaunerde. Unter den Kieseln stehen der Andalusit, Korund, Saphir, Schmirgel, Chrysoberyll, Topas, Spinell, Automolit rc., in denen die Thon-

erde überwiegt, ja der Saphir ist fast nichts als reine krystallisirte Thonerde. Der Glimmer hingegen, der Schillerstein und Strahlstein sind mit ihrem Reichthum an Kieselerde, der erste unter die Thone, die andern unter die Talke verwiesen; der Cyonit mit seiner Thonerde ebenfalls unter die Talke; der Honigstein mit der gleichnamigen Säure steht unter dem Resingeschlecht, u. s. w.; so daß man die Ueberzeugung gewinnt, es schwanke dieses System zwischen dem chemischen und naturhistorischen Princip, und sey eben dadurch zu vielen Inconsequenzen verleitet worden.

Dies war wohl auch der Grund, daß dasselbe in Frankreich weniger Eingang fand als das Havy'sche, welches dort das herrschende wurde und noch jetzt sehr viele Verehrer hat. Der Vorläufer desselben war *Romé Delisle* (*de l'Isle*). Dieser verfolgte die Krystalle durch ihre Verwandlungen mit Hülfe künstlicher, aus Thon nachgebildeter Modelle und glaubte folgende Resultate gefunden zu haben. Das Anschießen ist den Salzen so wesentlich, daß man sie als die Grundkörperchen aller Gestalten des Mineralreichs betrachten kann. Obgleich diese Gestalten nicht die Vollendung der geometrischen haben, so deuten sie doch auf eine verborgene Verwandtschaft hin, die sich mit der Zeit vielleicht ganz enthüllen läßt. Das Wachsthum der Mineralien ist keine organische, von innen herausgehende Entwicklung (l'intussusception), wie *Robinet* (*de la nature*. Amsterd. 1761 — 64. IV Voll. 8.) annahm, sondern nur äußere Ansetzung (juxtaposition); die ganzen Theile dieser Körper haben eine bestimmte gleichbleibende Gestalt, die sich miteinander unaufhörlich zu verbinden streben. Diese sind aber nicht die Urelemente, welche vielmehr wegen ihrer unendlichen Kleinheit keine wahrnehmbare Gestalt haben, sondern nur secundaire Stoffe (des élémens secondairs). Unter ihnen behaupten die Salze den ersten Rang. Sie krystallisiren am leichtesten, und immer in bestimmter Gestalt; das Kochsalz würfelig, der Salpeter in Säulen, der Alaun pyramidal u. s. w. Die Abänderung in der Gestalt setzt eine Verschiedenheit in der Form und den Eigenschaften der Bestandtheile voraus, und so kann z. B. eine einzige Säure, nach Verschiedenheit der Grundstoffe mit denen sie verbunden ist, verschiedene Gestalten annehmen. Romé de l'Isle begnügte sich indessen, diese Ansicht unmittelbar auf die Charakteristik der ihm bekannten Mineralien anzuwenden, ohne die Krystalle selbst systematisch zu ordnen und von einander abzuleiten.

Havy hingegen suchte gewissermaßen die Inconsequenzen der Wernerschen Lehre zu fixiren, und was sich in jene mehr durch Nachlässigkeit und Befangenseyn in einer unvollkommnern Pe-

riode eingeschlichen hatte, zum constitutiven Princip zu erheben. Er stimmte mit Werner darin überein, daß die Beschreibung der Mineralien nach den äußeren Kennzeichen alles enthalte, was zur Unterscheidung des einen von dem andern erforderlich ist; nur suchte er diese Semiotik mehr mit den Grundsätzen seines Systems in Uebereinstimmung zu bringen. Unter diesen Kennzeichen legte er einen vorzüglichen Werth auf das specifische Gewicht, auf die Härte, die einfache oder doppelte Strahlenbrechung und das Charakteristische des Bruchs, weniger auf den Glanz, die Elektricität, die Phosphorescenz und das Verhalten zu den Säuren und der Wärme; die Farben aber schloß er, als ein Vorübergehendes, der innern Structur Fremdartiges, ganz aus. Allein ein bloß auf äußere Kennzeichen gegründetes System verlasse seinen Zögling, sobald ein neues Mineral seine innere Bildung unter einem fremdartigen Gewande verhülle, während das von der Zusammensetzung ausgehende auch dann noch sicher leite. Ohne den Beistand der chemischen Analyse könne man die Mineralien gar nicht in feste Classen bringen. Chemie und Mineralogie müssen sich deshalb zur Errichtung eines festen Systems vereinigen, wobei aber die Chemie durch Feststellung der Gattungen den Grundstein legen muß. Eben so verbindet sich die Mineralogie mit der Physik, um noch mehrere Unterscheidungsmerkmale zu erhalten, so wie mit der Mathematik, um die Krystalle beschreiben und ihre innere Structur erkennen zu können. Diese ist nichts anders als das Resultat einer Geometrie der Natur, die Wirkung höchst einfacher Gesetze, die, einem strengen Calcul unterworfen, dennoch höchst fruchtbar sind. Die äußeren Kennzeichen, die in ewiger Abwechselung schwanken, und wo selbst die vollendetsten Formen nur flüchtige Verkleidungen sind, können einem System nicht zur Grundlage dienen. Der Analyse dagegen kommt es zu, diesen Grund zu legen, und unter Benutzung des Lichts der Krystallographie die Regeln für die Ordnung der Classification zu geben. Ohne die chemische Analyse würde man nicht wissen, in welche Classe ein Mineral gestellt werden muß, ob es eine Säure enthält, oder Erden, oder metallisch ist; ohne die Mineralogie aber würde es schwer halten, die Varietäten unter den Typus der Gattung zu bringen zu welcher sie gehören. Die eine gibt das erste Glied der Kette, den Punct, an den man anhängt, die andere aber verlängert sie und lehrt ihre verschiedenen Glieder aneinander zu setzen. Außer den Grundstoffen gibt es kein so sicheres Kennzeichen als die von der genauen Gestalt des integrirenden Moleculs entlehnten, weil diese Formen, ohne eine merkliche Veränderung, unabhängig von allen Ursachen (?) welche die übrigen Kennzeichen abändern, bestehen. Ein Krystall ist eigentlich nichts weiter als ein regelmäßiger Hau-

sen von gleichartigen Moleculs. Die integrirenden Moleculs (molécules intégrantes) sind die Elemente der Krystalle, die in allen Krystallen einer Gattung der Mineralien eine bestimmte, unabänderliche Form haben. So theilt sich z. B. Kochsalz in kleine Würfel, diese in noch kleinere u. s. w. Könnte man nun durch Instrumente die Theilung bis auf's Aeußerste treiben, so würde man auf Würfel stoßen, welche man nicht weiter theilen, sondern nur noch in die Bestandtheile des Salzes, die Salzsäure und das Natron, zerlegen könnte. Beide haben wieder ihre eigenen Urtheilchen, die elementarischen Moleculs. Solche Moleculs sind: das regulaire Tetraëder, die dreiseitige Säule, und das Parallelepipedon, von regelmäßigen Formen, welche in ihrem Zusammentreten und Verschränken die ersten, kleinsten Salzwürfelchen bilden. Diese sind also die integrirenden Moleculs des Salzes. Die Bestimmung der integrirenden Moleculs ist demnach, nächst der Analyse, das wichtigste Mittel zur Festsetzung der Gattungen. Denn Gattung ist nichts anderes als ein Inbegriff von Körpern, deren integrirende Moleculs einander ähnlich und aus denselben Grundstoffen, in demselben Verhältniß miteinander verbunden zusammengesetzt sind. Die Kerngestalt (noyau oder forme primitive) ist der regelmäßige Körper von gleichbleibender Form, der in allen Krystallen einer Gattung regelmäßig eingeschlossen ist, und dessen Flächen den Richtungen der Blätter folgen, welche diese Krystalle zusammensetzen, wie z. B. der Würfel des Bleiglanzes, das Octaëder des Flußspaths. Solcher Kerngestalten sind bis jetzt sechs beobachtet: 1. das Parallelepipedum; 2. die regelmäßige sechsseitige Säule; 3. das Rhomboïdal-Dodekaëder; 4. das Octaëder: 5. das regulaire Tetraëder; 6. das Bipyramidal-Dodekaëder. Und wenn man dann die Kerngestalten und Formen der integrirenden Moleculs genau bestimmt hat, so kann man mit Hülfe des Calculs die Gesetze bestimmen, denen diese Moleculs bei ihrem Zusammentreten gehorchen, um jene Mannichfaltigkeit regelmäßiger Hüllen hervorzubringen, welche eine und dieselbe Kerngestalt so verschiedentlich umkleiden und verstecken. Dadurch erhält man die Arten. Die Form der Moleculs gibt mithin den Typus der Gattung, den Vereinigungspunct für alle Abänderungen der Krystallisation, nach Maßgabe des auf die Gesetze der Decrescenz und der Abänderungen angewendeten Calculs.

Diesemnach entsteht aus dem System Hauy's folgendes Schema:

Erste Classe. Säurehaltige Körper.

Erste Ordnung. Körper, die freie Säuren enthalten.

Zweite Ordnung. Säurehaltige Steinarten.

Und darin folgende Geschlechter: Kalk. Baryt. Strontian. Bittererde. Kalk- und Kieselerde. Kieselerde und Thonerde.

Dritte Ordnung. Alkalinische säurehaltige Substanzen.

1. Kali (Potasse); 2. Natrum; 3. Ammoniak.

Vierte Ordnung. Alkalinische erdige säurehaltige Substanzen.

Einziges Geschlecht: Thonerde.

Zweite Classe. Erdartige Fossilien.

Darin folgende Gattungen: Quarz — Zirkon — Korund — Cymóphane — Spinell — Smáragd (Emerante) — Euclas — Granat — Amphigène — Idoras — Meionit — Feldspath — Apophyllit — Triphan — Axinit — Turmalin — Amphibol — Pyroxen — Yenit — Staurotide — Epidot — Hypersthen — Wernerit — Paranthin — Diallage — Gadolinit — Lazulit — Mesotyp — Stilbit — Laumonit — Prehnit — Chabasie — Analcim — Nephelin — Harmotom — Peridot — Glimmer (Mica) — Pinit — Disthen — Dipyr — Asbest — Talk — Macle. — Dazu noch ein Anhang von 26 Nummern solcher Mineralien, denen noch nicht eine feste Stelle im System hat angewiesen werden können.

Dritte Classe. Unmetallische brennbare Körper.

Erste Ordnung. Einfache Schwefel — Diamant — Anthrazit.

Zweite Ordnung. Graphit — Erdharz — Steinkohle — Gagat (Jaget) — Bernstein — Honigstein (Mellite).

Vierte Classe. Metallische Substanzen. (Die bekannten)*).

Dieses System wurde in Deutschland besonders von Hausmann zum Grunde gelegt und weiter ausgeführt. Ihm war die Krystallisationskraft bloß ein accessorium der chemischen Attractivkraft oder Verwandtschaft, so daß sich die Producte der ersten nur in den Wirkungen der letzten zeigen, und die Größe der Krystallisationskraft proportionirt ist der Größe der chemischen. — Siehe dessen crystallographische Beiträge. Braunschweig, 1803. 4. Handbuch der Mineralogie. Göttingen, 1813. und: *de relatione inter corporum naturalium anorganicorum indoles chemicas atque externas.* Götting. 1813 (auch

---

*) Siehe *Haüy* Traité de Minéralogie. Paris 1801. IV Voll. (éd. nouv. Paris 1822). Uebers. von Karsten. Paris u. Leipz. 1804—10.

in Leonhards Taschenbuch für d. ges. Mineralogie. 8ter Jahrg. Frkft. a. M. 1814.

So interessant und instructiv auch dieses System ist, und wie sehr es durch elegante Darstellung gehoben wird, so leidet es doch auch an bedeutenden Mängeln. Der Vorwurf, den er dem auf die äußern Kennzeichen gegründeten System macht, daß es seinen Zögling bei neuen Mineralien von fremdartigem Gewande verlasse, trifft theils nur das unvollkommene, weil der Totalhabitus eines Minerals charakteristisch genug ist, theils wird davon das auf die Analyse gebaute eben so sehr, ja noch schwerer gedrückt. Der Totalhabitus eines Minerals, d. i. die Gestalt, Härte, Schwere, Farbe u. s. w., so sprechend und so sehr die Individualität bezeichnend, zeigen dem Analytiker nur eine schwache Spur, von welcher er auf die Bestandtheile schließen kann; er kann wohl schließen: weil dieses Mineral so krystallisirt ist, stahlhart u. s. w., so wird es wohl Kieselerde enthalten; allein a) er fällt dann von seinem Standpuncte, indem er sich von physischen Momenten leiten läßt, die zu einem System gehören, welches er bekämpft, und b) er weiß nicht, was es außer der Kieselerde noch enthält, und in welchen Proportionen, ob die Kieselerde überwiegend ist oder nicht. Um dies zu erfahren, muß er den Körper zerstören und als Individuum vernichten. Wir werden auf diesen Punct im Folgenden zurückkommen, wo wir auf mehrere Schwierigkeiten des chemischen Systems aufmerksam machen werden. Mehrere hieraus entspringende Inconsequenzen hat schon Berthollet dem Havy'schen System vorgeworfen, namentlich: daß er die färbenden Bestandtheile, wie das Chromoxyd für die Moleculs zufällig halte, da doch dasselbe eben so seine Atome habe und ein wahrer Mischungstheil des Smaragd sey; daß er ganz verschiedenen Substanzen eine und dieselbe Form der Moleculen beilege, dagegen ganz verschiedene Formen denen, die offenbar einer und derselben Gattung angehören. So z. B. die Moleculs des Arragon und kohlengesäuerten Kalks, so wie die des wasserhaltigen schwefelsauren und wasserfreien schwefelsauren Kalks (Anhydrit, Muriazit) weichen sehr von einander ab, während die chemische Differenz ganz unbedeutend ist. Wäre das System consequent, so müßten sie vereinigt seyn; gleichwohl werden sie durch die Verschiedenheit der Molecules in demselben auseinandergehalten. Die Art, wie sich Havy dagegen vertheidigt, hat ihn zu neuen Inconsequenzen hingerissen und läßt das Unsymmetrische des Systems noch mehr durchscheinen. Er sagt: „die Differenz beweist, daß man bei der Mischung der Mineralien keinen festen Punct antrifft, wogegen die Form der Moleculs ohne alle Veränderung bleibt und zum fixen Puncte wird, um welchen alles Uebrige oscillirt;" und:

„es kann eine und dieselbe Mischung so verschiedene physische Eigenschaften hervorbringen, daß es nothwendig wird die Mineralien von einander zu trennen.“ Ist aber dies der Fall, so ist gar nicht einzusehen, warum denn die Gattungen fernerhin auf chemischem Wege und nicht auf rein naturhistorischem ausgemittelt werden sollen, zumal da dem ersten die Mineralogie nur ein Anhängsel der Chemie wird. Um die Classe zu bestimmen, braucht man gar nicht mit Havy zu fragen: enthält es eine Säure, oder Erde, oder ist es metallisch? Ich kann auch zu erforschen suchen, welche Stelle ihm im System nach seinem Totalhabitus gebührt, abgesehen von der Mischung. Es ist dies aber noch nicht alles. Die Lehre von den integrirenden Molecülen hat nur hypothetischen Werth. Und hier ist einer von den Puncten, in denen so viele durch Mathematik zu Fehlschlüssen verleitet worden sind, indem sie zu rasch von mathematischen idealen Bestimmungen auf physische wirkliche Körper schlossen, ohne sorgfältige Berücksichtigung der Modificationen, durch welche jene in der Erfahrung eingeschränkt werden. Rein geometrisch betrachtet gibt es eigentlich gar keine Grundgestalt. Der Raum ist gegen jede Gestalt indifferent; er ist das selbst Formlose, aber unendlich Formbare, die Bedingung der objectiven Existenz, das, was ruhig gewähren läßt, daß sich unendlich vieles in jeglicher Gestalt ausbreite und bewege, wie es die innere Gesetzmäßigkeit und der Rhythmus seines Wesens mit sich bringt. Man kann in ihm zwar durch Abstraction Flächen, Linien, Puncte erzeugen, und dann synthetisch und durch Bewegungen eine Figur aus der andern entstehen lassen, um gewisse Wahrheiten anschaulich zu machen: allein dies alles ist das Werk der productiven Einbildungskraft, und für den Raum selbst nicht nothwendig. Anders ist es in der Krystallographie. Die Krystalle sind Körper, deren Formen regelmäßig nach einem bestimmten Typus hervorgebracht sind, und die folglich einen regelmäßig gebildeten Raum einnehmen. Die Natur scheint bei der Gestaltung derselben die Geometrie auf eine eigenthümliche, noch sehr ins Dunkle gehüllte Weise angewendet zu haben. Einige Gattungen der Mineralien hat sie in sehr enge Gränzen eingeschlossen, in andern hat sie einen weitern Spielraum gewählt, in manchen man könnte sagen mit geometrischer Phantasie frei geschaffen, in vielen endlich regelmäßige und unregelmäßige Formen vermischt und von ganzen kolossalen Massen die vollendende Künstlerhand zurückgezogen. Dem Naturforscher liegt es ob, ihr durch alle diese mäandrischen Wendungen mit Liebe und Unverdrossenheit zu folgen, um ihre Principien und die unveränderlichen Gesetze derselben auch da zu entdecken, wo nach unserm kurzsichtigen Geiste nur Ungebundenheit und Laune zu herrschen

scheinen. Vollkommene Krystalle, wie sie sich der Geometer denkt, gibt es in der Natur gar nicht, ja schon die denselben nahe kommenden sind selten, in den meisten ist das Regelmäßige mit dem Unregelmäßigen mehr oder weniger gemischt; die einzelnen Individuen kommen an ganz verschiedenen Stellen der Erde, unter verschiedenen Modificationen, oft mit ganz entgegengesetzten Gattungen zu einer Complexion verbunden zur Erscheinung, so daß man dadurch wohl die Ueberzeugung gewinnt: die Einheit der Gestalt, die Krystallsysteme, Krystallreihen und Combinationen sind, ob zwar für unsere Systeme unentbehrlich, doch nur ideal; in der Natur hingegen ist die Einheit verborgen, die plastische Kraft, an unzähligen Puncten zugleich thätig, sieht sich durch den Antagonism anderer Kräfte hier zurückgedrängt, aufgehalten, dort nach einer andern Richtung getrieben, oder die Basis ihrer Wirksamkeit durch fremde Operationslinien durchschnitten, so daß sie zur regelmäßigen Gestalt oft gar nicht gelangen, oder das eben angelegte Werk wieder aufgeben, oder sich mit Bruchstücken begnügen muß und gleichsam nur den torso ihrer Gebilde erscheinen lassen kann. Oder wie wollte man sich sonst die großen Massen unregelmäßiger Mineralien, mit den vielen verstümmelten Krystallen, die Drusen mit ganzen Haufen wie in großer Verwirrung und gleichsam in Bestürzung zusammengeworfener Formen, welche das Gepräge der eisernen Nothwendigkeit, nicht aber der freien Wahl und verständigen Anordnung an sich tragen, endlich die vielen ineinander eingewachsnen Mineralien, aus ganz verschiedenen Stoffen bereitet, von fremdartigem Aeußeren und ganz wunderlichen Formen — dies alles und vieles Aehnliche, woher wollte man es sich anders erklären, als aus dem durch höhere Gesetze verfügten Zusammentreffen einander widerstrebender Gewalten? Prüft man in dieser Beziehung das Havy'sche System, so stößt man auf vieles bloß Hypothetische, auf welches unbefangene Naturforschung nicht geführt hätte. So z. B. wird zwar angegeben, daß der Würfel eines Minerals, nach einer bestimmten Vorschrift getheilt, in kleinere Würfel zerfalle, dieser eben so in noch kleinere: allein es wird unbestimmt gelassen, was erfolgt, wenn man denselben nach andern Richtungen theilt. Aus jedem Würfel lassen sich durch parallele Verkürzungen kleinere Würfel gewinnen: allein es fragt sich dann, ob nicht vielmehr die Blättchen, welche man allmälig abgelöst hat, die Grundform bezeichnen, und man nicht eben so gut sagen könnte: der Würfel z. B. des Bleiglanzes bestehe aus unendlich vielen, äußerst zarten zusammengefügten Blättchen. Gesetzt aber auch, die integrirenden Moleculs des Salzes wären unendlich kleine Würfel, so hat doch diese Annahme immer nur hypothetischen Werth, weil die mechanische Theilung

nicht bis zu denselben vordringen kann, und stützt sich dabei noch auf eine andere Hypothese, die atomistische von den elementarischen Molecülen der Grundbestandtheile. Damit setzt sie aber die nie abzuschließende Theilung für vollendet und bleibt, die Erfahrung überschreitend, bei einer unbeweglichen Gränze stehen, wogegen Mathematik und Philosophie vereint sich erheben. Und wie soll man sich denn die elementarischen Moleculs der Salzsäure und des Natron denken, welche in ihrer Verschränkung die ersten Salzwürfelchen bilden? (die Keimkrystallchen Haberle's). Entweder als Würfel oder nicht. Zu der ersten Annahme ist man nicht berechtigt; die zweite aber zwingt zu der Behauptung: es könnten auch die integrirenden Moleculs des Salzes keine Würfel, sondern andere regulaire Körperchen seyn. Behauptet Hauy doch selbst: die ursprünglichen Krystalle einer und derselben Substanz können nach Umständen verschiedene Formen annehmen; dann können aber diese Umstände bei der Bildung der ersten Salzwürfelchen eintreten; eine Annahme, womit die Grundfesten des Systems erschüttert werden.

Diese Schwächen waren es wohl vorzüglich, welche sowohl Weiß bestimmten, theils eine dynamische Ansicht der Krystallisation aufzustellen, theils unabhängig von jenen Hypothesen die geometrischen Verhältnisse der Krystalle zu bestimmen *), als auch Bernhardi, eine neue, bequemere Methode die Krystalle zu beschreiben, bekannt zu machen. **)

Dagegen suchte der berühmte Berzelius ein rein chemisches System der Mineralogie zu begründen. Ihm ist die Mineralogie die Kenntniß der auf oder unter der Erdoberfläche natürlich vorkommenden unorganischen Verbindungen der Grundstoffe untereinander, ihrer verschiedenen Formen und der besondern fremden Beimischungen, mit welchen sie vorkommen. Die Mineralien müssen betrachtet werden als chemische Verbindungen zwischen Körpern von entgegengesetzten elektrochemischen Eigenschaften. Die Gesetze des chemischen Laboratorium haben

---

*) Vergl. dessen dynamische Ansicht der Krystallisation in der Uebersetzung des Hauy'schen Werks, und dissert. de indagando formarum crystall. charactere geometrico principali. Lips. 1809, so wie: Uebersichtliche Darstellung der verschiedenen natürlichen Abtheilungen der Krystallisationssysteme (Abhandlg. der physikal. Classe der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften aus den Jahren 1814—15. Berlin 1818.

**) Siehe Gehlen's Journal für Physik, Chemie und Mineralogie, 5ten, 8ten und 9ten Bd.

auch im Innern der Erde gewirkt. Die Kenntniß aber der Verbindungen an sich, ihrer Mischungsweise und chemischen Eigenschaften erlangen wir durch Chemie. Die Mineralogie ist also wissenschaftlich angesehen, nur ein Theil oder Anhang der Chemie. Die vollendete Chemie würde außer unsern Laboratorien auch die große wundervolle Werkstatt der Natur umfassen. Denken wir uns, daß ein Auszug daraus alles das enthalte, was die fossil vorkommenden Verbindungen betrifft, so wäre dieser Auszug die vollendete Mineralogie. Daraus folgt dann von selbst, daß das Princip der Mineralogie kein anderes als das chemische seyn kann, und jedes andere ihr gänzlich fremd seyn muß. Eine Anordnung der Mineralien nach den äußeren Kennzeichen ist bequem für den Anfang des Studiums, aber sie ist kein System. Die große Umwälzung der Theorie der Chemie durch den Einfluß der Elektricität und die Lehre von den chemischen Verhältnißmengen muß demnach auch die Mineralogie ergreifen, und Berzelius selbst versuchte es, hiernach ein rein chemisches System der Mineralogie zu errichten. Sein Schüler Mitscherlich trug viel zur Ausbildung desselben bei. Er zeigte gegen Hawy's Voraussetzung einer Gleichheit der Zusammensetzung bei Gleichheit der Grundformen, daß Körper von verschiedener Zusammensetzung eine gleiche Krystallisation annehmen können, und daß diese zwar wohl ein ähnliches inneres Verhältniß zwischen den Elementen andeutet, aber nicht dasselbe Element. Er fand, daß die arseniksauren und phosphorsauren Salze von derselben Basis, in dem gleichen Sättigungsgrade und mit derselben Anzahl Atome Wasser verbunden, auf dieselbe Weise krystallisiren, und daraus folgerte er: daß die Krystallfigur auf der Anzahl der Atome und auf der Art, wie diese in binären Verbindungen vertheilt sind, beruhe, daß aber die Verschiedenheit der Elemente dabei vielleicht keine Veränderung hervorbringt. Körper von derselben Gattung nannte er isomorphe. Die nämliche Zahl der Atome, auf gleiche Weise combinirt, bringt dieselbe krystallinische Form hervor, und dieselbe krystallinische Form ist unabhängig von der chemischen Beschaffenheit der Atome und nur bestimmt durch die Zahl und die relative Lage der Atome.*) In Deutschland

*) Versuch, durch Anwendung der elektrisch-chemischen Theorie ein rein wissenschaftliches System der Mineralogie zu begründen, von Berzelius. A. d. Schwedischen von Gehlen. Nürnberg 1815. (Schweigger's Journal für Chemie und Physik, 11r u. 12r Bd.). Berzelius neues System der Mineralogie, übers. von Gmelin und Pfaff. Nürnberg 1816. und Berzelius Jahresbericht über die Fortschritte der physischen Wissenschaften, übers. von Gmelin. Tübingen 1822 — 24.

hat bereits Leonhard das erste mineralogische Handbuch nach diesem System herausgegeben *), in Frankreich hat Brogniart dasselbe mit einigen unwesentlichen Veränderungen zum Grunde gelegt **). Da es weniger bekannt ist, stehe sein Schema hier.

A. Mineralien, welche nach dem Princip für die unorganische Natur, d. h. aus binären Verbindungen zusammengesetzt sind.

I. Metalloide.

II. Alkali- und Erde-bildende Metalle.

III. Eigentliche Metalle: a) elektro-positive b) elektro-negative.

B. Mineralien, welche nach dem Princip für die organische Natur, d. h. aus ternairen Verbindungen zusammengesetzt sind, wie Honigstein, Bernstein, Braunkohle u. dgl.

Wir können Herrn Berzelius weder die Vordersätze seines Raisonnements, noch die daraus gezogenen Folgen zugeben. Mineralien sind allerdings Verbindungen der Grundstoffe in bestimmten Verhältnissen, und der Chemie kann niemand das Recht streitig machen, sie zu analysiren und nach ihren Bestandtheilen zu ordnen. Sowie es eine chemische Botanik und Zoologie gibt, so kann es auch nicht blos eine chemische Mineralogie geben, sondern sie existirt bereits und ist in glücklichen Fortschritten begriffen. Kann man bei diesem Verfahren die Mineralien in einen systematischen Zusammenhang bringen, und will man dieses das chemische System der Mineralogie nennen, desto besser, weil darin die Möglichkeit liegt, daß die Mineralogie nach verschiedenen Seiten hin der Vollendung entgegenreift. Allein die chemische Betrachtungsweise für die einzig wahre zu halten, die Mineralogie nur als ein Anhängsel der Chemie und jedes andere Princip als ein der Mineralogie gänzlich fremdes zu betrachten, mit dem man sich bei den reißenden Fortschritten der Chemie bald in einem verflossenen Zeitalter befinden werde: dies sind übertriebene Behauptungen, wodurch der entscheidende, anmaßende Ton, zu welchem sich ein so achtungswürdiger Gelehrter, wie Berzelius, hat hinreißen lassen, keineswegs gerechtfertigt erscheint. Mineralien haben auch bestimmte physische Eigenschaften, sie haben naturhistorische, deren Zusammenhang mit den che-

---

*) Handbuch der Oryktognosie. Heidelberg, 1821.

**) Traité élémentaire de Minéralogie. II. édit. Paris 1823. II. Voll.

mischen noch viel zu sehr ins Dunkel gehüllt ist, als daß man sie als eine Folge dieser betrachten dürfte. Das Verhalten eines Minerals zum Lichte, zur Wärme, zum Magnetism, der Grad der Härte, der Bruch, die regelmäßige Gestalt, deuten alle auf eben so feste Naturgesetze hin wie die Mischung ihrer Bestandtheile, und können folglich eben so Gegenstand einer besondern Wissenschaft werden, wie jenes. Und daß man die Mineralogie bereits in diesem Sinne, und als selbständige Wissenschaft, deren Stelle neben der Botanik und Zoologie ist, bearbeitet hat, verräth, wie mangelhaft auch die Versuche selbst noch waren, doch wenigstens einen richtigen Tact und hebt den Gesichtspunct heraus, von welchem man bei dieser Wissenschaft ausgehen muß. Mineralogie ist nach unserer Ansicht ein Theil der Naturgeschichte, der ergänzende dritte zur Zoologie und Botanik. Die äußern Kennzeichen in ihrem ganzen Umfange, als: Gestalt, Härte, Dichtheit, Glanz, Strich, Farbe, Durchsichtigkeit, Strahlenbrechung u. dgl. bilden ein Ganzes, das in seiner Art für den Forscher ein eben so sprechender Habitus wird, wie z. B. es Haare, Nägel, Zähne, Brüste dem Zoologen für die Säugthiere, oder die Textur des Holzes, die Gefäße, der säulenartige Wuchs mit quirlförmigen Zweigen, die in Zapfen stehenden Blüthen in den Nadelhölzern für den Botaniker; es ist ein Stempel, den die Natur ihren Geschöpfen aufgedrückt und wodurch sie dieselben zu Individuen gebildet hat. Und wenn diese Charaktere auch nicht immer ganz scharf sind und den Forscher oft abmühen, so ist dieses doch kein Grund, jene Zeichen überhaupt verdächtig zu machen. Kann man doch auch in der Zoologie die Charaktere der Infusorien oft nur durch mühsame mikroskopische Beobachtungen entdecken, und muß sich mit bloßen Andeutungen begnügen. Und wenn es der Mineralogie bis jetzt noch nicht gelungen ist, durch äußere Kennzeichen die Charaktere der Classen und Geschlechter der Mineralien festzusetzen, so beweist dieses nicht, daß es ihr nicht noch gelingen werde. Es kommt blos auf einen einzigen glücklichen Versuch an. Behauptet doch Berzelius selbst: *) „Wenn die Mineralogie auch ein Theil der Naturgeschichte ist, so hört sie doch deswegen nicht auf, ein Theil der Chemie zu seyn." Dies ist aber in der That ein Geständniß eines doppelten Gesichtspunctes für Mineralogie. Insofern sie gedacht wird als ein Theil der Naturgeschichte, insofern müssen auch naturgeschichtliche Principien die leitenden in ihr seyn, sie muß für die unorganische Natur das werden, was Botanik und Zoologie für die organische sind. Da-

*) Neues System der Mineralogie, S. 42.

mit fällt aber jene Behauptung des Herrn Berzelius in sich selbst zusammen. So lächerlich es seyn würde, zu sagen: es sey in der Zoologie, in der Botanik ein Wissen, d. h. eine demonstrative Erkenntniß aus Principien, aber dieses Wissen sey nur ein Theil einer andern ganz verschiedenen, aber doch nur empirischen Wissenschaft: eben so oberflächlich ist die Behauptung, die Mineralogie sey ein Theil der Naturgeschichte, aber gleichwohl das Wissen in ihr ein chemisches. Wäre denn das chemische Verfahren, welches die Individuen gewaltsam zerstört, um durch Abdampfung, Destillation, Sublimation u. dgl. die Grundstoffe als das caput mortuum zu erpressen, wissenschaftlicher, als das naturhistorische, das den Charakter derselben aus der Summe äußerer Kennzeichen zu bestimmen sucht? Berzelius selbst behauptet ferner: „In der organischen Natur herrscht überall eine vollkommen gleiche Mischung, bei höchster Ungleichheit in den Formen, welche letzte den Charakter der lebenden Geschöpfe bestimmen. In der todten Natur dagegen herrscht eine allgemeine Gleichheit der äußern Formen, bei der stärksten Abweichung der Mischung *). Und die organische Natur scheidet sich von der unorganischen eben darin, daß, wenn die Elemente gegeben sind, sie ein primum movens fordern, welches außer den Elementen liegt, und ohne welches niemals durch der Elemente ursprüngliche Kräfte organische Wesen, oder nur mit deren Producten gleichartige Verbindungen gebildet werden. Gib dem Chemiker Grundstoffe, und seine Bemühungen werden sich fruchtlos verzehren in Versuchen, dieselben auf die Weise der organischen Natur zusammenzubinden" **). — Wir können diese Sätze zugeben, um daraus gegen seine eigene Lehre zu argumentiren. Die höchste Ungleichheit der Form in der organischen Natur, bei vollkommen gleicher Mischung, beweist allerdings das Vorhandenseyn eines höhern Princips, einer plastischen Kraft: allein die allgemeine Gleichheit der äußern Form in der unorganischen Natur, bei der stärksten Abweichung der Mischung, beweist nicht minder, daß auch hier die Form nicht bloß durch die Mischung der Bestandtheile bewirkt wird. Selbst nach Mitscherlichs interessanten Entdeckungen ruht noch ein großes Dunkel auf dem Verhältnisse der Mischung zur Form. Das Constitutive ist dann gar nicht mehr der Stoff als solcher, sondern die Zahl der Atome, ihre Vertheilung und relative Lage. Damit verwandelt sich das Princip in ein physisches, und man wird aus der Chemie in die Physik getrieben. Man kann auch bei der

*) Versuch, S. 5.

**) System der Mineralogie, S. 32.

Classification der Mineralien gar nicht von dem Uebergewicht des einen oder andern Bestandtheils ausgehen, weil, so lange man nicht weiß, wie groß die Krystallisationskraft desselben ist, (da die Quantität bei geringerer Qualität wenig hilft, und Mitscherlich selbst behauptet: die Veränderung der relativen Lage der Atome durch irgend einen Umstand verändere die primitive Form) *), alles schwankend wird, statt unwandelbarer Naturgesetze ein physisches Phantom erscheint, der Zufall und jene wilde Verworrenheit der Urkörperchen, woraus nach der alten Atomistiker Erdichtung die Welt entstanden seyn soll. Da man hiernach weder in der Beschaffenheit, noch der Urform des Grundstoffs ein Kriterium der Gestalt hat, so fehlt das Band zwischen dem Stoff und der Form, und muß eben so fehlen zwischen dem Stoff und den übrigen physischen Eigenschaften. Das primum movens der organischen Körper, welches außer den Elementen liegt, ist doch in einer gewissen Beziehung auch in den organischen wirksam, weil vom naturphilosophischen Standpuncte aus (unter welchem man aber nicht die Schellingische Philosophie und ihre Pfropfreiser verstehen wolle) kein absoluter Gegensatz des Organischen und Unorganischen gestattet werden darf. Man würde dadurch viel größeren Schwierigkeiten in die Arme sinken, als man zu entgehen sucht. Organische Körper entstehen bekanntlich auf dem Unorganischen als der Grundlage, oder leben in ihm, als in ihrem Elemente. Woher soll nun das primum movens in sie kommen, da außer dem Unorganischen nichts aufgezeigt werden kann? Will man nicht zu einem Act der unmittelbaren göttlichen Einwirkung flüchten, durch welchen das primum movens, die plastische Kraft, für die organischen Geschöpfe besonders geschaffen worden, so hat man die Wahl, zu lehren: entweder die organische Kraft werde durch die unorganische erzeugt, oder diese verwandle sich in jene, oder es seyen beide gar nicht wesentlich von einander unterschieden, sondern nur Aeußerungsweisen, Formen einer und derselben Kraft. Das Erste und Zweite läßt sich nicht durchführen, es hat mehrere bekannte Naturgesetze gegen sich und stößt im Leben des Geistes auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Dagegen ist es Thatsache, daß die organische Kraft in uns nicht bloß Unorganisches erzeugt, sondern auch aus einer homogenen Masse ganz individuelle Organe bildet und die Qualitäten der Stoffe wesentlich verändert. Deshalb kommt das Dritte der Wahrheit am nächsten und bringt Einheit in die Natur. Wer an Gott glaubt, gibt zu, daß er das absolute primum movens sey, oder, was dasselbe ist, daß

*) Annales de Chimie et Phys. 1822. p. 378. 415.

der Geist die absolute Urkraft sey, durch welche die Materie gesetzt und damit zur Evolution getrieben worden. Nun gibt es gewiß die richtigere und erhabenere Vorstellung von Gott, anzunehmen: es sey die Welt, als die unendliche Schöpfung Gottes, gleich im Keime organisch, die organisirende, plastische Kraft habe sie vom Anfange durchdrungen; aber weil die organischen Geschöpfe in ihrem Bau verwickelter, künstlicher und die höheren unter ihnen wahre Systeme von Organen sind, in denen physisch-chemische Verbindungen die unentbehrliche Grundlage ausmachen, und dann durch fortgesetzte Einwirkungen und Zersetzungen die höhere Form vorbereiten, in denen sie dann als Seele wirkt und zum Bewußtseyn gelangt. Daß aber das physische Princip in dem organischen Leibe vorhanden seyn könne ohne Bewußtseyn, dies beweisen zwei wunderbare Thatsachen unsers Lebens: der embryonische Zustand und der Schlaf, welcher letzte eine um so wunderbarere Erscheinung ist, weil er lehrt, daß selbst die erstarkte Seele in der Fülle ihrer Kräfte sich selbst entflieht und in Bewußtlosigkeit zurücksinkt. Indessen bleiben auch hier noch manche unauflösliche Schwierigkeiten, besonders in Beziehung auf die Erscheinung des Geistes, das größte aller Räthsel, in die wir aber nicht eingehen können, um nicht von unserm Gegenstande allzuweit abzuschweifen; wir glauben indessen, schon das Vorgetragene werde hinreichen um darzuthun, auf welch einem schwankenden Grunde jene Meinung des Herrn Berzelius von einem Gegensatze zwischen dem Unorganischen und Organischen und dem primum movens des letzten außer den Elementen ruhe. Gewiß verzehren sich die Versuche des Chemikers, aus Elementen ursprüngliche Kräfte und organische Wesen hervorgehen zu lassen. Aber sie verzehren sich auch in ähnlichen Versuchen zur Erzeugung der Mineralien. Abgerechnet die Krystallisationen einiger Salze, welche Mineralien kann denn der Chemiker aus bestimmten Verhältnissen der Stoffe erzeugen? Ich möchte doch den sehen, der mir das durch die Analyse zerstörte Mineral aus den gewonnenen Stoffen wiederherstellte, wenn er sie auch zusammenschüttet, oder auf der Kapelle foltert und ihnen die Daumenschrauben seiner sämmtlichen Apparate anlegt.

Dies beweist augenscheinlich, daß die Mineralien nicht bloß Combinationen von so und so viel Elementen sind, sondern daß noch ein eigenthümliches Princip dabei thätig ist, dessen Kraft das Mineral erst zum individuellen gemacht hat, von dem aber der Chemiker natürlich nichts aufzeigen kann, weil es sich weder in die Retorte leiten, noch auswaschen und trocknen und in wohlverstöpselten Fläschchen aufbewahren läßt. Das beste Theil verfliegt während der Untersuchung (dies soll wahrscheinlich bei den Angaben der Resultate

die leere Rubrik „Verlust“ symbolisch bezeichnen), und dem Chemiker verbleiben in seinen Gefäßen nur, ich möchte sagen die verbrannten Gebeine einer beseelten Gestalt. Daher gewährt uns auch die Chemie gar keinen Aufschluß darüber: wodurch denn die Grundstoffe in diesen stoichiometrischen Verhältnissen zusammengetrieben werden und nach dieser bestimmten Richtung krystallisiren, und wie daraus z. B. dieser Grad der Härte, Bruch, Strahlenbrechung, Verhalten zum Magnet u. dgl. entspringen kann; mit einem Worte, sie verstummt über alle die Puncte, welche dem Mineralogen die wichtigsten sind. Und wirft man nun vollends einen Blick auf die Marterung eines Minerals und bemerkt, wie es die Feuer-, Wasser- und Luftprobe bestehen muß und von den schärfsten Säuren halb zerfressen wird, so muß man billig gegen das Resultat mißtrauisch werden. Daß der Analyst am Ende von jedem Stoffe so und so viel in den Tigeln behält (manchmal auch etwas mehr) *), ist wohl außer Zweifel: aber daß dies alles auch im Mineral enthalten war, dafür gibt es keine Garantie. Wenn ein Mineral mehrere Stunden einem heftigen Feuer ausgesetzt und dadurch den entbundenen Kräften der Urstoffe Spielraum gegeben wurde auf einander zu wirken, wenn dann verschiedene Säuren ihre zerstörende Gewalt daran versuchten: sollten die sich hier bildenden Processe nicht ein Analogon seyn von dem Verdauungsprocesse im Thierleibe, und manches specifisch verändert werden, manches sich neu erzeugen? Schon die Löthrohrversuche, wo ein schwacher Feuerstrom während einiger Minuten in den meisten Mineralien so bedeutende Veränderungen verursacht, berechtigen zu dieser Vermuthung.

Endlich entspringt noch eine Schwierigkeit aus der Menge der Grundstoffe, mit denen uns bis jetzt die Chemie beschenkt hat, zu denen in Zukunft noch eine hübsche Partie kommen kann. Ihre Zahl ist offenbar viel zu groß; und wenn die Chemie nicht so weit fortschreitet, daß sie die meisten derselben noch zerlegen kann, so hat sie ihre Bestimmung nur halb erfüllt, indem schon ein geringes Nachdenken hinreichend ist, um einzusehen, daß die eine Materie nicht aus fünfundfunfzig Grundstoffen bestehen könne. Sowie aber die Zerlegung mehrerer der jetzigen einfachen Stoffe gelingt, so kann auch kein darauf gebautes System der Mineralogie länger bestehen. Jedes der Art ist mithin nur als ein provisorisches anzusehen, aber weit entfernt, das System der Natur zu seyn.

---

*) Wie noch vor kurzem der Herr Graf von Trolle-Wachtmeister in seiner Analyse verschiedener Granaten (Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie, 2n Bds 1s Stück. Leipzig 1824).

Unsere Leser werden uns diese kleine Abschweifung verzeihen. In unsern Tagen, wo die Naturforscher, insonderheit Chemiker und Physiker glauben, der Philosophie zu weitern Fortschritten entbehren zu können, und manche Chemiker sogar die Keckheit haben, ihre rein empirische Behandlungsart der Wissenschaft als eine philosophische anzukündigen (die deutsche Erbkrankheit, die Ausländerei in ihrer widrigsten Form ausprägend als Nachahmung einer englischen Abgeschmacktheit, welche alle mögliche naturwissenschaftliche Untersuchungen, selbst über Bebauung der Felder, wenn sie auch keine Spur von philosophischem Geist enthalten, unter dem Namen Naturphilosophie zusammenfassen) ist es gewiß nicht überflüssig, an einem Beispiel zu zeigen, wie sich eben der philosophische Geist darin noch wenig hat blicken lassen, und ohne die Fackel der Philosophie selbst die berühmtesten Männer im Dunkeln herumtappen.

Ein naturphilosophisches System der Mineralogie suchte Oken aufzustellen. Er nimmt Naturgeschichte in einem weit höhern Sinne als gewöhnlich, nämlich als Entwicklungsgeschichte, bloß erzählend, ohne Gründe dargestellt*). Die Ausführung ist in der bekannten Genialität dieses Autors in starken, oft grellen Farben, wodurch selbst das am tiefsten Gedachte leicht einen Anstrich des Paradoxen und Excentrischen erhält. Sein System scheint die Aufmerksamkeit und sorgfältige Prüfung, welche es verdient, nicht gefunden zu haben. Es konnte aber schon deswegen darauf Anspruch machen, weil es als ein naturphilosophisches den andern gegenübertritt, und die Manier des Verfs., alles aus einem neuen Gesichtspuncte zu betrachten, anders zu stellen, sehr geeignet ist, von der gangbaren Heerstraße gewöhnlicher Meinungen ab nach unversuchten Pfaden zu lenken, gesetzt auch daß man ihm folgend, oft nur zu steilen, unfruchtbaren Klippen und undurchdringlichem Dickigt geleitet werde. So hat auch sein System der Mineralogie sehr viel Blendendes durch die große Einfachheit, mit welcher er jedes Reich in zwei parallele Reihen, eine Licht- und Massenreihe, sondert und dann nach einem viergliederigen Schema die obern Abtheilungen immer wieder zu Eintheilungsgliedern der untern macht, und so aus Classen, Ordnungen, Zünfte, Sippschaften, Gattungen und Arten, wie es scheint, höchst natürlich ableitet. Läßt man sich indessen dadurch nicht bestechen, prüft man kaltblütig, so entdeckt man leider erstens, daß es seine Aufgabe,

*) Oken's Lehrbuch der Naturgeschichte, 1r Thl. Mineralogie. Leipzig 1813. S. 1 und Naturgeschichte für Schulen. Leipzig 1821.

eine Naturgeschichte im höhern, wahren Sinne zu liefern, nicht gelöst hat; zweitens in die Principien, auf denen der ganze Schematismus beruht, viel Willkürliches mischt; drittens die einzelnen Körper mit Gewalt in das Schema zwängt. Damit es nicht scheine, als ob wir über ein verdienstliches Werk eines so achtungswürdigen und von uns geachteten Gelehrten nur absprechen, müssen wir wohl, so gerne wir auch die Beurtheilung, möglicher Mißdeutungen wegen, Andern ganz überlassen hätten, einiges zum Beleg herausheben. Die verschiedenen Classen der Mineralien sollen durch die Einwirkung der Elemente gebildet worden seyn. Wenn man nun die Kiese als Erd-Erden bezeichnet finden, die Schwefelsäure als ein Wasser-Jrd (was doch chemisch offenbar unrichtig ist), den Schwefel aber als ein Luft-Jrd, den Diamant als ein solches (der doch reiner Kohlenstoff ist, ein Stoff, wovon sich in der Luft so sehr wenig findet), so gibt dies ein ganz unbestimmtes Bild von der Entwicklungsgeschichte dieser Körper, wobei man sich vergebens nach einer Bestätigung durch Naturgesetze umsieht. Zwar soll die Naturgeschichte eine Erzählung seyn ohne Gründe, allein dann würde auch die Wahrheit des Erzählten durch nichts verbürgt, und diese Geschichte von einer Erdichtung nicht wesentlich verschieden seyn. Es ist aber auch in den Principien viel Willkürliches. Einmal wird im System ein Gegensatz zwischen den Elementen angenommen, der so gar nicht existirt. Versteht man z. B. unter Luft bloß die atmosphärische, so würden durch sie nur die zu Tage liegenden haben entstehen können. Dann würden aber wohl nur die verwitterten als wahre Producte der Luft zu betrachten seyn, weil die Luft auflockert, den Zusammenhang der Theile schwächt. Wie aber durch Einwirkung der Luft der Diamant entstehen konnte, dieses ist schwer zu begreifen. Befaßt er aber unter Luft auch die im Innern der Erde thätige, so würde wohl die Wirkung dieser von den Processen der Erdwärme und des Feuers nicht zu trennen seyn, und mithin die Classenunterschiede keine scharfen Gegensätze geben. Ueberhaupt möchte es schwer seyn, einen isolirten Feuer-, Wasser- oder Luftproceß für die Mineralien nachzuweisen; es scheinen vielmehr diese Processe ineinandergegriffen zu haben. Bedenkt man nun dabei, daß von den Luft-Jrden, z. B. der Graphit in Granite und Gneuß bricht, ebenso unter den Feuer-Jrden viele Metalle in unmittelbarer Verbindung mit Granit, oder selbst reinem Quarz vorkommen, so wird gewiß niemand auf den Gedanken gerathen, die einen seyen durch einen Luft-, die andern durch einen Feuerproceß gebildet worden. Auch müßte das Schema wohl nur dreigliedrig seyn. Die Erde, die nach Herrn Okens eigener Versicherung kein allgemeines Element ist,

sondern nur aus einzelnen Erden besteht, kann mit den übrigen Elementen nicht in gleichen Rang gestellt werden; sie hat nicht gleiche Thätigkeit, nicht den Charakter eines constitutiven Princips. Alle Einwirkungen, welche die Mineralien erleiden, sollen nun entweder von der Einwirkung des Feuers, oder des Wassers, oder der Luft herrühren, und so sollen die Classenunterschiede entspringen. Gleichwohl werden immer als erste Classe die Ird-Irden angeführt. Die Kies-Kiese oder Erd-Kiese könnte man sich noch gefallen lassen; allein was eigentlich Erd-Salze, Erd-Brenze und Erd-Erze sind, davon kann man sich gar keine Vorstellung machen, d. h. man sieht gar nicht ein, wie durch die Erde, welche doch kein thätiges Element ist wie die andern, ein Unterschied sollte in die Irden gesetzt seyn. Schon hierdurch wird man zu der Vermuthung geleitet, daß die Mineralien nur mit Gewalt in das Schema gepreßt werden können, und Inconsequenzen unvermeidlich sind. Nur einiges als Probe! Der Spinell ist als Talkkies aufgeführt, da er doch nach der angegebenen Analyse offenbar ein Thonkies seyn müßte; der Automolith aber enthält gar keinen Thon, er gehört folglich gar nicht hieher und könnte nach der Sprache des Systems höchstens Brenzthon heißen, wegen des Zink-, Eisen-, Mangan-Oxyds und Schwefels. Der Chrysoberyll, in welchem die Thonerde und nach ihr die Kieselerde überwiegt, ist nicht wie er sollte, den Kiesthonen zugesellt, sondern wegen seiner 6 Proc. Kalkerde unrichtig den Kalkkiesen, hingegen der Lasurstein und Havyn mit überwiegender Kieselerde, Kalkerde, aber ohne Talkerde, figuriren als Talkthone. Der Glimmer, der unter die Thonkiese, oder wenigstens unter die Kiesthone hätte gesetzt werden müssen, ist gleichwohl, ungeachtet er nicht einmal 1 Proc. Talkerde enthält, unter die Kiestalke verwiesen. Chabasie und Leucit, beide, wenn die Chemie entscheiden sollte, Kiesel, sind, man weiß nicht warum, als Brenzkalke bezeichnet; der Diamant hat sich müssen unter die Kiesbrenze verbannen lassen, ungeachtet er weder eine Spur von Kies enthält, noch die Charaktere der Brenze, das Weiche, Zerreibliche hat, oder Bestandtheile der Luft, kurz nichts von dem was irgend berechtigt hätte ihn so zu rangiren. Wir könnten diese Liste des Mißlungenen leicht noch um vieles vermehren, wir hoffen aber, es werde dieses wenige hinreichen, unsere Leser zu überzeugen, daß dieses System in der Ausführung sehr hin und her schwankt, und einem a priori entworfenen Schema zu gefallen, die Natur aus den Augen verloren hat. Mit welchem Rechte es dennoch ein naturphilosophisches heißen könne, mögen sie darnach selbst entscheiden. Und dies gibt einen neuen Beleg, wohin Mißgriffe in den Principien selbst ei-

nen ausgezeichneten Geist und unverkennbar großes Talent führen können. Ja sie treten in diesem nothwendig noch schärfer und greller hervor, weil ein solcher, durch falsche Consequenz getäuscht, alles auf die Spitze stellt.

Einen von allen vorhergehenden verschiedenen Versuch, die Mineralien zu classificiren, machte der geistreiche Brewster. Aus Beobachtungen und Versuchen über den Zusammenhang zwischen den Kern- oder Grundgestalten der Krystalle und der Anzahl ihrer Axen doppelter Strahlenbrechung, zog er das Resultat, daß die Gestalt des primitiven Kerns und die Anzahl der Axen der doppelten Strahlenbrechung, folglich überhaupt die optische Beschaffenheit der Krystalle und ihre mineralogische Structur und chemische Zusammensetzung in einem unverkennbaren Zusammenhange stehen. Jeder Verschiedenheit in der Lage, der Intensität und in dem Charakter dieser Axen, entspricht in ähnlichen Mineralien eine Verschiedenheit in der chemischen Zusammensetzung derselben, und man kann aus der Anzahl der Axen der doppelten Strahlenbrechung die Classe der Kerngestalt bestimmen. Darauf gründet er ein optisches System der Mineralogie. In diesem reihen sich alle Krystalle welche nur eine solche Axe haben, zu einer gewissen Gruppe von Kerngestalten, die mit zwei Axen begabten aber zu einer andern, und die übrigen Kerngestalten kommen in denjenigen Krystallen vor, deren doppelt brechende Kräfte im Gleichgewicht sind, durch die vereinigte Wirkung von drei gleichen aufeinander rechtwinklichten Axen *). Der Grundgedanke dieses Systems ist sehr sinnreich: er deutet auf ein inneres Grundgesetz in der Structur der Mineralien, in welchem uns diese Körper gleichsam in einem höhern Lichte geordnet erscheinen. Die Uebereinstimmung desselben mit dem krystallographischen Systeme von Mohs ist eben so erfreulich wie überraschend, theils als Fingerzeig über die Einheit der Natur und das sich Begegnen in Wirkungen derselben, die uns weit auseinander zu liegen scheinen, theils als Beweis des Vorzugs des Mohs'schen krystallographischen Systems vor dem Hauy'schen; es erweitert auch unsere physikalischen Kennzeichen, es dürfte in manchen Fällen, wo die Krystallisation nicht genau wahrgenommen werden kann, die Entscheidung herbeiführen, — aber ein wahres mineralogisches System läßt sich darauf nicht gründen. Es bleiben zu viel Körper, die einen Anspruch auf eine Stelle

*) Siehe: Gilbert's Annalen der Physik. 1821, 9tes und 10tes Stück.

im System haben, ausgeschlossen; und die Strahlenbrechung ist nur eins der Kennzeichen, deren Summe den wahren Charakter eines Minerals bestimmt.

Bei diesem Zustande der Mineralogie konnte die Erscheinung zweier neuer Versuche, diese Wissenschaft in eine streng systematische Form zu bringen, nicht befremden. Wir wenden uns zur genauern Charakterisirung derselben. Herr Mohs, der würdige Nachfolger des unsterblichen Werner an der Bergakademie zu Freiberg, hatte sich schon durch einige Schriften, besonders aber durch seine musterhafte Beschreibung des von der Null'schen Mineraliencabinets einen Namen erworben *). In der Schrift: die Charaktere der Classen, Ordnungen, Geschlechter und Arten des naturhistorischen Mineralsystems, 2te Aufl. Dresden 1821, entwickelte er die Grundsätze, auf denen nach seiner Ueberzeugung ein dauerhaftes System errichtet werden könnte, mit Verzeichnung der ersten Linien desselben. Der vorliegende Grundriß enthält nun das ausgeführte System selbst und zwar der erste Theil die Terminologie, Systematik, Nomenclatur und Charakteristik, der zweite aber die Physiographie. Was den Leser gleich für dieses Buch günstig stimmt, ist die echt wissenschaftliche Haltung, die große Präcision der Sprache, sowie das volle Bewußtseyn über die Richtigkeit des Standpuncts, welche das ganze Werk durchdringen: Eigenschaften, wie sie sich nur in einem Selbstdenker, einem productiven Geiste finden, der bei allem Selbstgefühl sich doch nicht zur Anmaßung und Ungerechtigkeit gegen Andere hinleiten läßt. Der Verdienste eines Werner, Hoffmann, Breithaupt, Leonhard, Jameson, Hauy, ist in allen Ehren gedacht; nur Weiß scheint nicht ganz nach Verdienst gewürdigt, was wir um so mehr bedauern, weil dadurch wahrscheinlich der unangenehmen Erörterung zwischen ihm und dem Verf. ganz wäre vorgebeugt worden. Wir freuen uns sagen zu können, daß der Verf. nach unserer Ueberzeugung den einzig richtigen Weg eingeschlagen hat, die Mineralogie in die Form des Systems zu bringen. Seine Ansicht ist folgende: Die Naturgeschichte ist unvollständig, sie entbehrt ihren Anfangspunct, ihre Grundlage, ohne die Naturgeschichte des Mineralreichs, welche für die unorganische Natur dasjenige leisten soll, was Botanik und Zoologie für die organische. Soll sie aber eine selbständige Wissenschaft seyn, so muß

*) Beschreibung des Herrn J. F. von der Null Mineraliencabinets, als Handbuch der Oryktognosie brauchbar gemacht. Wien 1804. 3 Bde. 8.

sie ihre eigenthümlichen Principien haben. Sie muß, wie die übrigen Zweige der Naturgeschichte, die Naturproducte in dem Zustande betrachten, in welchem die Natur sie hervorgebracht hat, so wie Linné in der Botanik verfahren ist. Weder Botanik noch Zoologie nimmt auf zerstörte Naturproducte Rücksicht; und es gibt in der organischen Natur keine Species, welche mit der Porcellanerde, den Thonen u. dgl. verglichen werden könnte. Die Naturgeschichte, bemerkt er in der Einleitung, ist die Wissenschaft von der Natur, als dem Inbegriffe der materiellen Dinge. Sie betrachtet die Naturproducte wie sie sind, nicht wie sie geworden sind; sie fragt nicht nach der Entstehung derselben, sondern nur nach ihren naturhistorischen Eigenschaften. Sie übergeht jene Untersuchungen, weil sie Principien anerkennt, die jede Erklärung dieser Art ausschließen. Auf solche Weise bestimmt sie durch ihre Principien ihre Grenzen, aber sie beschränkt sich dadurch nicht, indem das Ausgeschlossene nicht ihr, sondern andern Wissenschaften angehört, und ihr selbst nur zur Verunreinigung ihrer Grundsätze gereichen würde. Die Wissenschaften müssen genau von einander abgesondert und mit Strenge innerhalb ihrer Grenzen erhalten werden, damit man ihre Kräfte und Schwächen ermessen und nachhelfen kann. Sie gleichen den Werkzeugen eines Künstlers, welche, jedes in ein besonderes Heft gefaßt, zu besondern Absichten dienen. Der verständige Naturforscher ist der Künstler, der sie seinen Absichten gemäß zu brauchen weiß. (Wir würden lieber sagen: sie sind die Glieder eines Organism, wovon zwar jedes seine besondere Function hat und diese ganz verrichten muß, deren Functionen aber alle in einander greifen zur Verwirklichung einer einzigen Idee). Der Name Naturgeschichte ist unschicklich und hat nachtheiligen Einfluß auf die Entwickelung und das Fortschreiten der Wissenschaft selbst gehabt und zu mancherlei Mißverständnissen Veranlassung gegeben. Die Naturgeschichte ist nicht Geschichte, sie hat es nicht mit Begebenheiten oder Ereignissen zu thun, nicht mit Veränderungen, die eins in dem andern gewirkt und die Gründe von Ereignissen enthalten könnten, so wie sie auch auf die Zeitfolge keine Rücksicht nimmt, sondern bloß mit Gegenständen, von denen es ihr gleichgültig ist, ob sie zugleich oder nach einander existiren. (Dies scheint uns doch nicht ganz richtig. Der Name Naturgeschichte ist allerdings unpassend für das was man gewöhnlich so nennt, weil darin die Gegenstände bloß nach ihrem äußern Habitus beschrieben und classificirt werden: allein dann muß man auch zugeben, daß die wahre Naturgeschichte die höhere Wissenschaft ist, von welcher erst das volle Licht auf die Naturbeschreibung fällt. Pflanzen und Thiere für sich nach ihren äußern

Kennzeichen betrachtet, gleichen den nicht mehr zu entziffernden Hieroglyphen der alten Welt: erst ihre Geschichte gibt Aufschluß über ihr Wesen, man würde dann erkennen, nach welchen Grundsätzen, durch welche Kräfte aus bestimmten Stoffen die Natur diese Körperreihen gebildet hat, und diese Erkenntniß würde der Schlüssel seyn zu den naturhistorischen Chiffren. Aus diesem Grunde möchten wir auch zu der von ihm beliebten Eintheilung der Naturgeschichte in die bestimmende und beschreibende, noch als drittes Glied die erzählende, es sey nun hinzufügen oder denselben vorangehen lassen. Für diese Wissenschaft ist dann freilich weder der Name Naturgeschichte, noch Naturbeschreibung passend, sondern der der Wissenschaft der unorganisirten Naturkörper, und warum sollte man nicht diese als Mineralogie bezeichnen?). Die Geognosie will er gar nicht für einen Theil der Mineralogie, sondern der physischen Astronomie gelten lassen. Diese Wissenschaft scheint hier in einem in der Mathematik ungewöhnlichem Sinne genommen zu seyn, was wohl nicht zu billigen ist, weil nicht einzusehen, warum, wenn man alles dieses zur Astronomie rechnet, nicht auch der Rest, inwiefern er doch nur eine Folge jener allgemeinen himmlischen Kräfte und Gesetze ist, noch sollte hinzugefügt werden. Auf der Erde kann nichts geschehen, was nicht in den den Sternen inwohnenden Kräften seinen Grund hätte, es mag nun diese Kraft entweder im Ganzen, oder in einzelnen Theilen wirksam seyn. So richtig der Gedanke des Verfs. ist, die Grenzen der einzelnen Wissenschaften nicht ineinanderlaufen zu lassen, so darf doch diese Absonderung nicht so weit gehen, daß dadurch die Einsicht in den Zusammenhang der einzelnen Theile erschwert wird.

Die Hauptstücke der Naturgeschichte sind dem Verf. die Terminologie, die Systematik, die Nomenclatur, die Charakteristik und die Physiographie. Die Terminologie ist die Erklärung der naturhistorischen Eigenschaften, insofern sie gebraucht werden, die Naturproducte zu erkennen, zu unterscheiden, zu beschreiben und diejenigen Begriffe von ihnen zu bilden, welche die Methode verlangt. Sie gibt die Kunstsprache, welche so nothwendig und strenge seyn muß wie in der Geometrie, und desto vollkommener wird, je mehr sie geometrische Begriffe einführen kann (also doch wenigstens in der Krystallographie, dem wichtigsten und schwierigsten Theile). Die Systematik bestimmt den Begriff der naturhistorischen Species. Sie setzt das Princip der Classification fest und gründet diesem zufolge auf den Begriff der Species die Begriffe des Geschlechts, der Ordnung, der Classe und des Reichs, und gibt endlich sämmtlichen Begriffen ihren Inhalt aus der Wahrnehmung, in-

dem sie ihre Anwendung auf die Natur lehrt. Die Systematik enthält das Philosophische der Wissenschaft. Sie geht von dem Satze: daß Dinge, welche in ihrem natürlichen Zustande in keiner ihrer Eigenschaften unterschieden werden können, einerlei sind, aus und betrachtet denselben als Axiom in der Naturgeschichte. In der Mineralogie, deren Terminologie mathematische Vorstellungen gestattet, gehen diese auf die systematischen Begriffe über und geben dem wichtigsten, d. i. dem der Species eine Evidenz, welche demselben in den übrigen Naturreichen abzugehen scheint und schwerlich durch andere Betrachtungen ersetzt werden kann. Die Nomenclatur ist der Inbegriff der Regeln, den Naturproducten Namen und Benennungen beizulegen, durch welche die Begriffe des Systems festgehalten, oder welche an die Stelle derselben gesetzt werden können. Sie ist in der Naturgeschichte systematisch, im Gegensatz der trivialen. Die Charakteristik gibt die Merkmale der Unterscheidung der unter den Begriffen, welche die Systematik festsetzt, stehenden Gegenstände an, und ist das eigentliche Hauptstück der bestimmenden Naturgeschichte. Die Physiographie ist die Beschreibung der Naturproducte und besteht in der Angabe aller ihrer naturhistorischen Eigenschaften.

Erstes Hauptstück. Terminologie. Hier wird besonders die Krystallisationskraft hervorgehoben. Aus der Wichtigkeit der Temperatur für die Wirksamkeit der Krystallisationskraft und dem Verhältniß der einzelnen Mineralien zu ihr, wird geschlossen, die Naturgeschichte sehe sich genöthigt denjenigen Zustand der Temperatur festzusetzen, in welchem sie die Producte des Mineralreichs betrachtet, und dies ist der gewöhnliche, in welchem Wasser flüssig ist. Dies sey der Grund, warum das flüssige Wasser und nicht das feste Eis im Mineralsystem aufgeführt worden ist. Dies will uns nicht recht einleuchten, scheint uns auch nicht ganz consequent in Beziehung auf die angenommenen Grundsätze. Die großen Eismassen, die sogar zuweilen nach Humboldt's Versicherungen regelmäßige, mit Gebirgsschichten abwechselnde Lager bilden, haben, theils dadurch und weil sie sich schon seit undenklichen Zeiten so finden, theils durch ihre Krystallisationen einen Anspruch auf eine Stelle im System, und gewiß mit mehr Recht als die Gase und Säuren. Die Grade der Temperatur, bei denen das Wasser zu Eis wird, sind ja auch nicht nur natürlich, sondern in vielen Gegenden der Erde die gewöhnlichen, vorherrschenden; und wenn das zu Wasser geschmolzene Eis ein Gegenstand der Mineralogie ist, so muß es wohl auch das zu Eis gefrorene Wasser seyn. Hört denn das gefrorene Quecksilber auf metallisch zu seyn? Der Verf.

kommt hierauf zu der Eintheilung der Mineralien in einfache, zusammengesetzte und gemengte. Ein Mineral, welches aus einem einzigen Individuum besteht, oder ein Theil eines einzigen Individuum ist, heißt ein einfaches Mineral, z. B. ein Pyrop, Diamant. Ein zusammengesetztes dagegen ein solches, welches aus einer Verbindung mehrerer Individuen von gleicher Beschaffenheit besteht, z. B. Kalkstein, Kokkalith, Augit; ein gemengtes endlich, welches aus einer Verbindung mehrerer Individuen von verschiedener Beschaffenheit besteht, z. B. Granit, Heliotrop ꝛc. Gemengte Mineralien sind, als solche, kein Gegenstand der Naturgeschichte, da die einfachen, aus denen es besteht, für sich schon der naturhistorischen Betrachtung unterworfen sind. Die naturhistorischen Eigenschaften der Mineralien werden daher eingetheilt, 1) in diejenigen welche den einfachen, 2) in die welche den zusammengesetzten, und 3) in die welche beiden gemeinschaftlich zukommen. Naturhistorische Eigenschaften der Mineralien sind die Farben, die Härtegrade, der Glanz, die regelmäßige Gestalt, die Verhältnisse, unter welchen die Theile der Individuen sich von einander trennen lassen u. s. w. Solche Eigenschaften hingegen, welche nur wahrgenommen werden, indem der Gegenstand verändert, also in einen anderen Zustand versetzt wird, als in welchem es die Natur hervorgebracht, gehören nicht zu den naturhistorischen, z. B. das Schmelzen vor dem Löthrohre, die Auflösbarkeit in Säuren, die Phosphorescenz. Doch ist von ihnen im zweiten Theile mit Recht ein wiewohl beschränkter, der Systematik untergeordneter Gebrauch gemacht worden: denn diese Merkmale sind sehr oft charakteristisch und von den äußern Kennzeichen nicht wohl auszuschließen. Von den naturhistorischen Eigenschaften gehören in die erste Abtheilung alle diejenigen welche nur an einem Individuum oder dessen Theilen angetroffen und beobachtet werden können. Dergleichen sind die räumlichen oder geometrischen Verhältnisse, die Structur, die Verhältnisse der Oberfläche und die Erscheinungen der Strahlenbrechung. In die zweite Abtheilung gehören die Verhältnisse der Zusammensetzung, die Gestalten der zusammengesetzten Mineralien, die Art der Verbindung der Individuen in denselben ꝛc. als solche, die nur an zusammengesetzten Mineralien sich betrachten lassen; und endlich in die dritte diejenigen, bei deren Betrachtung es auf Einfachheit oder Zusammengesetztheit nicht ankommt, als Farben, Glanz, Durchsichtigkeit im Allgemeinen, Härte, Gewicht, Form der Aggregation, der Geschmack ꝛc.

Erster Abschnitt. Die naturhistorischen Eigenschaften der einfachen Mineralien. Erstes Capitel.

Von den regelmäßigen Gestalten der Producte des Mineralreichs. Dieser ganze Abschnitt ist mit außerordentlicher Sorgfalt ausgearbeitet. Der Hauptbegriff ist hier der der einfachen und zusammengesetzten Gestalten. Eine Gestalt, welche von gleichnamigen Flächen begrenzt ist, d. i. solchen, die einander gleich und ähnlich sind und gleiche Lage haben, heißt eine einfache; eine Gestalt, welche von ungleichnamigen Flächen, d. i. solchen, die einander nicht gleich und ähnlich sind oder eine verschiedene Lage haben, begrenzt ist, eine zusammengesetzte Gestalt. Die einfachen Gestalten werden nach der Anzahl ihrer Hauptaxen in ein- und vielaxige eingetheilt. Die einaxigen Gestalten erhalten nach der Figur ihrer Flächen, oder nach einer allgemeinen Eigenschaft der Gestalt selbst, die vielaxigen nach der Anzahl der Flächen ihre Namen, und diese nach den besondern Verhältnissen der Gestalten ihre nähern Bestimmungen. Diesemnach gibt es folgende einfache Gestalten: 1) das Rhomboëder, 2) die Pyramiden, 3) das Tetraëder, 4) das Hexaëder, 5) das Oktaëder, 6) die Dodekaëder, 7) die Ikositetraëder, und 8) die Tetrakontaoctaëder. Unter verschiedenen der einfachen Gestalten findet ein merkwürdiger Zusammenhang statt, welcher sich nicht nur auf die Arten derselben, sondern auch auf die Verhältnisse ihrer Abmessungen gründet. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß gewissen Mineralien gewisse Krystallgestalten eigen, andere von ihnen ausgeschlossen sind; ferner, daß den Varietäten einer richtig bestimmten naturhistorischen Species verschiedene Krystallgestalten zukommen, und endlich, daß, wenn in einer Species oder an einem Individuum zwei oder mehrere einfache Gestalten zugleich vorkommen, diese gewisse Abmessungen oder gewisse Verhältnisse gegen einander besitzen, und daß andere, obwohl sie mit jenen gleichartig sind, wegen ihrer Abmessungen von solchen Speciebus ausgeschlossen sind. Die Naturgeschichte sucht die Verhältnisse zu bestimmen, unter welchen Krystallgestalten von gewissen Abmessungen geschickt sind an den Individuen einer Species vorzukommen, oder mit einander in Verbindung zu treten. Die Methode, deren sie sich bedient, die Art und die Verhältnisse der Krystallgestalten zu entdecken, durch welche dieselben fähig werden an den Individuen einer Species zu erscheinen, oder mit einander in Verbindung zu treten, so daß eine aus einer andern nach einer gewissen allgemeinen Regel entsteht oder hervorgebracht werden kann, wird die Ableitung genannt. Das Verfahren der Ableitung besteht in geometrischen Constructionen, welche nicht beliebig ersonnen, sondern aus der Betrachtung der Erscheinungen hergeleitet sind, und ihre Richtigkeit und Anwendbarkeit

werden dadurch bestätigt, daß durch sie die Erscheinungen in der Natur vollkommen erklärt werden. Dabei kann man sich mehrerer Verfahrungsarten bedienen. Die erste besteht darin, daß man in gewisse Kanten der gegebenen Gestalt berührende Ebenen legt und diese vergrößert, bis sie den Raum um und um oder wenigstens so weit begrenzen, als die Anzahl und Lage der berührenden Ebenen gestattet. Die zweite darin, daß man die Axe einer von vierseitigen Flächen begrenzten Gestalt zu beiden Seiten um beliebige, doch gleiche Stücke verlängert, aus den Ecken gegen die Endpuncte der verlängerten Axe gerade Linien zieht und in die benachbarten derselben Ebenen legt, welche die abgeleitete Gestalt begrenzen. Das dritte Verfahren legt in die Axenkanten der gegebenen Gestalt, Ebenen in solcher Anzahl und Neigung, daß die Durchschnitte derselben von beiden Spitzen eine ebene Figur hervorbringen, welche der horizontalen Projection der gegebenen Gestalt ähnlich und parallel ist. Das vierte endlich betrachtet die Verschiedenheiten der Lage einer beweglichen Ebene, welche den obern Endpunct einer verticalen rhomboëdrischen Axe einer vielaxigen Gestalt berührt. Aus jeder Verschiedenheit dieser Lage entspringt eine vielaxige Gestalt, welche als die abgeleitete betrachtet wird. Die Gestalt, welche der Ableitung zum Grunde liegt, heißt die Grundgestalt. Solcher Grundgestalten des Mineralreichs gibt es vier: 1) die ungleichschenkliche, 2) die gleichschenkliche vierseitige Pyramide, 3) das Rhomboëder, und 4) das Hexaëder. Die Ableitungen selbst von §. 88 — 134, sowie überhaupt der ganze krystallographische Theil dieses Systems ist meisterhaft gearbeitet. Nur hätten wir gewünscht, Herr Mohs möchte sich deutlicher über die Arbeiten des Herrn Weiß und das Verhältniß derselben zu den seinigen erklärt haben, damit er sich nicht den Vorwurf zugezogen hätte, als habe er zum Theile dessen Entdeckungen für die seinigen ausgegeben.

Der Inbegriff der aus einer Grundgestalt ohne Rücksicht auf ihre Abmessungen abgeleiteten einfachen Gestalten (oder Verhältnisse) heißt ein Krystallsystem, und wird nach der Grundgestalt benannt aus welcher es abgeleitet ist. Aus den angegebenen vier Grundgestalten entspringen vier verschiedene Krystallsysteme, und es kann deren nicht mehrere geben, wenn es nicht mehrere Grundgestalten gibt. Das Krystallsystem welches aus dem Rhomboëder entspringt, heißt das rhomboëdrische; das aus der gleichschenklichen vierseitigen Pyramide, das quadrato-pyramidale, kürzer das pyramidale; das aus der ungleichschenklichen vierseitigen Pyramide das rhombeo-pyramidale, oder, wegen der großen Mannichfaltigkeit von Prismen,

das prismatische; und das aus dem Hexaëder endlich das tessularische. Wenn die Abmessungen der Grundgestalt bestimmt sind, so heißt der Inbegriff der daraus abgeleiteten Gestalten eine Krystallreihe. Eine zusammengesetzte Gestalt heißt eine Combination. Es gibt zwei Gesetze der Combinationen. Das erste ist: daß die verbundenen einfachen Gestalten nicht nur einem und demselben Krystallsysteme, sondern auch einer und derselben Krystallreihe angehören, d. i. aus einer und derselben Grundgestalt abgeleitet seyn müssen. Das zweite: daß die in einer Combination enthaltenen einfachen Gestalten gegen einander in denjenigen Stellungen sich befinden, die den Krystallsystemen zu welchen sie gehören, eigenthümlich sind. Die Combinationen der verschiedenen Krystallsysteme sind von Herrn Mohs ebenfalls mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit entwickelt. Außerdem handelt dieser Abschnitt noch von der Structur oder dem Gefüge, d. h. der mechanischen Verbindung, in welcher die Theile eines einfachen Minerals sich befinden, und wird erkannt, indem man diese Verbindung aufhebt, die Theile von einander trennt. Ein Individuum heißt theilbar, wenn durch mechanische Trennung seiner Theile die regelmäßige Structur desselben zum Vorschein gebracht werden kann. Die Theilungsgestalten, d. h. die Gestalten welche von Theilungsflächen begrenzt sind, sind Glieder der Krystallreihen der Specierum welchen die Theilungsgestalten angehören. Die Theilbarkeit erweitert deshalb die Anwendung der Krystallographie, indem sie es möglich macht, nicht nur das Krystallsystem, sondern auch die Krystallreihe solcher Specierum oder deren Individuen zu bestimmen, welche man nicht in Krystallgestalten kennt, oder wenigstens nicht in solchen vor sich hat. Die Kenntniß der Theilbarkeit ist überdies sehr brauchbar, Krystallgestalten welche undeutlich, unvollständig, versteckt, verwachsen rc. sind, zu erkennen und zu ergänzen, indem sie oft aus einzelnen Flächen, Sprüngen im Innern, aus Streifungen, aus dem Hervorragen der Krystallblättchen übereinander rc. sich beurtheilen und auf eine bestimmte Gestalt zurückführen läßt. Die Theilbarkeit ist eine höchst merkwürdige Erscheinung, weil sie das Phänomen der Krystallisation in seinem ganzen Umfange darstellt. Die vollständige Charakteristik macht eine eigenthümliche Bezeichnung nöthig. Die Theilbarkeit heißt im rhomboëdrischen, pyramidalen und prismatischen Systeme axotom oder axentheilend, wenn sie in einer einzigen, auf der Axe der Krystallgestalt senkrecht stehenden Fläche erscheint. Sie heißt prismatoidisch, wenn sie in einer einzigen, der Axe parallelen Richtung erfolgt; monotom, wenn sie in einer einzigen Richtung erscheint, von welcher man nicht bestimmt an-

Wenn man das erste, welches von dem gegebenen ganz unzweideutig sich ritzen läßt, gefunden hat, so versucht man dieses, das gegebene Mineral, und das nächst höhere Glied der Scala auf der Feile. Man urtheilt theils aus dem Widerstande der Körper auf der Feile, theils aus dem entstehenden Geräusch über die gegenseitigen Verhältnisse der Härte. Reinheit der Stücke ist dazu ein nothwendiges Erforderniß. Die ersten Versuche der Art finden sich indessen schon bei *Kirwan*, *de la Metherie* und *Romé de l'Isle*.

Die übrigen Hauptstücke des Systems sind die Systematik, die Nomenclatur und die Charakteristik. Das Princip der Classification ist die naturhistorische Aehnlichkeit. Die Grade der naturhistorischen Aehnlichkeit verschiedener Specierum ist nicht gleich groß. Darauf gründen sich die höhern Begriffe der Systematik, d. h. die Begriffe der Classification. Das Mineralreich ist eine Reihe naturhistorischer Geschlechter, d. h. des Inbegriffs von Arten, welche durch den höchsten Grad der naturhistorischen Aehnlichkeit verbunden sind. Die Ordnung ist ein Inbegriff ähnlicher Geschlechter. Die Classe ist der Inbegriff ähnlicher Ordnungen. Die Zusammenstellung der naturhistorischen Begriffe, nach Maßgabe der Grade ihrer Allgemeinheit angewendet auf die Producte des Mineralreichs, ist das Mineralsystem. Dabei gibt der Verf. drei vortreffliche Vorsichtsmaßregeln. Die erste ist, daß man auf die richtige Bestimmung der Species den größten Werth lege, weil sie die Grundlage des ganzen Systems ist; die zweite, daß man neu entdeckte Individuen so lange mit schon bestimmten Arten zu vereinigen trachte, bis man durch genaue Untersuchung überzeugt ist, daß dies nicht möglich sey; weil es eine allgemeine Regel der Naturgeschichte ist (wohl jeder Wissenschaft), die Anzahl der Arten nicht ohne Noth zu vermehren, und der größte Fehler der meisten Mineralsysteme darin besteht, daß sie der Arten zu viele enthalten, diese also nicht richtig bestimmt seyn können. Die dritte, daß man selbst mit wirklich neuen Entdeckungen nicht sogleich ins System eile, sondern erst nähere Kenntniß von künftigen Beobachtungen erwarte, um nicht voreilige Bestimmungen zu wagen, weil es besser zu seyn scheint, daß etwas, wenn es auch schon längere Zeit bekannt ist, im Systeme fehle, als daß es unrichtig bestimmt, den Zusammenhang des Uebrigen störe. Dieses auf dem bisher gezeigten Wege entstehende Mineralsystem wird das natürliche genannt, weil es die Aeußerung der verschiedenen Grade der naturhistorischen Aehnlichkeit vorstellt, welche die Natur ihren Producten beigelegt hat. Dies allein ist der Antheil der Natur an dem natürlichen Systeme. Es ist also nicht

das System der Natur: denn es gibt kein solches, indem die Natur nur Dinge, nicht Begriffe hervorbringt. (Diese Behauptung, obwohl sie noch durch eine große Autorität unterstützt werden könnte *), dürfte sich schwerlich durchführen lassen. Es ist wahr: die Natur hat kein System, wie die unsrigen, in denen Abstracta, Begriffe in Reihe und Glied, nach Ordnungen, Classen u. dgl. figuriren: allein was berechtigt uns denn, diese Gliedermänner oder Krücken, die sich unser kurzsichtiger Verstand mit unsäglicher Mühe errichtet, um die unendliche Fülle der Natur nur einigermaßen seiner Fassungskraft näher zu bringen, als Maßstab und Norm an ihre Riesenarbeiten zu legen? Die Natur geht nicht von den Classen zu den Ordnungen, Geschlechtern u. s. w., sondern sie producirt nur Individuen; die Schöpferkraft ist in ihr in unzähligen Puncten zugleich thätig, wie mit dem Kreise unendlich viele vom Mittelpuncte ausgehende Linien zugleich gesetzt sind; aber indem sie eine Menge ganz aus einander gerissener, durch Raum und Zeit getrennter Erscheinungen, nach einem Grundtypus durch gleiche Gesetze mit unverwüstlicher Consequenz geformt hat, war ihr Verfahren in der That systematisch, ungefähr so wie man von einem Künstler sagt, es offenbare sich in seinem Werke ein System, ein Styl, eine große durch alle sich hindurchziehende Grundanschauung und ihm eigenthümliche Art und Weise der Gestaltung. Ja die Wahrheit unsrer Systeme, wodurch sie allein mehr sind als leere Einbildungen, besteht eben darin, daß sie ein Widerschein sind einer objectiven Wirklichkeit im Reflexe des Geistes, daß unsere Begriffe nicht bloß unsere Begriffe, unser subjectives Denken sind, sondern daß ihnen ein reales, objectives Seyn entspricht, das in uns zum Bewußtseyn kommt. Ein Classenbegriff ꝛc. ist gleichsam eine künstliche optische Vorrichtung, wodurch sich unzählige von ähnlichen Dingen ausgehende Lichtkegel in einem Focus zu einem sehr kleinen, nur dem Auge der Vernunft wahrnehmbaren idealen Bilde concentriren). Die Nomenclatur ist in jedem Theile der Naturgeschichte der Spiegel, in welchem die ganze Wissenschaft sich abbildet. Die Ordnung, als der höchste Begriff der systematischen Nomenclatur, trägt den einfachen Namen. Solche Ordnungsnamen sind z. B. Glimmer, Erz, Blende, wie aus dem Folgenden sogleich erhellen wird. Der Name Erz ist bis jetzt sehr schwankend geblieben, ja seine Bedeutung ist durch Mißbrauch beinahe ganz erloschen. Man versteht sehr wohl, was ein Eisen-, Kupfererz u. dgl., nicht aber, was ein Glaserz, Fahl-

*) Göthe's, zur Morphologie. 2ter Bd. 1824.

erz, Zundererz u. dgl. ist. Solche Namen haben mithin gar keine Bedeutung, solange nicht eine Ordnung Erz besteht, deren Geschlechter sie führen können. Der Name Kies hat sich besser erhalten, z. B. in Schwefelkies, Arsenikkies rc., allein Kobaltglanz, Spießkobalt rc. gehören zu derselben Ordnung. Eben so unbestimmt sind bis jetzt die Namen Glanz und Blende. Einige Mineralien führen ihn, andere aber für die er eben so bezeichnend wäre, nicht. Sie eignen sich daher sehr zu Ordnungsnamen für eine ganze Reihe. Glimmer bedeutet ein Mineral, das sich leicht in dünne glänzende Blättchen theilt. Dies paßt aber auf mehrere andere, die in dieselbe Ordnung aufgenommen werden müssen. Gemme wird im System für Edelstein gebraucht, weil der Name einer Ordnung einfach seyn muß. Was Metall genannt werden soll, muß auch Metall seyn, d. h. die Eigenschaften der regulinischen Metalle besitzen. Also können weder Kiese noch Glanze noch Blenden oder Erze mit diesem Namen belegt werden, obgleich sie Metalle, d. i. Körper enthalten, welchen, wenn sie für sich dargestellt sind, jene Eigenschaften zu kommen. Von den beiden neu eingeführten Namen Haloid und Kerat ist der erste von einigen Chemikern für gewisse Verbindungen in denen die Salzsäure enthalten ist, gebraucht worden. Den Salzsäure-Gehalt deutet jedoch der Name nicht an, sondern bloß einen salzähnlichen Körper. Es gibt im Mineralreiche Körper, welche in ihren naturhistorischen Eigenschaften den Salzen, d. i. den Mineralien, welche die vierte Ordnung der ersten Classe enthält, so ähnlich sind, daß man sie ohne weitere Untersuchung leicht mit denselben verwechseln könnte. Es ist ihnen daher dieser Name beigelegt worden in Ermangelung eines passendern. Kerat ist eine bloße Uebersetzung von Hornerz, mit Auslassung dessen was diese Dinge nicht sind, nämlich Erz. Der Ordnungsname erhält in dem Geschlecht eine nähere Bestimmung. Dieser wird mit dem Ordnungsnamen verknüpft und soll, wo möglich, einen hervorstechenden Zug der Aehnlichkeit ausdrücken. Z. B. Granatblenden, d. h. eine Blende die wie Granat aussieht. Da indessen diese Methode, ohne eine Menge neuer Wörter einzuführen, welches immer eine mißliche Sache ist, nicht überall anwendbar ist, so sind zwei andere versucht worden. Die erste derselben besteht darin, einige gangbare Trivialnamen zur Bildung der Geschlechtsnamen zu benutzen; die andere, die Bestimmung des Ordnungsnamens von einem Verhältniß herzunehmen, welches nicht eigentlich naturhistorisch ist. Aus jener sind Feldspath, Augitspath rc., aus dieser Eisenkies, Kobaltkies rc. entstanden. Die letztern Namen klingen zwar chemisch, haben aber hier

keine chemische Bedeutung, auf welche doch alles ankommt. Der Geschlechtsname erhält seine weitere Bestimmung durch ein Beiwort. Dadurch entsteht die Benennung der Species, z. B. rhomboëdrischer Feldspath.

Diesemnach ist das vollständige Schema dieses neuen Systems, wie es gegen das Ende des ersten Theils noch angedeutet, im zweiten aber in der Physiographie durchgeführt worden ist, folgendes:

Erste Classe. Gase. Wasser. Säuren. Salze.

Erste Ordnung. Gase.

Erstes Geschlecht. Hydrogengas; 1) reines; 2) empyrevmatisches; 3) schwefliges; 4) phosphoriges. — Zweites Geschlecht. Atmosphärgas.

Zweite Ordnung. Wasser.

Erstes Geschlecht. Atmosphärwasser.

Dritte Ordnung. Säuren.

Erstes Geschlecht. Kohlensäure. — Zweites G. Salzsäure. — Drittes G. Schwefelsäure. — Viertes G. Boraxsäure. — Fünftes G. Arseniksäure.

Vierte Ordnung. Salze.

Erstes Geschlecht. Natronsalz; a) hemiprismatisches; b) prismatisches. — Zweites G. Glaubersalz. — Drittes G. Nitrumsalz. — Viertes G. Steinsalz. — Fünftes G. Ammoniaksalz. — Sechstes G. Vitriolsalz; a) hemiprismatisches; b) tetartoprismatisches; c) prismatisches. — Siebentes G. Bittersalz. — Achtes G. Alaunsalz. Neuntes G. Boraxsalz. Zehntes G. Brithynsalz (von βριθυς dicht, schwer).

Zweite Classe. Haloide. Baryte. Kerate. Malachite. Glimmer. Spathe. Gemmen. Erze. Metalle. Kiese. Glanze. Blenden. Schwefel.

Erste Ordnung. Haloide.

Erstes Geschlecht. Gypshaloid; a) prismatoidisches; b) prismatisches (Muriazit). — Zweites G. Kryonhaloid (Kryolith Werner). — Drittes G. Alaunhaloid (Alaunstein W.). — Viertes G. Flußhaloid; a) oktaëdrisches; b) rhomboëdrisches (Agatit, Spargelstein, Phosphorit W.). — Fünftes G. Kalkhaloid; a) prismatisches (Eisenblüthe, Arragon W.); b) rhomboëdrisches (Kalkstein, Mergel ꝛc.); c) makrotypes (von μακρος lang, und τυπος die Gestalt) [Braunspath, Dolomit, Rautenspath W.]; d) brachytypes (βραχυς kurz, Bitterkalk W.).

Zweite Ordnung. Baryte.

Erstes Geschlecht. Parachrosbaryt (παραχρωσις Veränderung

der Farbe); a) brachytyper (Spatheisenstein, Sphärosiderit W.); b) makrotyper (rother Braunstein, Braunspath W.). — Zweites G. Zinkbaryt; a) prismatischer (Galmei); b) rhomboëdrischer. — Drittes G. Scheelbaryt (Schwerstein W.). — Viertes G. Halbaryt: a) peritomer (von περι um, und τεμνω ich schneide, mit umschließenden Theilungsflächen, Strontian W.); b) diprismatischer (Witherit W.); c) prismatischer (Schwerspath); d) prismatischer (Zoelestin W.). — Fünftes G. Bleibaryt: a) diprismatischer (Schwarz- und Weißbleierz); b) rhomboëdrischer (Braun- und Grünbleierz); c) hemiprismatischer (Rothbleierz); d) pyramidaler (Gelbbleierz); e) prismatischer (Vitriolbleierz W.); f) axotomer. — Sechstes G. Antimonbaryt (Weißspiesglanzerz).

Dritte Ordnung. Kerate.

Erstes Geschlecht. Perlkerat: a) hexaëdrisches (Hornerz, Hornsilber W.); pyramidales (Quecksilberhornerz).

Vierte Ordnung. Malachite.

Erstes Geschlecht. Staphylinmalachit (von σταφυλη die Traube; eisenschüssiges Kupfergrün W.). — Zweites G. Lirokonmalachit (von λειρος bleich und κονια Staub, Strich, Linsenerz W.): a) prismatischer; b) hexaëdrischer (Würfelerz). — Drittes G. Olivenmalachit: a) prismatischer (Olivenerz); b) diprismatischer. — Viertes G. Lasurmalachit (Kupferlasur W.). — Fünftes G. Smaragdmalachit. — Sechstes G. Habronemmalachit (von ἁβρος zart und νημα, Faden, Faser): a) prismatischer (Phosphorkupfererz); b) hemiprismatischer (Malachit W.).

Fünfte Ordnung. Glimmer.

Erstes Geschlecht. Euchlorglimmer (ευχλωρος, schön grün): a) rhomboëdrischer Kupferglimmer W.); b) prismatischer (Kupferschaum W.); c) pyramidaler (Uranglimmer). — Zweites G. Kobaltglimmer (Kobaltblüthe). — Drittes G. Eisenglimmer (blaue Eisenerde, Vivianit W.). — Viertes G. Graphitglimmer. — Fünftes G. Talkglimmer: a) prismatischer (Grünerde, Chlorit, Talk); b) rhomboëdrischer (Glimmer, Thonschiefer, Lepidolith W.). — Sechstes G. Perlglimmer.

Sechste Ordnung. Spathe.

Erstes Geschlecht. Schillerspath: a) diatomer (nach einer Richtung leicht theilbar, Schillerstein W.); b) axotomer (körniger Strahlstein, Smaragdit W.); c) hemiprismatischer (blättriger Anthophyllit); d) prismatoidischer (Paulit W.); e) prismatischer (strahliger Anthophyllit). — Zweites G. Disthenspath (Cyanit, Rhätizit W.). — Drittes G. Triphanspath: a) prismatischer (Spotumen W.); b) axotomer (Prehnit W.) — Viertes G. Dystomspath (von δυστομος schwer zu schneiden, zu theilen, Datholith W.). — Fünftes G. Kuphonspath: a) trapezoidaler

Leucit W.); b) dodekaëdrischer (Sodalit); c) hexaëdrischer (Analzim); d) parotomer (Kreuzstein W.); e) rhomboëdrischer (Chabasie); f) diatomer (Lomonit); g) prismatischer (Faserzeolith); h) prismatoidischer (Strahlzeolith, Stilbit); i) hemiprismatischer (Blätterzeolith, Stilbit, zum Theil); k) pyramidaler (Albin W.); l) axotomer (Ichthyophthalmit W.). — Sechstes G. Petalinspath, (Petalite, Davy). — Siebentes G. Feldspath: a) rhomboëdrischer (Nephelin W.); b) prismatischer (gem. Feldspath, Adular, Labrador zum Theil, W.); c) pyramidaler (Schmelzstein, Skapolith, Meionit W.). — Achtes G. Augitspath: a) paratomer (Kokkolith, Augit, Diopsid, Asbest (zum Theil), Strahlstein, Sahlit, Beikalit, Fassait, Omphazit W.); b) hemiprismatischer (Hornblende, Asbest und Strahlstein (zum Theil), Tremolith, Karinthin W.); c) prismatoidischer (Pistazit, Zoisit, Piemont, Braunstein W.); d) prismatischer (Schaalstein, Tafelspath W. und H.). — Neuntes G. Lasurspath: a) dodekaëdrischer (Lasurstein W.); b) prismatischer (Lazulith); c) prismatoidischer (Blauspath).

Siebente Ordnung. Gemmen.

Erstes Geschlecht. Andalusit. — Zweites G. Corund: a) dodekaëdrischer (Spinell, Zeilanit W.): b) oktaëdrischer (Automolit W.); c) rhomboëdrischer (Saphir mit Salamstein, Schmirgel, Demantspath, Corund W.); d) prismatischer (Chrysoberyll W.). — Drittes G. Demant. — Viertes G. (Topas, Physalit, Pycnit W.). — Fünftes G. Smaragd: a) prismatischer (Euclas); b) rhomboëdrischer (Smaragd, Beryll W.). — Sechstes G. Quarz: a) prismatischer (Jolith, Pelicom W.); b) rhomboëdrischer (Quarz, Eisenkiesel, Hornstein, Chrysopras, Plasma, Heliotrop, Chalcedon, Jaspis, Katzenauge, Faserkiesel, Schwimmstein W.); c) untheilbarer (Opal, Hyalith, Menilit, Opaljaspis W.); d) empyrodoxer (von εμπυρος zum Feuer gehörig, und δοξα Meinung, nach der Meinung Vieler ein Product des Feuers (Obsidian, Pechstein, Perlstein, Bimsstein W.). — Siebentes G. Axinit. — Achtes G. Chrysolith (mit Olivin). — Neuntes G. Borazit. — Zehntes G. Turmalin. — Eilftes G. Granat: a) pyramidaler (Vesuvian, Egeran W.); b) tetraëdrischer (Helvin); c) dodekaëdrischer (Grossular, Melanit, Granat, Allochroit, Pyrop, Kolophonit W.); d) prismatischer (Staurolith). — Zwölftes G. Zirkon. — Dreizehntes G. Gadolinit.

Achte Ordnung. Erze.

Erstes Geschlecht. Titanerz: a) prismatisches (Braun- und Gelbmenakerz W.); b) peritomes (Rutil, Nigrin W.); pyramidales (Oktaëdrit W.). — Zweites G. Zinkerz. — Drittes G. Kupfererz. — Viertes G. Zinnerz. — Fünftes G. Scheelerz. —

Sechstes G. Tantalerz. — Siebentes G. Uranerz. — Achtes G. Cerererz. — Neuntes G. Chromerz. — Zehntes G. Eisenerz. — Eilftes G. Manganerz.

Neunte Ordnung. Metalle.

Erstes Geschlecht. Arsenik. — Zweites G. Tellur. — Drittes G. Antimon. — Viertes G. Wismuth. — Fünftes G. Merkur. — Sechstes G. Silber. — Siebentes G. Gold. — Achtes G. Platin. — Neuntes G. Eisen. — Zehntes G. Kupfer.

Zehnte Ordnung. Kiese.

Erstes Geschlecht. Nickelkies (Kupfernickel W.). — Zweites G. Arsenikkies. — Drittes G. Kobaltkies (weißer Speißkobalt W.). — Viertes G. Eisenkies (Schwefelkies, Strahlkies, Magnetkies W.). — Fünftes G. Kupferkies.

Eilfte Ordnung. Glanze.

Erstes Geschlecht. Kupferglanz (Fahlerz, Schwarzerz, Schwarzspießglanzerz W.). — Zweites G. Silberglanz (Glaserz W.). — Drittes G. Bleiglanz. — Viertes G. Tellurglanz (Nagyagererz W.). — Fünftes G. Molybdänglanz. — Sechstes G. Wismuthglanz. — Siebentes G. Antimonglanz. — Achtes G. Melanglanz (von μελας schwarz. Diese Bezeichnung ist aber nicht glücklich, weil sie zu allgemein ist, da die übrigen auf ein besonderes Metall hindeuten).

Zwölfte Ordnung. Blenden.

Erstes Geschlecht. Glanzblenden (Manganblende). — Zweites G. Granatblende. — Drittes G. Purpurblende (Rothspießglanzerz W.). — Viertes G. Rubinblende: a) rhomboëdrische (Rothgiltigerz); b) peritome (Zinnober, Quecksilberlebererz W.).

Dreizehnte Ordnung. Schwefel.

Erstes Geschlecht. Schwefel: a) prismatoidischer (gelbes Rauschgelb); b) hemiprismatischer (rothes Rauschgelb W.); c) prismatischer (natürlicher Schwefel).

Dritte Classe. Harze. Kohlen.

Erste Ordnung. Harze.

Erstes Geschlecht. Melichronharz (μελιχρος, honigfarben, Honigstein W. — Zweites G. Erdharz: a) gelbes (Bernstein); b) schwarzes (Erdöl, Erdpech).

Zweite Ordnung. Kohlen.

Erstes Geschlecht. Steinkohle: a) harzige (Braunkohle, Schwarzkohle); b) harzlose (Stangenkohle, Glanzkohle).

Dazu kommen noch zwei Anhänge.

Erster Anhang.

Mineralien, von denen zu erwarten, daß sie künftig als eigene Species im Systeme werden aufgenommen werden können:

Allanit. Allophan. Aluminit. Amblygonit. Arsenikwismuth. Bildstein. Bleigummi. Calait. Chondrodit. Comptonit. Cronstedtit. Diaspor. Eisenpecherz. Eisensinter. Eudialit. Eukairit. Fahlunit. Fettstein. Fibrolith. Gehlenit. Giesekit. Grüne Eisenerde. Haarkies. Havyn. Hisingerit. Hohlspath. Jeffersonit. Indianit. Iridium. Karpholit. Kobaltbleierz. Kobaltkies. Kobaltvitriol. Kupferindig. Kupfermanganerz. Kupfersammterz. Ligurit. Magnesit. Manganspath. Marmolith. Mascagnin. Mellilith. Menakan. Menakeisenstein. Molybdänsilber. Nadelerz. Nephrit. Nickelspiesglanzerz. Orthit. Palladium. Pharmakolith. Pikrosmin. Pinit. Polyhalit. Pyrallolith. Pyrorthit. Pyrosmalit. Retinasphalt. Salpetersaures Natron. Salzkupfererz. Salzsaures Blei. Saussürit. Schaumkalk. Schwarzer Erdkobalt. Schwefelsaures Kali. Selenkupfer. Serpentin. Silberkupferglanz. Skorodit. Speckstein. Sphärulit. Spinellane. Spreustein. Stilbit von Aachen. Stilpnosiderit. Strahlerz. Talkhydrat. Tennantit. Wavellit. Weißsilvanerz. Wismuthbleierz. Wismuthkupfererz. Yttertantal. Yttrocerit und Zinnkies.

Zweiter Anhang.

Mineralien, von denen nicht zu erwarten, daß sie künftig als eigene Species im Systeme werden aufgenommen werden können:

Alaunschiefer. Basalt. Bergseife. Bernerde. Bol. Brandschiefer. Gelberde. Klebschiefer. Kupferschwärze. Meerschaum. Polierschiefer. Raseneisenstein. Silberschwärze. Spiesglanzocker. Steinmark. Thon. Thonstein. Tripel. Umber. Uranocker. Walkerde. Wetzschiefer. Wismuthocker und Zeichenschiefer.

Wir hoffen, unsere Leser werden aus dieser Skizze selbst die Ueberzeugung gewinnen, daß das System des Herrn Mohs eine originelle und streng wissenschaftliche Production ist. Daß es in dieser ersten Gestalt nicht vollendet und abgeschlossen ist wie ein Kunstwerk, versteht sich wohl von selbst. Alle unsere Systeme sind ja überhaupt nur annähernde und müssen, wenn sie ihren Objecten einigermaßen entsprechen sollen, beweglich und fortschreitend seyn wie die Natur. Jeder wahre Fortschritt auf der Bahn des Wissens bleibt immer ein großes Verdienst, wenn auch das Ziel selbst zu fliehen und sich in unendliche Ferne zu verlieren scheint. Der wahre Maßstab des Verdienstes ist nicht das was noch zu leisten ist, sondern was bis jetzt geleistet wor-

oder zum Theil zu lang und schwer zu behalten, z. B. prismatischer Lirokonmalachit, trapezoidaler Kuphonspath, hemiprismatischer Habronemmalachit u. dgl., wodurch die Anwendung dieses Systems auf Bergbau und Hüttenkunde sehr erschwert wird. Auch scheinen manche Geschlechter zu viel zu enthalten, z. B. die Kalkhaloide, der Halbarpt, Schillerspath, Kuphonspath, Feldspath, Augitspath, Corund, Quarz, Eisenerz u. a. m. Der Schüler gewöhnt sich dadurch leicht an ein nachlässiges, schlotterndes Verfahren, wobei er selbst bedeutende Unterschiede aus den Augen läßt. Der geistvolle Verf. wird gewiß diese Unebenheiten bei einer zweiten Auflage, die nicht fehlen kann, auszugleichen wissen. Dann wird er auch für ein gutes Register sorgen, durch dessen Mangel der Gebrauch des Werks sehr erschwert wird. Es dürften aber dabei die Werner'schen und die trivialen Namen nicht fehlen. Druck und Papier sind gut.

Der Verf. von Nr. 2, Herr Breithaupt, ist dem Publicum ebenfalls theils durch mehrere andere Schriften, namentlich durch die Fortsetzung von Hoffmann's Handbuch der Mineralogie, theils als praktischer Mineralog, durch die Entdeckung mehrerer neuen Mineralien, z. B. des Braunsalzes, Pharmakosierit, Prehnit, Kieselzinkerz u. dgl. rühmlich bekannt. In gegenwärtiger Charakteristik, wovon die erste Auflage 1820 erschien (kurze Charakteristik. Freiberg 1820. 78 S.) ist das Bestreben, mit Herrn Mohs zu wetteifern, unverkennbar. Die ganze Einrichtung des Buches spricht dafür. Die Wissenschaft kann dabei nur gewinnen, so wie der Unterricht beider für die Zöglinge der Akademie sehr vortheilhaft seyn muß. Es ist das beste Mittel, sie vor einer einseitigen Ausbildung zu bewahren und jener berühmten Anstalt den wohlgegründeten Ruf einer Pflanzschule gründlicher Mineralogen noch ferner zu erhalten. Hr. B. nennt seine Schrift eine vollständige Charakteristik des Mineralsystems (richtiger wohl der Mineralien, oder vollständiges System der Mineralogie, da ja hier die Charakteristik das System selbst ist), weil er theils die Leistungen seiner Vorgänger möglichst benutzte, theils darin die Resultate einer großen Reihe eigener Forschungen aussprach. Sie enthält gegen 60 Mineralien im Systeme, und gegen 50 in den Anhängen charakterisirt, die dem Werner'schen Systeme noch nicht einverleibt waren. Diese Fortschritte verdankt man vorzüglich der größeren Ausbildung der Krystallometrie und dem Gebrauche des Wollaston'schen Goniometers, Brewster's optischen Forschungen und den genaueren chemischen Analysen. Dies und die vielen Anmerkungen von S. 175 — 280, mineralogischen, chemischen,

geognostischen und geographischen Inhalts machen sie zu einer Ergänzung des 1818 geschlossenen Handbuchs der Mineralogie. Dennoch war es nicht möglich, schon jetzt die Beschreibungen des Holmit, Limbilit, Nekronit, Kobaltvitriol, Quecksilbersalpeter, Xylokryptit, Stromnit, Aequinolit, Chusit, Durthelit und einiger andern zu geben. Indessen da diese bis jetzt noch in den Händen nur weniger Personen sind, verliert vor der Hand niemand viel dabei. Der Hauptzweck des Systems ist: Darstellung der natürlichen Verwandtschaften in eine Reihe aufgelöst. Das System soll die natürlichen Verwandtschaften so viel als möglich repräsentiren. Alle natürlichen Verwandtschaften lassen sich nicht in eine Reihe bringen und schon deswegen existirt das wahre natürliche System nur in der Idee und kann nach keiner Methode vollkommen anschaulich gemacht werden. (Dies ist nach unserer Meinung auch gar nicht nöthig, wenn nur die verschiedenen Reihen Ausdruck einer Idee sind. Ja selbst die Reihe ist ja schon eine Idee, oder vielmehr eine subjective Vorstellung; in der Natur gibt es weder Reihe, noch Classe, sondern nur bunte Mischung und scheinbare Verwirrung von Individuen, disjecta membra poetae.) Aber ein anderes Erforderniß dieses Systems ist, daß es chemisch richtig seyn oder werden soll. Wenigstens dürfte keins der mineralogischen Systeme so übereinstimmend mit der chemischen Natur der Mineralien getroffen werden als dieses, selbst wenn die Grundlage dort eine chemische war. (Dies beweist zwar für die Richtigkeit des Systems nichts, insofern der naturhistorische Standpunct von dem chemischen verschieden ist, würde aber dazu dienen, den Streit zwischen beiden Ansichten zu vermitteln.)

Die Einleitung enthält die ausführlichere Darlegung der Grundsätze der Classification. Hier heißt es §. 1: „Die unorganischen natürlichen (dieser Zusatz ist überflüssig, weil man unter unorganischen und organischen schon die natürlichen versteht und andere nur bildlich so benennt) Körper sind hauptsächlich nach dem Zusammenhang der Theile verschieden, und darnach haben wir erstens feste und zweitens flüssige, oder richtiger Mineralien und Atmosphärilien. Es sind zwar Erdöl und Merkur in der Charakteristik mit aufgeführt, allein sie können diese Plätze fernerhin nicht behaupten. Die Mineralien machen den festen Erdkörper aus, und kommen auf, in und unter der Oberfläche desselben vor. Die Atmosphärilien constituiren die ganze flüssige Atmosphäre auf und über der Oberfläche unseres Planeten. Mineralien sind also aus gleichartigen Theilen bestehende unorganische feste Körper. Die Gleichartigkeit der Theile fordert mechanische Einfachheit und schließt jedes Gemenge aus.“

Wir können diesem nicht bestimmen. Der bloß zufällige Einfluß der Temperatur gibt keine feste Grenze zwischen Mineralien und andern Körpern. Der Merkur hat alle Eigenschaften der Metalle, der flüssige Zustand desselben kann kein Grund seyn, ihn von den Körpern auszuschließen, denen er so sehr verwandt ist. Und die natürliche Verwandtschaft soll ja eben nach Herrn B's. eigener Versicherung das System repräsentiren. Wie er aber auf den Gedanken kommen konnte, Schnee und Eis als Salze zu charakterisiren, und überhaupt als Mineralien aufzunehmen, da wo der Merkur ausgeschlossen bleibt, ist schwer zu begreifen. Nach diesen Principien würde man, weil das Wasser verbannt worden, im Sommer eine andere Mineralogie haben als im Winter, in den kalten Zonen eine andere als in den gemäßigten und der heißen. Das wäre ungefähr so, als wenn man in der Botanik von der Blüthe ausgehend alle diejenigen Pflanzen, welche durch ein rauhes Klima verhindert werden ihre Blumen zu entfalten, aus dem System ausstoßen wollte.

Interessant ist der Unterschied, den Herr B. macht zwischen der Krystallisation und dem opalartigen Zustande. Ein Individuum ist im Mineralreiche ein für sich bestehendes Ganze eines Minerals, welches alle die einer Species zukommenden wesentlichen Kennzeichen an sich trägt. Streng genommen gehören hierher bloß die einfachen ächten Krystalle. Außer diesem Zustande gibt es einen zweiten von der Krystallisation verschiedenen, wobei jedoch die Homogeneität der Theile eben so und die Beharrlichkeit der wesentlichen Kennzeichen fast gleich unzweifelhaft ist, da sie sich auf mineralogischem Wege erkennen und auf chemischem bestätigen läßt. Dieser Zustand ist der opalartige. Solche Gebilde zeigen stets höhern Grad des Glanzes, als alle andere nicht krystallisirten, muschligen Bruch, auf der Feile eine gewisse Zähigkeit und übrigens leichte Zerspringbarkeit; hingegen mangelt ihnen gänzlich regelmäßige äußere Gestalt und Spaltbarkeit. Nach des Verfs. Erfahrungen kommt keiner Species zugleich der opalartige und der Krystallisationszustand zu. (Es bedürfte aber wohl noch einer genauern Bestimmung, da das Opalisiren ein weiterer Begriff ist und durch den gemeinen und Halbopal sich unmerklich in andere Zustände verliert, auch z. B. der Bergkrystall, Amethyst und einige andere durch zarte Risse nicht gar selten in dem Farbenspiele des edlen Opals glänzen. Eben so ist der Begriff des Gallertartigen bei den Mineralien sehr unbestimmt. Es wird schwierig, das Entstehen solcher Mineralien zu erklären, wie des Feuersteins, Chalcedons, Hornsteins, versteinerten Holzes u. dgl., an denen man oft den Uebergang in gemeinen Opal und Holzopal sehr genau beobachten

kann). Ihr Zustand rührt von gallertartiger Bildung her, die durch keinen Krystallisationspunct bedingt wird. Die Glieder der Classificationsstufen folgen im Systeme des Verfs. von unten nach oben so auf einander: Species, (Gattung, Art)*), Geschlecht. In ein Geschlecht sind nur solche Specien (es) zu rechnen, welche nicht nur gleichnamige Abtheilungen der Krystallisationssysteme, sondern auch ähnliche Krystallreihen inne halten. Mehrere Species eines Geschlechts besitzen eine engere Verwandtschaft, als andere in ein Geschlecht gehörige aus verschiedenen Krystallisationssystemen. Diese mittlere Stufe zwischen den Species und Geschlechtern nennt er Familie. Aehnliche Geschlechter bilden eine Ordnung; ähnliche Ordnungen eine Classe. Gleichwohl erwähnt er nochmals der Art Varietät, als einer bloßen Hülfsstufe. Dann durfte aber die Species nicht durch Art übersetzt werden, denn ein und derselbe Ausdruck darf im System nicht eine wesentliche und eine bloße Hülfsstufe bezeichnen. Varietät ist vielmehr Spielart, d. h. die große Mannichfaltigkeit innerhalb einer Species, die sich scheinbar dem Gesetz entzieht, z. B. die nieren=, trauben=, staudenförmigen Gestalten der einzelnen Individuen, oder die Farbenspiele des Quarzes, Jaspis, Opal u. s. w. Auch darf man wohl die Familie nicht zwischen Species und Geschlecht setzen, da die Familie die Geschlechter in sich hat. Gattung und Geschlecht hingegen werden allerdings sehr oft verwechselt. Geschlecht scheint mehr das bloße Beisammenseyn des Männlichen und Weiblichen zu bezeichnen, die Verbindung im Allgemeinen, z. B. das Menschengeschlecht; die Gattung hingegen die wirkliche Vereinigung der Geschlechter oder deren Product, und die damit gesetzte Fortpflanzung, oder die Individuen welche sich zusammenpaaren. Daher Begattung. Beide Ausdrücke sollte man deshalb bei den Mineralien gar nicht brauchen. Sehr wahr und zugleich bescheiden ist das Geständniß in §. 35, daß es kein vollkommenes, rein natürliches System geben kann, weil theils die wirklichen Species der Natur nicht alle bekannt sind, theils die Naturproducte ein Körpernetz bilden, nicht aber getrennte Ordnungen und Classen, wie in unsern Systemen. Man habe daher keinen außerordentlichen Werth auf die Systeme zu legen.

Dann folgt eine Uebersicht der äußern Kennzeichen. Der Verf. theilt sie in Kennzeichen im Lichte wahrzunehmen,

---

*) Im Plural setzt Herr B. Specien nach der Analogie von Studien, Individuen. Allein diese Analogie ist verfehlt, weil Species eine andere Endigung hat als Studium, Individuum ꝛc. auch einer andern Declination angehört.

oder Hellungskennzeichen, wie Glanz, Farbe, Strich, Strahlenbrechung rc.; in Kennzeichen der Gestalt und Dichtheitskennzeichen, als Härte, Festigkeit, Biegsamkeit rc. Allein diese Unterscheidung scheint uns weder genau, indem auch die feinern Krystalle nur beim Tageslichte wahrzunehmen sind, so wie alle Gestalten zugleich in demselben, noch nöthig, weil dadurch gar nichts gewonnen wird. Bei den Unterschieden der Krystallisation beobachtet er die Regel: nur solche Theile (Ebenen, Linien, Winkel rc.) stets zusammenzuzählen und zusammengezählt zu nennen, die durchaus gleich und ähnlich sind. Es sind drei Figuren, die dabei vorzüglich in Betracht kommen: das Quadrat, das regelmäßige Sechseck oder Hexagon, und der Rhombus. (Hier hätte gezeigt werden sollen, warum nur diese und nicht mehrere.) Die wichtigsten aus ihnen abgeleiteten Figuren sind: 1. aus dem Quadrat das regelmäßige Achtseit oder Oktagon, und die achtseitige Figur mit gleichen Seiten, aber nur mit je vier abwechselnden gleichen Winkeln, das Ditetragon; 2. aus dem Hexagon das regelmäßige Zwölfseit oder Dodekagon, das regelmäßige Dreiseit oder Trigon, die zwölfseitige Figur mit gleichen Seiten und mit abwechselnd gleichen Winkeln, das Ditrigon; 3. aus dem Rhombus, nach den beiden Diagonalen, das oblonge Rechteck. Die Axen werden bestimmt nach der Figur ihrer Basis. Nur dann, wenn diese Basis ein Tetragon, Hexagon oder Rhombus, oder eine der sich in diese symmetrisch verzeichnen lassenden Figuren zeigt, wird die Axe eine krystallographische genannt. Eine Axis deren Basis eine tetragonale oder davon abgeleitete Figur hat, nennt er eine Axe erster Art; eine mit hexagonaler oder davon abgeleiteter Figur, Axe zweiter Art; endlich eine mit rautenförmiger oder oblonger Figur, Axe dritter Art. (Es wäre wohl besser gewesen, wenn sich der Verf. mehr an Mohs Bezeichnung gehalten, oder wenigstens die Gründe der Abweichung angegeben hätte, anstatt damit an einen andern Ort zu verweisen; dies konnte um so füglicher geschehen, da ja darauf nicht viel ankommt.) Die Ausdrücke Monaxien und Polyaxien sind nicht glücklich gewählt, weil sie etymologisch nicht richtig sind (ἀξία Werth, Preis). Unter den vielaxigen sind die Hauptverschiedenheiten: der Vierflächner, der Sechsflächner (Würfel), der Achtflächner, der Zwölfflächner, der Vierundzwanzigflächner und der Achtundvierzigflächner. Dann unterscheidet er weiter in den Vielaxien nach der Einfachheit ihrer Begränzungstheile, die gleichkantigen, wie Vierflächner, Sechsflächner, und die ungleichkantigen, und nach dem Grade der Symmetrie: die ganz- oder gleichflächigen (homoëdrischen), und die halbflächi-

gen (hemiëdrischen). Unter den Einaxien sind die Hauptverschiedenheiten: die Pyramiden, die Sphenoëder, die Skalenoëder, Rhomboëder und Trapezaëder. Der Krystallsysteme nimmt der Verf. vier an, als der Natur gemäße. Die Vielaxien bilden ein System, von Werner erfunden, (gefunden) und auch schon von ihm Tessularsystem genannt. Die Einaxien bilden drei, nach den Arten der Axen, und er nennt sie nach der Basis der Grundgestalt das Tetragonsystem, Hexagonsystem und Rhombensystem (das tessularische heißt bei Mohs eben so, bei Weiß gleichgliedrig, das Tetragonsystem ist das pyramidale bei M. und das viergliedrige bei W., das Hexagonsystem das rhomboëdrische bei M. und das sechsgliedrige und drei und dreigliedrige bei W., endlich das Rhombensystem das prismatische bei M., das zwei und zweigliedrige, zwei und eingliedrige, ein und eingliedrige bei W.). Auch der 57ste §. über die Spaltungsgestalten ist vorzüglich, und die Terminologie gut gewählt. Die Mohs'sche Scala über die Härte hat Herr B. von 10 auf 12 Grade ausgedehnt, um einige fühlbare Lücken zu vermeiden. In dieser Scala stehen nun: 1) der Talk; 2. Gyps; 3. Glimmer; 4. Kalkspath; 5. Flußspath; 6. Agatit; 7. Sodalit (nur in Ermangelung desselben Amphibolit, z. B. als glasiger Strahlstein); 8. Orthoklas-Feldspath, als Adular; 9. Quarz, Bergkrystall; 10. Topas; 11. Korund; 12. Demant.

Das Schema des Systems des Verfs. ist nun folgendes:

Erste Classe. Salze.

Erste Species. Schnee. Zweite Sp. Eisenvitriol. Dritte Sp. Braunsalz. Vierte Sp. Kupfervitriol. Fünfte Sp. Zinkvitriol. Sechste Sp. Alaunsalz. Anhang. a) Bergbutter, b) Haarsalz. Siebente Sp. Bittersalz. Achte Sp. Glaubersalz. Neunte Sp. Natronsalz. Zehnte Sp. Salpeter. Eilfte Sp. Steinsalz. Zwölfte Sp. Salmiak. Dreizehnte Sp. Tinkal. Vierzehnte Sp. Glauberit. Funfzehnte Sp. Arseniksäure. Sechszehnte Sp. Boraxsäure.

Zweite Classe. Steine.

Erste Ordnung. Phyllite.

Erstes Geschlecht. Kalk-Phyllit. Sp. Schaumkalk. Anhang. Bergmilch. Zweites Geschl. Hydrin-Phyllit (native Magnesia). Drittes Geschl. Diatom-Phyllit. Erste Sp. Gyps. Zweite Sp. Eisen-Phyllit. (Vivianit und blaue Eisenerde). Dritte Sp. Kobaltblüthe.

Vierte Sp. Pharmokolith (Arsenikblüthe). Viertes Geschl. Schwefel-Phyllit, (gelbes Rauschgelb). Fünftes Geschl. Antimon-Phyllit (Weißspiesglaserz). Sechstes Geschl. Talk-Phyllit. Erste Sp. Talk. Zweite Sp. Phästin (wegen des schillernden Glanzes). Anhang. Speckstein. Siebentes Geschl. Glimmer-Phyllit. Erste Sp. Schillerstein. Zweite Sp. Rubellan. Dritte Sp. Glimmer. Anhang: a) Grünerde, b) Rabenglimmer, c) Chrom-Glimmer. Achtes Geschl. Pyrosmalin-Phyllit. (Perlglimmer. Mohs.) Neuntes Geschl. Uran-Phyllit. Uranglimmer. Zehntes Geschl. Chlorin-Phyllit. Erste Sp. Chloromelan (Cronstedtit). Zweite Sp. Rhomben-Phyllit. Eilftes Geschl. Kupfer-Phyllit. Erste Sp. Kupferglimmer. Zweite Sp. Kupferschaum.

Zweite Ordnung. Chlorite.

Erstes Geschlecht. Kupfer-Chlorit. Erste Species. Oliven-Chlorit (Olivenerz). Zweite Sp. Malachit. Dritte Sp. Salzkupfer-Chlorit. Zweites Geschl. Lasur-Chlorit. Kupferlasur. Drittes Geschl. Polytom-Chlorit. Erste Sp. Phosphorkupfer-Chlorit. Zweite Sp. Blei-Chlorit. Dritte Sp. Chalkosiderit. Viertes Geschl. Eisenchlorit. Erste Sp. Pelekyd- (Linsenerz). Zweite Sp. Pharmakosiderit.

Dritte Ordnung. Spathe.

Erstes Geschlecht. Skorodinspath. Skorodit. Zweites Geschl. Bleispath. Species 1. Phosphorbleispath (Grün- und Blaubleierz). 2. Karbonbleispath (Weiß- und Schwarzbleierz). 3. Scheelbleispath. Drittes Geschl. Chromspath. Bleichromspath (Rothbleierz). Viertes Geschl. Molybdänspath. Bleimolybdänspath (Gelbbleierz). Fünftes Geschl. Theiodinspath. Sp. 1. Bleivitriolspat. 2. Schwerspath. 3. Strontspath (Zölestin). 4. Phosgenspath (Hornblei). Sechstes Geschl. Anhydrinspath. Sp. 1. Anhydrit. 2. Polyhalit. Siebentes Geschl. Nadelspath. Sp. 1. Witherit. 2. Strontian. 3. Arragon. Achtes Geschl. Karbonspath. Sp. 1. Kalkspath. 2. Perlspath. (Rautenspath, Dolomit, Braunspath, Spatheisenstein) und Hornsinter. 3. Talkspath. 4. Manganspath. 5. Eisenspath. 6. Zinkspath. Neuntes Geschl. Flußspath. Zehntes Geschl. Thonspath. Sp. 1. Kryolith. 2. Alaunspath. 3. Pleuroklas (Wagnerit). Eilftes Geschl. Fettspath. Sp. 1. Scheelspath (Schwerstein). 2. Apatit. 3. Datolith. Zwölftes Geschl. Kupferspath, Dioptas (Kupfersmaragd). Dreizehntes Geschl. Kieselspath. Sp. 1. Kieselzinkspath. 2. Kieselmanganspath. 3. Kieselkalkspath. 4. Porzellanspath. 5. Serpentin (mit Asbest und Speckstein zum Theil).

Vierte Ordnung. Grammite.

Erstes Geschlecht. Trappgrammit. Sp. 1. Amphibolit. 2.

Augit. Anhang: Basalt. Zweites Geschl. Epidotgrammit. Epidot. Drittes Gesch. Diatomgrammit. Sp. 1. Omphazit. 2. Diaklas. 3. Paulit. 4. Bronzit. 5. Autholith. 6. Diaspor. Viertes Geschl. Disthengrammit. Sp. 1. Kyanit. Fibrolith. 2. Karpholith. 3. Chiastolith. 4. Spodumen. Fünftes Geschl. Basitomgrammit. Sp. 1. Prehnit. 2. Nephrit. 3. Kornit. 4. Kalait. Sechstes Geschl. Eläingrammit. Sp. 1. Gehlenit. 2. Eudialith. 3. Erlan. Siebentes Geschl. Melingrammit. Melilit. Achtes Geschl. Sodangrammit. Sp. 1. Pechstein. 2. Alkalit. 3. Nephelin. Neuntes Geschl. Feldspathgrammit. Sp. 1. Petalit. 2. Periklin. 3. Orthoklas. 4. Tetartin. 5. Labrador. 6. Anorthit. Zehntes Geschl. Skapongrammit. Sp. 1. Skapolith. 2. Amblygonit. 3. Alaungrammit. Eilftes Geschl. Lasurgrammit. Lazulith.

Fünfte Ordnung. Zeolithe.

Erstes Geschlecht. Thonzeolith. Species. Lasionit (Wavellit). Zweites Geschl. Eutomzeolith. Sp. Laumonit. Drittes Geschl. Garbenzeolith. Sp. Desmin (Strahlzeolith). Viertes Geschl. Phyllinzeolith. Sp. 1. Albin. 2. Euzeolith. 3. Ichthyophthalm. 4. Comptonit. Fünftes Geschl. Nadelzeolith. Sp. 1. Mesotyp. 2. Spreustein. Sechstes Geschl. Kieselzeolith. Sp. 1. Harmotom. 2. Analzim. 3. Chabasit.

Sechste Ordnung. Kiesel.

Erstes Geschlecht. Quarzkiesel. Species. 1. Zirkon. 2. Quarz. Anhang. Lydit. Zweites Geschl. Opalkiesel. Sp. 1. Opab. 2. Fluolith. Drittes Geschl. Glaskiesel. Sp. 1. Obsidian. 2. Sphärolith. 3. Basaltjaspis. Viertes Geschl. Dichromkiesel. Dichroit. Fünftes Geschl. Apyrinkiesel. Sp. Andalusit. Sechstes Geschl. Schörlkiesel. Sp. 1. Anatas. 2. Turmalin. 3. Axinit. 4. Borazit. Siebentes Geschl. Sphenkiesel. Sp. 1. Helvin. 2. Sphen (Gelb- und Braun-Menackerz). 3. Dyskolit (Saussurit). Achtes Geschl. Talkkiesel. Sp. 1. Chrysolith. 2. Hessonit (Kaneelstein). Neuntes Geschl. Granatkiesel. Sp. 1. Idokras. 2. Granat. 3. Almandin. 4. Staurolith. Pyrop. 5. Mangankiesel. Eisenmangankiesel. Eisenjaspis. Zehntes Geschl. Spinellkiesel. Sp. 1. Spinell. 2. Automolit. 3. Kymophan (Chrysoberyll). Eilftes Geschl. Glykinkiesel. Sp. 1. Euclas. 2. Beryll (Smaragd). Zwölftes Geschl. Topaskiesel. Dreizehntes Geschl. Thonkiesel. Korund. Skorian. Vierzehntes Geschl. Orydkiesel. Sp. 1. Orthit. 2. Gadolinit.

Siebente Ordnung. Hartstein.

Einziges Geschlecht. Demant-Hartstein.

Dritte Classe. Erze.

Erste Ordnung. Oxide.

Erstes Geschlecht. Hartoxid. Sp. 1. Rutil. 2. Zinnerz. Eisenzinnerz. 3. Cerit. Zweites Geschl. Kieseleisenoxid. 1. Allamit. 2. Lievrit. 3. Kieselzinkerz. Drittes Geschl. Uranoxid. Pechuranerz. Viertes Geschl. Brauneisenoxid. 1. Pecheisenerz. 2. Brauneisenerz. 3. Nadeleisenerz. Thoneisenerz. Fünftes Geschl. Weichbrauneisenoxid. Lepidokrokit. Sechstes Geschl. Phosphoreisenoxid. Siebentes Geschl. Salzeisenoxid. 1. Kolphoneisenerz. 2. Gelbeisenerz. 3. Gelbantimonerz. Achtes Geschl. Pechkupferoxid. 1. Kupfereisenerz. 2. Kupfermanganerz. 3. Kobaltmanganerz. Neuntes Geschl. Strahlmanganoxid. 1. Weichmanganerz. 2. Glanzmanganerz. Zehntes Geschl. Schwarzmanganoxid. Eilftes Geschl. Melanoxid. 1. Wolfram. 2. Columbit. 3. Yttrotantalit. Zwölftes Geschl. Tantaloxid. Tantalit. Dreizehntes Gesch. Schwarzeisenoxid. 1. Schwarztitanerz. 2. Chromeisenerz. Vierzehntes Geschl. Graumanganoxid. Funfzehntes Gesch. Eisenoxid. 1. Titaneisenerz. 2. Magneteisenerz. 3. Glanzeisenerz. (Chrychtomit.) Rotheisenerz. Sechszehntes Geschl. Weichrotheisenoxid. Siebenzehntes Geschl. Rubinoxid. 1. Rothkupfererz. 2. Rothzinkerz. 3. Mennige.

Zweite Ordnung. Kiese.

Erstes Geschlecht. Nickelkies (Kupfernickel). Zweites Geschl. Schwefelkies. 1. Eisenkobaltkies. 2. Eisenkies. 3. Kammkies. Drittes Geschl. Magnetkies. 1. Magnetkies. 2. Kupfereisenkies (Weißkupfererz). 3. Buntkupfererz. Viertes Geschl. 1. Kupferkies. Nierenkies. 2. Haarkies. 3. Wodankies. Fünftes Geschl. Arsenikalkies. 1. Arsenikkies. 2. Kobaltarsenikkies. 3. Kobaltkies. Glanzarsenikkies. Sechstes Geschl. Antimon-Nikkelkies.

Dritte Ordnung. Metalle.

Erstes Geschlecht. Eisenmetall. Eisen. Palladium. Zweites Geschl. Platinmetall. Drittes Geschl. Goldmetall. Viertes Geschl. Merkurmetall. Fünftes Geschl. Silbermetall. 1. Merkursilber. 2. Silber. Sechstes Geschl. Kupfermetall. Siebentes Geschl. Wismuthmetall. Achtes Geschl. Antimonmetall. Neuntes Geschl. Tellurmetall. Zehntes Geschl. Arsenikmetall. 1. Arsenik. 2. Silberarsenik.

Vierte Ordnung. Glanze.

Erstes Geschlecht. Silberglanz. Zweites Geschl. Antimonsilberglanz. Melanglanz. Kupfersilberglanz. Drittes Geschl. Kupferglanz. Viertes Geschl. Antimonkupferglanz. Fünftes Geschl.

Antimonbleiglanz. 1. Antimonbleiglanz. (Schwarzspiesglaserz.) Weißgiltigerz. 2. Zinnkupferglanz. 3. Nadelerz. Sechstes Geschl. Wismuthglanz. Siebentes Geschl. Stahlglanz. 1. Spiegelwismuthglanz (Molybdänsilber). 2. Stahlantimonglanz. Achtes Geschl. Antimonglanz. Federerz. Neuntes Geschl. Bleiglanz. Zehntes Geschl. Phyllinglanz. 1. Tellurglanz. 2. Molybdänglanz. 3. Arsenikglanz. 4. Schrifterz.

Fünfte Ordnung. Blenden.

Erstes Geschlecht. Glanzblende. 1. Manganblende. 2. Kupferblende. Zweites Geschl. Zinkblende. Strahlenblende. Schalenblende. Drittes Geschl. Antimonblende. Rothspiesglaserz. Viertes Geschl. Merkurblende. 1. Zinnober. 2. Karbonblende (Quecksilberlebererz). Fünftes Geschl. Silberblende. Rothgiltigerz. Sechstes Geschl. Arsenikblende. Rothes Rauschgelb.

Sechste Ordnung. Hornerze.

Erstes Geschlecht. Silberhornerz. Zweites Geschl. Merkurhornerz.

Vierte Classe. Brenze.

Erste Ordnung. Schwefel. Einziges Geschlecht. Schwefel.

Zweite Ordnung. Graphite. Einziges Geschl. Eisengraphit. Mangangraphit (brauner Eisenrahm).

Dritte Ordnung. Resine. Erstes Geschlecht. Eisenresin. Oxalit. Zweites Geschl. Thonresin. - Mellit (Honigstein). Drittes Geschl. Opalresin. Succinit (Bernstein).

Vierte Ordnung. Bitume. Einziges Geschlecht. Erdharz. 1. Erdöl. 2. Erdpech.

Fünfte Ordnung. Kohlen. Erstes Geschl. Anthrazit. Glanzkohle. Faserkohle. Zweites Geschl. Bitumkohle. Steinkohle.

Erster Anhang.

Bol- Thon- und Schieferarten der zweiten Classe.

Erste Gruppe. Bolarten.

1. Sordavalit. 2. Allophan. 3. Kupfergrün. 4. Bol. 5. Kerolith. 6. Magnesit. 7. Talksteinmark.

Zweite Gruppe. Thonarten.

1. Steinmark. 2. Eisensteinmark. 3. Thonstein. 4. Thon. 5. Gelberde. 6. Bergseife. 7. Umber. 8. Erdkobalt. 9. Wacke. 10. Walkerde. 11. Tripel. 12. Aluminit. 13. Meerschaum. 14. Kollyrit. 15. Kreide.

Dritte Gruppe. Schieferarten.

1. Polirschiefer. 2. Klebschiefer. 3. Kräuterschiefer (Schieferthon). 4. Thonschiefer. 5. Glimmerschiefer. 6. Talkschiefer. 7. Beilstein. 8. Amphibolschiefer. 9. Wetzschiefer. 10. Zeichenschiefer. 11. Alaunschiefer. 12. Braunschiefer. 13. Mergelschiefer. 14. Kalkschiefer.

Zweiter Anhang.

Mineralien, deren Natur noch nicht vollständig erkannt ist.

1. Arsenikwismuth. 2. Blaueisenstein. 3. Bleigummi. 4. Chloraphazit. 5. grünes Chromoxid. 6. Chromstein. 7. Louzeranit. 8. Dysodil. 9. Eisengrün. 10. Eisentitanerz. 11. Elektrum. 12. Eukairit. 13. Eulytin. 14. Zinkeisenerz. 15. Grauspeiskobalt. 16. Grüneisenstein. 17. Grünmanganerz. 18. Gurhofian. 19. paratomes Kalkhaloid. 20. Humit. 21. Osmium-Iridium. 22. Kaolin. 23. Weicheisenkies. 24. Kupferblüthe. 25. Eisenschüssig Kupfergrün. 26. Kupferindig. 27. Kupferwismutherz. 28. Ligurit. 29. Lithrodes. 30. Mascagnin. 31. Mesolith. 32. Molybdänocker. 33. Nickelgrün. 34. Nikkelglanz. 35. Bleiphyllit. 36. Pictit. 37. Porzellanjaspis. 38. Pyrorthit. 39. schlackiges Rauschgelb. 40. Reussin. 41. Sammterz. 42. Schoharit. 43. Schilfglaserz. 44. Silberwismutherz. 45. Silvanerz. 46. Tomsonit. 47. Trona. 48. Tulit. 49. Uranocker. 50. Wismuthocker. 51. Yttrouererit. 52. Zeagonit. 53. Zootinsalz. 54. Zurlit. 55. Euchroit. 56. diprismatischer Olivenmalachit.

In diesem System des Herrn B. hat uns die erste Classe, die Salze enthaltend, besser gefallen, als die bei Herrn M., wo die Gase und Säuren einen Uebelstand bilden. Dagegen hätte bei B. der Schnee wegbleiben sollen, so wie auch die Arseniksäure und Boraxsäure die ganze Classe verwirren. Er braucht den Ausdruck Salz und Säure in einem Sinne, den sie weder in der Chemie, die doch hier gewiß eine Stimme hat, noch sonst wo haben und haben können. Die Phyllite entsprechen zum Theil den Glimmern bei Mohs. Daß jene Bezeichnung besser sey wie diese, finden wir nicht. Daß M. den Gyps und Schwefelphyllit nicht in die Glimmerordnung aufgenommen hat, konnte für ihn kein Grund seyn, jenen sehr bezeichnenden naturhistorischen Ausdruck aufzugeben. Phyllit deutet wohl die leichte Spaltbarkeit, die Blättchen- und Schüppchenform an, nicht aber zugleich den sanften Glanz, den man sich bei Glimmer denkt. Die Spathe sind beiden Systemen gemein. Allein wie verschieden in

der Ausführung! Beiden schwebte bei dieser Ordnung, wie es scheint, vorzüglich der Schwerspath vor Augen. M. dachte dabei wohl besonders an den Baryt, erhob diesen zum Ordnungsnamen, und so kamen auch die Bleierze unter die Baryte; Schwerspath und Kalkspath aber nicht unter die Spathe; dagegen Strahlstein, Augit, Cyanit (bei B. unter den Grammiten), Amalzim, Zeolith (die Zeolithe bilden bei B. eine eigene Ordnung) und dgl., dies scheint allerdings bei B. natürlicher, wo Schwerspath und Kalkspath aufgenommen sind; dagegen steht hier der Hohlspath wieder unter den Grammiten und die Bleierze treten störend ein, so wie es sehr überrascht, den Spatheisenstein mit dem Rautenspath und Dolomit gepaart zu sehen. Für beide Ansichten läßt sich sagen, daß dem Worte Spath gar kein bestimmter Begriff zum Grunde liegt und überhaupt die unter den Bergleuten gebräuchlichen Benennungen sich meistens aus einer dunkeln, unwissenschaftlichen Periode herschreiben und für die systematische Nomenclatur keineswegs verbindend seyn können. Ueber die neuen Ordnungen des Herrn B., die Chlorite und Grammite, findet sich gar nichts zur Rechtfertigung, woraus ihre Nothwendigkeit erhellete. Bei den Chloriten hat die allgemeine Charakteristik den Fehler, daß sie fast nur aus negativen Merkmalen besteht. Gut ist, daß die Kiesel beibehalten sind; allein hier fällt es auf, den Lydit außer den Quarz, der doch so reichhaltig ist, anhangsweise hingestellt zu sehen, und vollends höchst befremdend erscheinen das Gelbmenackerz und Braunmenackerz, welche nach den Principien des Systems wohl unter die Spathe gehören. Die Classe der Erze ist sehr stark und in ihr das subordinirt, was bei M. coordinirt ist: Metalle, Kiese, Glanze, Blenden. Allein dies scheint uns nicht richtig. Ein reines Metall wie Gold, Silber ꝛc. nennt wohl niemand Erz, wohl aber sind alle Erze metallisch. Erz nämlich ist ein metallisches Mineral, in welchem zwar ein Metall vorwaltet, aber zugleich durch andere Mineralien, es seyen metallische, oder nicht, verunreinigt wird, z. B., Silbererz, Kupfererz u. dgl.; die Bergleute hingegen, welche nicht Zeit hatten, die Fossilien gründlich zu analysiren, sie aber doch gern von einander unterscheiden wollten, um das Edele zu erkennen, hielten sich dabei an das eine oder andere hervorspringende Merkmal. Daher stammen die Ausdrücke: Fahlerz, Bohnenerz, Zundererz, Schrifterz u. dgl., welche keinen wissenschaftlichen Werth haben. Wir würden Metall als das Höhere setzen, und sie theilen in gediegene oder regulinische, als Eisen, Silber ꝛc. und Erze, wo der Regulus mit andern vermischt ist, z. B. Eisenerz, Silbererz. Es macht doch immer ei-

nen auffallenden Uebelstand, metallische Mineralien bald als Spathe, bald als Baryte, Kerate, Malachite, Blenden, Glanze und Kiese, zersplittert zu sehen. Eben so wollen uns Herrn B's. Oxide nicht gefallen, da dieses theils kein naturhistorischer, sondern chemischer Terminus ist, theils zuviel aussagt, indem auch unter den übrigen Ordnungen und Classen viele Oxide stehen. Auch die Benennungen Hartoxid, Melanoxid, Rubinoxid passen nicht gut zu den übrigen und haben nicht gleichen wissenschaftlichen Werth, da sie von dem Mineral keine genaue Vorstellung geben. Wer würde sich wohl unter Hartoxid Rutil, unter Melanoxid Wolfram und unter Rubinoxid Rothkupfererz denken? Am schlimmsten ist es in diesem System dem Schwefel ergangen. Der natürliche Schwefel steht unter den Brenzen, das gelbe Rauschgelb unter den Phylliten und das rothe unter den Blenden. Und doch versichert Herr B., sein System stimme am besten mit der Chemie überein! Endlich hat leider auch Herr B. abermals viele neue Namen eingeführt, wie Phyllite, Grammite, Hydrinphyllit, Diatomphyllit, Phästin, Olivenchlorit, Pelekyd, Karbon-Bleispath, Thëiodinspath, Phosgenspath, Trappgrammit, Basitom-Grammit u. dgl., wodurch der Gebrauch erschwert wird. Es hat uns nicht geringe Mühe gemacht, uns in beiden Systemen einigermaßen zu Rechte zu finden.

Möchten doch beide verdiente Gelehrte zum Besten der Wissenschaft recht einträchtig wirken und in ihrem Beruf die Person von der Sache immer sorgfältig unterscheiden! Zum Beweis, daß unsere Beurtheilung eine unparteiische, ohne vorgefaßte Meinung für irgend eine Schule, bloß aus reiner Liebe zu einer Wissenschaft, der wir seit mehrern Jahren viele heitere Genüsse verdanken, unaufgefordert übernommen ist, wollen wir von dem mit diesem Institute verbundenen Rechte der Anonymität für diesmal keinen Gebrauch machen. Dies wird zugleich für alle diejenigen, deren Leistungen hier der Kritik unterworfen worden, den Vortheil haben, daß sie den von uns ausgesprochenen Tadel als die ungewichtige, werthlose Meinung eines bloßen Dilettanten betrachten dürfen.

Jena, April 1825. Dr. Ch. Bachmann.

Prof. der Philosophie und Prodirector der großherz. mineralogischen Gesellschaft.

III.

Ueber den Geist der Pädagogik unserer Zeit.

Seit der Erscheinung des zu seiner Zeit berühmten Elementarwerks von dem durch Rousseaus Emil vorzüglich angeregten und begeisterten Basedow haben Erziehung und Unterricht, in ihrer Wechselwirkung angefangen, in Deutschland öffentlich als Kunst — Menschenbildungskunst — Pädagogik praktisch und theoretisch behandelt zu werden. In diesem umfassenden Sinne nehmen wir hier das Wort Pädagogik, ob es uns gleich bekannt ist, daß einige es im engern Sinne verstanden, und die Pädagogik als Erziehungskunst der Didaktik als Unterrichtskunst gegenübergestellt haben. — Mit jenem Zeitpuncte, der mit der Entstehung der sogenannten Philanthropien zusammenfällt, beginnt sonach die neuere, durch den regsten Eifer im Reformiren des Unterrichts- und Erziehungswesens bezeichnete pädagogische Epoche, zu deren Entwickelung die Entgegensetzung (Opposition) der ältern Unterrichtsweise mit ihrer strengen Disciplin — unter dem Namen Humanismus gegenwärtig bekannt — gegen die neue, bewegliche, mehr dem Spiel als dem Ernst verwandte, Lehrer und Schüler familiarisirende Methode, die sich Philanthropinismus nannte, nicht wenig beigetragen hat, in Folge des Gesetzes, nach welchem alle Entwicklung durch Gegensätze bedingt ist und nach Maßgabe ihrer Schärfe oder Schroffheit beschleunigt wird.

Und jetzt kann man wohl mit Recht fragen: welche andere das Beste der Menschheit betreffende Angelegenheit unserer Zeit — das Politische etwa abgerechnet — mit so vielem, freilich nicht durchgängig ächtem Eifer betrieben worden sey und noch betrieben werde, welcher andere Gegenstand der deutschen Literatur die Köpfe, Federn und Pressen so viel beschäftigt habe und noch beschäftige, als eben die Pädagogik, welche andere Liebhaberei einen so ausgebreiteten Umfang erhalten habe, als das Pädagogisiren?

Denn leider gehört die Neigung, das Ernste und Wichtige, jemehr es in Anregung kommt, desto häufiger als Liebhaberei zu betreiben und wenigstens dilettantisch da einzugreifen und mitzuwirken, wo nur Sach- und Kunstverständige mit gutem Erfolg wirken können, nicht eben unter die lobenswürdigen Züge des neuern und neuesten Zeitgeistes. Zu dieser Neigung gesellt sich dann — um sie desto erfolgreicher zu machen — der nur allzurege, durch die jetzige Verfassung des Buchhandels begünstigte literarische Speculationstrieb, welcher jede Liebhaberei bestens zu benutzen versteht, und daher neben dem Guten häufig den Saamen des Unkrauts ausstreuet, das in dem Puncte vorzüglich von dem physischen sich unterscheidet, daß es für den Erwerb ergiebig ist.

Vierte Sp. Pharmokolith (Arsenikblüthe). Viertes Geschl. Schwefel-Phyllit, (gelbes Rauschgelb). Fünftes Geschl. Antimon-Phyllit (Weißspiesglaserz). Sechstes Geschl. Talk-Phyllit. Erste Sp. Talk. Zweite Sp. Phästin (wegen des schillernden Glanzes). Anhang. Speckstein. Siebentes Geschl. Glimmer-Phyllit. Erste Sp. Schillerstein. Zweite Sp. Rubellan. Dritte Sp. Glimmer. Anhang: a) Grünerde, b) Rabenglimmer, c) Chrom-Glimmer. Achtes Geschl. Pyrosmalin-Phyllit. (Perlglimmer. Mohs.) Neuntes Geschl. Uran-Phyllit. Uranglimmer. Zehntes Geschl. Chlorin-Phyllit. Erste Sp. Chloromelan (Cronstedtit). Zweite Sp. Rhomben-Phyllit. Eilftes Geschl. Kupfer-Phyllit. Erste Sp. Kupferglimmer. Zweite Sp. Kupferschaum.

Zweite Ordnung. Chlorite.

Erstes Geschlecht. Kupfer-Chlorit. Erste Species. Oliven-Chlorit (Olivenerz). Zweite Sp. Malachit. Dritte Sp. Salzkupfer-Chlorit. Zweites Geschl. Lasur-Chlorit. Kupferlasur. Drittes Geschl. Polytom-Chlorit. Erste Sp. Phosphorkupfer-Chlorit. Zweite Sp. Blei-Chlorit. Dritte Sp. Chalkosiderit. Viertes Geschl. Eisenchlorit. Erste Sp. Pelekyd- (Linsenerz). Zweite Sp. Pharmakosiderit.

Dritte Ordnung. Spathe.

Erstes Geschlecht. Skorodinspath. Skorodit. Zweites Geschl. Bleispath. Species 1. Phosphorbleispath (Grün- und Blaubleierz). 2. Karbonbleispath (Weiß- und Schwarzbleierz). 3. Scheelbleispath. Drittes Geschl. Chromspath. Bleichromspath (Rothbleierz). Viertes Geschl. Molybdänspath. Bleimolybdänspath (Gelbbleierz). Fünftes Geschl. Theiodinspath. Sp. 1. Bleivitriolspat. 2. Schwerspath. 3. Strontspath (Zölestin). 4. Phosgenspath (Hornblei). Sechstes Geschl. Anhydrinspath. Sp. 1. Anhydrit. 2. Polyhalit. Siebentes Geschl. Nadelspath. Sp. 1. Witherit. 2. Strontian. 3. Arragon. Achtes Geschl. Karbonspath. Sp. 1. Kalkspath. 2. Perlspath. (Rautenspath, Dolomit, Braunspath, Spatheisenstein) und Hornsinter. 3. Talkspath. 4. Manganspath. 5. Eisenspath. 6. Zinkspath. Neuntes Geschl. Flußspath. Zehntes Geschl. Thonspath. Sp. 1. Kryolith. 2. Alaunspath. 3. Pleuroklas (Wagnerit). Eilftes Geschl. Fettspath. Sp. 1. Scheelspath (Schwerstein). 2. Apatit. 3. Datolith. Zwölftes Geschl. Kupferspath, Dioptas (Kupfersmaragd). Dreizehntes Geschl. Kieselspath. Sp. 1. Kieselzinkspath. 2. Kieselmanganspath. 3. Kieselkalkspath. 4. Porzellanspath. 5. Serpentin (mit Asbest und Speckstein zum Theil).

Vierte Ordnung. Grammite.

Erstes Geschlecht. Trappgrammit. Sp. 1. Amphibolit. 2.

Wahre und Gute, das Gold der Wissenschaft und Kunst vielseitig geprüft und geläutert werden soll, um endlich festern Grund zu fassen und eine dauernde Gestaltung zu gewinnen.

Mit diesem Glauben an eine bessere Zukunft, die in der nächsten Vergangenheit keimte, in der Gegenwart sproßt und theilweise im weitern Wachsthume begriffen ist, müssen wir auch unsere, in gar mancher Hinsicht nicht erfreuliche Zeit, auch von pädagogischer Seite ins Auge fassen, um das Gute nicht zu verkennen, was sie aufzuweisen hat, namentlich nicht das rege, zum Theil gelungene Streben unter den wahren Erziehern, das Schlechte immer mehr zu verdrängen und das Bessere, Vernünftigere an seine Stelle zu setzen. Zur Beförderung dieser Anerkennung, zugleich aber auch zu desto schärferer Unterscheidung und Bezeichnung des Falschen und Schlechten, überhaupt also zur richtigen Würdigung der pädagogischen Verhältnisse unserer Zeit möge auch diese Abhandlung das ihrige beitragen. — In dieser Zeit des pädagogischen Experimentirens und Reformirens, in dieser Zeit des Auflebens und Wechsels neuer Methoden, in dieser an Erziehungs = Pensions = und Lehr=Anstalten aller Art und höchst ungleichen Werthes, an pädagogischen und Kinderschriften nicht reichen, sondern überfüllten und selbst an Erziehungslehren, Erziehungssystemen und Schulreformationsplanen nicht armen Zeit, thut es Noth, einmal einen prüfenden Blick auf das Ganze zu werfen, um mit Hülfe wissenschaftlicher Kritik zu erforschen, welche Zeit es im Reiche der Pädagogik sey, nach welchem Geiste die Praxis der letztern zu ringen scheine, von welchen Mängeln und Uebeln sie sich zu befreien trachte, welchen Standpunct die Wissenschaft der Menschenbildungskunst, als den bis jetzt höchsten, erreicht habe, und was von da aus weiter für die Theorie sowohl mit Hülfe der Philosophie, als für die durch sie erleuchtete Praxis, oder das Schul = und Erziehungswesen, mit Hülfe der Fürsten und Regierungen zu erwarten sey. Zu diesem Behufe mag eine unparteiische, vergleichende Beurtheilung und wissenschaftliche Prüfung einer Reihe von Schriften dienen, welche etwa als das Vorzüglichste anerkannt werden dürften, was die neueste Zeit in diesem Felde hervorgebracht hat. Es sind zunächst folgende:

1. Kritik der Schulen und der pädagogischen Ultra's unserer Zeit zu ihrem und der Staaten Besten. Von Eduard Glanzow. Bremen, Heyse. 1824. 8.

2. Versuch einer wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der wichtigsten Hauptpuncte der Erziehungslehre, mit besonderer Hinsicht auf den Unterricht in der Volksschule.

Denkenden Lehrern gewidmet, von Dr. Gottlieb Anton Gruner. Jena, Schmid. 1821. 8.

In nächster Beziehung zu diesem Werke steht:

3. Versuch einer gemeinfaßlichen, doch auf Selbstverständigung gegründeten Entwickelung der dem Volksschullehrer unentbehrlichsten wissenschaftlichen Vorkenntniß. Als erleichternde Einleitung in die Erziehungslehre zunächst Solchen gewidmet, denen es bei dem Mangel an ausreichender Bildung des Geistes, an Wärme eines redlichen Herzens nicht fehlt, von Dr. Gottlieb Anton Gruner. Jena, Schmid. 1823. 8.

4. Die christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche. Von Dr. F. A. Krummacher. Essen, Bädeker 1823. 8.

Aus guten Gründen beginnen wir diese Musterung mit einer beleuchtenden Darstellung der Kritik der Schulen unter Nr. 1., da sich diese Schrift mit den Mängeln der gegenwärtigen Schulverfassung und mit den Nachtheilen der neuern Lehrweise beschäftigt, im Gegensatze mit dem, was an der alten Methode vorzüglicher und der Wiedereinführung werth seyn dürfte. — Erst, wenn man die wahre Natur und den Sitz einer Krankheit erkannt hat, wird es möglich, mit einiger Sicherheit die rechten Mittel dagegen zu verordnen. So müssen wir auch die Krankheit unserer Zeit in pädagogischer Hinsicht erst recht zu erforschen, das Uebel seinem Wesen und Charakter nach zu möglichst klarer Erkenntniß zu bringen suchen, damit es desto einleuchtender werden könne, was zur Heilung Noth thut.

Wer unter den Erziehern und Schulmännern der neuern und frühern Zeit den Gegensatz zwischen Philanthropinisten und Humanisten anerkannt, wie ihn Niethammer in seinem Werke über den Streit des Humanismus und Philanthropinismus festgestellt und entwickelt hat, wird in dem Verfasser von 1. sogleich einen Humanisten erkennen, der mit neuen oder veränderten Waffen und mittelst einer bessern Taktik die feindliche Partei der Philanthropinisten bekämpft und für die Sache des Humanismus, jedoch mit der Forderung einer zeitgemäßen Form, spricht. Der Verfasser ist aber kein gemeiner Gegner der genannten Partei, (vom Verfasser mit dem Namen: pädagogische Ultra's bezeichnet,) welche, obgleich nicht ganz im Sinne Niethammers, allerdings noch existirt und gegenwärtig der Zahl nach bei weitem die überwiegende ist, und seine Stimme verdient daher die Beachtung aller denkenden Pädagogen, besonders auch derjenigen, welche überzeugt sind, daß es die wahre Pädagogik nicht mit einem der genannten Gegensätze halte und dies um so weniger, jemehr sie die

Natur der Extreme annehmen, sondern mit einem synthetischen Dritten aus dem Kern beider, in welchem das Schiefe der Gegensätze durch Ausscheidung einseitiger Richtungen ausgeglichen wird.

Die Einleitung zu dem nähern Inhalte seiner Schrift macht der Verf. in den ersten Abschnitten (die Abschnitte sind sämmtlich bloß mit Nummern bezeichnet, ohne Ueberschriften) mit interessanten Erörterungen über das Verhältniß des Alten und Neuen im Kampfe beider mit einander, über den Charakter der neuen beweglichen, höchst wechselvollen Zeit, in welcher immer das Neueste für das Beste gehalten werde, doch nur so lange bis ein andres Neueste, das Frühere verdrängend, seinen Platz und Rang einnehme u. s. w. Schon in diesen Erörterungen kündigt sich ein merkwürdiger Zug an, welcher die ganze Schrift charakterisirt, und welcher darin besteht, daß der Verf. das Vorurtheil gegen die fast allgemeine Anfeindung und Verwerfung desselben, die im Charakter der neuern und neuesten Zeit liegt, in Schutz nimmt. Wir werden in der Folge sehen, wie er hierin nicht ganz Unrecht hat, und daß er nicht ohne Grund von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Vorurtheils von Seiten der Jugend bei der Erziehung und Unterweisung derselben spricht. Unstreitig hat er Recht, wenn er (S. 20) meint, daß die (oben berührte) Eigenthümlichkeit unserer unstäten, wechselreichen, kein Vorurtheil dulden wollenden (und darum fast charakterlosen) Zeit den Beweis zu enthalten scheinen, „daß das Alte und Bestehende durchaus von einem günstigen Vorurtheile gedeckt werden müsse, wenn es nicht schon im Augenblicke, da es mit einem Neuen in Streit tritt, verloren haben soll" (des Verfs. Erörterungen hierüber sind sehr einleuchtend); — daß man darum (S. 21) glauben müsse, „daß ein Vorurtheil überall wahrhaft nöthig sey, um dem Menschengeschlechte die wohlthätige Stätigkeit zu sichern, in der sich allein alles Zeitliche vervollkommt." Der Streit des Alten mit dem Neuen, welcher ein Streit des Realen mit dem Idealen, der Erfahrung mit der Idee ist, muß jederzeit stattfinden, sonst wäre kein Fortschritt in der Bildung der Menschheit: dies wird von unserm Verfasser anerkannt. Aber es ist eine gewisse Anhänglichkeit an das Alte, ein gutes Vorurtheil für das Bestehende nothwendig, um jenen Fortschritt nicht zu übereilen, sondern ihn zu mäßigen, damit nicht oft das Schlechtere an die Stelle des Bessern gesetzt werde, damit die Zeit nicht aus Haß gegen alles Vorurtheil in übermäßig beschleunigtem Wechsel allen Bestand und Charakter verliere. Und wer will es dem Verf. verdenken, wenn er sich in Betreff dieses Uebels auf unsere Zeit beruft, welcher allerdings mehr Anhänglichkeit an das Alte und daher mehr Vorurtheil für das Bestehende zu wünschen wäre,

wenn nur Wünsche hier helfen könnten? Es ist daher auch außer allem Tadel, wenn der Verf. S. 32 sich auf folgende Weise erklärt:

„Für einen Freund des Bestehenden erkläre ich mich allerdings und halte dafür, daß, ohne ein Freund desselben zu seyn, kein Mensch seinem Volk und Vaterlande wahrhaft treu und nütze seyn könne. Vaterlandsliebe ist wirklich nichts anderes, wie ich es begreife, als eine Vorliebe, oder was damit eins ist, ein Vorurtheil für das unter unserm Volke Bestehende, wenn man auch eingestehen müßte, daß viele bessere Einrichtungen denkbar wären. Nur ist es billig, daß man ein solches Vorurtheil oder solche Vorliebe nicht anders als mit der Einsicht in ihre Natur aufnehme, daß man alle nationalen Institute nicht für absolut vollkommen halte, sondern für der fortschreitenden Besserung fähig und bedürftig. Wo ein solcher Sinn unsere ersten Männer beseelt, daß sie das Reale, Bestehende lieben und das Ideale nicht verleugnen, sondern suchen, da achte ich das Volk für gut berathen. Die Vorliebe, das Vorurtheil für das Bestehende wird uns aus dem Veitstanze endloser Neuerungen retten und die Anerkennung des Ideals, das Erstarren und Entgeisten der zu Bestand gekommenen Einrichtungen verhüten."

Hiermit hat nun der Verf. sowohl die vorhandene Krankheit unsers Zeitalters, von der in der Folge noch viel die Rede ist, bezeichnet, als auch den entgegengesetzten gesündern Zustand, den man herbeiwünschen muß, angedeutet. Wenn aber zugegeben wird, daß unsere Zeit an einem Bildungsfieber krank liegt, nicht sowohl in politischer Hinsicht, als vielmehr in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Künste; wenn es wahr ist, daß — wie der Verf. S. 38 sagt — „das allgemein empfohlene Fortschreiten mit der Zeit zu einem so tactmäßigen Fortlaufen geworden ist, daß man, wie vor Alters die Läufer, gar keine Milz haben müßte, um nicht zurückzubleiben:" so sind folgende Fragen höchst wichtig: 1) Welches ist die wahre Quelle des Uebels, woraus zugleich das Wesen desselben offenbar werden müßte? 2) Welche Aussichten zur einstigen Heilung sind vorhanden? 3) Wie kann man sich vorläufig dagegen verwahren, um nicht unter dem Drucke desselben zuviel zu leiden? Die letzte Aufgabe sucht der Verf. zunächst dadurch zu beseitigen, daß er das Festhalten an einem einmal angenommenen philosophischen, religiösen oder wissenschaftlichen Systeme, „in dessen Ganzheit man sich hineinfinden kann," ohne Ableugnung seiner noch möglichen Vervollkommnung empfiehlt. Des Verfassers Meinung ist hier nämlich, daß man von dem Neuen, wodurch das einmal angenommene System erschüttert werden könnte, keine Notiz nehmen soll. Die Stelle,

in welcher der Verf. seine Leser auf die Nothwendigkeit seines Verwahrungsmittels durch eine Schilderung der Zeitverlegenheit, aus der er sie retten will, aufmerksam macht, ist charakteristisch; er sagt S. 40:

„Was ist bei solchem Stande der Sachen zu thun? Immer mit der Zeit wirklich Schritt halten? Als Philosoph, etwa gleich Reinhold, erst wahrer Kantianer, dann wahrer Fichtianer u. s. w. zu seyn? Als Arzt erst nach Brown, dann nach Hahnemann, dann nach Wolfahrt, zuletzt für heute nach Kieser curiren? Als Christ erst mit der deutschen Bibliothek, dann mit naturphilosophischer Glaubensweisheit, dann mit de Wette's Friesianismus und endlich, zur Abwechslung, mit Kanne's oder Schuberts Mysticismus seine Ueberzeugungen verquicken? Mags versuchen, wen der Kitzel sticht! — Oder jenes Fortschreiten mit der Zeit nach dem neuen herabgesetzten Taxato zu quittiren? Als Philosoph (!!) alle philosophische Weisheit vom alten Kant bis zum jüngsten Benecke in flüchtigen Umrissen abzuzeichnen, ins Portefeuille des Gedächtnisses einzuschichten und bei Gelegenheit eines Geschwätzes nach Belieben hervorzulangen? Mag auch das versuchen, wer von der eigentlichen Aufgabe der Philosophie alle Vorstellung verloren oder nie eine gehabt hat!“ u. s. w. — Also ein besseres Fortschreiten mit der Zeit kennt der Verf. nicht? O ja! er kommt nnn auf den allgemein beliebt gewordenen Wahlspruch: Prüfet alles und das Beste behaltet! Was dieser Spruch bedeute, wissen freilich diejenigen am wenigsten, die ihn am häufigsten laut werden lassen, und der Verf. sagt davon S. 41 mit Recht: „Aber im Grunde ist diese Forderung im Munde unserer Zeitgenossen (der Verf. liebt es, bei solchen Gelegenheiten allgemein zu sprechen) nichts besser als jene, die bloß eine Notiz von allen Zeiterscheinungen fordert. Prüfen ist wohl gut, und das Beste behalten ist noch besser. Aber, so wahr ich lebe, ich begreife nicht, wie man prüfen kann ohne feste Grundsätze, oder das Beste behalten, bevor man es weiß, was gut und böse sey!“ u. s. w. Aus dem allen zieht nun der Verf. den Schluß: „Außer dem eigentlichen Gange mit der Zeit, der bloßen Notiznahme von ihren Erscheinungen, dem principlosen Eklekticismus und dem von mir vorgeschlagenen Wege gibt es für den, welcher an dem Stande und Wesen der Philosophie, des Glaubens, der Kunst oder einer Wissenschaft Antheil nehmen möchte, keine weitere Auskunft.“ (S. 44.) Nur zwischen diesen vier Dingen, meint der Verf., sey eine Wahl möglich, und beweist eben dadurch, daß ihm selbst die eigentliche Aufgabe der Philosophie nicht klar geworden sey; sonst müßte er wenigstens gefühlt haben, daß die genannten vier Dinge sämmtlich nicht werth sind, daß man darunter wähle, gesetzt auch, daß

die Wahl unter solchen Dingen frei stehen könnte. Wer seine Ueberzeugungen auf keine andere Weise festzuhalten vermag, als dadurch, daß er sie gegen die Angriffe des Neuen verschließt, muß schon zum voraus von ihrer oder seiner eignen Schwäche überzeugt seyn; denn ist das Auge nicht blöde, von dem man das Licht und den Farbenschimmer der Welt abhalten muß, damit es nicht davon leide? Und wie kommt es, — muß man fragen — daß der Verf. selbst von seinem Vorschlage so schlechten Gebrauch macht, da er sich, im Widerspruche mit demselben, das Ansehn gibt, von allem Notiz genommen, ja alles geprüft zu haben? — Ob und wie es dem Verf. mit der Auflösung der übrigen Aufgaben (Nr. 1 u. 2) gelungen sey, wird aus einer kurzen auszüglichen Mittheilung des wesentlichen Inhalts seiner, sowohl durch die Wichtigkeit des Stoffs als durch die Eigenthümlichkeit des Vortrags sehr interessanten Schrift, in Verbindung mit unsern beigefügten Bemerkungen, hervorgehen.

An der in Rede stehenden Krankheit unserer Zeit ist, nach der Meinung des Verfassers, ganz vorzüglich die Erziehung der Jugend, die Pädagogik Schuld; andere ursächliche Momente können mitgewirkt haben, aber sie sind nur secundär und kommen gegen die genannte Hauptquelle nicht in Betrachtung.

Die Pädagogik unserer Zeit trägt vorzugsweise den Charakter des Zeitgeistes, stellt diesen am vollkommensten in sich dar; denn „was sind alle Wechsel und Neuerungen in der Philosophie, der Kunst, der Wissenschaften, der Staatsverfassungen gegen den Wechsel der pädagogischen Systeme, Methoden und Ansichten?“ Diese Harmonie gestattet keinen Zweifel, daß beide auch für einander arbeiten. (Hier wäre also das Verhältniß der Wechselwirkung gesetzt, welches sich doch mit dem vom Verf. behaupteten Causalitätsverhältnisse nicht wohl verträgt.) — Die revolutionssüchtige Pädagogik fordert aus dem Grunde eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie nicht nur das persönliche Leben gefährdet, sondern auch die gemeinsamen Einrichtungen (die Schulen und Schulverfassungen). — Hier erinnert der Verf. an den Unfug der Schulreformatoren, die man aber doch nicht allzuhart anklagen darf, da sie selbst von Regierungen berufen wurden und ihrer Ueberzeugung gemäß handelten.

Nach dieser schweren Anklage des pädagogischen Unwesens kommt der Verf. auf den Ursprung der neuen deutschen Pädagogik, nach seiner Ansicht: „Im Laufe des vorigen Jahrhunderts“ — so beginnt der Abschnitt VII S. 62 — „ging im Gebiete der Theologie ein starker chemischer Zersetzungsproceß vor. Die Erhebung eines deutschen Fürstenhauses auf den englischen Thron und die seit Ludwig XIV. immer wachsende Einwirkung französischer

Literatur und Denkweise begründeten eine Revolution in den Ansichten des nördlichen protestantischen Deutschlands, wie sie von den Reformationszeiten her nicht stattgehabt hatte. Friedrich II. sicherte dem Neogallicismus damaliger Zeit einen festen Punct in Deutschland; der bleibende Zusammenhang Hannovers mit England und die Gründung der Universität Göttingen durch englische Reichthümer gaben dem herüberdringenden Anglicismus Raum. Beide, Preußen und Hannover, waren in der Zeit des siebenjährigen Kriegs enge verbunden. Dagegen wurde der Zusammenhang mit dem Süden Deutschlands, erst durch Waffen, dann durch Eifersucht gesperrt. Auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, verstärkte sich der Einfluß der neuen Ansichten in angemessenem Verhältniß, und es lag in der Zeit, daß auf Religion und Kirchenthum sich derselbe vornämlich concentrirte."

Daß aus dieser Abweichung von den frühern Systemen nicht die Gestaltung eines neuen Bekenntnisses in einer sich förmlich ausscheidenden Partei hervorging, lag in den Zeitumständen.

„Jede solche Zersetzung will aber irgend eine Ausgleichung: überall muß aus zwei sich sondernden Elementen, die bis dahin ein Ganzes ausmachten, ein neues hervorgehen; und kann das nicht auf normalem Wege zur Existenz kommen, so geschieht es auf ebener Seitenbahn." (S. 64.)

Eine solche Seitenbahn war die Pädagogik. Aber es waren der Theologen zu viele, die des Predigens nach den alten Symbolen satt und müde waren, und die Lehrerstellen an Gymnasien und Academien reichten bei weitem nicht aus, um alle zu versorgen. „Viele machten den Versuch, ihre neuen Ansichten von der Kanzel vorzutragen; aber das Volk, durch den unlängst entstandenen rigoristischen Pietismus in seinem symbolischen Glauben neu gestärkt, wollte an den meisten Orten an ihren Vorträgen keinen Geschmack finden, und die Gegenpartei warf ihnen mit Recht eine Untreue gegen das ausgesprochene Amtsgelübde vor, die mit sophistischen Unterscheidungen sich nicht wollte heben lassen. Das schreckte viele Andere von solchen Versuchen zurück, und, geklemmt zwischen Heuchelei, Haß der Gemeinden und Brotlosigkeit, sahen sich Hunderte in einer wahrhaft peinlichen Lage.

Allen diesen war es das Willkommenste was ihnen begegnen konnte, wenn ein Ausweg gefunden würde, — und dieser Ausweg fand sich. „Wie der Aetna, wenn er seine gährenden Stoffe nicht aus dem alten Krater werfen kann, irgendwo seitwärts sie durchbrechen läßt: so entledigte sich die Zeit, die nicht, wie ehedem, eine neue kirchliche Partei bilden konnte, auf einer Seitenöffnung ihres sich von dem früher damit vereinten absondern-

den Elements. Das ist die kurze Entstehungsgeschichte der neuern deutschen Pädagogik" u. s. w. (S. 64—66).

Das Treffende in dieser Entstehungsgeschichte ist nicht zu verkennen, aber wir vermissen die Consequenz hinsichtlich der Behauptung des Verfassers, daß der zuvor geschilderte krankhafte Zustand unserer Zeit eine Folge der neuern Pädagogik sey. Hat der Verf. in der so eben mitgetheilten Entstehungsgeschichte der neuern deutschen Pädagogik nicht die Quellen der veränderten Ansichten unter der Mehrzahl deutscher Theologen aufgezeigt, und erblickt man in diesen veränderten Ansichten nicht schon die Grundzüge des gerügten, sich später mehr entwickelnden Zeitgeistes? Hat der Verf. nicht vielmehr eine Entstehungsgeschichte des letztern, in Beziehung auf Deutschland geliefert, in welcher die neuere Pädagogik, als Folge des sich entwickelnden Zeitgeistes erscheint? Dies mußten wir vorläufig bemerken, und wir werden in der Folge Gelegenheit und Ursache finden, auf diese Bemerkung zurückzuweisen.

Der Verf. läßt nun, zur Vervollständigung seiner Entstehungsgeschichte der Pädagogik unserer Zeit, eine Reihe von Bemerkungen folgen, worin er das pädagogische Zeitübel meist mit starken und treffenden Zügen, seinem Wesen und seinen Folgen nach, schildert; nur Schade, daß seine Rede allzuscharf gesalzen ist, um nicht Viele, denen seine Schrift nützen könnte, zurückzustoßen! — Wir kommen nun auf den Hauptpunct des Inhalts der ganzen Schrift, können aber nicht umhin, zuvor noch einiges aus den erwähnten Bemerkungen des Verfs. mitzutheilen, wodurch sich der Charakter des Ganzen noch deutlicher zu erkennen geben wird.

S. 66. „Der äußere Anstoß wurde allerdings zuerst von Frankreich her durch Rousseaus Emil und seine andern Declamationen gegeben. Rousseau befand sich mit den protestantischen Geistlichen Deutschlands in einer ähnlichen Lage: ohne Versorgung durch Besitzthum, war er mit seiner Confession zerfallen. Uebertreten wollte oder konnte er zu keiner andern, weil keine ihm ganz zusagte. Scharfsinnig und paradox zugleich, stellte er die Behauptung auf, daß der Mensch vor allen Dingen ganz ohne Vorurtheil, ganz aus sich selbst erzogen werden müsse. Seine vordringende Hauptabsicht war, dadurch alle bürgerlichen Uebereinkommnisse zu stürzen. (Das läßt sich doch schwerlich denken, oder er müßte beschränkter gewesen seyn, als man ihn kennt, wenn er diesen Erfolg von seiner Erziehungsmethode wirklich erwartet hätte.) Denn wenn alle positiven, auf Ueberlieferung und Gewöhnung ruhenden Einrichtungen, Gesetze, Standesverhältnisse u. s. w. von der neuen Generation abgeschnitten werden, was

folgt sicherer, als daß sie mit der alten aussterben? — — Das ist freilich nicht thunlich. Aber eine Annäherung mit ähnlichem Erfolge ist doch nicht zu leugnen." u. s. w.

S. 67. „Das politisch-revolutionäre Element, das die neuere Pädagogik sogleich durch ihren ersten Ursprung erhielt, hat sich zu keiner Zeit bis heute verleugnet. Es konnte auch nicht abgeschieden werden. Denn wo das Grundprincip bleibt, da müssen auch alle nothwendigen Folgen bleiben; wo ohne Beachtung der Gewöhnung, des Geschichtlichen, der Mensch durchaus kein Vorurtheil aufnehmen, sondern alles aus sich begreifen und werden soll, da ist der Staat, welcher auf historischer Basis ruht, in voraus verurtheilt, und es bleibt nichts andres, als eine neue Constitution nach dem contrat social."

S. 68. „Die französische Entdeckung nationalisirte sich bei uns vollkommen, d. h. sie ging — mit zweckmäßig veränderter Form, aber mit ganz unverändertem Wesen nach Deutschland über. Die Deutschen hatten kein großes Interesse an einer politischen Tendenz derselben;" desto größer aber, meint der Verf., war von Seiten der Geistlichen das religiöse Interesse: denn wenn der Hauptanstoß für die neuen aufgeklärten Glaubensansichten in dem hartnäckigen Widerstreben der gegenwärtigen orthodoxen Gemeinden lag, so mußte man dafür sorgen, daß die künftigen durch eine zweckmäßige Erziehung die nöthige Empfänglichkeit erhielten, und dazu war die neue Pädagogik, die Erziehung ohne Vorurtheil vortrefflich geeignet. —

Es will uns scheinen, der Verf. habe es mit dem Begriff der Erziehung ohne Vorurtheil und deren Folgen zu ernstlich genommen und der Wirksamkeit des in ihr waltenden pädagogischen Princips in seiner Vorstellung mehr Einfluß gestattet, als die Natur der Dinge und Verhältnisse zulassen dürfte. Wie viel Gegenstände des Unterrichts gibt es denn, bei welchen sich das Princip in aller Strenge anwenden ließe, bei welchen man von aller Ueberlieferung abstrahiren könnte, des Glaubens an das Ueberlieferte, des Vorurtheils für das Bestehende und Vergangene entrathen könnte? Sind etwa die Sprachkuude, Geographie, Geschichte, Staatslehre und andere Wissenschaften, deren Elemente man doch zu keiner Zeit von der Bildung der Jugend, zumal der höhern Stände, ganz ausschließen durfte, zu dieser Absicht geeignet? Das Gegentheil leuchtet von selbst ein, mithin auch die nothwendige, nicht geringe Beschränkung der Wirksamkeit des genannten Princips durch die Unterrichtsgegenstände selbst, welche Beschränkung keine Kunst der Methode je aufheben kann. Daß aber jenes Princip, selbst in seinem beschränkten Wirken, geeïgnet

war, den einmal entstandenen Zeitgeist, der, in seiner vermeinten Aufklärung, selbst im Heiligsten kein Mysterium, kein Vorurtheil dulden wollte, während er selbst in anderer Hinsicht voller Vorurtheile war, zu verbreiten und zu nähren, soll damit keineswegs geleugnet werden.

Jetzt sind wir dahin gekommen, von wo aus wir versuchen können, uns über das eigentliche Centrum des Inhalts vorliegender Schrift, um das sich alles dreht, mit dem Verfasser und zugleich mit den Lesern des Hermes zu verständigen. S. 85 finden wir „das eigentliche und unterscheidende Princip der modernen Pädagogik," von unserm Verfasser auf die mildeste und empfehlendste Weise in Worte gefaßt, ausgesprochen. Es besteht darin, „daß aller Unterricht, wo irgend möglich, von innen heraus begriffen und darum auf eine dem entsprechende Weise mitgetheilt werde." — Der Verf. gibt zu, daß keine Forderung gerechter und natürlicher zu seyn scheine, als die, daß man diesen Grundsatz ehre, sobald es Zweck sey, „das Begriffs-, Urtheils- und Denkvermögen zu entwickeln." Daß er aber dennoch das ganze Princip, wie es hier ausgesprochen ist, verwerfe, bedarf wohl für jeden, der uns bisher mit Aufmerksamkeit begleitete, kaum der Erwähnung.

Dem modernen pädagogischen Grundsatze stellt nun der Verf., S. 86, das Princip der ältern Erziehung gegenüber. Es war, ohne Uebertreibung ausgesprochen, dieses: daß ein Kind lernen müsse, was es noch nicht begreife, und daß der Glaube ein besserer Weg sey, um dem Kinde das mitzutheilen, was es im Leben bedarf, als der ungereifte Verstand." — Die ältere Pädagogik nahm also das Glaubensvermögen, die neuere nimmt das Begriffsvermögen, den Verstand, in Anspruch. — „Es ist aber" — so meint der Verf. S. 87 — „gar nicht zu bestreiten:"

1. daß das Glaubensvermögen in dem Kinde von Natur sehr stark sey, das Begriffsvermögen aber sehr schwach. (Nur darf nicht vergessen werden, daß die Empfänglichkeit des Begriffsvermögens sich mit dem zunehmenden Alter des Kindes steigert, und daß ein Vermögen in seiner Bildung nothwendig zurückbleibt, wenn es gar nicht oder zu wenig angeregt und geübt wird.) Naturgemäß ist darum die Benutzung jener Kraft für den Unterricht mehr (geeignet) als die Benutzung dieser. Jene kann sogleich als gebildet (?) vorausgesetzt werden, diese muß erst gebildet werden. (Dies ist offenbar unrichtig! Kein Vermögen darf und kann als gebildet vorausgesetzt werden. Der Mensch hat überall ursprünglich nur Anlagen, keine Bildung.)

2. Daß das Glaubensvermögen auf die Willensbestimmung

einen stärkern Einfluß habe, als das Begriffsvermögen, weil Glaubenswahrheiten eine höhere Autorität als die unsers Selbst, Einsichten aber nur (?) diese letztere haben. (Warum sollten Einsichten nicht auch durch Autorität unterstützt werden können? Die Erfahrung spricht dafür: Unsere Einsichten gewinnen an Stärke der Ueberzeugung, wenn sie von Andern die wir achten und anerkennen, bestätigt werden.)

3. Daß das Begriffsvermögen durch das spätere zeitliche Leben ohnehin in eine sehr anhaltende und gut belehrende Schule gewiesen sey und in keinem Stücke, das nach der kantischen oder jeder andern soliden Kritik vor sein Forum gehört, vom Glauben gehindert werde. (Dagegen ist manches mit gutem Grunde einzuwenden: a) Die Schule des Lebens ist sehr verschieden. Ein in der eigentlichen Schule zu wenig geübter Verstand ist der Verleitung durch die Sophistik der Verführung zu sehr unterworfen. b) Wodurch — außer dem Mangel an Uebung — könnte die Entwicklung des Begriffsvermögens mehr behindert werden, als durch die Stärke des Glaubens und die Macht eingewurzelter Vorurtheile?)

4. Daß der Glaube dagegen schlechterdings nicht von denen nachgebildet werden könne, die seine Bildung in der Jugend vernachlässigten; Schwärmer und Aftermystiker können aus solchen Unglücklichen werden, aber keine Menschen von gesundem, innigem und doch hellem Glauben. (Wahr! Aber wodurch wird denn der Glaube gebildet und erhellt, und was ist Schwärmerei, wenn nicht verstandloser Glaube?)

5. Daß manche Ueberzeugung nur durch den voraufgegangenen Glauben nachher helle werde. (Nur die Stärke, die intensive Lebendigkeit der Ueberzeugung sichert der voraufgegangene Glaube, das Licht derselben aber kommt von der Bildung des Verstandes, im Bunde mit der Vernunft.)

6. Daß die Begriffsentwickelungen, wie sie 99 Lehrer unter 100 geben können, von einem Schwätzer, der nur mittelmäßige Fähigkeit hat, können verwirrt werden (gegebene Begriffsentwickelungen können freilich keine Festigkeit bewirken); daß aber der Glaube auf stärkern Gründen ruhe, und oft an dem einfachen Worte, das eine ungebildete Mutter sprach, die Verführungskunst des größten Sophisten scheitert."

Daß diese Sätze, in welchen der Verf. seine Ansicht zu begründen und die entgegengesetzte zu bestreiten sucht, viel Wahres enthalten, springt jedem Unparteiischen in die Augen; daß aber das Wahre darin mit Falschem vermischt sey, darauf weisen unsere eingeschalteten Bemerkungen hin. Der Verf. hat in diesem Streite der Meinungen und Ansichten gegen einander eine Partei

ergriffen; Parteien aber sind allemal einseitig und haben einerseits Recht, andererseits Unrecht. Wer die Wahrheit reiner schauen will, muß sich einen sichern Standpunct über den Parteien zu erkämpfen suchen. Wir haben das wenigstens versucht und glauben, es sey hier der schicklichste Ort, unsere Ueberzeugung über diesen wichtigen Gegenstand, betreffend die große Angelegenheit der Menschenbildung, mit Freimüthigkeit auszusprechen.

Daß die Bildung der Menschheit (der Völker und Staaten), in irgend einer Hinsicht dem Zufall, nämlich einem gesetzlosen Spiel der Kräfte, überlassen seyn sollte, ist sicher kein philosophischer Gedanke. Alle menschliche Entwicklung im Kleinen und Großen, d. h. sowohl des Individuums als der Gattung, erfolgt nach Gesetzen, die im Wesen des Menschen, in der Natur menschlicher Anlagen und in den Bedingungen aller Entwicklung oder Entfaltung gegründet sind. In der Anerkennung dieser Gesetzmäßigkeit, die sich selbst in dem verworrensten Spiel der Willkür menschlicher Handlungen den Aufmerksamen offenbart, gibt sich die wissenschaftliche Ueberzeugung von einer göttlichen Vorsehung kund, welche die verwickelten Begebenheiten der Geschichte in Harmonie setzt und nach einem guten Ziele hinleitet. Darum darf man auch keinen Bildungszustand eines Volks, der als allgemeiner Charakter eines Lebensalters, oder als Zeitgeist von einer bestimmten Farbe und Eigenthümlichkeit erscheint und eine Dauer hat, als zufällig betrachten, als hervorgegangen aus zufälligen Veranlassungen; sondern man hat ihn vielmehr als nothwendiges Glied in der Bildungsgeschichte des Volks anzusehen, das nicht wegbleiben konnte und durfte, wenn es diejenige Stufe gesunder und höherer Bildung einst erreichen soll, deren es fähig ist. Wie in der Entwicklungsgeschichte des leiblichen Organismus des Menschen fast in jedem Lebensalter besondere Krankheiten vorkommen, die von wissenschaftlichen Aerzten als Entwicklungskrankheiten erkannt werden, die dem Aufsteigen des Organismus von einer niedern zu einer höhern Stufe der Bildung förderlich sind: so müssen auch in der Bildungsgeschichte der Völker krankhafte Zustände von ähnlicher Bedeutung vorkommen. Jene Aerzte konnten aber nur durch wissenschaftliches Studium des menschlichen Organismus und seines gesetzmäßigen Entwicklungsganges auf die Idee von Entwicklungskrankheiten kommen und darauf aufmerksam machen, daß man sie in Gemäßheit dieser Idee behandeln müsse. So muß man auch den Entwicklungsgang der geistigen Bildung des Menschen und der Menschheit und die Gesetze desselben wenigstens im Allgemeinen richtig erkennen, um die Bedeutung eines allgemeinen krankhaften Zustandes gehörig zu würdigen, und wo nicht zu wissen, doch mit höchster Wahrscheinlich-

keit zum voraus zu vermuthen, was man bei zweckmäßiger Behandlung des Uebels, soweit hier von einer solchen die Rede seyn kann, für die Zukunft davon zu erwarten habe.

Freilich kommt hier alles auf die rechte Erkenntniß der Bestimmung des Menschen an, d. h. auf die rechte Erkenntniß der Anlagen des Menschen, damit man wissen könne, welchen möglichen oder erreichbaren höchsten Bildungszustand im Einzelnen und in der Gesammtheit diese Anlagen erwarten lassen. Man muß wissen, wo es mit der Menschheit und ihrer Bildung hinauswolle, oder vielmehr hinaussolle. Darüber glaubt nun jeder Pädagog und jeder pädagogische Schriftsteller im Reinen zu seyn, und gleichwohl beruht diese Erkenntniß theils auf einer höhern Ansicht der Geschichte, theils auf der psychologisch richtigen Bestimmung der menschlichen Seelenvermögen und deren Verhältnisse zu einander. Und ist man hierin wohl einig? Vielmehr herrscht gerade über diesen Punct in der neuesten Zeit eine große Verschiedenheit der Ansichten und Verwirrung der Begriffe. Wir machen hier gleich auf das Wesentliche in dieser verwirrten Angelegenheit aufmerksam, nämlich auf den Streit über den Werth und Rang des Glaubens und Wissens, indem wir darauf hindeuten, wie sehr hier das Licht einer gesunden Philosophie Noth thut, um diesem für das Gedeihen der wahren Pädagogik höchst nachtheiligen Streite unter den Gebildetern unserer Nation wo möglich Einhalt zu thun. Es ist bekannt und eine Hauptklage in der vorliegenden Kritik der Schulen, daß der größte Theil der heutigen Pädagogen alles darauf anlegt, die Verstandesentwicklung in der Jugend durch dazu geeignete Methoden möglichst zu begünstigen, während der übrige Theil, als Gegenpartei, den höhern, selbständigen Werth des Wissens bestreitet und die Jugend zum Glauben, zur Erweckung der religiösen Anlage durch zweckmäßigen Unterricht im Christenthum vorzugsweise geführt und angeleitet wissen will. Von dieser Partei unterscheidet sich der Verf. vorzüglich durch den Begriff des Glaubens, indem er bei der Bildung der Jugend überhaupt auf Begünstigung der Autorität und des Autoritätsglaubens dringt, und auf die Nothwendigkeit und den Nutzen des Vorurtheils, im menschlichen Leben überhaupt, wie insbesondere bei der Jugend und deren Erziehung, hinweist.

Glauben und Wissen erscheinen als zwei verschiedene Functionen (eigenthümliche Thätigkeiten) der Menschenseele, die in dem einen Erkenntniß- und Anschauungsvermögen gegründet und im gesunden Zustande nicht von einander getrennt sind. Was im Wissen unmittelbare übersinnliche Grundanschauung ist, gehört dem Glauben an, und was im Glauben durch organische Ent-

wicklung zu höherer Klarheit gelangt ist, dem Wissen. Das aus dem Glauben organisch entwickelte und geordnete Wissen heißt Wissenschaft. Begreift man daher die Wissenschaft in ihrem Zusammenhange mit dem Glauben als ein Ganzes, und vergleicht dieses mit einer vollständigen Pflanze, so entspricht der Glaube der Wurzel, die Wissenschaft aber dem übrigen Theil der Pflanze, der über der Erde als Stengel und Laub hervorgewachsen ist und Blüten und Früchte treibt.

Durch das verschiedene Verhältniß von Glauben und Wissen, durch das Vorherrschen der einen Function über die andere in verschiedenen Lebensaltern, sind zwei verschiedene, zwei Hauptbildungsstufen bezeichnet, sowohl beim Einzelmenschen (menschlichen Individuen) als bei der Menschengattung (Menschheit). Welche von diesen beiden Hauptstufen die höhere sey, kann man schon aus jenem, ohne Zweifel passenden Gleichniß ersehen. Es erhellt aber auch aus dem allgemeinen, gar nicht zu verkennenden Naturgesetz, kraft dessen bei aller Entwicklung das Einfachere, wenig Organisirte als Begründendes früher erscheint, als das Höhere, Gebildete, welches sich aus jenem entwickelt. Nicht der Glaube also, wie gegenwärtig noch Viele behaupten, unter welchen selbst vorzügliche Gelehrte sind, bezeichnet die höhere Bildungsstufe, sondern das gebildete Wissen (die Wissenschaft), in seinem innigen Zusammenhange mit dem Glauben. Der Grund dieses Irrthums liegt einzig in der Verworrenheit, hinsichtlich des Wesens der Wissenschaft und des Glaubens, und hinsichtlich der wahren Verhältnisse beider zu einander, die wir so eben aufzuhellen versuchten und zu noch größerer Klarheit zu entwickeln uns bemühen werden. Man hat Folgendes nicht genug erwogen und unterschieden, was die wissenschaftliche Bestimmung der Seelenvermögen und deren Verhältnisse und natürliche Anordnung betrifft.

Der Glaube ist Gefühlsanschauung, (Darstellung oder Offenbarung des Uebersinnlichen im Gefühl.) In seiner Beziehung auf das Göttliche, auf die Gegenstände, Wahrheiten oder Ideen der übersinnlichen Welt heißt der Glaube Religion. Die Quelle aller Gefühle, das Vermögen, die Anlage, aus welcher sie hervortreten, nennt man Gemüth. In seiner Richtung auf das Uebersinnliche, als die Urquelle des Sinnlichen, ist das Gemüth religiös und insofern auch vernünftig; denn Vernunft nennen wir eben das Vermögen des Uebersinnlichen, das Vermögen, die Ideen oder Wahrheiten der übersinnlichen (göttlichen) Welt anzuschauen (zu vernehmen, zu erkennen). Auch die sinnliche Anschauung kann vernünftig seyn, wenn nämlich die sinnlichen Dinge als Darstellung, Verwirklichung oder Erscheinung der übersinnlichen Dinge oder Ideen erkannt werden, wobei der Erkennende die

Erscheinung von dem Erscheinenden wohl unterschieden aber nicht getrennt sich vorstellt, da ihm die sinnlichen Dinge nur als die zeitliche und räumliche Bekleidung der Ideen erscheinen. Aber diese Erkenntniß der Einheit des Sinnlichen und Uebersinnlichen ist nur möglich, solange Glauben und Wissen, in irgend welchem Verhältniß, mit einander im Bunde sind. Wird dieser Bund zerrissen, so hört auch die Erkenntniß jener Einheit auf. Die Dinge erscheinen getrennt von ihren Ideen, und diese, die nun Begriffe heißen, werden, als bloß dem Subject angehörig, auf die Dinge außer dem Subject bezogen. Diese Trennung der Ideen von den Dingen geschieht durch Abstraction des auf die Dinge reflectirenden Verstandes, und dieser ist also das Vermögen der Begriffe (der Bildung der Begriffe durch Abstraction) und deren Beziehung auf die Dinge.

Demnach bildet die Sinnlichkeit rein für sich keine Stufe oder Abtheilung des Erkenntnißvermögens. Der Sinn ist nur Organ für den Verstand und die Vernunft, und die sinnliche Anschauung (sowohl die äußere, als die innere) ist entweder eine verständige, oder eine vernünftige, oder beides in Harmonie, wie die philosophische Anschauung.

Denken wir uns einen Zustand der frühesten Kindheit des Menschengeschlechts, ähnlich dem Zustande des Kindes vor der Bildung der Sprache, so war es ein Zustand unbewußter Anschauung und des Versunkenseyns in dieser Anschauung, wobei keine deutliche Unterscheidung des menschlichen Selbst von der Natur möglich war — ein Stand der Unschuld. Erst mit der Entstehung des Begriffs, d. h. mit der Entwicklung des Verstandes ist Selbstbewußtseyn gegeben: denn durch die Begriffe nur unterscheidet sich der Mensch von der Natur, durch sie entsteht ihm auch der Begriff seines Subjects, als getrennt von dem gesammten Object der Natur.

Die Entstehung des Bewußtseyns war also ein Abfall des Menschen von der Einheit seines Wesens, eine Entzweiung in sich selbst, eine Trennung seiner Gesammtanlage in zwei einander feindliche Naturen, in eine bewußte menschliche und eine unbewußte göttliche. Das erste Wissen (bewußte Erkennen) erschien als ein bloß verständiges, und zu ihm bildete nothwendig der Glaube, als unbewußtes Schauen des Uebersinnlichen, den schroffsten Gegensatz. Durch den Verstand, als Princip des Egoismus, setzt und wähnt sich der Mensch getrennt von der Natur, von Gott und der göttlichen Welt: durch den Glauben fühlt er sich eins mit Gott und der Natur, im nothwendigen Bunde mit seinem ewigen und zeitlichen Ursprunge. Eine Versöhnung der so entzweiten Menschennatur war vorerst nur möglich durch das Em-

vorkommen des religiösen Glaubens zur unbedingten Herrschaft über den Verstand, durch ein Gefangennehmen des verständigen Wissens, der bloßen Begriffserkenntniß und des ihm gemäßen Handelns, unter die Macht des Glaubens, wobei der Mensch die Richtigkeit solchen Wissens wenigstens ahnen konnte und mußte.

Diese Herrschaft des Glaubens über das Wissen war Grundcharakter der alten Zeit, und sie erreichte in dem Stifter des Christenthums und seinen Jüngern ihren höchsten und reinsten Gipfel. Das Christenthum selbst aber muß, philosophisch, als die vollkommenste Grundlage zu einer künftigen, noch höhern Versöhnung betrachtet werden. Die erwähnte Glaubensherrschaft kann noch nicht die höchste Stufe wahrer Bildung seyn, welche die Menschheit zu erreichen fähig ist. Sonst müßte man offenbar, seit der Stiftung des Christenthums, allen Fortschritt des Menschengeschlechts zu seiner höchsten Bestimmung leugnen und vielmehr einen Rückschritt annehmen, da die Glaubenshöhe der damaligen Zeit später nie wieder erreicht, wenigstens, selbst in einzelnen Menschen, nicht übertroffen wurde.

Die neue Zeit, im Gegensatz der alten, ist durch das Erwachen und Fortschreiten der Wissenschaft bezeichnet. Die Wissenschaft, als Philosophie (als beseelendes und organisirendes Princip in der Gesammtheit des Wissens und Könnens), führt die Menschheit einer noch höhern Bildungsepoche entgegen, als die der Glaubensherrschaft war, einer Bildungsstufe, in welcher das Wissen über den Glauben herrschen soll, doch nicht durch Unterjochung des letztern, sondern durch Versöhnung mit ihm, durch Vereinigung beider in einem normalen Verhältnisse. In der Wissenschaft gelangt die Vernunft selbst, die im Glauben nur unbewußt wirkt (sich selbst, ihr eignes Wesen, ihre Gesetze nicht kennt) zum Bewußtseyn und zur bewußten Bildung *). Ihre naturgemäße Tendenz ist also: den Glauben in ein intellectuelles Schauen zu verklären und selbst die verständige sinnliche Anschauung in eine sinnlichvernünftige umzuwandeln, mithin den Verstand mit der Vernunft zu versöhnen und jenen dadurch zu heiligen, indem er durch die Wissenschaft zu einem unentbehrlichen

*) Auf dieses Verhältniß der alten und neuen Zeit hat neuerlich J. J. Wagner in seiner Schrift: Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat in ihren gegenseitigen Verhältnissen betrachtet. Erlangen, Palm, 1819, aufmerksam gemacht; noch schöner und einleuchtender aber hat es Kieser in seinem gehaltvollen Werke: System des Tellurismus oder thierischen Magnetismus. — Ein Handbuch für Naturforscher und Aerzte, 2 Bd. Leipzig, Herbig 1822, entwickelt. — (S. Hermes St. X. S. 368 und St. XVII. S. 60.)

Organ für die sich bildende, zum Selbstbewußtseyn strebende Vernunft gemacht wird.

Mit dieser Ansicht auf die Geschichte zurückblickend, könnten wir nun leicht, wenn hier der Raum dazu wäre, umständlich nachweisen, wie der vom Glauben unterjochte Verstand anfangs in gesundem Zustande dem religiösen Leben diente, wie später die Glaubensherrschaft allmälig in religiösen Despotismus überging, unter dessen Drucke der Verstand immer mehr verkümmern, in seiner Verkümmerung auf die Religion nachtheilig zurückwirken und deren Ausartung in die krankhaften Zustände, Aberglauben, Schwärmerei, Fanatismus u. s. w. bewirken mußte; wie endlich der Glaubensdespotismus (im Mönchs- und Papstthum) seinen höchsten Gipfel erreichte, dadurch aber den unterdrückten Verstand reizte, sich von den lange getragenen Fesseln zu befreien und eine freie kirchliche Verfassung zu erringen, um in dieser sich einen freier Wirkungskreis zu sichern, was durch die Reformation geschah. Es war aber natürlich, daß der nun seine Kraft fühlende Verstand nicht immer in derjenigen Mäßigung und freiwilligen Unterordnung unter den Glauben verharrte, welche ihm der eben so glaubensstarke als verstandeskräftige Luther vorgeschrieben hatte. Gereizt durch den frühern Druck zur Ausübung des Wiedervergeltungsrechts, konnte er nicht umhin, immer mehr und mehr nach der Alleinherrschaft zu trachten und in dieser den Glauben nicht nur zu unterjochen, sondern, wo möglich, zu vernichten.

Und eben in dieser abnormen (naturwidrigen) Uebermacht des Verstandes, in seiner Abtrünnigkeit vom Glauben, in seinem Abfall von der Vernunft liegt das eigentliche Wesen der Hauptkrankheit unserer Zeit, von welcher das vom Verf. der Kritik der Schulen gerügte und beklagte pädagogische Uebel nur ein Zweig, oder eine Folge war, die nicht ausbleiben konnte; denn alles Leben, auch das kranke, will sich behaupten und, wo möglich, durch Fortpflanzung ausbreiten und erhalten.

Das nothwendige Streben der neuen Zeit nach dem Lichte der Wissenschaft, in welches das Mysterium des Glaubens verklärt werden soll, mußte sich, nach Gesetzen der idealen Fortbildung der Menschheit, in einseitige, entgegengesetzte Richtungen der intellectuellen Kräfte theilen, zwischen welchen der stille Gang echter philosophischer Bildung, unerkannt von der Menge, sich hindurchzieht. Einerseits wollte sich die auf den Glauben beschränkte Vernunft für sich selbst, ohne Hülfe des Verstandes (an seine Stelle trat die für die Wissenschaft unpassende Gehülfin Phantasie) weiter ausbilden, und dies erzeugte diejenige Erscheinung, die man etwa wissenschaftliche Schwärmerei oder Mysticismus der Wissenschaft nennen könnte, und die sich in einer Gattung von

Schriften offenbart hat, unter welchen die Jacob Böhmschen den ersten Rang behaupten. (Dieser wissenschaftliche Mysticismus dauert noch immer fort, erscheint aber gegenwärtig in mehr geordneter Gestalt, scheint sich also dem gesunden Zustande der Wissenschaft mehr und mehr anzunähern). Andererseits strebte der Verstand nach selbständiger Ausbildung, was ihm auch so gut gelungen ist, daß sein Reich unter allen übrigen, durch einseitige Richtungen der Intelligenz gegründeten, bei weitem die größte Ausbreitung erlangt hat. Die Provinzen dieses Reichs heißen: oberflächliche Vielwisserei, Eklekticismus, Empirismus u. s. w., mit allen Untugenden die darin einheimisch seyn müssen; und die höchste Verfassung zu der es in diesem Reiche kommt, ist eine Verstandesphilosophie (Reflexionsphilosophie), in welcher das herrschende Princip, die Logik, mehr oder weniger als Sophistik erscheint. — Die erstere dieser einseitigen Richtungen ist ohne Bedenken der letztern weit vorzuziehen, mit welcher sich in der Regel eine beklagenswerthe Gemüthsflachheit verbindet.

Wir fassen nun die aus den bisherigen Erörterungen hervorgehenden Resultate, und was sich zunächst daran anschließt, in einigen Sätzen zusammen:

1. Das bloß verständige Wissen ist egoistisch, und als solches, verwerflich — ein Scheinwissen, welches das Einzelne, Besondere als für sich bestehend begreift und alles in der Trennung sieht, was in der Natur der Dinge, durch deren ewige Einheit, organisch vereinigt ist. Der Verstand ist zwar nothwendige Bedingung des Selbstbewußtseyns, aber auch zugleich das Princip des menschlichen Abfalls (Sündenfalls). Ohne den Verstand kann auch die Vernunft ihrer selbst nicht bewußt werden; aber in diesem höhern Selbstbewußtseyn hat sich der Verstand der Vernunft freiwillig untergeordnet und dadurch gleichsam entsündigt.

2. Es gibt daher ein (bloß) verständiges Selbstbewußtseyn und ein vernünftiges, dessen Wesen die klare Erkenntniß der übersinnlichen oder Ideenwelt ist. Jenes ist durch die Welt der Begriffe, beim Mangel der Ideen charakterisirt. Das vernünftige Selbstbewußtseyn ist höchste Bestimmung der Menschheit.

3. Der als höchstes psychisches Vermögen behandelte Verstand, wie sorgfältig er auch kultivirt werde, kann nur eine Scheinbildung erreichen; nur an der Hand der Vernunft, durch ihren heilsamen Einfluß, kann er erstarken und zu wahrer Bildung gelangen.

4. Das verständig-vernünftige Wissen ist allein das rechte, der Würde der menschlichen Natur entsprechende, aus der Versöhnung der entzweiten Intelligenz hervorgehende und diese Versöhnung stets fortsetzende Wissen; es ist der gebildete Glaube, die

zur Wissenschaft erhobene Religion, welche gleicherweise die reale und ideale Welt, die Natur wie die Geschichte, als Sphären der Offenbarung Gottes, erfaßt.

5. Die Philosophie ist Vernunftwissenschaft, begriffen in fortwährendem Organisiren durch den ihr dienenden Verstand; sie ist Wissenschaft des Universums, insofern dieses als vollkommen organisirtes Weltganzes anerkannt wird, in welchem Gott als schaffender und ordnender Geist, als vernünftig thätige Weltidee, nach Gesetzen der Natur und der idealen Welt regiert. Jene Anerkennung ist ursprünglich Glaube, Glaubensidee, die aber fort und fort durch die Wissenschaft, von immer neuen Seiten, in stets erweitertem Umfange, zum Schauen (zur intelligenten Erkenntniß) erhoben wird.

6. Die Religion, das Christenthum ist nicht mehr was es ehedem war, ein in sich beschlossener, durch Autorität begründeter Glaube (kaum ist dies noch im Katholicismus zum Theil der Fall). Das Christenthum ist heut zu Tage vom wissenschaftlichen Streben der neuern Zeit auf verschiedene Weise ergriffen; und was wir jetzt Religion nennen, ist schon mehr oder weniger Religionswissenschaft. Man muß aber auch hier, sofern man's vermag, das Aechte vom Unächten scheiden. Im Reiche des herrschenden Verstandes ist die Religion zu einem bloßen Begriffssystem geworden, aus welchem der Geist der Religion (die lebendige Anschauung) verschwunden ist.

Wir glauben in diesen Sätzen, deren wissenschaftliche Begründung ihnen vorausgeschickt ist, den rechten Standpunct eröffnet zu haben, aus welchem die durch die Dissonanzen unserer vielstimmigen Zeit verworrene und verwickelte Angelegenheit, mit der wir es hier zu thun haben, in ihrem wahren Lichte betrachtet und dadurch entwirrt werden kann, und wir werden nun auf diesem Grunde fußen, unsere vergleichende Beurtheilung der oben genannten Schriften, deren jede das Uebel der Zeit auf ihre Weise zu heilen strebt, desto besser und sicherer fortsetzen können.

Wir gestehen dem Verfasser von I. gern zu, daß er die Entstehungsgeschichte der neuern Pädagogik mit unverkennbar treffenden Zügen entworfen habe; es ist aber schon darauf hingedeutet worden, daß er sich irrt, wenn er das Verwerfliche des gegenwärtigen Zeitgeistes aus dem falschen pädagogischen Treiben der Anhänger Rousseau's herleiten will; wir können daher auch nicht in seine harte Anklage der von ihm sogenannten pädagogischen Ultra's einstimmen, die er S. 77 als die Verderber des Zeitgeistes brandmarkt. Diese Ultra's waren selbst von der schon vorhandenen Verderbniß ergriffen, die sich zunächst in einer falschen theologischen Aufklärung offenbarte, und man kann wenigstens die

bessern unter ihnen nicht des bösen Willens beschuldigen, da sie vielmehr sowohl von der vermeinten Wahrheit ihrer Ansichten, als von der Wohlthätigkeit der Verbreitung dieser Aufklärung durch Erziehung und Unterricht, überzeugt waren. Doch davon weiter zu sprechen ist unnöthig, da wir bereits darauf hingedeutet haben, daß die Meinung, als könne irgend ein bedeutender, allgemein verbreiteter Bildungszustand der Menschheit oder eines Volks durch Verschuldung Einzelner zufällig verursacht werden, nur auf einer beschränkten Ansicht des Wesens der Geschichte hinsichtlich der Entwicklungsgesetze der idealen (geistigen) Menschennatur beruhen könne.

Fassen wir nun zunächst das oben genannte, von unserm Verf., wie er es dargestellt hat, mit Recht bestrittene und verworfene Princip der modernen Pädagogik etwas näher ins Auge, so ergibt sich bald, daß die Maxime einer völlig vorurtheilsfreien Erziehung, d. h. einer Erziehung, welche die Kinder vor allem Vorurtheil bewahren soll, nicht nur falsch, sondern eine wahrhaft kindische Maxime seyn würde, die nur beim Mangel aller Kenntniß der Menschen= und Kindesnatur von einem Erzieher angenommen werden könnte. Denn nur diejenige Erkenntniß kann völlig vorurtheilsfrei genannt werden, welche auf dem Bewußtseyn streng=wissenschaftlicher Construction beruht; die aber kein Vernünftiger dem kindlichen Fassungsvermögen zumuthen wird. Soll aber der Grundsatz: daß a l l e r Unterricht von innen heraus b e g r i f f e n werde, streng befolgt werden, so darf der Unterricht, soweit es möglich ist, den Kindern nur solche Gegenstände vorführen, die ihrer Bildungsstufe hinsichtlich der Fassungskraft des Verstandes angemessen sind, und er muß so viel möglich alles beseitigen, was das Glaubensvermögen des Kindes in Anspruch nimmt. Leider wurde diese Maßregel — und sie wird es gegenwärtig *noch* — von einem großen Theile der Erzieher treu genug befolgt, zum großen Nachtheil der Kinder: denn das Product dieser verständigen Erziehung ist eine sehr gemeine, sinnlich verständige Bildung, da eine höhere Verstandesentwicklung, wie der Verf. von I. mit Recht bemerkt, allein durch die Erweckung und Bildung des Glaubensvermögens begründet werden kann. Ueberdies muß man noch bedenken, daß jene verständige Erziehung das schlimmste aller Vorurtheile erzeugt und nährt, als sey nichts wahr, was nicht auch ein Kind mit dem Verstande begreifen kann. Ja, was ist das genannte Erziehungsproduct anders als eine Bildung voller Vorurtheile, wenn man erwägt, daß der bloße Verstand das Einzelne nur als Einzelnes, die Dinge als für sich bestehend begreift, von einem innern Zusammenhange der Dinge aber und von einem Princip dieses Zusammenhangs, das heißt, von einer in der Na=

tur und in der Menschenwelt waltenden göttlichen Kraft und Vorsehung aus eigner Kraft nichts ahnet.

Es bedarf aber doch für unsere Zeit eines andern Unterrichtsgrundsatzes, als der für die frühere Zeit ist, wie ihn der Vf. S. 86 ausgesprochen hat und gern, wenn auch mit einiger Modification, wieder eingeführt wissen möchte. Jenem falschen Unterrichtsgrundsatze steht nämlich — was dem Vf. nicht klar geworden zu seyn scheint — ein wahrer gegenüber, der auf unsere Zeit und deren Bildungsstufe besser paßt als jener alte, der wohl zu übermächtig die Herrschaft der Autorität in Anspruch nahm. Er kann etwa so bezeichnet werden: der Unterricht soll, mit Rücksicht auf den Entwicklungsgang des innern Menschen und das jedesmalige Alter des Zöglings oder Schülers die Anlagen desselben zweckmäßig, d. h. natur- und kunstgemäß erwecken, anregen und leiten, um sie (die Anlagen) dadurch zur Entwicklung aus eigner Kraft zu bestimmen. Denn allerdings geschieht alle wahre Entwicklung von innen heraus, und nichts kann der Unterricht im eigentlichen Verstande von außen in den Menschen hineinbringen, d. h. es gibt für ihn überall kein Eintrichtern. Denn muß nicht jedes Wort des Unterrichts, das die Bildung fördern soll, als eine Aufforderung an den Schüler gedacht werden, sich den Sinn zu dem Worte selbstthätig zu bilden? es bestehe nun dieser Sinn in einer Gefühlsanschauung, d. h. in einer Glaubenswahrheit, oder in einem Begriffe. Ein bloß passives Auffassen widerspricht dem Wesen der menschlichen Psyche, und kann daher keinen Artikel in einer gesunden Philosophie der Erziehung und Erziehungskunst ausmachen. Es kann also bei der gedachten indirecten Einwirkung des Erziehers auf den Zögling, des Lehrers auf den Schüler das Kunstgemäße, d. h. die Methode keineswegs gleichgültig seyn, und wenn sich die neuere Pädagogik von der ältern, die noch wenig Kunst hatte, durch etwas Gutes auszeichnen soll, so kann es eben nur durch die Zweckmäßigkeit der Methode geschehen. Auch dieses scheint der Vf. der vorliegenden Schrift zu wenig erwogen zu haben, und es muß als ein Mangel derselben bezeichnet werden, daß darin die Methode fast als etwas Gleichgültiges betrachtet und dagegen für den Werth des Unterrichts fast alles Gewicht auf die Benutzung des Autoritätsglaubens von Seiten der Jugend gelegt wird.

Wir müssen daher auch den Autoritätsglauben etwas schärfer in's Auge fassen, um der etwanigen Gefahr einer möglichen Ueberschätzung desselben auszuweichen. Es fragt sich: ist aller Glaube von der Autorität gleicherweise und jederzeit abhängig, oder gibt es auch einen selbständigen, gleichsam von der Autorität eman-

cipirten Glauben? Der Vf. scheint das Erstere zu behaupten, indem er z. B. S. 92 sagt: „ohne Vorurtheil gibt es keine Autorität, ohne Autorität keinen Glauben.“ Vielleicht kann hier ein Beispiel am rechten Orte die Entscheidung der Frage vorbereiten. Man vergleiche das Verhalten der Jünger Jesu während ihres Umgangs als Schüler mit ihrem großen Meister, mit dem nach dem Tode und der Auferstehung des letztern, von dem merkwürdigen Zeitpuncte an, den wir im Pfingstfeste feiern. War in diesen verschiedenen Zeitabschnitten ihres Lebens kein Unterschied ihres Glaubens? Offenbar ein sehr großer. In der frühern Periode war ihr Glaube allerdings ein bloßer Autoritätsglaube; sie glaubten, was ihr Meister lehrte, ohne die Lehren recht oder vollständig zu fassen, bloß weil sie großes Vertrauen zu ihm als einem Gottgesandten und seiner Unfehlbarkeit hatten. Eine andere und höhere Natur aber hatte ihr Glaube von dem erwähnten Zeitpuncte an. Jetzt erst fühlten und erkannten sie die Göttlichkeit ihres Lehrers; jetzt besaßen sie die von ihm gelehrten Religionswahrheiten, die sie früher mehr mit dem Verstande erfassen wollten und nicht konnten, in unmittelbarer Anschauung, — ihr Glaube war selbständig geworden, und hatte in dieser Selbständigkeit einen andern unendlich höhern Charakter erlangt. Wenn daher auch zugegeben werden muß, daß die Entwicklung dieses höhern Glaubens, der der fremden Autorität nicht mehr bedarf, durch letztere bedingt ist; so erscheint doch der Autoritätsglaube nur als Mittel zu dem genannten höhern Zweck, und es ist wichtig für die Pädagogik, diesen Unterschied und dieses Verhältniß recht ins Auge zu fassen. Der Pädagog der dieses Verhältniß erkennt, wird nun wissen, wozu er seine Autorität vorzüglich benutzen soll; er wird wissen, daß seine Kunst darauf hinzuwirken habe, daß der Autoritätsglaube in den Kindern zu einem selbständigen werde, daß die zuvor aus Vertrauen zu den Büchern bloß empirisch (historisch) erfaßten Kenntnisse zunächst als Wahrheiten gefühlt werden, um sie später, desto sicherer, auch auf intelligente Weise zu erkennen. Hier träfen wir also mit dem Vf. zusammen, der ebenfalls behauptet, daß die Kinder zuvor glauben sollen, was sie später erst wissen können; aber diese Wahrheit erscheint bei unserm Vf. nur unbestimmt oder unvollständig, weil er zwischen Glauben und Glauben nicht unterschieden hat, was doch sehr wichtig ist. Soll alles auf Autoritäten beruhen und darüber nicht hinausgegangen werden, so kann der Autoritätsglaube eben so gut zur Verbreitung des Irrthums als zur Bildung für Wahrheit benutzt werden; es kommt nur darauf an, in welchen Händen sich das Werkzeug befindet, oder von wem es gebraucht wird. Denn nur das Wahre kann aus der Vorahnung oder dem Vorurtheil

zum reellen Glauben erhoben werden, nicht Irrthümer und falsche Vorurtheile. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß der Vf. den erwähnten Unterschied ganz verkannt, daß er ihn nicht wenigstens gefühlt und zuweilen zufällig berührt habe, sondern nur, daß er ihn nicht deutlich erkannt, nicht bestimmt darauf hingewiesen und dem gemäß benutzt habe.

Dessen ungeachtet schildert der Vf. in seiner strengen Rüge das pädagogische Elend unserer Zeit oft sehr treffend. Wer z. B. das Unwesen kennt und verabscheut, das man häufig mit der sogenannten sokratischen Methode getrieben hat und zum Theil noch treibt, wird dem gewiß beistimmen, was der Vf. S. 99. ff. über diesen Gegenstand mit Rückblicken auf Sokrates und den Ursprung dieser Methode sagt, und nicht umhin können, in dem strengen Rüger einen zweiten Hamann (in polemischer Hinsicht nämlich) zu erkennen. — Wer aber in seinem Eifer so weit geht, daß er im ganzen Organismus keine gesunde Idee mehr anerkennt, unserm ganzen Erziehungswesen keinen guten Zug zugestehen will, ist sicher von Uebertreibung nicht frei zu sprechen, und es fällt auf ihn der Verdacht, daß er selbst nicht mit ganz gesundem Auge sehe. — —

Der Vf. geht in seiner Schätzung des Autoritätsglaubens so weit, daß er unter andern S. 146 in die Worte ausbricht:

„Das ganze Staatsgebäude, die ganze Wohlfahrt eines Volks ruht auf Autorität und Glauben. (So!) Wenn diese von selbst und frei den Regierungen gewährt werden, so ist der Fürst am mächtigsten, das Volk am glücklichsten. Sind aber die Unterthanen dazu nicht geneigt, so erwarten sie die Extreme der Anarchie und des Despotismus, gewöhnlich beide in schneller Folge. Alles hängt davon ab, daß die Regierung Autorität und Glauben gewinne, ohne des Zwangs als Surrogat zu bedürfen. **Und darum ist nichts so verderblich als eine Lehre, die Autorität und Glauben als Vorurtheile direct anfeindet.** Sie ist ein Attentat auf das Leben einer ganzen Nation.“

Ohne Zweifel wird es nun unsern Lesern klar geworden seyn, — wenn es nicht früher schon der Fall war — wo der Vf. eigentlich hinauswill, und daß seine Tendenz keineswegs reinpädagogisch, sondern vielmehr politisch ist. Im Nachforschen nach der wahren Quelle der Neigung der Völker zum Revolutioniren, die man unserer Zeit schuld gibt und bekanntlich auch den Deutschen zutraut, erkannte er diese Quelle in der Beschaffenheit der neuern Erziehung und entdeckte in dem obersten Grundsatze der modernen Pädagogik das revolutionaire Princip. Besorgt, nicht sowohl für

das Heil der Menschheit durch Hinweisung auf eine bessere Erziehung, als vielmehr für die künftige Ruhe und Sicherheit der Regierungen gegen ihre Unterthanen, ist er nun (von S. 147 bis zu Ende) damit beschäftigt, jene schädliche Quelle zu verstopfen und dem gemäß einen in seinem Sinne zweckmäßigen Plan zu einer Schulreform zu entwerfen, durch welche der Autoritätsglaube, samt dem von ihm in Schutz genommenen Vorurtheile, künftig bestens gepflegt werden könne. Dabei hat sich der Verf. auf manches Problem, das man zuvor gelöst wünschen muß, gar nicht eingelassen. Dahin gehören z. B. folgende Fragen: wie kommt es, daß seit dem Beginn der neuern Pädagogik in Deutschland, wo sie vorzugsweise sich entwickelt hat, noch keine Revolution ausgebrochen ist, und daß die neuesten Revolutionen in Italien und Spanien, überhaupt in Ländern entstanden, wo das Vorurtheil und der Autoritätsglaube, im Vergleich mit Deutschland, noch sehr im Uebergewicht gegen die Aufklärung war? 2. Bekanntlich war der Autoritätsglaube zu keiner Zeit so mächtig und das Vorurtheil so begünstigt, als im Mittelalter zur Zeit der Blüthe des Papstthums. Und waren damals die Fürsten am mächtigsten, die Völker am glücklichsten? oder war nicht vielmehr die damalige Zeit ein fortwährendes Revolutioniren? — — Mithin dürften wohl Autorität und Glaube, im Sinne des Vfs., für sich allein nicht die rechten Grundpfeiler für die Wohlfahrt der Staaten und Völker seyn, sondern vielmehr nur eine Autorität und ein Vertrauen, welche sich Fürsten und Regierungen auf dem rechten Wege, durch weise Beherrschung und gute Verfassungen erwerben; und mit solchem Vertrauen verträgt sich auch eine von Vorurtheilen freiere Bildung, wofür Deutschland den factischen Beweis liefert.

Bei des Verfs. Reformationsplane werden wir uns wenig aufhalten: denn er verräth schon in seinem Anfange die Unmöglichkeit seiner Realisirung. Die moderne Pädagogik soll ihren Charakter ändern, „sie muß" — nach S. 147 — „das Princip der Autorität und des Glaubens in der Erziehung wie im Unterrichte wieder aufnehmen." — Als wenn das eben eine so leichte Sache wäre, die durch Vorschriften und Verordnungen bewirkt werden könnte! Als wenn eine Erziehung ausführbar wäre, die dem allgemeinen Zeitgeiste widerspricht! Wo sollen denn die Erzieher, die Lehrer dazu herkommen? Und können diese eine andere Bildung mittheilen, als sie selbst besitzen? Wer in der Schuljugend den Glauben entwickeln und pflegen will, muß selbst gläubig seyn, dem Glauben in sich die Herrschaft über den Verstand eingeräumt haben. Nun hat aber nach dem Vf. selbst das Princip der Verstandesbildung in unserer Zeit so überhand genommen, daß selbst die besten Erzieher

nicht davon frei geblieben sind, noch bleiben konnten. Daher ändere doch der Vf., wo möglich auf anderm Wege, erst den Zeitgeist um, wenn er seinen Plan zur Erhaltung des geheilten Zeitgeistes einst verwirklicht sehen will!

Indessen ist dieser Plan doch sehr lesenswerth, insofern der Verf. darin auf die Mängel der Schulen und auf die falsche Richtung des Unterrichts aufmerksam macht. Das Wahre darin ist aber größtentheils nicht neu und längst schon von andern denkenden Pädagogen bemerkt worden. Der Verf. dringt auf Gründlichkeit und darum auf Vereinfachung des Unterrichts, auf Verminderung der Zahl der Unterrichtsgegenstände, auf Beschränkung derselben auf das Nothwendige. Unbedingt wahr ist unter andern der S. 252 aufgestellte Satz: „der Verstand wird nur durch Auffassen des genauen Zusammenhangs, darum überall nur durch Gründlichkeit gebildet.“ — Es ist aber nicht leicht zu bestimmen, was heutiges Tages für nothwendig geachtet werden muß. Mit Recht haßt der Verf. alles Oberflächliche und Halbe: es soll nur Weniges, aber dieses recht gelernt werden. „Wenn alle unsere Bürger — sagt er S. 255 — gut lesen, geläufig und richtig schreiben, fertig rechnen, leidlich singen, zur Nothdurft zeichnen können und dabei um ihr Land und Volk Bescheid wissen — dann haben die Bürgerschulen wahrhaft Großes geleistet.“ Wir fragen aber: ist Arithmetik ohne Geometrie, Zeitwissenschaft ohne Raumwissenschaft keine Halbheit? da er doch selbst S. 251 sagt: „Raum und Zeit öffnen sich dem in den Elementen gebildeten Menschen (aber nur den nicht einseitig darin gebildeten Menschen) zu gleicher Zeit.“ Nicht zu gedenken, daß dem Bürger einige Kenntniß der Geometrie zu seinem Berufe meist unentbehrlich ist. Und über die Natur soll er übrigens ganz in der Unwissenheit gelassen werden? Der Vf. spottet über die Aufnahme der Elemente der Naturwissenschaft in den Elementar und selbst Gymnasialunterricht. Ob mit Recht? darüber werden wir in der Folge dieser Abhandlung noch zu sprechen Gelegenheit haben. — Und wie kommt es, daß in der vom Vf. bezeichneten Schulbildung des Bürgers die religiöse Bildung fehlt, die vielmehr, als gebildeter Glaube, der mehr ist als Autoritätsglaube, obenan stehen sollte? Es kommt daher, weil der Verf. den Religionsunterricht nicht von der Schule fordert, sondern ihn, abgesondert von der Schule, der Schuljugend vom Pfarrer ertheilt wissen will. Diese Trennung wird aber zunächst bei den Kindern die Gewöhnung zur Folge haben, das Geistliche vom Weltlichen, das Himmlische vom Irdischen zu scheiden und beides außer Beziehung zu einander zu betrachten. Auch davon wird unten die Rede seyn, wo die Ansicht gerechtfertigt werden

soll, kraft welcher geurtheilt wird, daß die Schule nur dann wahrhaft Großes leiste, wenn sie es vermag, den Unterricht so zu ertheilen, daß durch ihn das Weltliche vom Geistlichen geheiligt werde, daß mithin in der Bildung des Schülers wo möglich *alle* Kenntnisse eine religiöse Beziehung erhalten.

Diese Richtung des Unterrichts und der Erziehung — falls sie aus guten Gründen gefordert werden dürfte — wird aber in der neuen Gestaltung des Schulwesens, wie sie der Vf. verlangt, nicht sonderlich berathen seyn. Er beginnt nämlich seinen Reformationsplan, um dessen Möglichkeit zu begründen, mit der Forderung (S. 162), „daß man den Einfluß aller noch fungirenden oder ehemaligen Geistlichen auf das Schulwesen und den Unterricht rein und ganz abschneide." Man kennt aus Obigem die Quelle, aus welcher der Verf. sein Vorurtheil gegen die Geistlichen geschöpft hat. Zu diesem Vorurtheile hat er auch unstreitig das größte Recht, in Folge der von ihm gelieferten scharfsinnigen Apologie der Vorurtheile. Zu dem Vorurtheile aber, daß der gute Wille der Regierungen jener Forderung sobald entsprechen werde, können wir uns nicht so leicht bequemen. Was sollen am Ende die Regierungen mit allen Vorschlägen zur Verbesserung des Schulwesens anfangen, die so wenig mit einander übereinstimmen, ja sich vielmehr durchkreuzen, wie besonders im vorliegenden Falle? denn es gibt andere achtbare Stimmen, die — und vielleicht aus haltbaren Gründen, mithin parteiloser — für die entgegengesetzte Meinung sprechen. Es kommt alles darauf an, ob das ursprüngliche Verhältniß des Geistlichen zur Schule ein natürliches sey oder nicht. Kann das erstere erwiesen werden, so können die unter den Geistlichen noch vorhandenen pädagogischen Ultra's — um mit dem Verf. zu sprechen — keinen zureichenden Grund zu der von ihm geforderten Scheidung abgeben. Es gibt solcher Ultras auch außerhalb des geistlichen Standes noch genug, und es könnte daher des Vfs. Zweck, den Schullehrerstand von ihnen zu reinigen, durch jene Maßregel nur höchst unvollkommen erreicht werden.

Zur Rechtfertigung des beißenden Tons, in welchem der Vf. seine Rüge des pädagogischen Zeitgeistes in die Welt geschickt hat, und den wir nicht ganz billigen können, sagt er S. 273: Nicht die edle Lauheit, die mit kitzelnder Hand den Schmutz der Zeit bestreift, sondern der derbe Ernst, der die heiße Lauge nicht scheut, ist unserer und aller Zeiten Bedürfniß." Unserer und aller, oder vielleicht nur der rohesten Zeiten? Wir meinen, daß sowohl die edle Lauheit als der derbe Ernst, in Beziehung auf heilende Wirksamkeit, nachtheilige Extreme seyen, und eben so die kitzelnde Hand wie

die heiße Lauge. Mit letzterer pflegt man heutiges Tages wohl schmutzige Wäsche, aber nicht Menschen zu reinigen. Reines, gesundes Wasser wäscht auch rein, und die Menschen halten dabei stiller, als wenn man ihnen mit heißer Lauge zusetzt, die sie fliehen. — Es fehlt nicht an Stellen, worin der derbe Ausdruck des Verfs. in den Ton roher Gemeinheit übergeht, dessen sich ein Schriftsteller, der auf ein Zeitalter wie das unsrige wirken will, weislich enthalten soll. — Wir bemerken nur noch Folgendes:

Wer sich zum Richter seines Zeitalters aufwirft, wer es unternimmt die Gebrechen der Zeit mit solcher Strenge zu rügen, wie der Verf., wer die Krankheit des Zeitgeistes nicht nur aufdecken, sondern auch heilen will, wie der Verf., muß vor allem durch die That beweisen, daß er selbst von dieser Krankheit unberührt geblieben sey oder sich doch von den Folgen derselben befreit habe. Aber wie hat denn der Verf. diesen factischen Beweis geliefert? Gehört es nicht zu den Symptomen jener Krankheit, aus einem beschränkten Standpuncte, den man für den höchsten hält, über den gesammten gegenwärtigen Zustand der Philosophie und der Wissenschaften urtheilen zu wollen, über Dinge zu richten und abzusprechen, die offenbar außer dem Bereiche des Absprechenden liegen? Wie häufig dieses Symptom gegenwärtig vorkomme, wie oft dieser Dünkel hervortrete, darüber liefern dem Kundigen nicht nur eine Menge Schriften, sondern auch unsere kritischen Zeitschriften die vollständigen Belege.

Die Erscheinung ist freilich sehr natürlich: denn der vom Glauben einmal getrennte und in dieser Trennung philosophirende Verstand kann über sich keine höhere Instanz, kein Reich der Vernunft anerkennen, und eine Philosophie, die mit dem Glauben in harmonischer Wechselwirkung steht, ihn als seine Wurzel anerkennt, alles unzureichende Wissen durch ihn ergänzt, während sie im Gegentheil das Dunkel des Glaubens mit intellectuellem Lichte erhellt, muß ihm fremd seyn. Kein Wunder also, daß er (der glaubenslose Verstand) auf seinem usurpirten Thron unumschränkt herrschen zu dürfen, alles überschauen, durchdringen zu können, über alles richten zu dürfen glaubt. Auf diesem Thron zeigt sich der Verf. S. 206 ff., in Beziehung auf die zu beurtheilende philosophische Bildung der neuern Zeit, und wir werden sehen, wie des Verfs. verständiges Urtheil sogleich seinen Standpunct verrathe. Er lehrt S. 107: die eigentlichen philosophischen (er nennt sie dogmatische!) Systeme seyen insgesammt Surrogate für einen ungenügend gewordenen oder verloren gegangenen Glauben, und Kant als Dogmatist, Fichte, Schelling, Herbart, Fries u. a. sollen keine andere Absicht gehabt haben, als dergleichen Surrogate zu

soll, ... es ist daher auch keine schonende Rücksicht auf den bis= herigen Glauben zu erwarten: „denn — so urtheilt der Verf. ... — haben sie selbst keinen Glauben mehr, so ist jede solche Rücksicht nur eine inconsequente Accommodation; glauben sie noch ganz eigentlich selbst, so begreift man nicht, wie sie dar= auf kein... Philosophen seyn zu wollen.“ — Nur im feindli= chen Verhältnisse also erscheinen dem Verf. Philosophie und Re= ligion, ein organisches ist ihm undenkbar. Begreiflich: denn aller Glaube ist ihm Autoritätsglaube (Personenglaube), und es gibt für ihn keine höhere Philosophie als die Logik. Gleichwohl fordert er für die Philosophie den Glauben als Basis, aber Phi= losophiren heißt ihm ein rein logisches Bauen und Fortbauen auf dieser Basis; er sieht also nicht, daß dieses logische Fortbauen nichts ist noch seyn kann, als ein fortgesetzter Abfall vom Glau= ben. Denn in der Logik, insofern sie als höchste Instanz gesetzt wird, ordnet der Verstand die Vernunft sich jederzeit unter, und jener bleibt also immer das herrschende Princip. Das wird frei= lich dem Verf. zu hoch seyn, wir geben ihm dafür Folgendes zu bedenken: ist die Philosophie oder ein philosophisches System nichts Höheres als ein Surrogat, d. h. ein unvollkommenes Ersatz= mittel für den Glauben, so ist dieser, d. h. reine Religiosität, die höchste Bildungsstufe der Menschheit, die sie zu erreichen vermag, und dann ist freilich die europäische Menschheit zu beklagen, daß sie — wie schon früher bei Gelegenheit jener Voraussetzung er= wähnt wurde — seit der Blüthe des Christenthums (in der ersten Epoche nach seiner Entstehung) im Krebsgange begriffen ist. Wer jene Voraussetzung mit dem Verf. theilt, wird ihm Glück wün= schen zu seinem Unternehmen, durch Rückkehr zum Autoritäts= glauben mittelst einer Schulreform den allgemeinen Krebsgang zu hemmen und in ein Fortschreiten wo möglich zu verwandeln.

Ein richtiger Blick auf die neuere Geschichte der Philosophie und auf den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung im allgemeinen wäre freilich sehr dienlich gewesen, um zu wissen, was man in Zukunft für die Heilung der Krankheit unserer Zeit zu erwarten habe, welcher Weg dazu als der dienlichste in pä= dagogischer Hinsicht einzuschlagen und zu befördern sey. Wäre der Verf. eines solchen Blicks fähig, was er (S. 106) von sich zu rühmen nicht ermangelt, so würde er das Eigenthümliche der vorzüglichsten Philosophen der neuern Zeit hervorgehoben und z. B. gezeigt haben, wie Fichte sich zu Kant verhielt, worin er einer= seits mit ihm übereinstimmte, andererseits aber wesentlich von ihm abwich; wie Schelling wieder mit Fichte in einer Hinsicht einig war, in anderer aber sich desto mehr und wesentlich von ihm un= terschied. Auf solche Weise erkennt man den wesentlichen

Gewinn aus dem Wechsel der Systeme und Ansichten, in welchem derjenige, dem das Auge der Vernunft über dem Schauen des Verstandes nicht erblindet ist, und der die Philosophen von den Philosophastern zu unterscheiden weiß, nicht einen bloßen Vernichtungskrieg, sondern den Fortschritt der Philosophie erblickt.

Statt eines solchen, ohne Zweifel zweckmäßigen, Verfahrens, zur Bestimmung der vorhandenen Stufe philosophischer Bildung, findet man unbestimmte, einseitige, mithin sehr oberflächliche Bemerkungen und zum Theil ganz verfehlte Urtheile. Für die Belege dazu ist hier der Ort nicht, wir sind aber bereit, wenn es der Verf. verlangen sollte, sie an einem andern Orte vollständig darzulegen, und wir würden ihn dann mit noch größerm Rechte fragen können, ob das die Gründlichkeit sey, zu welcher er die Jugend erzogen wissen will.

Kaum ist es nöthig noch zu bemerken, daß der Verf. dem Autoritätsglauben, den er so dringend empfiehlt und nicht nur in pädagogischer, sondern auch in politischer Hinsicht als allgemein nothwendig construirt, für seine eigne Person äußerst wenig ergeben ist, indem er alles, wovon in seiner Schrift die Rede ist, der Prüfung seines streng richtenden Verstandes unterwirft. Nur allein die kantische Autorität läßt er etwas gelten, sie wird aber ebenfalls durch seine Kritik ein wenig geschmälert. Seine Lehre wird nicht durch sein Beispiel unterstützt, und er beweist mithin auch von dieser Seite, wie wenig er der ansteckenden Macht des Zeitgeistes zu widerstehen vermochte.

Der Standpunct, aus welchem die Gruner'schen Schriften (Nr. 2 u. 3) abgefaßt sind, ist zwar ebenfalls der logische: sie haben aber das Eigenthümliche, daß sich darin mehr Liebe und Begeisterung ihres Verfassers für seinen Gegenstand verräth, als dieser Standpunct in der Regel zuläßt. Der Plan seines „Versuchs einer wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der wichtigsten Hauptpuncte (Puncte wäre wohl richtiger!) der Erziehungslehre ist folgender:

Das Ganze ist in fünf Hauptstücke getheilt. Die vier ersten enthalten von S. 1 bis 163 die Begründung oder Grundlage der Erziehungslehre, das fünfte von S. 164 bis Ende (425) die Darstellung der Erziehungslehre, welches letztere sonach die vier ersten zusammengenommen um fast 100 Seiten an Umfang übertrifft. Jedes Hauptstück zerfällt in eine Anzahl Abschnitte, deren jeder mehrere Paragraphen enthält, die in stetigen Zahlen durch das Ganze fortschreiten.

Das erste Hauptstück handelt in 8 Abschnitten „von den wichtigsten Hauptpuncten der Seelenlehre;" das zweite in 3 Abschnitten „vom Wesen des rechten Lehrers und Erziehers;" das dritte in 5 Abschnitten enthält einen „Abriß der Tugend- und Glaubenslehre in inniger Verbindung;" das vierte in 4 Abschnitten „die Lehre von des Kindes Seele," welche der Verf. „als nächste Grundlage der gesammten Erziehungslehre" betrachtet.

Mit dem fünften Hauptstücke beginnt, wie bereits erwähnt, die zweite größere Abtheilung des Ganzen, nämlich die Darstellung der Erziehungslehre. (Das Wort Erziehung wird hier, wie es der Sprachgebrauch gestattet, in weiterer Bedeutung genommen, in welcher es den Unterricht einschließt.) Es enthält diese Abtheilung, als fünftes Hauptstück des Ganzen, nur drei Abschnitte (§. 99 — 125): der erste beschäftigt sich mit „der naturgemäßen Behandlung des Körpers des Kindes oder der physischen Erziehung;" der zweite handelt „von der naturgemäßen Stoffdarbietung zum Behufe der Entwicklung und Entfaltung der Verstandesanlage im Kinde, oder von dem Unterricht;" der dritte „von der Behandlung des kindlichen Gemüths zum Behufe der Entscheidung desselben für Tugend und Frömmigkeit."

Von diesen drei Abschnitten der vom Verf. dargestellten Erziehungslehre ist nun noch der nähere Inhalt zu bezeichnen. Im ersten gibt er in 12 Paragraphen den nöthigen Unterricht über zweckmäßige Pflege und diätetische Behandlung des jugendlichen Körpers, besonders im frühesten Alter; im zweiten ist die Rede 1. „von der Sinnenübung; 2. von der Verstandesübung; 3. von dem Unterschiede des Formalen und Materialen im Unterrichte — Methode und Manier — Elementarmethode; 4. von der rechten Weise des Unterrichts in der mathematischen Wahrheit; 5. von dem Unterrichte in der Sprache und Sprachlehre; 6. von dem Unterrichte über die Anlage des Menschengeistes, besonders über die Pflicht und den Glauben; 7. von der rechten Weise des Fragunterrichts; 8. über den Kenntniß- (Sach-, Real-) Unterricht; im besondern über die Naturwissenschaft, die Erdbeschreibung und Geschichte. — Im dritten Abschnitte wird gehandelt, a) „von der moralisch-religiösen Erziehung, als vor dem Bösen bewahrender Bildung zur Tugend und Frömmigkeit; b) von der Entscheidung des Willens für das Gute, im Gegensatze gegen böse Neigungen, oder von der moralischen Heilkunde; c) von der rechten Weise der Belohnung und der Strafe in der Erziehung."

Bevor wir nun über dieses Werk und die ihm folgende, mit ihm in genauer Beziehung stehende kleinere Schrift hinsichtlich ihres Charakters und Werths ein Urtheil versuchen, blicken wir auf ein Hauptresultat aus der bisherigen Untersuchung zurück,

das wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wir erkannten das Grundübel unserer Zeit einerseits und vorzüglich in einem Uebergewicht der Verstandesbildung, auf Kosten der dadurch zurückgehaltenen Vernunftentwicklung, andererseits aber in einem Streben, den Mysticismus zu pflegen, der sich mehr oder weniger durch Geringschätzung der Wissenschaft gegen den Glauben geltend machen will, demnach in einer Verkennung des wahren Werthes der Wissenschaft offenbart. Wie nun der Verstand im Leben der heutigen Menschheit das vorherrschende, den Glauben zurückdrängende Princip ist, das selbst — was wir in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werden — in jenes Streben zum Mysticismus unbewußt eingreift: so sind auch in der heutigen Pädagogik, worin sich der Zeitgeist spiegelt, dieselben Richtungen erkennbar, deren Wirksamkeit den Charakter der Zeit unterhält und nährt, und die sich in zwei Loosungsworten: einerseits Verstandesübung, andererseits Bildung zur Religiosität (zum Christenthum) ankündigen. Ein Theil der Pädagogen stellt sich zwar anscheinend in die Mitte zwischen beide Richtungen, indem sie durch ihre Erziehungsweise die intellectuelle und religiöse Bildung gleicherweise bedenken, den Verstand bilden und die Vernunft im Glauben befördern wollen. Meist aber wird der Weg den sie einschlagen, die Methode deren sie sich bedienen, unbewußt nach der einen oder der andern Richtung vorzugsweise einlenken.

Zu dieser letzten Gattung von Pädagogen gehört, und zwar nicht ohne Auszeichnung, Herr Gruner. Vermöge der Art seiner Bildung konnte er zwar die von uns bezeichneten Mängel der Zeit nicht in ihrer Allgemeinheit erkennen, sondern was er davon erkannt hat, ist Mangel an Bildung der Volksschullehrer, und sein ganzes lobenswerthes kräftiges Streben ist darauf gerichtet, gegen diesen Mangel zu kämpfen und Bildung in diesem Stande zu verbreiten. Auch wäre es ohne Zweifel das wirksamste Mittel, eine bessere Zeit herbeizuführen, daß man zunächst und vorzüglich auf die Bildner der Jugend wirkte. Denn haben wir Lehrer und Erzieher genug, welche die rechte Bildung besitzen, so sind uns in ihnen eben soviel geschickte Aerzte gegeben, die die Zeit in unserer aufkeimenden Nachwelt sicher heilen werden. Nur freilich ist eben die Sorge für die rechte Bildung der Lehrer der allerschwierigste Punct: denn wer soll es unternehmen, die künftigen Lehrer zu völliger Gesundheit des Geistes zu bilden, da niemand sich rühmen darf, von der krankhaften Seite des Zeitgeistes vollkommen frei zu seyn? Wenn auch die Bessern und Besten unserer Nation die Idee wahrer Bildung besitzen, werden sie es darum vermögen, diese Idee in ihrem praktischen Leben —

wenn auch nur von Seiten ihrer pädagogischen Wirksamkeit — vollkommen zu verwirklichen? werden sie es vermögen, dem allgemein herrschenden Verstandesprincip auf ihr Handeln keinen Einfluß zu gestatten? Wer sich selbst, die Natur des Menschen und das Wesen des Zeitgeistes kennt, wird, wenn er auch jener Idee sich bewußt ist, sich schwerlich beikommen lassen, diese Frage in Beziehung auf sich selbst zu bejahen. Wir dürfen nur hoffen, daß die wahre religiöse und philosophische Bildung unserer Zeit, an deren Daseyn kein Vernünftiger zweifeln wird, in ihrem Fortschreiten allmälig mehr ins praktische Leben übergehen werde, und jeder wirke so gut er's vermag, um eine bessere Zeit herbeiführen zu helfen, sich bescheidend, daß er als Einzelner die Zeit nicht umzuschaffen vermag.

Auch der Verfasser von II. und III. hat zu diesem Behuf in seinen Schriften geleistet was er vermochte, und er fährt in dieser Richtung fort als praktischer Pädagog thätig zu seyn. Aber niemand kann Höheres geben, als er selbst hat — seine Bildung. Es wird also darauf ankommen zu erkennen, von welcher Art des Verfs. Bildung sey, um seine Leistungen gehörig zu würdigen. Die Quelle dieser Bildung ist nicht schwer zu bemerken: es ist ursprünglich die kantische Philosophie, namentlich die Kritik der praktischen Vernunft, von welcher der Verf. ausgegangen ist, nur daß er diese Lehre eigenthümlicher in sich ausgebildet hat, als es bei den meisten Kantianern der Fall ist, so daß in ihr der religiöse Glaube besser nach seinem Wesen erkannt und gewürdigt wird. Der Glaube ist ihm daher das Höchste, insofern in ihm die Vernunft als höchstes, geistiges Vermögen thätig ist, und alle Vernunftwahrheiten (Vernunftideen) in ihm sich offenbaren. Daher auch der Verf. mit Kant die Achtung vor der Vernunft oder dem Vernunftgesetz als höchstes Moralprincip, zugleich aber auch als Princip der religiösen Erkenntniß aufstellt. Fassen wir dabei vorerst und vorzüglich mit dem Verf. die Idee wahrer Volksbildung ins Auge, so stimmt er insofern mit allen vernünftigen Pädagogen überein, daß moralisch religiöse Bildung, Bildung zum Glauben und zur Tugend, beide in ihrem Wesen als eins erkannt, das höchste Ziel sey, worauf alle Erziehung und aller Unterricht abzwecken soll. Ueber alles wichtig aber muß es seyn, daß der rechte Weg nicht verfehlt werde, auf welchem dieses Ziel erreichbar seyn kann. Der Weg aber, den der Verf. zunächst für die Bildung der Jünglinge, die sich den Beruf des Volksschullehrers erwählt haben, eingeschlagen hat, ist — eine Seelenlehre, gegründet auf Selbstbeobachtung. Daher, wie aus obiger Inhaltsanzeige hervorgeht, ist diese Seelenlehre das erste, was sich der Verf. angelegen seyn

läßt, auf der alles andere beruhen soll; durch sie sollen die Jünglinge zur Achtung vor der Vernunft und durch diese zum Glauben wie zur Tugend geführt werden.

Wir wollen vorerst gar nicht nach der Beschaffenheit dieser Seelenlehre fragen, wir wollen zunächst nur untersuchen, ob sie der rechte Weg zur Bildung der Volksschullehrer und durch diese zur rechten Bildung des Volks seyn könne. Die eigne Selbstbeobachtung soll die alleinige Quelle seyn, aus der die Erkenntniß des Wesens der Seele und der Formen dieses Wesens fließt! Wir fragen: ist nicht der Mensch sich selbst das größte Räthsel, und ist unter allen Gegenständen nicht die menschliche Natur der schwierigste für die richtige Beobachtung? Und setzt denn nicht überhaupt alle Beobachtung, wenn sie richtig seyn und durch sie Wahrheit gefunden werden soll, eine nicht unbedeutende Stufe der Bildung schon voraus? Wer durch Beobachtung Wahrheit finden will, muß schon viel Wahrheit besitzen. Das Auge des Verstandes muß schon geschärft, von seiner Blödigkeit geheilt seyn, wenn es richtig sehen soll. Man schicke einen (ungebildeten) Knaben in die freie Natur, damit er sie beobachte, in welchem Reiche es sey, und wenn er heim kommt, wird man sehen, wieviel die Ergebnisse seines Beobachtens werth sind. Wer mit schlechten Fonds (mit Vorurtheilen und Irrthümern) beobachtet, wird auch schlechte Früchte seiner Beobachtung ernten, die diesen Fonds entsprechen werden. Genug und fast zu viel, um darzuthun, was wir sagen wollen, daß die Selbstbeobachtung unmöglich die erste Quelle wahrer Erkenntniß seyn kann, und daß diese, wenn sie schon vorhanden ist, durch jene nur weiter gefördert werden kann. Der Verf. täuscht sich sehr, wenn er meint, er sey zuerst und vorzüglich durch seine Selbstbeobachtung geworden was er ist. Ohne den Einfluß der christlichen Religion, unter Nichtchristen geboren und erzogen, würde ihn keine Selbstbeobachtung zur Achtung vor der Vernunft geführt haben: denn erst muß man den Glauben besitzen und zu diesem Besitz auf anderm Wege gelangt seyn, bevor man auf wissenschaftlichem Wege zur intellectuellen Ueberzeugung von seinem Werthe geführt werden kann.

Der Verf. wird dagegen erwiedern, daß ihm das Letztere nichts Neues sey, daß er es selbst gesagt habe, daß er wohl wisse, es bedürfe zur richtigen Selbstbeobachtung einer Anleitung und daß er ohne diese Ueberzeugung weder eine Begründung noch eine Darstellung der wichtigsten Puncte der Erziehungslehre, noch weniger eine Entwicklung der den Volksschullehrern unentbehrlichsten Vorkenntnisse geschrieben haben würde. Da aber in seinen Schriften eine Anleitung zur Kunst, sich selbst richtig zu beobachten, nicht zu finden ist, so liegt in dieser Erwiederung, in Verbindung mit

dem was wir oben über die Beobachtung überhaupt gesagt haben, das Geständniß, daß es für die Seelenlehre noch einer andern und sicherern Begründung bedürfe, wie überhaupt für die Bildung der Volksschullehrer eines bessern leitenden Princips, als die so schwierige, mithin höchst unsichere Selbstbeobachtung.

Die Seelenlehre ist nur ein Theil der Anthropologie, und diese ist ein ganzer Organismus von Wissenschaften, welche theils real (Naturwissenschaften), theils ideal (Geisteswissenschaften) sind und mit einander in organischer Beziehung stehen. In einem Organismus kann der Theil nicht ohne das Ganze, das Ganze nicht ohne die Theile gehörig verstanden und in seinem Wesen erfaßt werden; woraus hervorgeht, daß eine isolirte, auf Selbstbeobachtung gebaute Seelenlehre ohne Begründung durch die anthropologischen Naturwissenschaften, welche wieder die nöthigen Vorkenntnisse von andern Naturwissenschaften fordern, auf schwachen Füßen ruht.

Doch dies nur beiläufig zur Würdigung der vom Vf. zu hoch gestellten Selbstbeobachtung. — Wir verkennen den Werth der Bildung des Vfs. nicht, wir ehren und theilen seine Ueberzeugung von der Würde und Bestimmung des Menschen, von der Wichtigkeit der Erziehung, achten vorzüglich seine Begeisterung für den Beruf des gebildeten Erziehers, wie seine angelegentliche Sorge für die Beförderung der Bildung unter den Volksschullehrern; wir freuen uns über alles Wahre und Gute, dessen seine Schriften nicht wenig enthalten: aber — darin werden wir uns ewig nicht mit ihm vereinigen, daß man die Volksschullehrer zu praktischen Philosophen im Sinne Kants bilden, d. h. zu derjenigen Bildungsstufe führen solle, in welcher sie die Vernunft als das Göttliche im Menschen zu achten vermögen, und diese Achtung zu ihrem höchsten Führer durch's Leben wählen können. Es würde dieses Unternehmen einerseits nur höchst selten gelingen, und so oft es nicht gelänge, vielmehr Nachtheil als Nutzen stiften müssen; andererseits wäre diese Bildungsstufe zu hoch für den Volksschullehrer und daher der Ausübung seines Berufs keineswegs günstig. Denn um die Vernunft zu achten, dazu gehört, daß man sie in ihrem wahren Wesen und in ihrem rechten Verhältniß zur menschlichen Gesammtanlage, vorzüglich in ihrer klaren Unterscheidung vom Verstande, erkenne. Diese Erkenntniß ist aber die philosophische, zu welcher kein anderer Weg führt als gründliches philosophisches Studium: und dürfen wir dieses dem Volksschullehrer zumuthen? Der Vf. hat die Gefahren dieses Wegs zur Bildung des letztern nicht erkannt, er wird in der Regel dahin führen, daß die Lehrlinge in dem eigenen (individuellen) Verstande einen Götzen verehren lernen. Denn wo es nicht zur

philosophischen Selbsterkenntniß kommt, da wird die Vernunft vom Verstande nicht unterschieden oder nur verworren und daher *unrichtig*, dann führt die unablässige Hinweisung auf Selbstbeobachtung des eignen Innern zur Ausbildung des rein verständigen Selbstbewußtseyns, von welchem die individuelle Selbstverehrung unzertrennlich ist, in welcher man selbst den Glauben als etwas Verdienstliches (Selbsterworbenes) sich anrechnet. Bekanntlich ist unsere Zeit zu dieser Selbstverehrung, die nichts anders als Hochmuth ist, nur allzu geneigt, und nichts thut gegenwärtig mehr Noth, als daß man in den zu künftigen Lehrern bestimmten Zöglingen die rechte Demuth, d. h. die religiöse Bescheidenheit, die Anerkennung der eignen Ohnmacht zum Guten, wenn nicht die Kraft Gottes durch göttliche Vermittelung in uns wirkt — diese so selten gewordene Grundtugend, — bestens gepflegt werde. Dazu bedarf es aber der Geltendmachung und bessern Benutzung einer höhern Autorität, nämlich der biblischen und kirchlichen, und an der Hand des Positiven der christlichen Religion soll die Bildung des künftigen Volksschullehrers, unter vernünftiger Anleitung, fortschreiten, damit sein Glaube allmälig selbständiger werde, aber nicht auf dem Wege des philosophirenden, auf das eigne Selbst reflectirenden Verstandes, sondern durch zweckmäßige Anregung des tiefen religiösen Gefühls, welches das Göttliche außer sich anzuschauen glaubt, sowohl im göttlichen Menschen als in der Natur, in sich aber als unmittelbares Wirken Gottes anerkennt. Auch der Verstand soll keinesweges vernachlässigt, sondern vielmehr, in Angemessenheit der rechten Bildungsstufe des Volksschullehrers, im Lehrlinge bestens gebildet werden: aber nicht als ein Vermögen, das (wie der Verf. meint) durch fleißige Cultur fähig wäre dem Menschen das Reich der Vernunft (im Glauben) zu eröffnen und ihn darin aufzuklären, sondern als Gabe Gottes, die geübt und entwickelt werden muß, um dem Menschen über die irdischen Verhältnisse des Lebens Licht zu geben und ihm zu zeigen, wie er diese dem göttlichen Leben im Glauben zweckmäßig unterordnen soll. Diesen Weg zu vorwaltend religiöser Bildung würden wir, in Hinsicht auf die Erziehung der Volksschullehrer, als den rechten erkennen, der eingeschlagen und verfolgt werden soll, so weit oder so gut es der Geist der Zeit, der ihm nicht günstig ist, gestattet. Wie aber zugleich die durch den Unterricht erzeugten Kenntnisse, soviel möglich, eine religiöse Beziehung erhalten, und inwiefern der Verstand dabei mitwirken kann, davon wird vielleicht weiter unten zu sprechen Gelegenheit kommen.

Der Zweck unserer Abhandlung ist nicht, viel ins Einzelne und Nähere des Inhalts der hier zu beurtheilenden Schriften einzugehen — sonst würde aus der Abhandlung ein Buch werden

soll, kraft welcher geurtheilt wird, daß die Schule nur dann wahrhaft Großes leiste, wenn sie es vermag, den Unterricht so zu ertheilen, daß durch ihn das Weltliche vom Geistlichen geheiligt werde, daß mithin in der Bildung des Schülers wo möglich alle Kenntnisse eine religiöse Beziehung erhalten.

Diese Richtung des Unterrichts und der Erziehung — falls sie aus guten Gründen gefordert werden dürfte — wird aber in der neuen Gestaltung des Schulwesens, wie sie der Vf. verlangt, nicht sonderlich berathen seyn. Er beginnt nämlich seinen Reformationsplan, um dessen Möglichkeit zu begründen, mit der Forderung (S. 162), „daß man den Einfluß aller noch fungirenden oder ehemaligen Geistlichen auf das Schulwesen und den Unterricht rein und ganz abschneide.“ Man kennt aus Obigem die Quelle, aus welcher der Verf. sein Vorurtheil gegen die Geistlichen geschöpft hat. Zu diesem Vorurtheile hat er auch unstreitig das größte Recht, in Folge der von ihm gelieferten scharfsinnigen Apologie der Vorurtheile. Zu dem Vorurtheile aber, daß der gute Wille der Regierungen jener Forderung sobald entsprechen werde, können wir uns nicht so leicht bequemen. Was sollen am Ende die Regierungen mit allen Vorschlägen zur Verbesserung des Schulwesens anfangen, die so wenig mit einander übereinstimmen, ja sich vielmehr durchkreuzen, wie besonders im vorliegenden Falle? denn es gibt andere achtbare Stimmen, die — und vielleicht aus haltbaren Gründen, mithin parteiloser — für die entgegengesetzte Meinung sprechen. Es kommt alles darauf an, ob das ursprüngliche Verhältniß des Geistlichen zur Schule ein natürliches sey oder nicht. Kann das erstere erwiesen werden, so können die unter den Geistlichen noch vorhandenen pädagogischen Ultra's — um mit dem Verf. zu sprechen — keinen zureichenden Grund zu der von ihm geforderten Scheidung abgeben. Es gibt solcher Ultras auch außerhalb des geistlichen Standes noch genug, und es könnte daher des Vfs. Zweck, den Schullehrerstand von ihnen zu reinigen, durch jene Maßregel nur höchst unvollkommen erreicht werden.

Zur Rechtfertigung des beißenden Tons, in welchem der Vf. seine Rüge des pädagogischen Zeitgeistes in die Welt geschickt hat, und den wir nicht ganz billigen können, sagt er S. 273: Nicht die edle Lauheit, die mit kitzelnder Hand den Schmutz der Zeit bestreift, sondern der derbe Ernst, der die heiße Lauge nicht scheut, ist unserer und aller Zeiten Bedürfniß.“ Unserer und aller, oder vielleicht nur der rohesten Zeiten? Wir meinen, daß sowohl die edle Lauheit als der derbe Ernst, in Beziehung auf heilende Wirksamkeit, nachtheilige Extreme seyen, und eben so die kitzelnde Hand wie

die heiße Lauge. Mit letzterer pflegt man heutiges Tages wohl schmutzige Wäsche, aber nicht Menschen zu reinigen. Reines, gesundes Wasser wäscht auch rein, und die Menschen halten dabei stiller, als wenn man ihnen mit heißer Lauge zusetzt, die sie fliehen. — Es fehlt nicht an Stellen, worin der derbe Ausdruck des Verfs. in den Ton roher Gemeinheit übergeht, dessen sich ein Schriftsteller, der auf ein Zeitalter wie das unsrige wirken will, weislich enthalten soll. — Wir bemerken nur noch Folgendes:

Wer sich zum Richter seines Zeitalters aufwirft, wer es unternimmt die Gebrechen der Zeit mit solcher Strenge zu rügen, wie der Verf., wer die Krankheit des Zeitgeistes nicht nur aufdecken, sondern auch heilen will, wie der Verf., muß vor allem durch die That beweisen, daß er selbst von dieser Krankheit unberührt geblieben sey oder sich doch von den Folgen derselben befreit habe. Aber wie hat denn der Verf. diesen factischen Beweis geliefert? Gehört es nicht zu den Symptomen jener Krankheit, aus einem beschränkten Standpuncte, den man für den höchsten hält, über den gesammten gegenwärtigen Zustand der Philosophie und der Wissenschaften urtheilen zu wollen, über Dinge zu richten und abzusprechen, die offenbar außer dem Bereiche des Absprechenden liegen? Wie häufig dieses Symptom gegenwärtig vorkomme, wie oft dieser Dünkel hervortrete, darüber liefern dem Kundigen nicht nur eine Menge Schriften, sondern auch unsere kritischen Zeitschriften die vollständigen Belege.

Die Erscheinung ist freilich sehr natürlich: denn der vom Glauben einmal getrennte und in dieser Trennung philosophirende Verstand kann über sich keine höhere Instanz, kein Reich der Vernunft anerkennen, und eine Philosophie, die mit dem Glauben in harmonischer Wechselwirkung steht, ihn als seine Wurzel anerkennt, alles unzureichende Wissen durch ihn ergänzt, während sie im Gegentheil das Dunkel des Glaubens mit intellectuellem Lichte erhellt, muß ihm fremd seyn. Kein Wunder also, daß er (der glaubenslose Verstand) auf seinem usurpirten Thron unumschränkt herrschen zu dürfen, alles überschauen, durchdringen zu können, über alles richten zu dürfen glaubt. Auf diesem Thron zeigt sich der Verf. S. 206 ff., in Beziehung auf die zu beurtheilende philosophische Bildung der neuern Zeit, und wir werden sehen, wie des Verfs. verständiges Urtheil sogleich seinen Standpunct verrathe. Er lehrt S. 107: die eigentlichen philosophischen (er nennt sie dogmatische!) Systeme seyen insgesammt S u r r o g a t e für einen ungenügend gewordenen oder verloren gegangenen Glauben, und Kant als Dogmatist, Fichte, Schelling, Herbart, Fries u. a. sollen keine andere Absicht gehabt haben, als dergleichen Surrogate zu

liefern; es sey daher auch keine schonende Rücksicht auf den bisherigen Glauben zu erwarten: „denn — so urtheilt der Verf. S. 108 — haben sie selbst keinen Glauben mehr, so ist jede solche Rücksicht nur eine inconsequente Accommodation; glauben sie noch ganz eigentlich selbst, so begreift man nicht, wie sie darauf fielen, Philosophen seyn zu wollen.“ — Nur im feindlichen Verhältnisse also erscheinen dem Verf. Philosophie und Religion, ein organisches ist ihm undenkbar. Begreiflich: denn aller Glaube ist ihm Autoritätsglaube (Personenglaube), und es gibt für ihn keine höhere Philosophie als die Logik. Gleichwohl fordert er für die Philosophie den Glauben als Basis, aber Philosophiren heißt ihm ein rein logisches Bauen und Fortbauen auf dieser Basis; er sieht also nicht, daß dieses logische Fortbauen nichts ist noch seyn kann, als ein fortgesetzter Abfall vom Glauben. Denn in der Logik, insofern sie als höchste Instanz gesetzt wird, ordnet der Verstand die Vernunft sich jederzeit unter, und jener bleibt also immer das herrschende Princip. Das wird freilich dem Verf. zu hoch seyn, wir geben ihm dafür Folgendes zu bedenken: ist die Philosophie oder ein philosophisches System nichts Höheres als ein Surrogat, d. h. ein unvollkommenes Ersatzmittel für den Glauben, so ist dieser, d. h. reine Religiosität, die höchste Bildungsstufe der Menschheit, die sie zu erreichen vermag, und dann ist freilich die europäische Menschheit zu beklagen, daß sie — wie schon früher bei Gelegenheit jener Voraussetzung erwähnt wurde — seit der Blüthe des Christenthums (in der ersten Epoche nach seiner Entstehung) im Krebsgange begriffen ist. Wer jene Voraussetzung mit dem Verf. theilt, wird ihm Glück wünschen zu seinem Unternehmen, durch Rückkehr zum Autoritätsglauben mittelst einer Schulreform den allgemeinen Krebsgang zu hemmen und in ein Fortschreiten wo möglich zu verwandeln.

Ein richtiger Blick auf die neuere Geschichte der Philosophie und auf den gegenwärtigen Stand der philosophischen Bildung im allgemeinen wäre freilich sehr dienlich gewesen, um zu wissen, was man in Zukunft für die Heilung der Krankheit unserer Zeit zu erwarten habe, welcher Weg dazu als der dienlichste in pädagogischer Hinsicht einzuschlagen und zu befördern sey. Wäre der Verf. eines solchen Blicks fähig, was er (S. 106) von sich zu rühmen nicht ermangelt, so würde er das Eigenthümliche der vorzüglichsten Philosophen der neuern Zeit hervorgehoben und z. B. gezeigt haben, wie Fichte sich zu Kant verhielt, worin er einerseits mit ihm übereinstimmte, andererseits aber wesentlich von ihm abwich; wie Schelling wieder mit Fichte in einer Hinsicht einig war, in anderer aber sich desto mehr und wesentlich von ihm unterschied. Auf solche Weise erkennt man den wesentlichen

Gewinn aus dem Wechsel der Systeme und Ansichten, in welchem derjenige, dem das Auge der Vernunft über dem Schauen des Verstandes nicht erblindet ist, und der die Philosophen von den Philosophastern zu unterscheiden weiß, nicht einen bloßen Vernichtungskrieg, sondern den Fortschritt der Philosophie erblickt.

Statt eines solchen, ohne Zweifel zweckmäßigen, Verfahrens, zur Bestimmung der vorhandenen Stufe philosophischer Bildung, findet man unbestimmte, einseitige, mithin sehr oberflächliche Bemerkungen und zum Theil ganz verfehlte Urtheile. Für die Belege dazu ist hier der Ort nicht, wir sind aber bereit, wenn es der Verf. verlangen sollte, sie an einem andern Orte vollständig darzulegen, und wir würden ihn dann mit noch größerm Rechte fragen können, ob das die Gründlichkeit sey, zu welcher er die Jugend erzogen wissen will.

Kaum ist es nöthig noch zu bemerken, daß der Verf. dem Autoritätsglauben, den er so dringend empfiehlt und nicht nur in pädagogischer, sondern auch in politischer Hinsicht als allgemein nothwendig construirt, für seine eigne Person äußerst wenig ergeben ist, indem er alles, wovon in seiner Schrift die Rede ist, der Prüfung seines streng richtenden Verstandes unterwirft. Nur allein die kantische Autorität läßt er etwas gelten, sie wird aber ebenfalls durch seine Kritik ein wenig geschmälert. Seine Lehre wird nicht durch sein Beispiel unterstützt, und er beweist mithin auch von dieser Seite, wie wenig er der ansteckenden Macht des Zeitgeistes zu widerstehen vermochte.

Der Standpunct, aus welchem die Gruner'schen Schriften (Nr. 2 u. 3) abgefaßt sind, ist zwar ebenfalls der logische: sie haben aber das Eigenthümliche, daß sich darin mehr Liebe und Begeisterung ihres Verfassers für seinen Gegenstand verräth, als dieser Standpunct in der Regel zuläßt. Der Plan seines „Versuchs einer wissenschaftlichen Begründung und Darstellung der wichtigsten Hauptpuncte (Puncte wäre wohl richtiger!) der Erziehungslehre ist folgender:

Das Ganze ist in fünf Hauptstücke getheilt. Die vier ersten enthalten von S. 1 bis 163 die Begründung oder Grundlage der Erziehungslehre, das fünfte von S. 164 bis Ende (425) die Darstellung der Erziehungslehre, welches letztere sonach die vier ersten zusammengenommen um fast 100 Seiten an Umfang übertrifft. Jedes Hauptstück zerfällt in eine Anzahl Abschnitte, deren jeder mehrere Paragraphen enthält, die in stetigen Zahlen durch das Ganze fortschreiten.

Das erste Hauptstück handelt in 8 Abschnitten „von den wichtigsten Hauptpuncten der Seelenlehre;" das zweite in 3 Abschnitten „vom Wesen des rechten Lehrers und Erziehers;" das dritte in 5 Abschnitten enthält einen „Abriß der Tugend- und Glaubenslehre in inniger Verbindung;" das vierte in 4 Abschnitten „die Lehre von des Kindes Seele," welche der Verf. „als nächste Grundlage der gesammten Erziehungslehre" betrachtet.

Mit dem fünften Hauptstücke beginnt, wie bereits erwähnt, die zweite größere Abtheilung des Ganzen, nämlich die Darstellung der Erziehungslehre. (Das Wort Erziehung wird hier, wie es der Sprachgebrauch gestattet, in weiterer Bedeutung genommen, in welcher es den Unterricht einschließt.) Es enthält diese Abtheilung, als fünftes Hauptstück des Ganzen, nur drei Abschnitte (§. 99—125): der erste beschäftigt sich mit „der naturgemäßen Behandlung des Körpers des Kindes oder der physischen Erziehung;" der zweite handelt „von der naturgemäßen Stoffdarbietung zum Behufe der Entwicklung und Entfaltung der Verstandesanlage im Kinde, oder von dem Unterricht;" der dritte „von der Behandlung des kindlichen Gemüths zum Behufe der Entscheidung desselben für Tugend und Frömmigkeit."

Von diesen drei Abschnitten der vom Verf. dargestellten Erziehungslehre ist nun noch der nähere Inhalt zu bezeichnen. Im ersten gibt er in 12 Paragraphen den nöthigen Unterricht über zweckmäßige Pflege und diätetische Behandlung des jugendlichen Körpers, besonders im frühesten Alter; im zweiten ist die Rede 1. „von der Sinnenübung; 2. von der Verstandesübung; 3. von dem Unterschiede des Formalen und Materialen im Unterrichte — Methode und Manier — Elementarmethode; 4. von der rechten Weise des Unterrichts in der mathematischen Wahrheit; 5. von dem Unterrichte in der Sprache und Sprachlehre; 6. von dem Unterrichte über die Anlage des Menschengeistes, besonders über die Pflicht und den Glauben; 7. von der rechten Weise des Fragunterrichts; 8. über den Kenntniß- (Sach-, Real-) Unterricht; im besondern über die Naturwissenschaft, die Erdbeschreibung und Geschichte. — Im dritten Abschnitte wird gehandelt, a) „von der moralisch-religiösen Erziehung, als vor dem Bösen bewahrender Bildung zur Tugend und Frömmigkeit; b) von der Entscheidung des Willens für das Gute, im Gegensatze gegen böse Neigungen, oder von der moralischen Heilkunde; c) von der rechten Weise der Belohnung und der Strafe in der Erziehung."

Bevor wir nun über dieses Werk und die ihm folgende, mit ihm in genauer Beziehung stehende kleinere Schrift hinsichtlich ihres Charakters und Werths ein Urtheil versuchen, blicken wir auf ein Hauptresultat aus der bisherigen Untersuchung zurück,

das wir nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wir erkannten das Grundübel unserer Zeit einerseits und vorzüglich in einem Uebergewicht der Verstandesbildung, auf Kosten der dadurch zurückgehaltenen Vernunftentwicklung, andererseits aber in einem Streben, den Mysticismus zu pflegen, der sich mehr oder weniger durch Geringschätzung der Wissenschaft gegen den Glauben geltend machen will, demnach in einer Verkennung des wahren Werthes der Wissenschaft offenbart. Wie nun der Verstand im Leben der heutigen Menschheit das vorherrschende, den Glauben zurückdrängende Princip ist, das selbst — was wir in der Folge zu zeigen Gelegenheit haben werden — in jenes Streben zum Mysticismus unbewußt eingreift: so sind auch in der heutigen Pädagogik, worin sich der Zeitgeist spiegelt, dieselben Richtungen erkennbar, deren Wirksamkeit den Charakter der Zeit unterhält und nährt, und die sich in zwei Loosungsworten: einerseits Verstandesübung, andererseits Bildung zur Religiosität (zum Christenthum) ankündigen. Ein Theil der Pädagogen stellt sich zwar anscheinend in die Mitte zwischen beide Richtungen, indem sie durch ihre Erziehungsweise die intellectuelle und religiöse Bildung gleicherweise bedenken, den Verstand bilden und die Vernunft im Glauben befördern wollen. Meist aber wird der Weg den sie einschlagen, die Methode deren sie sich bedienen, unbewußt nach der einen oder der andern Richtung vorzugsweise einlenken.

Zu dieser letzten Gattung von Pädagogen gehört, und zwar nicht ohne Auszeichnung, Herr Gruner. Vermöge der Art seiner Bildung konnte er zwar die von uns bezeichneten Mängel der Zeit nicht in ihrer Allgemeinheit erkennen, sondern was er davon erkannt hat, ist Mangel an Bildung der Volksschullehrer, und sein ganzes lobenswerthes kräftiges Streben ist darauf gerichtet, gegen diesen Mangel zu kämpfen und Bildung in diesem Stande zu verbreiten. Auch wäre es ohne Zweifel das wirksamste Mittel, eine bessere Zeit herbeizuführen, daß man zunächst und vorzüglich auf die Bildner der Jugend wirkte. Denn haben wir Lehrer und Erzieher genug, welche die rechte Bildung besitzen, so sind uns in ihnen eben soviel geschickte Aerzte gegeben, die die Zeit in unserer aufkeimenden Nachwelt sicher heilen werden. Nur freilich ist eben die Sorge für die rechte Bildung der Lehrer der allerschwierigste Punct: denn wer soll es unternehmen, die künftigen Lehrer zu völliger Gesundheit des Geistes zu bilden, da niemand sich rühmen darf, von der krankhaften Seite des Zeitgeistes vollkommen frei zu seyn? Wenn auch die Bessern und Besten unserer Nation die Idee wahrer Bildung besitzen, werden sie es darum vermögen, diese Idee in ihrem praktischen Leben —

wenn auch nur von Seiten ihrer pädagogischen Wirksamkeit — vollkommen zu verwirklichen? werden sie es vermögen, dem allgemein herrschenden Verstandesprincip auf ihr Handeln keinen Einfluß zu gestatten? Wer sich selbst, die Natur des Menschen und das Wesen des Zeitgeistes kennt, wird, wenn er auch jener Idee sich bewußt ist, sich schwerlich beikommen lassen, diese Frage in Beziehung auf sich selbst zu bejahen. Wir dürfen nur hoffen, daß die wahre religiöse und philosophische Bildung unserer Zeit, an deren Daseyn kein Vernünftiger zweifeln wird, in ihrem Fortschreiten allmälig mehr ins praktische Leben übergehen werde, und jeder wirke so gut er's vermag, um eine bessere Zeit herbeiführen zu helfen, sich bescheidend, daß er als Einzelner die Zeit nicht umzuschaffen vermag.

Auch der Verfasser von II. und III. hat zu diesem Behuf in seinen Schriften geleistet was er vermochte, und er fährt in dieser Richtung fort als praktischer Pädagog thätig zu seyn. Aber niemand kann Höheres geben, als er selbst hat — seine Bildung. Es wird also darauf ankommen zu erkennen, von welcher Art des Verfs. Bildung sey, um seine Leistungen gehörig zu würdigen. Die Quelle dieser Bildung ist nicht schwer zu bemerken: es ist ursprünglich die kantische Philosophie, namentlich die Kritik der praktischen Vernunft, von welcher der Verf. ausgegangen ist, nur daß er diese Lehre eigenthümlicher in sich ausgebildet hat, als es bei den meisten Kantianern der Fall ist, so daß in ihr der religiöse Glaube besser nach seinem Wesen erkannt und gewürdigt wird. Der Glaube ist ihm daher das Höchste, insofern in ihm die Vernunft als höchstes, geistiges Vermögen thätig ist, und alle Vernunftwahrheiten (Vernunftideen) in ihm sich offenbaren. Daher auch der Verf. mit Kant die Achtung vor der Vernunft oder dem Vernunftgesetz als höchstes Moralprincip, zugleich aber auch als Princip der religiösen Erkenntniß aufstellt. Fassen wir dabei vorerst und vorzüglich mit dem Verf. die Idee wahrer Volksbildung ins Auge, so stimmt er insofern mit allen vernünftigen Pädagogen überein, daß moralisch religiöse Bildung, Bildung zum Glauben und zur Tugend, beide in ihrem Wesen als e i n s erkannt, das höchste Ziel sey, worauf alle Erziehung und aller Unterricht abzwecken soll. Ueber alles wichtig aber muß es seyn, daß der rechte Weg nicht verfehlt werde, auf welchem dieses Ziel erreichbar seyn kann. Der Weg aber, den der Verf. zunächst für die Bildung der Jünglinge, die sich den Beruf des Volksschullehrers erwählt haben, eingeschlagen hat, ist — *eine Seelenlehre, gegründet auf Selbstbeobachtung.* Daher, wie aus obiger Inhaltsanzeige hervorgeht, ist diese Seelenlehre das erste, was sich der Verf. angelegen seyn

läßt, auf der alles andere beruhen soll; durch sie sollen die Jünglinge zur Achtung vor der Vernunft und durch diese zum Glauben wie zur Tugend geführt werden.

Wir wollen vorerst gar nicht nach der Beschaffenheit dieser Seelenlehre fragen, wir wollen zunächst nur untersuchen, ob sie der rechte Weg zur Bildung der Volksschullehrer und durch diese zur rechten Bildung des Volks seyn könne. Die eigne Selbstbeobachtung soll die alleinige Quelle seyn, aus der die Erkenntniß des Wesens der Seele und der Formen dieses Wesens fließt! Wir fragen: ist nicht der Mensch sich selbst das größte Räthsel, und ist unter allen Gegenständen nicht die menschliche Natur der schwierigste für die richtige Beobachtung? Und setzt denn nicht überhaupt alle Beobachtung, wenn sie richtig seyn und durch sie Wahrheit gefunden werden soll, eine nicht unbedeutende Stufe der Bildung schon voraus? Wer durch Beobachtung Wahrheit finden will, muß schon viel Wahrheit besitzen. Das Auge des Verstandes muß schon geschärft, von seiner Blödigkeit geheilt seyn, wenn es richtig sehen soll. Man schicke einen (ungebildeten) Knaben in die freie Natur, damit er sie beobachte, in welchem Reiche es sey, und wenn er heim kommt, wird man sehen, wieviel die Ergebnisse seines Beobachtens werth sind. Wer mit schlechten Fonds (mit Vorurtheilen und Irrthümern) beobachtet, wird auch schlechte Früchte seiner Beobachtung ernten, die diesen Fonds entsprechen werden. Genug und fast zu viel, um darzuthun, was wir sagen wollen, daß die Selbstbeobachtung unmöglich die erste Quelle wahrer Erkenntniß seyn kann, und daß diese, wenn sie schon vorhanden ist, durch jene nur weiter gefördert werden kann. Der Verf. täuscht sich sehr, wenn er meint, er sey zuerst und vorzüglich durch seine Selbstbeobachtung geworden was er ist. Ohne den Einfluß der christlichen Religion, unter Nichtchristen geboren und erzogen, würde ihn keine Selbstbeobachtung zur Achtung vor der Vernunft geführt haben: denn erst muß man den Glauben besitzen und zu diesem Besitz auf anderm Wege gelangt seyn, bevor man auf wissenschaftlichem Wege zur intellectuellen Ueberzeugung von seinem Werthe geführt werden kann.

Der Verf. wird dagegen erwiedern, daß ihm das Letztere nichts Neues sey, daß er es selbst gesagt habe, daß er wohl wisse, es bedürfe zur richtigen Selbstbeobachtung einer Anleitung und daß er ohne diese Ueberzeugung weder eine Begründung noch eine Darstellung der wichtigsten Puncte der Erziehungslehre, noch weniger eine Entwicklung der den Volksschullehrern unentbehrlichsten Vorkenntnisse geschrieben haben würde. Da aber in seinen Schriften eine Anleitung zur Kunst, sich selbst richtig zu beobachten, nicht zu finden ist, so liegt in dieser Erwiederung, in Verbindung mit

dem was wir oben über die Beobachtung überhaupt gesagt haben, das Geständniß, daß es für die Seelenlehre noch einer andern und sicherern Begründung bedürfe, wie überhaupt für die Bildung der Volksschullehrer eines bessern leitenden Princips, als die so schwierige, mithin höchst unsichere Selbstbeobachtung.

Die Seelenlehre ist nur ein Theil der Anthropologie, und diese ist ein ganzer Organismus von Wissenschaften, welche theils real (Naturwissenschaften), theils ideal (Geisteswissenschaften) sind und mit einander in organischer Beziehung stehen. In einem Organismus kann der Theil nicht ohne das Ganze, das Ganze nicht ohne die Theile gehörig verstanden und in seinem Wesen erfaßt werden; woraus hervorgeht, daß eine isolirte, auf Selbstbeobachtung gebaute Seelenlehre ohne Begründung durch die anthropologischen Naturwissenschaften, welche wieder die nöthigen Vorkenntnisse von andern Naturwissenschaften fordern, auf schwachen Füßen ruht.

Doch dies nur beiläufig zur Würdigung der vom Vf. zu hoch gestellten Selbstbeobachtung. — Wir verkennen den Werth der Bildung des Vfs. nicht, wir ehren und theilen seine Ueberzeugung von der Würde und Bestimmung des Menschen, von der Wichtigkeit der Erziehung, achten vorzüglich seine Begeisterung für den Beruf des gebildeten Erziehers, wie seine angelegentliche Sorge für die Beförderung der Bildung unter den Volksschullehrern; wir freuen uns über alles Wahre und Gute, dessen seine Schriften nicht wenig enthalten: aber — darin werden wir uns ewig nicht mit ihm vereinigen, daß man die Volksschullehrer zu praktischen Philosophen im Sinne Kants bilden, d. h. zu derjenigen Bildungsstufe führen solle, in welcher sie die Vernunft als das Göttliche im Menschen zu achten vermögen, und diese Achtung zu ihrem höchsten Führer durch's Leben wählen können. Es würde dieses Unternehmen einerseits nur höchst selten gelingen, und so oft es nicht gelänge, vielmehr Nachtheil als Nutzen stiften müssen; andererseits wäre diese Bildungsstufe zu hoch für den Volksschullehrer und daher der Ausübung seines Berufs keineswegs günstig. Denn um die Vernunft zu achten, dazu gehört, daß man sie in ihrem wahren Wesen und in ihrem rechten Verhältniß zur menschlichen Gesammtanlage, vorzüglich in ihrer klaren Unterscheidung vom Verstande, erkenne. Diese Erkenntniß ist aber die philosophische, zu welcher kein anderer Weg führt als gründliches philosophisches Studium: und dürfen wir dieses dem Volksschullehrer zumuthen? Der Vf. hat die Gefahren dieses Wegs zur Bildung des letztern nicht erkannt, er wird in der Regel dahin führen, daß die Lehrlinge in dem eigenen (individuellen) Verstande einen Götzen verehren lernen. Denn wo es nicht zur

philosophischen Selbsterkenntniß kommt, da wird die Vernunft vom Verstande nicht unterschieden oder nur verworren und daher *unrichtig*, dann führt die unablässige Hinweisung auf Selbstbeobachtung des eignen Innern zur Ausbildung des rein verständigen Selbstbewußtseyns, von welchem die individuelle Selbstverehrung unzertrennlich ist, in welcher man selbst den Glauben als etwas Verdienstliches (Selbsterworbenes) sich anrechnet. Bekanntlich ist unsere Zeit zu dieser Selbstverehrung, die nichts anders als Hochmuth ist, nur allzu geneigt, und nichts thut gegenwärtig mehr Noth, als daß man in den zu künftigen Lehrern bestimmten Zöglingen die rechte Demuth, d. h. die religiöse Bescheidenheit, die Anerkennung der eignen Ohnmacht zum Guten, wenn nicht die Kraft Gottes durch göttliche Vermittelung in uns wirkt — diese so selten gewordene Grundtugend, — bestens gepflegt werde. Dazu bedarf es aber der Geltendmachung und bessern Benutzung einer höhern Autorität, nämlich der biblischen und kirchlichen, und an der Hand des Positiven der christlichen Religion soll die Bildung des künftigen Volksschullehrers, unter vernünftiger Anleitung, fortschreiten, damit sein Glaube allmälig selbständiger werde, aber nicht auf dem Wege des philosophirenden, auf das eigne Selbst reflectirenden Verstandes, sondern durch zweckmäßige Anregung des tiefen religiösen Gefühls, welches das Göttliche außer sich anzuschauen glaubt, sowohl im göttlichen Menschen als in der Natur, in sich aber als unmittelbares Wirken Gottes anerkennt. Auch der Verstand soll keinesweges vernachlässigt, sondern vielmehr, in Angemessenheit der rechten Bildungsstufe des Volksschullehrers, im Lehrlinge bestens gebildet werden: aber nicht als ein Vermögen, das (wie der Verf. meint) durch fleißige Cultur fähig wäre dem Menschen das Reich der Vernunft (im Glauben) zu eröffnen und ihn darin aufzuklären, sondern als Gabe Gottes, die geübt und entwickelt werden muß, um dem Menschen über die irdischen Verhältnisse des Lebens Licht zu geben und ihm zu zeigen, wie er diese dem göttlichen Leben im Glauben zweckmäßig unterordnen soll. Diesen Weg zu vorwaltend religiöser Bildung würden wir, in Hinsicht auf die Erziehung der Volksschullehrer, als den rechten erkennen, der eingeschlagen und verfolgt werden soll, so weit oder so gut es der Geist der Zeit, der ihm nicht günstig ist, gestattet. Wie aber zugleich die durch den Unterricht erzeugten Kenntnisse, soviel möglich, eine religiöse Beziehung erhalten, und inwiefern der Verstand dabei mitwirken kann, davon wird vielleicht weiter unten zu sprechen Gelegenheit kommen.

Der Zweck unserer Abhandlung ist nicht, viel ins Einzelne und Nähere des Inhalts der hier zu beurtheilenden Schriften einzugehen — sonst würde aus der Abhandlung ein Buch werden

— sondern vielmehr den Geist und Charakter einer jeden darzulegen, den Standpunct ihres Verfassers zu bezeichnen und die Richtung seiner Thätigkeit in pädagogischer Hinsicht zu beurtheilen, mit Rücksicht auf das was unsere Zeit bedarf um dem Geiste derselben eine heilsame Wendung zu geben. Unsere Obliegenheit wäre sonach in Beziehung auf das Grunersche Werk Nr. II schon erfüllt, da wir die Richtung der pädagogischen Thätigkeit des Verfassers, die sich darin offenbart, aus einem höhern Standpuncte gewürdigt zu haben glauben. Wir haben den des Verf. als den logischen, d. h. als den Standpunct der Reflexion oder des vorwaltenden Verstandes in wissenschaftlicher Hinsicht, bezeichnet. Daß wir uns darin nicht irren, erhellt schon daraus, daß er das ganze Gebiet der Vernunft auf den Glauben beschränkt; mithin ist die Wissenschaft allein auf die Functionen des Verstandes verwiesen, und alles Wissen ist reines Verstandeswissen. Von der Möglichkeit einer intelligenten Vernunfterkenntniß ist nirgends die Rede. Wer nun diese reine Verstandeswissenschaft, die, vom Glauben getrennt, diesem nicht günstig seyn kann, dennoch mit dem Glauben in Harmonie setzen will und ihn dadurch zu fördern meint, wird schwerlich vermeiden, daß er oft mit sich selbst in Disharmonie erscheine. Wir wollen dieses in Beziehung auf die vorliegende Schrift an einigen Beispielen nachweisen.

S. 165 soll das Wesen der rechten Erziehung darin bestehen, daß sie, „die innere selbstthätige Entwicklungskraft der Menschennatur im Kinde achtend, aus Anerkennung ihres göttlichen Ursprungs, im Grunde alles von ihr erwartend, sich bescheidet, nur hinwegräumend (negativ), nicht bestimmt eingreifend (positiv) wirken zu dürfen.“ Es ließe sich viel sagen, um das Einseitige und sogar Nachtheilige dieses bloß negativen Begriffs der Erziehung vollständig zu entwickeln; wir fragen aber nur, wie es mit der an andern Orten gerühmten Würde der Erziehung übereinstimme, wenn diese bei der Menschenentwicklung keine höhere Rolle zu spielen hat, als die einer gleichsam bloß auf- und wegräumenden Magd oder Aufwärterin? Jener Begriff beruht auf einer zu einseitigen Ansicht der Menschennatur, die bloß die göttliche Seite berücksichtigt und von einer entgegengesetzten, von einer überwiegenden allerdings ursprünglichen Neigung zum Abfall vom Göttlichen, bei gehöriger Aufsicht, nichts fürchtet. Das Wesen der Erziehung besteht vielmehr hauptsächlich in einem zeugenden und daher auch positiven Einwirken des Erziehers auf den Zögling. Bei einem bloß negativen Verhalten wird bald der Zögling anfangen positiv auf seinen Erzieher einzuwirken, da bei aller organischen Wechselwirkung der eine Factor nothwendig vorwaltend positiv, der andere überwiegend negativ ist. Die Nachtheile aber eines solchen verkehrten Verhältnisses brauchen wir nicht erst zu entwickeln.

Mit dieser Erklärung des Verf. über das Wesen der Erziehung steht nun wieder nicht in Harmonie, was er früher S. 130 über die unmittelbare Erkenntniß in Beziehung auf die Kindesanlage äußert. Wenn nämlich die Erziehung ihrem Wesen nach sich vorwaltend negativ verhält, so muß die Anlage des Kindes das ursprünglich und vorzugsweise Positive oder Thätige bei der pädagogischen Wechselwirkung seyn. Damit stimmt nun die Behauptung eines bloß negativen (passiven) Verhaltens der Kindesseele bei der Entstehung einer Erkenntniß keineswegs überein, z. B. wenn der Verf. S. 130 sagt, alle unmittelbare Erkenntniß, sie beziehe sich auf den äußern oder innern Sinn, sey unmittelbare Gabe der Natur und des Schöpfers, — sie sey dem Kinde „so zu sagen, in die Wiege gegeben. — Sie werde empfangen durch die Anschauung." u. s. w. Die Erkenntniß? — Wir glauben mit Recht der Meinung zu seyn, keine Erkenntniß könne gegeben, keine bloß empfangen seyn, sondern alle Erkenntniß sey nothwendig Product der Thätigkeit der Erkenntnißkräfte. Auch sind wir überzeugt, daß die Anschauung, es sey äußere oder innere, keineswegs bloß empfangend, sondern auch positiv, zeugend sey; wir wissen vielmehr, daß die Anschauung selbst Erkenntniß, daß alle Erkenntniß nur insofern lebendig sey, als sie nicht bloße Begriffserkenntniß, sondern zugleich Anschauung ist.

Des Verfs. Standpunct gibt sich gleich anfangs in den Vorbemerkungen zu seiner Seelenlehre sehr deutlich kund, z. B. in folgenden Zeilen: „Ich empfinde das Sinnliche außer mir, in der Umgebung; das was mir von dieser am nächsten liegt, nenne ich meinen Körper. Ich fühle mich selbst diesem Aeußern gegenüber, als ein Inneres. Dieses Innere ist mir das einzig Lebendige; das Aeußere ist mir ein Todtes. Diesen Unterschied des Aeußern und des Innern, des Lebendigen und des Todten halte ich fest, und indem ich das thue, sobald ich es thue, fange ich an mich zu unterscheiden von den Dingen der Umgebung. Ich komme dadurch aus dem dunkeln Gefühle meiner selbst, zu dem vollen Bewußtseyn meines Daseyns." u. s. w. — Nicht zu dem vollen und wahren (vernünftigen) Selbstbewußtseyn gelange ich dadurch, sondern vorerst nur zu dem selbstsüchtigen Trugbewußtseyn meines Verstandes. Denn ist eine Ansicht nicht selbstsüchtig zu nennen, die außer und neben dem eignen (individuellen) Selbst kein Leben anerkennen will? — Das eigene Selbst als das einzige Lebendige im Mittelpuncte eines unendlichen Todtenreichs! Stößt dieser Gedanke nicht schon das natürlich sittliche Gefühl zurück, das vielmehr alles um sich her als Lebendiges zu erfassen geneigt ist? Und wieviel weniger wird er sich mit einer lebendig religiösen Weltansicht vertragen, in welche sich der Mensch

[illegible] einer lebensvollen, durch Gottes unendliche Kraft beseelten Welt umgeben fühlt, sich selbst aber nur als einen selbstbewußten Tropfen in dem Weltmeere des Lebens erblickt! Wie verträgt er sich, muß man am Ende fragen, mit dem, was der Verf. selbst später, bei Gelegenheit der moralisch religiösen Erziehung, über die Nothwendigkeit der Erweckung und Bildung des kindlichen Sinnes für die Natur und ihre Schönheit gesagt hat? Er sagt z. B. in dieser Beziehung S. 368 II: „Zugleich muß der kindliche und überhaupt menschliche Geist durch diese Anschauung der schönen Natur überall zu der Anerkennung und Verehrung ihres Urhebers geführt werden. Als äußere Natur aufgefaßt, führt sie zu Gott als Schöpfer, als Wohlthäter der Menschen, als Erhalter und Regierer der Welt. Als innere Natur aufgefaßt, als geistige führt sie zu Gott, als dem heiligen Urheber des heiligen Gesetzes im Innern.“ — Aber darf man die Anleitung der Jugend zu einer solchen religiösen Naturansicht von einem Erzieher erwarten, den man gelehrt und gewöhnt hat, alles Aeußere, also die ganze Natur außer dem Menschen, ja selbst den menschlichen Leib als ein Todtes zu begreifen? Von letzterem meint der Verf. (S. 32. III.), es komme bei der Frage nach der Natur des Menschen gar nicht in Betrachtung; der Leib des Menschen sey ein thierischer Leib, die Frage sey nicht nach dem Thierischen am Menschen, sondern nach dem Menschenwesen in der Schöpfung, der Leib sey nicht unser Selbst. Zu solcher auf's höchste getriebenen Einseitigkeit kann nur der speculirende Verstand führen, der seine Rechnung für sich, ohne den höhern Wirth (die Vernunft) machen will. Hat der künftige Lehrer den menschlichen Leib einmal auf solche Weise und nicht besser würdigen gelernt, so kann es nicht viel helfen, wenn man ihm später, wie der Verf. S. 91 sagt, es müsse „für den Lehrer und Erzieher von der größten Wichtigkeit und es müsse ihm Bedürfniß seyn, die wundervolle Einrichtung des menschlichen Körpers genau kennen zu lernen. Schimmere ihm doch aus ihr allerwegen die unendliche Weisheit und Liebe des Urhebers der Natur hervor“ u. s. w. — Bedarf es noch mehr, um überzeugt zu seyn, des Verfassers wirkliche Achtung vor der Vernunft, d. h. vor dem Glauben, und alles Wahre und Gute, was seine Schriften enthalten, gründe sich keineswegs auf seine Philosophie, sondern sey vielmehr aus einer von ihm verkannten, unendlich bessern Quelle entsprungen? — Wir wollten durch diese wenigen Ausstellungen nur darauf aufmerksam machen, daß es eines höhern Standpuncts bedürfe als des logischen, um eine wissenschaftliche Erziehungslehre, wie sie für unsere Zeit gefordert werden muß, genügend und allseitig zu gründen und darzustellen.

Nr. 3 ist übrigens dem Sachinhalte nach von Nr. 2 nicht verschieden. Sie besteht aus achtzehn Vorträgen, die sich fast alle auf die Abschnitte in Nr. 2. beziehen, die drei letzten Vorträge ausgenommen, welche eine Anleitung zur Fortbildung der Lehrer enthalten. Herr Gruner hatte mit dieser kleinen Schrift keine andere Absicht, als denjenigen jungen Leuten, die sich zu Volksschullehrern berufen glauben und sich zu diesem Beruf gehörig vorbereiten wollen, durch einen möglichst populären Vortrag seine Lehren, vorzüglich seine Seelenlehre, recht begreiflich und eindringlich zu machen, um ihnen dadurch den Gebrauch von Nr. 2. bestens zu erleichtern. Wir brauchen daher auf das Nähere des Inhalts keine Rücksicht zu nehmen.

Sehr abweichend nach Geist und Tendenz von den zuvor beurtheilten Schriften ist Nr. 4. Ihr Verf. Herr Krummacher, der sich zuerst durch seine Parabeln, später durch ähnliche Schriften religiösen Inhalts den verdienten Ruf erworben hat, erscheint hier als ein Religiose der besten Art und der ersten Größe in unserer Zeit, als ein Mann nach dem Herzen Gottes wie Luther, mit dem er auch in der Festigkeit und Stärke des christlichen Sinnes, wie dem Ton und Nachdruck des Vortrags Aehnlichkeit hat. Seinen Standpunct, wenn man vorerst darauf sieht, was er will und nicht will, was er für die Volksschule fordert und von ihr entfernt wissen will, wußten wir nicht besser zu bezeichnen, als wenn wir ihn den kirchlichen nennen. — Aus dem „Weihe- und Vorwort an den Generalsuperintendenten W. Roß" erfährt man, daß der Verf. seine „christliche Volksschule im Bunde mit der Kirche" größtentheils im Soolbade zu Elmen geschrieben hat, wo er sich aus Bedürfniß eines an ernste Beschäftigung gewöhnten Thätigkeitstriebes diesen Gegenstand wählte. Diese Entstehungsart entschuldigt einigermaßen den Mangel an hinlänglicher systematischer Anordnung des Inhalts und die oft allzuwortreiche Breite des Vortrags. Wir würden an seiner Stelle das vorerst leicht Hingeworfene später einer strengern Durchsicht unterworfen haben, wobei sich gefunden hätte, daß das Wesentliche des Inhalts auf viel weniger Bogen beschränkt werden konnte. In unserer vielschreiberischen Zeit thut es wohl Noth, daß auch gute Schriftsteller die durch das Viele so beschränkte Lesezeit ihrer Leser bestens schonen.

Wer nicht schon aus dem Titel deutlich genug erkannt hätte, welche der oben bezeichneten pädagogischen Hauptrichtungen unserer Zeit sich in der Schrift des Verfs. offenbare, dem würde diese Richtung in folgenden Zeilen des genannten Vorworts vollkom-

men klar werden: „Ja, lieber Freund, und hierin denkst du ja einstimmig mit mir — soll es besser werden mit dem Volke, mit der Kirche, mit der Christenheit, so muß es anders werden mit der Jugend und den Volksschulen. Hier muß das Besserwerden beginnen. Und hierzu gibt es, mein' ich, nur einen Weg, der zugleich die Wahrheit und das Leben ist und hat einen schönen Namen und heißt Christus und sein Evangelium. Christlich, evangelisch müssen die Menschen, die Staaten, die Völker werden, wie sie ja heißen, und auf daß solches komme, müssen die christlichen Schulen christlich werden. Unser Volksschulwesen ist in das Heidenthum gerathen; das christliche Element ist daraus theils absichtlich verbannt, oder durch Nachlässigkeit verschwunden, theils zur Nebensache gemacht und in den Hintergrund gestellt worden. Mag es hier und da im einzelnen besser lauten, im allgemeinen ist es nicht anders." — Zugegeben, lieber Krummacher — würden wir dem Verf. an der Stelle des Freundes hierauf erwiedern — aber durch welches Fenster soll denn das Christlichwerden der Volksschulen hereinkommen, wenn bereits das christliche Element aus der Masse der Volksschullehrer entwichen ist? „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln?" Wohl wird in unserer vielverständigen Zeit über Religion und religiöse Erziehung viel und zum Theil recht Schönes gesagt und geschrieben! Vielleicht ist das eben kein gutes Zeichen der Zeit, insofern es zum Beweise dient, daß das christliche Element heutiges Tags viel mehr im Munde und in der Feder als im Herzen lebt. Das religiöse Leben ist unter der Oberherrschaft des Verstandes — man darf wohl sagen — fast allgemein verkümmert, und unter der Mehrzahl der Theologen, von welchen doch die christlich religiöse Bildung vorzugsweise ausgehen muß, herrscht ein Rationalismus, in welchem das, wovon er den Namen hat, die Vernunft (ratio) eine sehr dürftige Rolle spielt, da in ihm vielmehr das logische Denken *) den Glauben zu vernichten, in ein Begriffssystem zu verwandeln trachtet und zum Theil schon verwandelt hat. Dagegen könnte man von dem übrigen Theil der Theologen wohl mit Wahrheit sagen, daß er über der Polemik gegen den Rationalismus die Zeit zum religiösen Leben verliert. Wo sollen also unter diesen für den Glauben so

---

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt hiermit der Recensent, daß er den Werth und die Unentbehrlichkeit der Logik keineswegs verkennt; nur soll man sie nicht als die höchste Instanz für alle Philosophie betrachten. — In der Vernunftwissenschaft gibt es — um einen bekannten Ausspruch Shakspeare's hier anzuwenden — im Himmel und auf Erden viel (erkennbare) Dinge, wovon sich unsere Logik nichts träumen läßt.

ungünstigen Zeitumständen, zur Verchristlichung der Schulen die nöthigen Lehrer und Erzieher herkommen, deren Gemüther doch erst von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens erfüllt seyn müssen, wenn sie die der Jugend damit befruchten sollen? Vorschriften, Angaben, vorläufige Darstellungen über die Art und Weise, wie man die Schulen und den Schulunterricht zu verbessern und einzurichten habe, sind wohl auch nöthig, aber für sich allein können sie eben so wenig helfen, als die bekannten Verordnungen einiger Regierungen, welche den Zweck haben, jenem Rationalismus Einhalt zu thun und dagegen die reine evangelische Lehre wieder in Aufnahme zu bringen. Aus dem ganz einfachen Grunde kann beides für sich allein nicht helfen, weil nichts zu Herzen gehen kann was nicht aus dem Herzen kommt, weil die Form ohne den Geist diesen nicht zurückzurufen vermag. Vor allem also müßte man einem nicht unbedeutenden Theile des Volks- und Schullehrerstandes wo möglich einen bessern christlichen Geist einhauchen, wenn es besser werden soll mit dem Ganzen; denn wie der Geist der Erwachsenen ist, so pflanzt er sich in der Regel auf die Jugend fort. — Um diese große Schwierigkeit hat sich nun der Verf., bei der Abfassung seiner Schrift wenig bekümmert, ob er sie gleich gefühlt zu haben scheint, und daher nicht selten seinen vorschriftlichen Mittheilungen die Bedingung beigefügt hat: „wenn der Lehrer Sinn dafür hat." Da es indessen, wie gesagt, auch gut und sehr nöthig ist, zu wissen und zu sagen, was und wie die Schule ihrer Idee gemäß seyn und nicht seyn soll, besonders wenn die Darstellung zugleich soviel christlichen Geist athmet, wie bei unserm Verf., so halten wir uns an das was er gegeben hat, und suchen es nach seinem Werthe mit Unbefangenheit wissenschaftlich zu würdigen, wobei wir uns aber nur an das Wesentlichste wenden dürfen.

Es kommen in dieser Schrift so ziemlich alle Hauptpuncte der speciellen Erziehungslehre in ihrer Beziehung auf die Volksschule zur Sprache. — Alle Vorschläge und vorschriftlichen Erörterungen eines Schriftstellers müssen nach seinen Grundsätzen beurtheilt werden, worauf er sie gründet. Auf die des Verfassers nehmen wir also hier vorzugsweise Rücksicht. Wir lassen den Inhalt nach den Ueberschriften folgen und geben den wichtigsten Puncten desselben unsere Bemerkungen bei.

1. Schulbesuche (S. 9 ff.). Der Verf. läßt hier, wie auf einer pädagogischen Reise durch das Reich der Schulen, die verschiedenen Gattungen der Volksschullehrer, nach ihrem Charakter und ihrem Treiben die Musterung passiren, wobei die einseitige Bildung der meisten, beim Mangel des christlichen Sinnes, ihre Liebhabereien, ihre Steckenpferde und andere Mängel zur Sprache

kommen. Der Verf. verweilt zuletzt bei den wenigen, welche noch nach der alten gründlichen Weise unterrichten, und diese werden von ihm (in Uebereinstimmung mit dem Verf. von I) in das gebührend vortheilhafte Licht gestellt. 2. Zeit und Wetter (S. 19 ff.). Auch eine kurze Geschichte der Entstehung und Entwicklung des neuern Volksschulwesens. — Nachtheile der Vielwisserei. 3. Schullehrerstand (S. 25 ff.) Es wird gezeigt, worauf sich die Achtung die ihm gebührt, gründen soll. 4. Kirche und Staat (S. 31 ff.). Ein wichtiger Gegenstand für die Erziehungslehre und daher werth ein wenig dabei zu verweilen.

Der Verf. spricht hier sehr vernünftig über das Wesen des häuslichen Lebens, des Staats und der Kirche und über deren natürliche Verhältnisse, doch mehr aus richtigem Gefühl als wissenschaftlich, daher es nicht fehlen kann, daß manches der Berichtigung bedürfe; doch kommt dieses sehr wenig gegen den Werth dieses vortrefflichen Aufsatzes in Betrachtung, bei dessen Lesung wir dem Verf. fast durchgängig mit vollem Beifall folgen konnten. Sehr richtig sagt er z. B. S. 32:

„Das häusliche Leben ist der enge Kreis der ersten Pflege und Bildung des Menschen; der Staat beschützt jedes häusliche Leben, daß keine Störung von außen in dasselbe eindringe; die Kirche will und hat den Zweck, daß das menschliche Leben im Haus und Staat geheiligt und ein gottseliges werde.“ Dieses Verhältniß setzt nun der Verf. etwas näher auseinander und sagt dann weiter: „Das Haus hat es demnach zunächst zu thun mit dem ganzen Menschen und allem Menschlichen in ihm, der Staat mit dem Menschen in seiner äußern irdischen Erscheinung und Verbindung mit andern Menschen, die Kirche mit dem inwendigen unsichtbaren Menschen in seinem göttlichen ewigen Beruf.“ Wenn nun der Verf. hierauf den Schluß folgen läßt: „Der Staat hat also mit der Erziehung und Ausbildung des Menschen als solchen eigentlich nichts zu schaffen,“ so kommt es von einiger Mangelhaftigkeit der Vordersätze, nämlich daher, daß der Verf. die Functionen des Staats etwas zu unvollständig aufgefaßt hat. Das Wirken des Staats besteht nicht allein im Beschützen und Abwehren feindlicher Kräfte von den Bürgern, es bezieht sich nicht ausschließend auf das Aeußere des bürgerlichen Lebens, um das Innere sich selbst und Anderer Sorge zu überlassen, was eine sehr einseitige Richtung wäre. Die Sorge und Thätigkeit des Staats ist vielmehr naturgemäß auf die Gesundheit und Erhaltung seines Ganzen (seiner selbst und des Volks), auf einen Zustand des letztern gerichtet, in welchem alles Leben in Harmonie mit sich selbst und dem Ganzen gedeihen könne.

Dies wird sogleich einleuchten, sobald man bedenkt, daß der Staat seiner Idee nach nichts anders seyn kann, als das Haupt seines Ganzen, dieses beseelend und regierend durch seine Nerven. — Hat daher der Staat unmittelbar nichts mit der Erziehung und Ausbildung seiner Bürger zu thun, so hat er desto mehr mittelbar dafür zu sorgen, z. B. durch Beförderung der Künste und Wissenschaften, durch Berücksichtigung einer zweckmäßigen Organisation des Schulwesens, die ihm höchst angelegen seyn muß, da die Erhaltung (fortwährende Erneuerung) seiner selbst und seines Ganzen *allein* auf der Schule (in weitester Bedeutung) beruht. Wir können daher auch dem nicht ganz beistimmen, was der Verf. im folgenden Abschnitte: 5. Stand und Stellung der Schule und ihrer Lehrer behauptet, indem er diesen Abschnitt, S. 48, mit den Worten beginnt:

„Die Volksschule ist also Bildungsanstalt der Kirche, ihr angehörig, für sie wirkend unter ihrer Leitung; sie ist die Kirche christlicher Jugend. Das Volksschulwesen ist ursprünglich aus der Kirche hervorgegangen und mußte aus ihr hervorgehen. Unchristliche Völker hatten keine Schulen für die Jugend" u. s. w. Das Letzte ist nicht ganz richtig, was leicht aus der Geschichte nachzuweisen wäre; es kann nur zugegeben werden, daß sich das Schulwesen in der vorchristlichen Zeit in sehr unvollkommenem Zustande befand. Nicht ganz in Uebereinstimmung mit sich selbst gibt der Verf. in der Folge (S. 51) selbst zu, daß die Schule vergleichungsweise auch „der Staat der Kinder" genannt werden könne. Die Schule ist die Zeugungsanstalt (Regenerationsanstalt) für die Bildung des organischen Ganzen, in welchem Staat, Kirche und Schule die drei Hauptsysteme bilden, woraus der Antheil der Kirche an der Schule und ihr natürliches Verhältniß zu ihr von selbst hervorgeht. Kirche und Staat haben gleichen Antheil an der Schule; aber jene steht mit ihr in noch näherer Beziehung, insofern sie auf sie zum Theil unmittelbaren Einfluß durch den Unterricht hat, aber sie kann darum der Schule nicht alles seyn und darf sich mithin die Leitung derselben nicht ausschließend zueignen. Manches also, was der Verf. aus seiner Ansicht zunächst ableitet, z. B. daß der Volksschullehrer ein Kirchendiener sey oder seyn solle, wird durch unsere Bemerkung zugleich mit berichtigt seyn. Uebrigens enthält dieser Aufsatz ebenfalls viel Wahres und Treffendes, für unsere Zeit sehr Beachtungswerthes. Wir gehen weiter.

6. Lebensstufen (S. 57 ff.). Verhältniß der Hauptstufen der Natur (Mineral, Pflanze, Thier und Mensch) durch Unterscheidung ihres Wesens. — Der Mensch als höchste Stufe: sein Unterschied von den Thieren. — Verhältniß der Vernunft zum

Glauben. Wir werden vielleicht bald Gelegenheit haben, uns auf manche Stelle in diesem Aufsatze, den wir ebenfalls als einen der gelungensten bezeichnen können, zu berufen. — 7. Das Schulgebäude (68 ff.). 8. Das Leben der Schule (S. 77 ff.). Eine ausgeführte Musterung der Schulen, hinsichtlich ihrer Fehler und ihres Mangel an dem wahren Leben. 9. Sinnliches Leben (S. 87). 10. Strafen und Belohnungen (S. 95 ff.). Körperliche Züchtigungen werden aus der Volksschule verwiesen, nachdem ihr Nutzen bei der häuslichen Erziehung anerkannt worden. Ueber diesen Punct gibt es manches Für und Wider. Alles kommt ja wohl auf die rechte Art und Weise an. Beachtenswerther ist was der Verf. über die Unzulässigkeit der Belohnungen, besonders über die Nachtheile der Reizmittel für den Ehrgeiz sagt. 11. Religiöses Leben der Schule (S. 120 ff.). „Die Verfassung der Volksschule muß eine theokratische, eine christokratische seyn." Durch diesen Satz ist der Inhalt dieses Aufsatzes bezeichnet, der sehr abgekürzt und mit dem folgenden zusammengenommen werden konnte. Er scheint uns zu wenig Interesse zu haben. Wir würden, da alles auf das Wie der Ausführung ankommt, lieber ein Bild einer solchen Verfassung nach dem Leben, wie es der Verf. in der Volksschule fordert, zu entwerfen gesucht haben. Davon kommt erst im folgenden Abschnitte einiges vor. 12. Das kirchliche Leben der Schule (S. 151 ff.). Es werden unter anderem kirchliche Schulfeste vorgeschlagen und zum Behufe derselben Liturgien nach dem Vorbilde der Betstunden der Brüdergemeine empfohlen. Der Verf. gibt ein Beispiel für das Weihnachtsfest. 13. Vaterländische Schulfeste (zur Beförderung der Vaterlandsliebe) — werden von unserm Verf. nicht gebilligt. 14. Theilung der Volksschule, Anfangs- und Hauptschule (S. 189). 15. Die Volksschule als Lehranstalt (S. 218 ff.). Historisch polemischen Inhalts gegen die falsche Aufklärung unter den protestantischen Gelehrten, mit Rücksicht auf den verderblichen Einfluß, den sie auf die Volksschule gehabt hat. Der Aufsatz scheint eine nähere Beachtung zu fordern.

Der Verf. polemisirt zunächst gegen die sogenannte kritische Philosophie als die größte Feindin des Evangeliums. Und wer mag ihm hierin mit Grunde widersprechen? Daß der Kriticismus dem kirchlichen Leben, das sich zunächst auf den Glauben gründet, förderlich gewesen sey, dafür möchten wir den Beweis nicht liefern. Mit Unrecht aber nennt ihn der Verf. die „deutsche Vernunfterhöhung, Vernunftvergötterung, da er vielmehr auf Vernunftentthronung ausgeht, insofern er, seinem Wesen nach, den Glauben warin sich die Vernunft zuerst offenbart, zu vernichten

strebt, ohne ihn — was er selbst bekennt — in vernünftiges Wissen auflösen zu können; in ihm finden wir also dieselbe Universalmonarchie des Verstandes wieder, von welcher schon oben die Rede war. — Der Verf. richtet aber keinesweges seine Polemik bloß gegen die kritische Philosophie, sondern es scheint überhaupt von aller Philosophie, von ihrem Werthe, von der Abwägung dieses Werthes gegen den des Glaubens die Rede zu seyn. Wenigstens ist nirgends eine Hinweisung auf eine bessere Philosophie zu finden. Alle philosophische Bildung ist auch ihm, wie allen Religiosen seiner Gattung, irdische, trügliche Weisheit, Menschenwerk, und nur der Glaube ist göttliche, nur das Christenthum gewährt göttliche Bildung: denn dieses ist erhaben über Verstand und Vernunft, und nur die heilige Schrift enthält Gottes Wort.

Wenn man den Sinn dieser Sprache und der in ihr enthaltenen Urtheile recht überlegt, so bietet sich bald die Bemerkung dar, daß diejenigen die sie führen, in einer sonderbaren Selbsttäuschung begriffen sind. Darf man hier nicht fragen: aus welchem Vermögen steht euch dieses Urtheil zu? Auf welchen Richterstuhl habt ihr euch gesetzt, daß ihr also richten dürft? Wer über Wissen und Glauben, über den Vorzug des einen oder des andern entscheiden will, muß doch wohl, wenn er das Recht dazu haben soll, sowohl von dem Wesen des Wissens als von der Natur des Glaubens die rechte Erkenntniß besitzen? Es gehört also zu dieser Entscheidung nichts geringeres als ein Standpunct, der über Wissen und Glauben erhaben ist. Allein von diesem Standpunct aus wäre eine vernünftige Kritik (wissenschaftliche Beurtheilung) des Wissens und Glaubens möglich, und was wäre diese Kritik anders, wenn nicht Philosophie (philosophische Kritik nämlich), und welcher andere Standpunct könnte jener seyn als der philosophische? Aber die Philosophie als irdische Weisheit soll ja nach der Meinung jener Religiosen, über göttliche Dinge, über Sachen des Glaubens (viel weniger also über das Wesen des Glaubens) keine Stimme haben. Hr. K. ist mithin seinen Lesern bis jetzt noch die Erklärung schuldig geblieben, wie denn der Richterstuhl heiße, von welchem aus er über Wissen und Glauben entschieden hat. Der Glaube als solcher kann doch nicht kritisch seyn, oder man müßte, um dies zu behaupten, nicht einmal eine Ahnung von seinem Wesen haben. Wir fürchten also sehr, die richtende Potenz sey hier keine andere, als der durch den Glauben gleichsam bestochene Verstand, der in seiner Unterwürfigkeit unter den Glauben für diesen gegen das Wissen zeugen soll. Indem also die Gläubigen zu Gunsten des Glaubens gegen die Wissenschaft polemisiren, bekennen sie, unbewußt und unwillkürlich, daß man sich einer höhern Bildungsstufe bemächtigen, daß

man philosophiren müsse, um den wahren Werth des Glaubens gegen den des Wissens zu würdigen. Da es aber wegen des vorherrschenden Glaubens in ihnen nicht zur rechten Philosophie kommen kann, so gerathen sie unvermerkt mit sich selbst in Widerspruch: durch die That erheben sie den Verstand über den Glauben, durch das Wort behaupten sie dessen Unvermögen, über Gegenstände des Glaubens zu richten. Das letzte gibt man ihnen gern zu, nur sollten sie nicht selbst dagegen handeln. Aber sie behaupten dasselbe Unvermögen zu einer höhern Erleuchtung auch von der Vernunft, weil sie diese nicht vom Verstande rein, d. h. wissenschaftlich zu unterscheiden vermögen. So sagt der Verf. in seinem Aufsatze über die Lebensstufen z. B. S. 62: „Nun gibt es noch eine Lebensstufe, die so hoch über dem Vernunftleben, als dieses über dem Thierleben steht, nämlich das Leben im Glauben, oder — um sogleich das Höchste zu nennen — das Leben in Gott, wie er sich in Christo Jesu offenbaret hat." Aber wie stimmt nun hiermit überein was gleich darauf folgt?

„Vernunft und Glaube sind sich nicht entgegengesetzt, eben so wenig als z. B. Thierleben und Pflanzenleben Gegensätze (der Verf. will sagen: Widersprüche. Nicht jeder Gegensatz ist aber zugleich ein Widerspruch) sind. Vielmehr ist der Glaube selbst in einem gewissen Sinn eine erhöhete, vergöttlichte Vernunft. Ohne Vernunft ist ja kein Glaube möglich noch gedenkbar (allerdings weil der Glaube selbst ein Vernunftleben ist) — oder wollte man sich einen solchen denken, so würde man auf Etwas den Kunsttrieben der Thiere, oder der anziehenden und Polarkraft des Magneten Aehnliches kommen. — (Darauf kommt man auch, und man würde das Gefundene, nicht unpassend, Vernunftinstinct, Vernunftahnung nennen.) Die Vernunft hat auch schon das Bedürfniß und somit den Keim des Glaubens in sich, indem sie ihrem Wesen nach (bloß?) ein Verlangen ist nach dem was sie nicht hat (nämlich Bildung) und nicht sichert. (Denn ohne Bildung ist die Vernunft noch blind). — Nur kann sie das wornach sie verlangt, sich nicht selbst geben (wie überhaupt keine Anlage sich von selbst entwickeln kann, ohne entsprechende Anregung von außen), eben so wenig als das Auge das Licht; sie muß es empfangen. (Dieses Empfangen ist aber nichts anders, als ein zweckmäßiges Angelegtwerden der Vernunftanlage zum Leben durch Erziehung und Unterricht. Auch die Jünger Jesu erhielten von ihrem Meister eine göttliche Erziehung durch Lehre und Beispiel. Beides empfingen sie, wie man geistigerweise empfangen kann, durch beides entwickelte sich die Vernunftahnung in ihnen zum Glauben). Wie (vergleichungsweise) dem Thiere das Selbstbewußtseyn und somit auch Vernunft und Rede, so

fehlt der Vernunft die gewisse Zuversicht dessen das sie zu hoffen vermag und das Nichtzweifeln an dem Unsichtbaren, (weil beides erst *mit* der Bildung kommen kann.) Die Vernunft würde Glaube *seyn*, wenn sie noch in ursprünglicher göttlicher Gestalt wäre, ein Glaube so sicher und groß als das Schauen. Aber sie ist verderbt, und so gehört auch sie zu der seufzenden Kreatur, die sich sehnet nach der Freiheit der Kinder Gottes."

Man erkennt aus dieser Stelle, daß der Verf. hier auf dem rechten Wege war und wenn er es nur vermocht hätte seine eignen Worte besser zu deuten, worauf wir in unsern Parenthesen hingedeutet haben, so mußte ihm das wahre Verhältniß klar werden. Es ist folgendes: Die Vernunft ist die Anlage des Göttlichen im Menschen, das Vermögen der Erkenntniß des Uebersinnlichen. Anfangs äußert sie sich instinctartig, als religiöse Ahnung und daher als ein dunkles Sehnen nach dem Göttlichen. Im Glauben erreicht sie ihre erste Bildungsstufe. Dazu bedurfte es aber (und bedarf es noch) einer Vermittlung durch göttliche Menschen, in welchen sich Gott, gleichsam wie in dem edelsten Stoffe der Menschheit, vorzugsweise offenbaren konnte, d. h. es bedurfte — einer göttlichen Erziehung. Diese durch das Ganze der Geschichte sich hindurchziehende göttliche Vermittlungsanstalt erreichte in Christo als demjenigen, der vorzugsweise Sohn Gottes war, ihren höchsten Gipfel, mithin auch der Glaube in der ersten Zeit des Christenthums seine eigentliche Blüthe. War nun diese zugleich die höchste Bildungsstufe der Vernunft? Dann müßte, wie schon mehrmals erwähnt wurde, seit der Apostel Zeiten, die Vernunftbildung im Rückschreiten begriffen gewesen seyn und befände sich gegenwärtig im gesunkensten Zustande. Ist nun nach Gesetzen der Geschichte an eine Wiederherstellung jener Blüthezeit des Glaubens nicht zu denken, da die Vergangenheit nicht wieder zur Gegenwart werden, da keine Zeit in gleicher Gestalt und Farbe zurückkehren kann: so muß entweder die Vernunft bei fortgesetztem Rückschritt ihrer Bildung im Glauben dem Verstande zuletzt die vollkommene Alleinherrschaft überlassen, was eine traurige Aussicht auf allgemeinen Unglauben gewähren würde, oder die Nation — wir wollen lieber sagen — die göttliche Vorsehung bereitet, mittelst der Abnahme der Glaubensstärke, in der Geschichte der Wissenschaft der Menschheit eine noch höhere Bildungsepoche der Vernunft vor, in welcher der Glaube ins Schauen (in intelligentes Erkennen), die Vernunftanschauung im Gefühl in vernünftiges Wissen übergegangen seyn wird, ohne daß darum der Glaube ganz aufhören müßte Glaube zu seyn. **Intelligentes Vernunftleben** also heißt diejenige Bildungsstufe, welche so hoch über dem Glauben steht, als die Bildung über ihrem

Grunde, als die Blüthe über dem Stamme. Den Unterschied macht das Selbstbewußtseyn der Vernunft, welches im Glauben als solchem noch nicht vorhanden ist; ihm ist nur das verständige Selbstbewußtseyn beigeordnet. Wie aber das Schauen des Uebersinnlichen mittelst der intelligenten Vernunft, die jetzt nur in der Philosophie als Vernunftwissenschaft, die nur das Eigenthum Weniger seyn kann, thätig und in der Fortbildung begriffen ist, einst ins Leben übergehen und allgemeiner werden könne, davon zu reden ist hier nicht der Ort. Nach J. J. Wagner soll es durch mathematische Philosophie geschehen können, worüber unten gelegentlich das Nähere.

Der Standpunct des Mysticismus (in gutem Sinne) kann also nicht derjenige seyn, von welchem aus die Pädagogik zur Wissenschaft erhoben werden könnte, um dadurch dem praktisch pädagogischen Wirken eine bessere Richtung zu geben. Das Wahre, was von diesem Standpuncte ausgeht, erscheint zu sehr mit Irrigem gemischt, indem er einen zu beschränkten Gesichtskreis beherrscht. Der Grundirrthum ist aber immer der, daß der Glaube die höchste menschliche Bildungsstufe und daß *alles* Göttliche auf den Glauben beschränkt sey. Damit verbindet sich natürlich auch die Meinung, Gottes Wort sey nur in der Bibel zu finden und Gott habe sich nur in der biblischen Geschichte und zwar auf außerordentliche, von dem gesetzmäßigen Gange der Geschichte ganz abweichende, unmittelbare Weise offenbart.

Aus einem höhern Standpuncte dürfte wohl eine bessere Würdigung der Bibel möglich seyn, die mehr zur Ehre Gottes gereicht als diejenige, die der Mysticismus zu geben vermag. Aus dem Standpuncte des letztern betrachtet, ist sie das auf außer- und übernatürlichem Wege entstandene Document über eine außer- und übernatürliche göttliche Nachhülfe, deren es bedurfte, weil das Werk worin sich Gott offenbaren wollte, ins Stocken, in Verderbniß gerathen war; nach wissenschaftlicher Ansicht erscheint sie als die heilige Urkunde über das heiligste Gesetz der Geschichte, nach welchem das Göttliche in ihr, in und durch Menschen von ausgezeichneter religiöser Anlage und Bildung bewahrt und fortgepflanzt wird, sie erscheint als die Urkunde über das Innerste, gleichsam den Kern der Geschichte der alten Welt, die religiöse Entwicklung der Menschheit. Zugleich ergibt sich die Nothwendigkeit, daß der Kern der Geschichte der neuen Welt ein anderer seyn und als der Kern einer höhern Frucht erscheinen müsse. Es ist die Vernunftentwicklung zu einer höhern Bildungsstufe, nämlich zur intellectuellen Bildung, sich darstellend in der Geschichte der Wissenschaft. Das höchste Product der alten Geschichte ist das Christenthum; es ist die Grundlage, gleichsam die

Wurzel für die Bildung der neuen Welt, woraus sie ihre edelsten Säfte zieht und auf ihre Erzeugnisse verwendet. In dieser Bildung wird der Gesichtskreis der Ideen, die Aussicht auf die übersinnliche Welt erweitert, und dann erblicken wir Gottes Wort überall in allen Regionen des Lebens und Seyns, wo es dem Eigenworte der Natur und dem Menschenworte gegenüber sich darstellt, zur deutlichen Unterscheidung für jeden dem das Auge des Geistes dazu hell genug ist. Nicht nur die biblische, sondern die ganze Geschichte ist Schauplatz der Offenbarungen Gottes, und nicht nur die Geschichte, sondern auch ihr Boden, die Natur, wie jene Welten, die aus der Geschichte sich entwickeln, nämlich die der Kunst und Wissenschaft, — alles zusammen in innigster Verbindung zu einem Ganzen bildet nun die unendliche Sphäre der Offenbarung, in welcher das Göttliche überall mit seinem Gegensatze dem Ungöttlichen erscheint, damit jenes erkannt werde und der Mensch in ihm mit Bewußtseyn leben könne. — Mit dieser Ansicht — sollte man meinen — müßte der Verf. von Nr. 4. einverstanden seyn, wenn er S. 244 sagt:

„Um dieses Wort Gottes zu fassen und zu verstehen, dazu bedarf es des Unterrichts und der Uebung und Ausbildung aller geistigen Vermögen des Menschen: des Verstandes, der Vernunft, des Gefühls, des Gewissens und der Willenskraft. Ja, es bedarf dieser Ausbildung um so mehr, je höher und tiefer das Wort und die Weisheit Gottes in sich selbst ist." u. s. w. — Hr. K. hat freilich nicht geahnet, wie sehr er in dieser Stelle mit seiner Behauptung, der Glaube als solcher sey die höchste Bildungsstufe, ins Gedränge kömmt. Denn die Ausbildung von der er spricht, kann ohne die Wissenschaften nicht erreicht werden, und er selbst fordert die Wissenschaften zum Behufe dieser Ausbildung, die er als nothwendige Bedingung für die religiöse Bildung erklärt. Aber der Glaube, wenn es auf ihn allein ankommt, bedarf ja in Wahrheit keiner solchen Ausbildung. In Christo wie in der Folge in seinen Jüngern erschien der Glaube in seiner ganzen Herrlichkeit, und gleichwohl war hier an keine wissenschaftliche Bildung zu denken. Die Jünger waren meist ganz ungebildete Handwerker und sie erhielten von ihrem Meister keinen wissenschaftlichen Unterricht, sondern nur eine sehr wirksame Anleitung zum Glauben auf einem ganz andern Wege. In der angeführten Stelle hat der Verf., ohne es zu wissen und zu wollen, die allgemeine Richtung des Bildungsganges der neuen Zeit, nämlich die Tendenz zur wissenschaftlichen Aufhellung des Glaubens, ausgesprochen, aber dadurch zugleich der von ihm angegebenen Stellung des Glaubens, hinsichtlich der Bildungsstufen, geradezu widersprochen. Ist der Glaube die höchste Bildungsstufe,

und ist es dem Verf., wie aus allem hervorgeht, darum zu thun, die Menschen wo möglich zur ehemaligen Intensität und Vollkommenheit des Glaubens zurückzuführen: so ist die von ihm geforderte Ausbildung der intellectuellen Kräfte ein ganz verkehrtes Mittel zu diesem Zweck, weil es Gesetz der Menschenentwicklung ist, daß mit steigender Bildung der Intelligenz die Lebendigkeit und Stärke der Gefühle abnimmt: denn das Wesen des Glaubens besteht im Fühlen der religiösen Wahrheiten. Geist (Intelligenz) und Gemüth (Gefühlsvermögen) verhalten sich wie Licht und Wärme in der physischen Welt: das Licht erregt zunächst die Wärme in den Körpern, wenn sie noch undurchsichtig sind; aber je durchsichtiger ein Körper, desto weniger ist er für die Wärme empfänglich, desto mehr dagegen für das Licht.

Der Mysticismus also verkennt die eigentliche Richtung des Strebens der neuen Zeit und glaubt in den Verirrungen dieses Strebens das Wesen der Richtung zu sehen. Er selbst strebt zurück in die alte Zeit und will die Menschheit in eine frühere Bildungsstufe zurückführen, die nicht wiederkommen kann, ja er verkennt zugleich sein eignes Streben, wenn er die intellectuelle Bildung dem Glauben als nothwendige Stütze unterlegen will. Daher können die aus dem Standpuncte des Mysticismus hervorgehenden Vorschläge zur Verbesserung des Erziehungs- und Unterrichtswesens zwar im einzelnen Gutes enthalten, aber es wird zugleich auch nicht an Mißgriffen fehlen. — Indem wir die übrigen Abschnitte der noch vorliegenden Schrift nachholen, dürfte sich leicht noch mehr Stoff zur Bestätigung dieses Urtheils darbieten.

16. Christliche Lehre und Unterricht (S. 247 ff.). Hier fühlt der Verf. zunächst die Schwierigkeit der Einführung eines Unterrichts nach seinem Sinne, indem er (S. 249) die Worte Luthers anführt: „Wir haben nur nicht die Personen dazu, darum traue ich es nicht anzufachen, solange bis unser Herr Gott Christen macht." — Die Schwierigkeit wird aber nicht gehoben. — Unrichtig ist die Behauptung S. 249 unten: „Sobald der Mensch für menschliches Wort und Rede empfänglich ist, ist er es auch für Gottes Wort; — — er kann nicht zu frühzeitig darauf merken lernen." — Freilich kann er es nicht und darum soll man ihm zu frühzeitig nichts davon vorsagen, damit man ihm nicht leere Worte gebe. Allerdings wird der Mensch für menschliches Wort und Rede viel früher empfänglich als für Gottes Wort, weil das letztere höher ist und daher die Empfänglichkeit dafür eine höhere Bildungsstufe voraussetzt. Die Meinung, daß ein Unterricht, welcher und in welchem Grade er es sey, nicht zu früh gegeben werden könne, ist ein Irrthum,

der in der praktischen Pädagogik schon manches Unheil angerichtet hat. Darum soll der Erzieher vor allem die Gesetze der Entwicklung, den nothwendigen Stufengang, in welchem sie erfolgt, und bei welchem das Niedere zuerst, das Höhere später sich entfaltet, wohl kennen und bestens beachten, damit er die Entwicklung nicht s[illegible] nicht durch zu frühes Hervortreiben der spätern Frucht die Verkümmerung derselben verschulde. — Es ist eine mißliche Sache um alles Halbwahre und Unbestimmte, weil immer die andere Hälfte falsch ist, und das Unbestimmte zum Theil aus Mißverständniß kommt und zu Mißverständniß führt. So verhält es sich z. B. wenn der Verf. S. 250 sagt:

„Der Gegenstand der Unterweisung ist Gott, Gottes Geheimniß und Offenbarung, und fordert also zunächst Glauben, gläubiges Hören. Dieses braucht man von Kindern nicht erst zu fordern; ist ja die Entwicklung ihres ganzen geistigen und sinnlichen Lebens auf den Glauben gegründet und hingewiesen; sie bringen ihn mit aus dem älterlichen Hause; er ist das Element der Schule, so wie aller Erziehung und Bildung. So liegt auch dem Kinde der höchste Glaube viel näher als dem Erwachsenen, der in dem gewohnten Wahn seines Sinnen-, Erfahrungs- und Verstandeslebens die Erscheinung für das Wesen, den Buchstaben für den Geist und die Form für die Sache hält; ein neuer Beweis, daß der religiöse Unterricht und das Leben in und zum Glauben nicht zu früh beginnen könne und in der Schule beginnen müsse. Es versteht sich von selbst, daß es auch hier, wie bei aller Belehrung, einer durch Alter und Fassungskraft bedingten Stufenfolge bedürfe."

Das Letzte wäre nun vorzüglich wichtig, aber der Verf. hat es sich nicht deutlich gedacht, und der Leser erfährt daher nicht, wie er den Unterricht stufengemäß einrichten soll. Alles Uebrige der angeführten Stelle bedarf gar sehr der Berichtigung. Wahr ist es, daß das Leben des Kindes auf den Glauben gegründet und hingewiesen ist. Aber der Glaube hat Stufen (der Verf. hat das selbst anerkannt, aber ebenfalls nur dunkel), er ist im Kinde noch Autoritätsglaube, gebunden an das Sichtbare. Für das Kind gibt es anfangs nur sichtbare Gottheiten (Aeltern, Lehrer, Erzieher); von dem Uebersinnlichen kann es nur eine dunkle, sehr unvollkommene Vorahnung haben, die aber benutzt werden muß, um in der Folge den Glauben daraus zu entwickeln. Unwahr ist es also, daß dem Kinde der höchste Glaube näher liege als dem Erwachsenen, wenn dieser auch als verbildet gesetzt wird. Denn auch das Kind kann schon verbildet seyn. Das Wahre, was der Verf. sagen wollte, aber im Ausdrucke verfehlt hat, kann nur dieses seyn, daß dem unverdorbenen Kinde der Weg zum

höchsten Glauben noch offen, dem verbildeten Erwachsenen aber verschlossen und nur durch außergewöhnliche Anregungen zu eröffnen ist. Nur erst der Erwachsene aber kann, hinsichtlich der Lebensstufe, für den höchsten (selbständigen) Glauben die gehörige Reife und Empfänglichkeit haben. Ganz falsch ist mithin des Verfassers Schluß, daß der eigentliche Religionsunterricht nicht zu früh beginnen könne.

Für einen nicht geringen Mißgriff müssen wir es auch erklären, wenn der Verf. S. 252, in Uebereinstimmung mit einer alten Schulordnung vom Jahre 1520, fordert, „der Schulmeister solle zuvörderst die Kinder auf die Erkenntniß ihres tiefen Verderbens, darinnen alle Menschen von Natur stecken", führen und sie mit der gänzlichen Unfähigkeit der menschlichen Natur zu allem Guten bekannt machen. — Wir fragen zunächst den Verf., ob er im Ernst dieser Lehre einen vernünftigen Sinn unterzulegen sich getraue? Denn ist die menschliche Natur ursprünglich verderbt, so ist sie auch nicht zu retten, und selbst die Gottheit vermöchte es nicht dem Menschen das Gute einzuflößen (gleichsam einzutrichtern), wenn er nicht auch von Natur die Anlage, das Vermögen dazu hätte. Der Mensch vereinigt in sich die Möglichkeit entgegengesetzter Richtungen, zum Guten wie zum Bösen. Seine Bestimmung ist, der guten Richtung zu folgen, und wenn er gleichwohl das Böse vorzugsweise in sich ausgebildet hat, so kann man nun erst von ihm sagen, daß in ihm die menschliche Natur verderbt sey. Auch in Adam, als er noch im Paradiese lebte, war dieselbe in der Gesammtnatur des Menschen gegründete Möglichkeit, der Richtung zum Bösen zu folgen, sonst wäre er nicht gefallen; aber es ist mit dem Sündenfall keine wesentliche Veränderung in der menschlichen Natur vorgegangen, sondern nur der Anfang zur Entwicklung und daher zur Geschichte der Menschheit gegeben. Soll aber von dem wirklichen Verderben der Menschen die Rede seyn, so ist die Frage wichtig, ob es gut seyn könne, die Kinder frühzeitig damit bekannt zu machen. Wir sind vom Gegentheil überzeugt: man wird durch diesen Unterricht die Kinder zu früh aus ihrem Paradiese, aus ihrer Unschuldswelt herausführen, die man ihnen vielmehr solange als möglich erhalten soll. Wie Adam fangen die Kinder erst dann an zu sündigen (mit Bewußtseyn nämlich), wenn sie das Gute von dem Bösen bestimmt unterscheiden lernen. Man hüte sich also die Kinder zu früh auf Selbsterkenntniß zu führen; die Natur will, daß sie noch nicht auf sich selbst reflectiren, daß sie vielmehr unbewußt sich hingeben an ihre Welt und darum selig in ihr leben sollen. Eine zweckmäßige Disciplin wird vorerst das dunkle Gefühl ihrer moralischen Gebrechlichkeit

in ihnen hervorrufen und dieses allmälig zu heben suchen, um die aufkeimende Richtung zum Bösen, d. h. zur Selbstsucht, zu hemmen, damit, wenn die Zeit der Reife zum vollen Bewußtseyn des Verstandes erscheint, mit welchem zugleich das Bewußtseyn des Eigenwillens kommt, dieser schon gebrochen sey (wie man es nennt), wodurch dann die Richtung zum Guten für das bewußte Leben (nämlich durch Entwöhnung von bösen Neigungen) zweckmäßig und wirksam vorbereitet ist. — — Es folgt nun:

17. Unterricht in der biblischen Geschichte (S. 267 ff.).

18. Unterricht in der weltlichen Geschichte (S. 287 ff.).

19. Unterricht in der Naturkunde (S. 303).

20. Unterricht in der Muttersprache (S. 319 bis zu Ende).

Ueber alle diese Gegenstände findet man hier sehr beachtenswerthe Ergießungen eines religiösen Gemüths und echt christlichen Sinnes, und es müssen diese Abschnitte schon aus diesem Grunde viel Wahres enthalten, auch nicht selten Treffendes, da der Verf. in seinen Mittheilungen überall dem höhern Bedürfniß der Volksschule zu entsprechen sucht, soweit es nur irgend sein Standpunct gestattet. Aber eben hier ist seine Grenze, die ihm nicht gestattet den von ihm dargebotenen schönen Stoff mit den nöthigen Hinweisungen auf eine zweckmäßige Methode für die Volksschule zu verbinden, und in manchem übereilten Urtheile des Verfassers wiederholt sich die Bestätigung des obigen Urtheils über die Unzulänglichkeit seines Standpuncts in pädagogischer Hinsicht. Um auch diese Behauptung — damit wir keine ohne Begründung lassen — zu rechtfertigen, werfen wir noch einen Blick auf den Abschnitt über den Unterricht in der Naturkunde.

Der Verf. wird nicht weit vom Ziele treffen, wenn er S. 304 bemerkt, daß der Unterricht in der Naturgeschichte, wie er gegenwärtig in den Volksschulen ertheilt wird, „mehrentheils nur eine Spielerei sey, womit man die edle Zeit verdirbt.“ Wenn er aber hinzusetzt: „Auch liegt schon in der Benennung Naturgeschichte eine Unwahrheit und Verwirrung, da die Beschreibung eines thierischen Lebens und Wesens keine Geschichte ist, auch die Natur selbst in ihrem Kreisgange eigentlich keine Geschichte haben kann,“ so ist dieses Urtheil übereilt, oder vielmehr es entspringt einerseits aus einem undeutlichen Begriff der Geschichte, andererseits aus einer zu oberflächlichen Naturkenntniß, was leicht nachzuweisen wäre. Allerdings hat auch die Natur eine Geschichte, weil sie eine Entwicklung hat; aber man muß das Geschichtliche in der Naturwissenschaft, das sich auf die Entwicklung be-

zieht, von der **Beschreibung** unterscheiden, die es mit dem Bestehenden (schon Entwickelten) zu thun hat. — Ferner stimmen wir mit dem Verf. darin überein, daß der Unterricht in der Naturkunde eine religiöse Beziehung haben soll, damit die Jugend auch in der Natur die Offenbarung Gottes erkennen kann. Aber wir sind überzeugt, daß das religiöse Element für diesen Zweck allein nicht ausreicht; und wenn die Naturkenntnisse des Lehrers des philosophischen Elements **ganz** ermangeln, d. h. bloß empirischer Art, mithin an sich antireligiös sind, so wird er sie nur gezwungen mit der Religion in Beziehung setzen können, und diese gezwungene Beziehung wird ohne Wirkung auf das jugendliche Gemüth bleiben. Die reinreligiöse Naturansicht ist keine **Naturkenntniß**; die Bibel, auf die sich der Verf. zum Behuf des Naturunterrichts in der Volksschule beruft, betrachtet die Naturdinge in Beziehung auf Gott, aber sie gibt davon keine **Kenntniß**, mithin auch keine Auskunft, **wie** die Naturkenntniß beschaffen seyn müsse, wenn sie Beziehung auf Gott enthalten soll. Gleichwohl hat es der Unterricht in der Naturkunde, als solcher, eben mit Kenntnissen zu thun; diese beziehen sich beim gewöhnlichen Unterricht auf das Einzelne (Besondere), und das Einzelne, insofern es für sich betrachtet wird, führt von Gott ab: denn Gott, als Schöpfer des Naturganzen, ist auch der Geist dieses Ganzen, d. h. er ist die erhaltende (fortschaffende, reproducirende) Allkraft im Ganzen, durch welche ein inniger Zusammenhang in der Natur gegeben ist *). Kann nun der Lehrer seine Schüler auf keine Weise auf diesen Zusammenhang aufmerksam machen, so ist unvermeidlich sein Unterricht mit der Religion im Widerspruche. Von dieser Schwierigkeit scheint aber unser Verfasser keine Ahnung gehabt zu haben; er meint (S. 305), die heil. Schrift sey auch hier (beim Unterricht in der Naturkunde) „das Hauptlehrbuch", und namentlich werden das Buch Hiob, mehrere Psalmen, die Sprüchwörter und Propheten u. s. w. zu diesem Behuf empfohlen. Aber findet man denn in diesen biblischen Schriften etwa auch die Elemente der Naturlehre, der Mineralogie, der Botanik und Zoologie? — Er warnt dabei die Lehrer vor Abwegen, wohin er z. B. die „Naturvergötterung" rechnet, scheint sich aber in dem, was Naturvergötterung zu nennen sey, mit sich

*) Eine Anleitung, wie man dem Unterricht in der Naturkunde, sowohl an sich selbst, als zugleich mittelst der Uebereinstimmung der häuslichen Erziehung mit diesem Unterrichte, eine religiöse (religiös wissenschaftliche) Richtung geben könne, findet man in folgender Schrift: **Naturbildung**. — Ein Buch für Lehrer, Erzieher, Natur- und Jugendfreunde. — Von B. H. **Blasche**. 8. Leipzig, Reclam.

selbst zu wenig verständigt zu haben, wenn er z. B. (S. 108) bemerkt: „Sie (die Kinder) müssen erkennen, daß sie in der Natur zwar des Meisters Werk, aber darum noch keineswegs (?) sein Bild und Wesen sehn. Kann man aus der Lilie, die der Gärtner pflanzet und ziehet, diesen nicht erkennen, wie denn ihn, der sie wachsen läßt und schmückt?" — Der Verf. scheint das zu wenig überlegt zu haben. Weil man aus der Lilie den Gärtner nicht erkennt, so soll man desto weniger vermögen den Schöpfer daraus zu erkennen? Darin wüßten wir keinen Sinn zu entdecken. Den guten Gärtner erkenne ich allerdings auch aus seinem Werke, nur muß ich wissen, worin dieses besteht; ich erkenne ihn aus der Einrichtung des Gartens, aus der zweckmäßigen Abtheilung des Bodens, aus der schönen Anordnung der Pflanzen und aus dem Gedeihen derselben vermöge einer guten Pflege. Aus dem sinnvollen Bau der Lilie aber, oder jeder andern Pflanze, aus der erkannten Bedeutung und Bestimmung jedes Theils derselben im Ganzen, aus ihrer Stellung im Pflanzenreiche und der natürlichen Ordnung in diesem erkenne ich nicht den Gärtner, weil er nicht Meister dieser Werke ist. Des Meisters Werke recht erkennen, heißt ja doch am Ende, den Meister selbst in ihnen erkennen, und wie wäre das möglich, wenn er nicht sich selbst oder sein Bild in ihnen — wenn auch nur von Seiten seiner Kunst oder Weisheit — darstellte?

Wir hätten freilich die vorliegende Schrift viel kürzer beurtheilen und doch zugleich hinlänglich würdigen können; da aber der Mysticismus (das Wort ist immer im besten Sinne zu nehmen) gegenwärtig keine unbedeutende Rolle spielt, so war es nöthig an einem Beispiele umständlich nachzuweisen, was er für die Pädagogik zu leisten vermöchte, und dazu mußte die Schrift eines der geachtetsten Schriftsteller in dieser Sphäre gewählt werden, da die Stimmen wenig ausgezeichneter Bekenner des Mysticismus zur Entscheidung über die Sache nicht geeignet seyn können.

Vergleichen wir nun die drei Schriftsteller, deren pädagogische Arbeiten wir hier möglichst unparteiisch, mit Anerkennung ihre Verdienste sowohl, als durch Hinweisung auf die Mängel und Einseitigkeiten, gewürdigt zu haben glauben, hinsichtlich ihres Standpunctes, so kann dieser als ein doppelter betrachtet werden, einmal in wissenschaftlicher Beziehung, das andere Mal in Bezug auf ihre eigenthümliche praktische Tendenz. In wissenschaftlicher Beziehung haben sie im Grunde den gleichen Standpunct mit einander gemein: denn alle sind überzeugt, das Wissen gehöre allein dem Verstande an, und dieser sey das einzige thätige (zeugende) Princip im Reiche der Wissenschaften; die Vernunft dagegen habe mit dem Wissen nichts zu thun, und ihre einzige

Function sey der Glaube. Diese Ansicht erscheint am deutlichsten bei Gruner, verworrener bei Krummacher, der hier die Vernunft mit dem Glauben als identisch setzt, dort vom Glauben unterscheidet und diesen über die Vernunft stellt, anderwärts aber letztere mit dem Verstande verwechselt. Beide stimmen auch darin mit einander überein, daß sie für die Entwicklung des höhern Lebens im Glauben intellectuelle Bildung fordern; weichen aber darin sehr von einander ab, daß der Eine den Glauben als Thätigkeit der eignen (subjectiven) Vernunft begreift und daher diese als das Höchste geachtet wissen will, während der Andere diese Achtung für Selbstvergötterung erklärt und bloß für das Object des Glaubens Verehrung fordert. Beide sind aber in dem gleichen Widerspruche befangen, daß sie den menschlichen Verstand, seinem Wesen nach, für unfähig erklären das Göttliche zu erkennen, während sie ihn gleichwohl zum Richter über Göttliches und Menschliches setzen, um über den Werth von beiden und deren Verhältnisse zu entscheiden. — Der Verfasser von I endlich, der den logischen Standpunct mit den genannten Schriftstellern theilt, unterscheidet sich dadurch von ihnen, daß er den religiösen Glauben nicht als einen selbständigen würdigt, sondern ihn unter die allgemeine Kategorie des Autoritätsglaubens stellt, indem er zugleich bei seinen Vorschlägen zur Verbesserung des Schulwesens ein anderes Ziel im Auge hat.

Durch diese Abweichungen offenbart sich also zugleich die Verschiedenheit der Richtungen des einen, in theoretischer Hinsicht gleichen, Standpunctes der Verfasser von den beurtheilten Schriften. Die Tendenz des Verfassers von I ist politisch: er will den Staaten und Völkern durch die Pflege des Autoritätsglaubens bei der Erziehung in der Zukunft eine ruhigere, nach seiner Meinung, glücklichere Existenz bereiten. Die Tendenz des Verfassers von II und III ist wissenschaftlich: er will den Volksschullehrern eine wissenschaftliche Bildung geben, durch die Wissenschaft soll das Selbstbewußtseyn des Verstandes aufgeklärt, durch diese Aufklärung, wie er meint, der Glaube (den auch er für das Höchste im Menschen erkennt) erleuchtet werden, und in dieser Erleuchtung das Volk seine Bildung erhalten. Die Tendenz des Verfassers von IV ist rein religiös: er will, wo möglich, die Menschheit auf die frühere Glaubenshöhe zurückführen. Alles soll daher der christlichen Religion untergeordnet werden, die Wissenschaft soll an sich keinen Werth behaupten wollen, sie soll nur als Mittel dienen, um das genannte Ziel desto besser zu erreichen.

Daß nun der angezeigte Standpunct unter den Pädagogen unserer Zeit der herrschende sey, ist leicht zu erkennen, sobald man ihn selbst in seinem Wesen erkannt hat, obgleich die Rich-

tungen verschieden sind. In den meisten der bessern pädagogischen Schriften wird man die obengenannte zweite Richtung, obgleich mit Abweichungen der Form und Farbe, wiederfinden, seltener offenbart sich die dritte, am seltensten die erste. Die beurtheilten Schriften, besonders II und IV, können also für Repräsentanten des pädagogischen Zeitgeistes gelten. In unserer Abhandlung glauben wir sowohl das Unzureichende jenes Standpuncts für die Vervollkommnung der Pädagogik in theoretischer und praktischer Hinsicht erwiesen, als auch die Einseitigkeit der genannten Richtungen aufgedeckt zu haben, indem wir zugleich auf einen höhern Standpunct hinwiesen, der für den erwähnten Zweck gefordert werden muß. Es fragt sich, was von diesem höhern Standpuncte aus, dessen wir uns bewußt sind, für die Bildung der Pädagogik zu erwarten sey, und welche Schriften unsere Literatur aufzuweisen habe, die demselben wie der darauf zu gründenden Erwartung entsprechen dürften. Davon wird an einem andern Orte dieser Zeitschrift die Rede seyn.

IV.

Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei in den Feldzügen Friedrichs II. und der neuern Zeit. 2 Theile. Berlin, Mittler. 1824. 8.

Wie die Weltgeschichte, so hat auch die Kriegsgeschichte, als jener nicht unwichtigster Theil, ihre Perioden. Wir erkennen darin zwei große Hauptzeiträume, den vor und den nach Einführung des Schießpulvers. Unleugbar unterscheidet sich hierdurch die Kriegführung der Alten von der der Neuern wesentlich, obgleich es noch immer in beiden viele Gegenstände gibt, die ihnen gemein sind und bleiben werden. Das Wirkliche, was Beiden angehören kann, von dem zu unterscheiden, was nur dem Einen oder Andern eignet, hat für Heerführer, welche Genie genug besaßen, den allgemeinen Grundsatz für den besondern Fall zu modificiren, den größten Nutzen gehabt, und so wissen wir z. B., daß Friedrich der Einzige die schiefe Schlachtordnung, welche die Grundlage mehrerer seiner Siege war, von den Alten entlehnt hatte. Gewährt solche Kenntniß, die eine scharfe Untersuchung verlangt, wobei Geist und Unparteilichkeit den Vorsitz führen müssen, für das große Kriegsganze entschiedenen Vortheil: so ist auch der Nutzen nicht zu verkennen, welchen vergleichende Betrachtungen in diesem Sinne über einzelne dem

Heere angehörige Theile, wie Truppengattungen, Material u. s. w., verbreiten. Es ist hierbei nicht immer nöthig das Aelteste und Neueste zu parallelisiren, sondern es kommt vielmehr darauf an, für den Zweck das beste Vorbild zu suchen, gehöre dasselbe welcher Periode es wolle an, und damit den gegenwärtigen Zustand zu vergleichen, um zu sehen, was zu lassen, was zu ändern, was neu zu schaffen, oder was völlig zu entfernen ist. — Der ungenannte Verfasser des vorliegenden Werkes (ohne Zweifel ein kenntnißreicher, kriegserfahrner und für sein Fach feurig belebter Officier des preußischen Heeres,) hat sich eine solche Aufgabe vorgelegt und sie in demselben mit Erfolg gelöst. Es war ihm darum zu thun, die Ursachen aufzusuchen, weshalb die deutsche Reiterei seit dem siebenjährigen Kriege nicht mehr auffallende Erfolge gehabt, wie es zugegangen, daß selbst die französische sie übertroffen, und das Zutrauen zu derselben in den letzten Feldzügen sich nicht gemehrt hat. Durch Auffindung der Gründe legt er uns zugleich auf so überzeugende als ungesuchte Weise dar, daß die Reiterei selbst weit weniger, als vielmehr die unrichtige Art ihres Gebrauches und andere Dinge, die Schuld tragen, wovon zu sprechen wir Gelegenheit nehmen werden. Für diese sicherlich nicht geringe Aufgabe wählte der Verf. den besten, den historischen Weg, indem er erkannte, daß bloßes Raisonnement, sey es so geistreich als es wolle, wenig thun könne, und nur Beispiele, Thatsachen, von Vielen verkannte, von Manchen nie gekannte Wahrheiten die Bahn öffnen müssen. Die preußische Cavalerie ist es vorzüglich, die der Autor bei allem, was er sagt, im Auge hat, wenn auch gleich dies nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. Zu dem Ende entwickelt er im ersten Theile seine Ansicht von dem Verhältniß der Reiterei in den Kriegen des Mittelalters und der alten Welt, untersucht den Einfluß des Feuergewehrs, verwirft die Idee, die Vortheile der Infanterie und Cavalerie durch die reitenden Jäger, Dragoner rc. zu verbinden, und indem er S. 14 von der Art, wie Friedrich II. die Cavalerie gebrauchte, sagt; „Er verwarf alles Feuern der Reiterei, verlangte, daß sie, ohne zu schießen, der feindlichen Cavalerie und Infanterie, wo es möglich war, mit dem Degen oder Säbel rasch auf den Leib gehen sollte; und eine Reihe der glänzendsten Triumphe rechtfertigte die Zuversicht, mit der er sie dem feindlichen Feuer entgegenschickte:" so spricht der Autor damit die Weise aus, wie er auch will, daß jetzt Reiterei geführt werden und sich in Gefecht und Schlacht benehmen soll. Das erste Buch umfaßt den ersten und zweiten schlesischen sowie den ganzen siebenjährigen Krieg; das zweite die Revolutionskriege (gegen Frankreich); das dritte, womit dieser Theil schließt, die Feldzüge des Kaisers Na-

poleon von 1805 und 1806. Der zweite Theil setzt diese mit denen in Polen 1806 und 1807 fort; der zweite Abschnitt enthält den Feldzug 1809; der dritte den Krieg in Spanien von 1808 — 1813; der vierte Napoleons Zug nach Moskau; der letzte den Feldzug 1813 bis zum Waffenstillstand. Schade, daß der Hr. Verf. hier abgebrochen und nicht auch die neuesten Kriege in Bezug auf Reiterei geschildert hat; doch dazu mochte er noch mehrere Ursachen haben als die sind, welche die Vorrede angibt. Der Styl des Werkes ist nicht schön, doch keinesweges schwerfällig zu nennen; Unparteilichkeit leuchtet hervor, und die kritischen da und dort zerstreuten Bemerkungen verdienen alle Aufmerksamkeit. Wir hätten gewünscht, daß manches davon, so wie auch in den Schlußbetrachtungen, geordneter wäre, um den Genuß zu haben, am Ende des Buches die allgemeinen auf die geschilderten Ereignisse basirten und gefundenen Wahrheiten zusammen betrachten zu können. Indeß verkennen wir die mancherlei Schwierigkeiten bei einer so mühevollen Arbeit um so weniger, als es zu bewundern ist, wie der Autor sich von dem Andringen so vieler Materialien — allein 112 historische Kriegsbücher machten seine Vorliteratur aus — nicht bewältigen ließ, sondern, mit scharf auf's Ziel gerichtetem Auge, in gedrungner, aber nirgends undeutlicher Kürze blieb. Des Ref. Absicht ist es nicht, dem Werke, Schritt vor Schritt es zergliedernd, zu folgen, sondern vielmehr die Hauptmomente aus „den Thaten und Schicksalen der Reiterei" hervorzuholen, des Verf. Ansichten im Hauptsächlichsten mitzutheilen, zugleich aber die eigne Meinung über deutsche Reiterei und darüber auszusprechen: wie dieselbe sich vielleicht am leichtesten, mit Modification der jetzigen gegen Friedrichs Zeit, zu jener Höhe wieder emporschwingen könnte.

Seitdem die Schießgewehre aller Gattungen auf dem Kriegstheater erschienen waren, kam es darauf an, die Truppen so zu üben und zu gebrauchen, daß sie sich der Zerstörung des feindlichen Feuers möglichst entzogen, während sie das eigne am wirksamsten machten. Deshalb erlitt die Taktik große Umwälzungen, während die Strategie sich erst dann erweiterte, als das Requisitionssystem an die Stelle des Magazinwesens trat. Daß indeß bei jener Kunst, wo es weit mehr auf das Können als Wissen ankommt, die gemachten Aenderungen in Fechtart, Trupeneintheilung u. s. w. nicht immer Fortschritte waren, und daß die Perioden, welche das Genie der Heerführer, wohl auch die Gewalt der Umstände schafft, nicht überall so viele Verbesserungen zu nennen sind, leuchtet dem ein, der erkennt: wie ein System der Kriegführung weder gefunden ist, noch werden wird. Ganz etwas anderes ist es dagegen, gewisse allgemein gültige Re-

geln zu abstrahiren und bei vorkommenden Fällen darnach zu verfahren, mögen sie sich auf Taktik, Strategie, Formation der Truppen oder was sonst beziehen. Nichts kann hierüber bessere Auskunft geben, sobald die lebendige Erfahrungsquelle, der Krieg selbst fehlt, als ein sorgfältiges, kritisches Studium der Kriegsgeschichte: denn sie führt uns auf dem praktischen Wege, wenn wir nur zu sehen verstehen und keine Mühe scheuen, von den Resultaten zu deren Gründen zurück, und wir werden bei solchen Forschungen oft nicht wenig überrascht, durch anscheinend unbedeutende Dinge, die gegen den Kriegskoloß gar nicht in Erwägung zu kommen scheinen, oft wichtige Erfolge, durch deren Vernachlässigung aber sie verloren gehen, hervorgebracht zu sehen. Wenn wir demnach, selbst von sonst geistreichen und kriegserfahrnen Männern, Urtheile über diesen oder jenen Zweig des Kriegs kurzweg hören, ohne den Beleg davon deutlich zu erkennen: so thun wir wohl, solche nicht gleich auf Autorität hin anzunehmen, sondern vielmehr die Bestätigung erst gründlich zu erforschen: denn besonders die Vorliebe für diese oder jene Waffe macht, daß man in dem Soldatenstande die entgegengesetztesten Behauptungen, von sonst sehr tüchtigen Kriegern hören kann. Der Eine z. B. ist der Meinung, daß in jetzigen Zeiten die kostspielige Reiterei ganz überflüssig und höchstens zum Patrouilliren, Recognosciren u. s. w. eine Nationalcavalerie zu errichten sei, bei welcher „des Bäckers Knecht, auf des Müllers Pferd gesetzt," hinlänglich tauglicher Stoff werde. Dagegen verlangt ein Anderer für die Ausarbeitung eines Reiters, sammt dem Pferde, eine Reihe von Jahren und sieht den gänzlichen Verfall der Reiterei darin, daß nicht jeder Cavalerist ein Stallmeister oder Bereiter ist. Dieser hier hält den Säbel für unüberwindlich, Jener verlangt mit Ungestüm die Lanze. — Lassen wir dies vor der Hand auf sich beruhen, und suchen zunächst aus der Geschichte der Kriegführung seit dem Jahre 1740 bis auf unsere Zeit, die uns der Verf. mittheilt, die allgemeinen und dann die auf Cavalerie besonders bezüglichen Resultate zu vergegenwärtigen. Der gedachte fünfundachtzigjährige Zeitraum begreift drei Perioden in sich: die Friedrichs II., der französischen Revolution und Napoleons. Sie ausführlich und vergleichend abzuhandeln, dürfte ein bändereiches Werk füllen; hier kommt es nur, zu unsern Absichten, darauf an, einige der vorzüglichsten characteristischen Zeichen jeder dieser drei Epochen auszuwählen. Der große König führte nur mäßige, gegen die Gegenwart gehalten, kleine Armeen an, die er schlag- und schlachtfertig bis an den Feind brachte, dessen Stellung und damit seine schwächste Seite recognoscirte, und hierauf sogleich durch einfache Bewegung —

meist Abmarsch aus der Flanke, Einschwenken und Angreifen, sobald der Feind überflügelt war — die Schlacht gleichsam als Impromtu schlug. Die Feldzüge in der französischen Revolution zeigen im Ganzen bei den Deutschen eine ungewisse und dadurch schwankende Strategie; ein Bestreben, alles und deshalb eben nichts zu decken, das unglückliche sogenannte Cordonsystem, eine Bindfadenlinie, die der geringste Anprall zerriß. Napoleon vereinigte die entschloßne Taktik Friedrichs (nur daß die seinige bei so großen Massen sich demgemäß modificirte, dennoch aber dasselbe, ein schnelles Hinbringen der Ueberzahl auf Einen Punct, war), mit der kühnsten und, mit Ausschluß des Zugs nach Moskau, überall wohlberechneten Strategie, möglich durch die Menge der Krieger, welche er anführte. Während Friedrich der Große mit seiner geringen Macht gleich beisammen ausziehn mußte, um den Feind zu suchen, umspann Napoleon diesen schon von fern her, indem seine Colonnen von den entlegensten Puncten vordrangen, ungewiß lassend, wo ihr Vereinigungsziel sey, und hierdurch den Feind in gespannter Unthätigkeit fesselnd. Denn zuletzt, an Einem Tage, in Einer Stunde vereinigt, ist der Gegner, wenn er Stand hält (Ulm, Jena), schon vor der Schlacht umfaßt, oder wenn er gewichen (Rußland u. s. w.), ohne Schwertstreich um ganze Provinzen und Länder gebracht. Man erkennt ohne Mühe, daß die hier aufgeführten Merkzeichen dieser drei Perioden in der Intelligenz der verschiedenen Heerführer und in gewissen ihnen mehr, minder oder gar nicht zu Gebote stehenden Mitteln lagen; daß wir dagegen die Veränderungen, welche dieselben in den Heeren selbst hervorbrachten, und die theilweis als Resultate geblieben, während ihre Schöpfer von dem Schauplatz des Kampfes wie von der Welt verschwunden sind, noch nicht bezeichnet haben. Die wesentlichsten dürften seyn: Conscription; veränderte Fechtart des Fußvolks; Vermehrung, Verbesserung besonders der reitenden Artillerie (s. S. 367, Theil 2). Von einer wesentlichen Umgestaltung der Reiterei läßt sich nichts anführen. Dennoch aber ist es nicht zu leugnen, daß diese, während Infanterie und Artillerie sich vervollkommnet, an dem Ende des 85jährigen Zeitraums keinesweges mehr die Erfolge im Kriege hatte, welche die Geschichte der preußischen Cavalerie unter Friedrich so glorreich macht. Allerdings darf nicht verkannt werden, daß durch Vorwärtsschreiten der beiden andern genannten Truppengattungen diese in ihrem Wirken wohl beengter wurde. Aber warum schritt auch sie nicht zu noch höherer Ausbildung, und, stand sie schon auf dem höchsten Puncte, wie kam es, daß sie sich von dem Urbild mehr und mehr entfernte, dergestalt, daß sich Stimmen in neuester Zeit erhoben haben, die sie

in der jetzigen Wirkung ihres Gebrauchs weit unter Infanterie und Artillerie setzen, da doch beide nichts mehr gegen sie thun und thun können, als was sie sonst thaten, stechen und schießen?

Der Verf. zeigt, in Bezug auf Cavalerie, in den Feldzügen Friedrichs, daß dieser große Feldherr in den ersten Kriegsjahren durchaus nicht zufrieden mit ihr war. In der Schlacht, womit der König seine Siegeslaufbahn eröffnete, bei Mollwitz, sehen wir die preußische Reiterei keineswegs eine glänzende Rolle spielen, sie ward völlig in die Flucht geschlagen, und als Friedrich sie sammeln wollte, „wie man eine Kuppel Hunde aufhält," da riß sie ihn selbst mit sich fort. Ob diese nun gleich bei Haslau durch „ihren guten Willen, der sie das Unmögliche versuchen ließ," den Sieg entschied, so blieb er dennoch im Ganzen mit ihr fünf Jahre, 1740—1745, sehr unzufrieden und fällte das harte Urtheil: sie sei das schwerfälligste und geistloseste Corps der europäischen Heere, und so herunter gewesen, daß sie geglaubt, er liefere sie auf die Schlachtbank, wenn er nur ein kleines Detaschement ausgeschickt, um sie zum Kriege zu gewöhnen. „Das Gefecht von Neustadt am 22. Mai 1745, in dem General Schwerin mit zwei Cavaleriereqimentern zwei östreichische Infanterie- und ein Dragonerregiment vernichtete, bezeichnet der König als den Wendepunct zum Ruhme, der sich vollgültiger als je, am 4. Juli desselben Jahres, in der Schlacht von Hohenfriedberg bewährte. Hier machte der Marschall Gesler, der das zweite Treffen des linken Flügels führte, jenen berühmten Angriff mit 20 Schwadronen, den Dragonerregimentern Baireuth, Rottenburg und Bonin, wobei das erstgenannte (unter dem Befehle des Grafen von Chasot,) 21 Batallione überrannte, 66 Fahnen, 5 Kanonen und 400 Gefangene nahm. Seit dieser Zeit sehen wir die Cavalerie an jeder Schlacht, jedem Gefechte, bis auf einige wenige, wo es die Umstände an und für sich hinderten, nicht nur ausgezeichneten Theil nehmen, sondern namentlich bei Soor, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Liegnitz und Freiberg war es die Reiterei, welche ihn eigentlich erfocht. Welches waren die Mittel gewesen, in so kurzer Zeit, als vier bis fünf Jahre hierzu sind, eine ganz herabgekommene Reiterei bis auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu erheben? — Zuerst und vorzüglich war dies Friedrichs Genius: denn, sagt unser Autor sehr richtig: „nur die Reiterei der Feldherrn, deren Strategie in kraftvollen offensiven Schritten ging, hat sich großer Thaten zu rühmen gehabt, sie kann gute Dienste leisten in mannichfachen Situationen, ihr eigenthümliches Element findet sie nur, wo es vorwärts geht und wo der Plan aufs Vorwärtsgehen angelegt ist. Je unsicherer die Strategie wird, je ungewisser werden ihre

Erfolge; das beste Schwert nützt dem wenig, dessen gelähmter Arm es nicht zu führen vermag, oder der es mit zwecklosem Geklapper abnutzt." Wir werden, wenn wir dahin in unserer Untersuchung gelangen, später etwas Aehnliches in der Reiterei Napoleons bewahrheitet finden. Der König wußte diese Truppe mit seinem aufblitzenden Geiste zu durchdringen, er hielt eine strenge Disciplin in ihr, er wußte den Einzelnen zu belohnen und die fehlende Mehrzahl streng zu strafen. Der Esprit de Corps der Officiere erhielt immer neue Nahrung in jedem Regimente für sich, denn die Officiere die in einem solchen als Junker eingetreten waren, fanden sich darin wie im Vaterhause, wie in ihrer Welt; denn sie avancirten darin fort, hatten keine Versetzung, selten Einschub zu befürchten, sie theilten Freud und Leid mit demselben, jeder Einzelne wurde ihnen genau befreundet; was Wunder also, daß des Regiments Ehre oder Schmach, in welchem ihnen der Bart zu keimen begonnen, und oft das Haar noch zur Silberlocke ward, ihr besseres geliebteres Selbst war. So aber war ein Regiment wie das andere, und der Wetteifer in Thaten unter ihnen ohne Ziel. Einem von Ruhm Bedeckten galt es, Beispiel zu seyn, und nicht durch eine augenblickliche Schwäche die Frucht so vieler Kämpfe in ein schmähliches Grab zu stürzen. Die Jüngern strebten zu dem Neuen das Neueste im Glorreichen zu fügen und nicht zurückzustehen wo es irgend galt. Dieses alles ward von Seidlitz, dem General, angeführt, der, noch in der Blüthe der Jahre, als der erste derselben erkannt wurde. Dazu gut beritten, zweckmäßig ausgerüstet und wohl exercirt; so nahm ihr großer König die ganze Gewalt des Schwertes seiner Reiter in Anspruch, wirkte auf ihr Pflicht- und Ehrgefühl, erinnerte zu Zeiten an das rühmlich Geleistete, und — wenn es ihm das Wichtigste galt — erklärte er wohl auch „dem Cavaleriegiment, das in der Schlacht, sobald es Ordre bekäme, sich nicht blind auf den Feind stürze, das, es sey vor was es wolle, umkehren würde, absitzen zu lassen, ihm die Rabatten abzuschneiden und es zum Garnisonregiment zu machen." In dieser Art, seine Reiterei zu organisiren und zu nehmen, in Seidlitz großem Talente und in der überhaupt angreifenden Weise aller Feldzüge Friedrichs, scheint das Geheimniß enthalten zu seyn, das ihre Vollkommenheit bewirkte und erhielt. Die Schlacht von Freiberg, die den siebenjährigen Krieg beschloß und in der Seidlitz die preußische Cavalerie zum letzten Male führte, beschließt auch die glänzendste Periode, welche je Reiterei gehabt hat. Der Feldzug des Jahrs 1778 (Seidlitz erlebte ihn nicht) war, wie der Verf. bemerkt, „nicht geeignet durch Cavallerieangriffe eine Entscheidung zu bewirken, die keine der Krieg führenden Mächte durch die Gewalt

der Waffen wünschte; die Erhaltung des Friedens war der Zweck der Mobilmachung der Armee. Deshalb ist dieser friedfertige Krieg eine Fundgrube für jene unglückliche Strategie, die Demonstrationen-, drohende Stellungen und Bewegungen für das Höchste der Kunst ausgibt, und die Bataillen nur für ein Uebel, für eine Störung ansieht, wodurch der systematische Gang des schönen Manöuvres unterbrochen wird, das man unbedingt so viel wie möglich vermeiden muß. Dieser Strategie muß jener Krieg wie der Triumph der neuen Kriegskunst erscheinen, wie ihn der gelehrte Johann Müller wirklich nennt, was er schwerlich gethan hätte, wenn nicht soi disant Kriegskundige ihn in dieser Ansicht bestärkt hätten. Die Cavalerie vervollkommnete sich nur in der Kunst der Fouragirungen, nicht in der, Siege zu erringen."

Die Revolutionskriege begannen mit dem Feldzuge von 1792, wo der Herzog von Braunschweig als Oberheerführer 70 Schwadronen preußischer Reiterei bei seiner Armee hatte, wo, wie Dumourier selbst in seiner Lebensgeschichte sagt, 10,000 Mann vor 1500 Husaren flohen, und es demnach die größte Wahrscheinlichkeit hatte, daß die Erfolge jener Eskadrons nicht zweifelhaft seyn konnten. Allein eine Masse von Bedenklichkeiten, Resultat einer zaghaften unsichern Politik, das Elend einer mangelhaften Magazinverpflegung, die Beschaffenheit des Landes und ungünstige Jahreszeit dazu ließen den Feldzug völlig mißlingen. Es kam zu nichts als der berüchtigten Kanonade von Valmy, die preußische Reiterei hatte kaum einen Schwertschlag gethan, und nur der östreichischen war es mit 25 Schwadronen gelungen, nach der Schlacht von Jemappes den Rückzug zu sichern, obwohl sie gegen die französische Uebermacht wenig ausrichten konnte. Zu weit dürfte es uns führen, wenn auch nur in kurzen Auszügen, dem Verf. in der Beschreibung jener einzelnen Feldzüge zu folgen. Wir wollen indeß zwei Beispiele anführen, welche zeigen, daß, wenn sie im Ganzen, wie einst unter Friedrich benutzt worden wären, und man sie so geführt hätte, als es mit kleiner Zahl Blücher that, sie wohl ihren alten Ruhm behauptet hätte. In der Schlacht von Tourcoing 1794, befanden sich 114 Schwadronen bei dem östreichischen von Clairfait befehligten Heere. Hiervon waren zehen bei der Abtheilung des Generals Busch, der keinen Theil am Gefechte nahm, 64 standen müßig an der Marque, zwei waren als Eskorte bei dem Kaiser, achtzehn in kleine Detaschements vertheilt und theilten das Schicksal der Corps, zu denen sie gehörten, der Uebermacht zu erliegen; zwanzig Schwadrons allein waren so glücklich, etwas leisten zu

können. Diese warfen die Moreauische Division nach Bousbec zurück, eroberten neun Geschütze und machten 500 Gefangene. — Bei dem Vorrücken gegen Landau hatte der damalige Obrist Blücher mit dem Husarenregiment Golz, einem Theil von Wolfrath und den Feldwachen des Dragonerregiments Schmettau, ein sehr rühmliches Gefecht, in welchem er die feindliche Cavalerie in die Flucht schlug, bei dem Dorfe Kirchweiler in eine feindliche Infanterieabtheilung einbrach, sechs Kanonen, neun Munitionswagen, 300 Gefangne nahm und ungefähr eben so viele niederhieb. Eine ähnliche Scene fand auf derselben Stelle etliche Wochen später statt, als die Franzosen vorrücken wollten. Blücher fiel mit seinen Husaren auf die Tete einer aus Edesheim debouchirenden Colonne, eroberte drei Geschütze, machte 80 Gefangne, worunter der General Laboissière. Allein wenn wir darin, wie auch bei Kaiserslautern, Würzburg, Stockach u. a. O. erkennen, daß die deutsche Cavalerie, namentlich Oesterreicher, Preußen und Sachsen, da wo sie gebraucht wurde, sich sehr gut schlug; so wird doch in dem ganzen Zeitraume der Revolutionskriege nirgends eine Schlacht bemerkt, in der deutsche Reiterei in großen Massen focht, weshalb sie auch nirgends große Erfolge und Siegesentscheidung erreichen konnte. Dies kam besonders daher, weil diese Truppe schon bei der taktischen Aufstellung zum Gefecht gleichsam verzettelt ward, und das System des Manoeuvrirens, der drohenden Positionen u. s. w., kurz die ganze Kriegsführung zu keinen großen, vollständigen Resultaten führte; was immer so seyn wird, sobald die Feldherrn mehr eine zaudernde, täuschende Sicherung, als ein kühnes, doch geregeltes Angreifen lieben, oder, wie der erfahrne, kenntnißreiche und tapfere Erzherzog Carl, von tausend Hindernissen, die mehr der Freund als der Feind herbeiführte, gehindert sind. Friedrichs Schlachten beabsichtigten nicht, seinen Gegner durch ihm Gefahr vorspiegelnde Bewegungen zu vertreiben, sondern ihn nach Möglichkeit auf der Stelle zu Grunde zu richten, und hierbei wollte und konnte er die Cavalerie nicht entbehren. Daher sieht man es in der Geschichte seiner Feldzüge selten vorkommen, daß sie müßig zugesehn hätte, und während wir in den Revolutionskriegen zahlreiche Reiterei vertheilt und also fast nicht gebraucht erblicken, wenn gerade der Tag für sie gekommen; so waren des Königs Reiter zu zwanzig bis dreißig Schwadronen vereinigt, und wenn das Terrain nicht eine Abweichung von der Norm forderte, auf den Flügeln aufgestellt. Eine Vertheilung, die bei der damaligen Fechtart ihren Angriff am entscheidensten, und ihre Gegenwart zum Schutz der eignen Armee am nützlichsten machte; während allerdings jetzt, wo man dieselbe leicht durch die Infanterietreffen vorziehen kann,

sie hinter der Infanterie im Allgemeinen vortheilhafter aufgestellt sind.

Daß bei solcher Behandlung und Benutzung der Cavalerie sich schwerlich große Reitergenerale bilden konnten, und daß überhaupt die Reiterei sich so nicht auf ihrer Vollkommenheitsstufe erhalten konnte, liegt zu Tage. Da sie, ohne Verschulden, in den Künsten des Krieges nicht mehr die alten Lorbeeren brach, so mußte sie sich wohl an die des Friedens, mehr als sie sollte, halten. Die so nöthige Reitkunst, das Pferd dem Willen des Reiters so weit zu unterwerfen, daß es im Felde völlig brauchbar sey, fing allgemach an übertrieben, und diese Uebertreibung als das Fundament einer tüchtigen Reiterei da und dort betrachtet zu werden. Der gemeine Cavalerist wurde zum Bereiter umgeschaffen, und man gefiel sich in dem Glauben, daß Schulter passiren, links so gut wie rechts ansprengen, eng passagiren, und ähnliche Dinge das Wichtigste und Nöthigste seyen. Sobald die Zeit zu solchen Uebungen einmal dawar, ließ sich nichts Gegründetes dagegen einwenden, und soviel bleibt selbst gewiß, daß die Officiere der Reiterei gute Bahnenreiter seyn müssen: denn wer soll lehren und belehren, wer das Beispiel geben, wenn es der Officier nicht ist? Allein desto mehr war dagegen zu sagen, daß der Standpunct allmälich so verrückt wurde, daß eine löbliche Nebensache für Hauptsache galt.

Indeß war Napoleon Buonaparte, der bisher in Italien, Aegypten und wieder in Italien gefochten und gesiegt hatte, den Deutschen in ihren Besitzungen näher gerückt, und seine Armeen fingen, nachdem er Kaiser geworden war, an mehr und mehr in Norden erst zu bekämpfen, dann zu überziehen und hierauf völlig zu unterjochen, bis es zuletzt den Anstrengungen von ganz Europa gelang, dem Unersättlichen seinen Raub wieder abzunehmen und ihn auf St. Helena machtlos und unschädlich zu machen. Welche neue Periode sein Genie und sein Kriegstalent schuf, davon ist oben gesprochen worden, hier kommt es darauf an zu betrachten, was damit in Bezug auf Cavalerie steht. Statt, wie es die Deutschen sich nun angewöhnt hatten, die Reiterei zu vertheilen, so daß nirgends eine beträchtliche Anzahl derselben auf Einem Puncte vereinigt war, hatte Napoleon bei Beginn des Feldzugs 1805, die seinige in ein sogenanntes Reservecavaleriecorps vereiniget, welches sechs Divisionen bildete, wovon zwei unter den Generalen Haupoult und Nansouty aus Cürassieren, die vier andern aber aus Dragonern unter den Generalen Klein, Baumont, Walther und Bourcier bestanden. Ihr Oberanführer war der Prinz Murat, ein General, der bereits durch Oberbefehl über die französische Cavalerie in den

frühern Feldzügen, namentlich in Aegypten, wo die des Feindes tüchtig und schnell, daher gefährlich war, Uebung erlangt hatte. Murat besaß kein sonderliches Talent für die Anführung eines aus allen Truppengattungen zusammengesetzten Heeres oder auch nur Corps, weil seine Kühnheit, sein hitziges Temperament die hierzu nöthige Combination, Ruhe und Ueberlegung nicht gestattete; allein für die Reiterei, die im schnellen Angriff, in Entschlossenheit, selbst bei anscheinender Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs, ihre Lorbeeren sammelt, war er gerade der rechte Mann; denn seine Kriegserfahrung sicherte ihn doch auch vor solchen Versuchen, die geradezu in's Reich der Unmöglichkeit gehören. Diese Formirung einer Reservecavalerie behielt Napoleon in allen folgenden Feldzügen bei und änderte sie nur insofern, daß er daraus verschiedne Corps, nach Maßgabe der Stärke des Ganzen bildete, wovon jedes wieder in Divisionen (die Division in Brigaden zu zwei und drei Regimentern) zerfiel. So z. B. sehen wir unter Murat, im Feldzuge 1812, vier Corps Cavaleriereserve: erstes Corps Nansouty, zweites Corps Montbrun, drittes Corps Grouchy, viertes Corps Latour-Maubourg, wovon ein jedes drei Divisionen enthielt. Bei jeder dieser Divisionen befanden sich im Durchschnitt zwei reitende Batterien. — Es ist bekannt, wie unglücklich der Krieg von 1805 für die Oestreicher ablief, woran allerdings andere Ursachen als ihre Reiterei Schuld waren, die unter dem Erzherzog Ferdinand sich durch einen rühmlichen Rückzug theilweis rettete, während das Heer unter Mack in Ulm capitulirte, wo allerdings die Cavalerie nichts mehr helfen konnte. Die französische hatte dagegen überall zu den so schnellen Erfolgen für Napoleon viel beigetragen und wurde von ihm gebührend belobt. — Werfen wir einen Blick auf ihre innere Organisation, so lange sie so ruhmvoll unter ihrem Kaiser gefochten, so bemerken wir, daß auf die Ausarbeitung des einzelnen Mannes die größte Sorgfalt gewendet, und alle Theile des Details mit außerordentlicher Aufmerksamkeit behandelt wurden. Was aber die Dressur des Pferdes und das Reiten selbst betraf, so stand die französische Cavalerie der deutschen unendlich nach. Daher zog sie auch im Einzelgefecht überall den Kürzern, und dies fühlend, ließ sie sich nur gezwungen darauf ein; in Masse dagegen, voll Vertrauen auf sich, vorwärts gehend, wenn es auch gleich geschah, daß bei einer schnellen Schwenkung wohl da und dort ein Flügelreiter herunterfiel. Der Mangel am guten Reiten mochte es auch seyn, der sie, besonders wenn sie angegriffen wurde, dahin führte, statt dem Chok sich entgegenstürzend zuvorzukommen, lieber mit der Feuerwaffe, dem Carabiner, auf der

Stelle den Angriff abzuwarten, und erst nachdem sie geschossen, zum Degen oder Säbel zu greifen. Napoleon, der eine beträchtliche Zahl polnischer Reiterei in seinem Solde hatte, sah dieselbe mit ihrer Nationalwaffe, der Lanze, mehrmals siegreich; und weil, beim Verfolgen, diese allerdings, da sie weiter reicht, dem Fliehenden gefährlicher als die blanke Waffe ist, so entschied er sich, immer mehrere Lanziersregimenter auch aus Franzosen zu errichten. Nirgends aber dürfte nachgewiesen werden, daß dadurch gerade im Einzelnen etwas bezweckt worden wäre; im Ganzen stand die Cavalerie durch Zahl, Führung und Zuversicht schon so auf dem überlegnen Puncte gegen ihre Gegner. Zugleich hütete sich der Kaiser die Lanze nationell machen zu wollen; und hatte er für sie eine Vorliebe, was sich auch dadurch ausspricht, daß die Detaschements, welche ihn persönlich begleiteten, mehrentheils Gardelanziers waren, so gab er derselben doch nur bis zu einem Puncte nach, der nicht schädlich werden konnte. Indeß würde man irren, wenn geglaubt würde, daß die französische Reiterei sich der unter Friedrich hätte gleichstellen können. Das Allgewaltige, Dahinfliegende fehlte ihr. Ein oder etliche Regimenter thaten immer wenig, nur die Masse entschied, und ein Sieg wie der bei Hohenfriedberg durch Bayreuth Dragoner ward ihr selbst im verjüngten Maßstabe nicht zu Theil. Die französische Cavalerie Murats, gegen die preußische Seidlitzens, erschien mehr wie eine tapfere Infanterie auf Pferde gesetzt, welche schwerfällig aber tüchtig in den Feind dringt und ehe sie flieht lieber haltend um sich herum sticht und haut. Napoleon hegte noch beim Anfange des Krieges 1806 eine große Vorsicht gegen die preußische Reiterei, was daraus hervorgeht, daß er, vor der Jenaer Schlacht, seine Infanterie ermahnte, der „gerühmten" Cavalerie kaltblütig und standhaft mit dem Bajonett in vollen Vierecken zu widerstehen. Er hätte dies nicht nöthig gehabt, sobald ihm bekannt gewesen wäre, daß die ganze Armee in Divisionen, aus allen Waffen bestehend, getheilt und so von Haus aus dadurch, daß die Reiterei hierbei in einzelne Theile von funfzehn Schwadronen zerstückelt wurde, ihr jede entscheidende Gefährlichkeit genommen war. Bei Jena machten drei Regimenter, Henkel Curassier, Prittwitz Dragoner, und das sächsische Regiment Prinz Albrecht Chevauxlegers, einen schönen Angriff, warfen die Cavaleriebrigade vom Lannesschen Corps (jedem Corps war eine Cavalerieabtheilung von zwei bis drei leichten Regimentern zugetheilt) und drangen bis zu den Vierecken der feindlichen Infanterie. Aber wie konnte eine so geringe Macht etwas entscheiden? und schwerlich würde sie selbst diesen Erfolg gehabt haben, wenn Murat schon mit der Reservecavalerie, die aus 12 bis 13000 Pferden

bestand, auf dem Schlachtfeld eingetroffen wäre. Ja, als ein Augenblick in jener Schlacht erschien (ehe Soult mit dem auf ihn stoßenden Holzendorfschen Detaschement fertig und Augereau aus dem Mühlthal debouchirt war), wo es noch möglich war eine günstige Entscheidung durch schnelle That herbeizuführen, da mußte man dem Feldherrn Fürsten Hohenlohe vorschlagen, sich selbst an die Spitze der Reiterei zu setzen und den Befehl der Linie dem General Grawert zu übergeben, weil nirgends auf den Fall gerechnet worden, mit mehrern Regimentern anzugreifen, und ein Anführer der Reiterei gar nicht existirte. Der Angriff unterblieb indeß, weil die Gefahr eben von einem andern Flügel hereinbrach. Bei Auerstädt zeichneten sich ebenfalls einzelne Abtheilungen Cavalerie, z. B. Irwing Dragoner aus, der Angriff aber, den der General Blücher mit 25 Schwadronen unternahm, mißlang, weil die feindliche schwächere Reiterei auswich und die Infanteriequarrés, von Artillerie gut unterstützt, widerstanden. Hätte man hier reitende Batterien vorgebracht und deren Feuer erst jene Vierecke etwas lüften lassen, bemerkt unser Autor treffend, so möchte eher auf das Gelingen zu rechnen gewesen seyn. Späterhin schlug Blücher noch eine Generalattaque vor, sie ward genehmigt, jedoch bald wieder verneint. Während so in zwei Feldzügen, denen von 1805 und 1806, die französische Cavalerie überall Theil an den Siegen nahm und ihr Vertrauen auf sich immer mehr steigen mußte: sahe man die Reiterei der Gegner nur in kleinen Gefechten oder unbedeutenden Angriffen in der Schlacht sich auszeichnen. Die geringe Anzahl auf einem Punct, die nicht glückliche Führung, die Ermangelung der Unterstützung durch reitende Artillerie, und endlich wohl auch das Mißmuthige, Abhängige, Erfolglose ihrer Lage, die alles Zutrauen auf Heil im Gefecht raubte, — waren ohne Zweifel die einzigen, aber hinreichenden Ursachen. Fassen wir den Standpunct der deutschen und der französischen Cavalerie in jener Zeit in's Auge: so sehen wir von der einen Seite jene dem Urbilde Friedrichs nur noch im Plänkeln, und manchmal in der Attaque eines Regiments ähnlich; diese dagegen seit 1792, wo sie im Zustande der größten Zerrüttung auf dem Kampfplatze erschien, auf einer Stufe von Tüchtigkeit, trotz manchen Mängeln, daß sie allein die Capitulation von Prenzlow herbeiführte, und Napoleon erklärte: sie habe ihres Gleichen nicht. Trotz dieser Versicherung möchte man ihr doch nur in Hinsicht der Erfolge, welche allerdings in der Welt für die Sachen sprechen, Glauben beimessen; denn bloß die Truppe betrachtet, dürfte doch die östreichische, russische und sächsische besser gewesen seyn, so wie die Cavalerie des Rheinbundes, namentlich die baiersche,

die französische weit übertraf. — Die russische Reiterei scheint im allgemeinen im Feldzuge 1807 nicht besser benutzt worden zu seyn, als vorher die östreichische und preußische, obwohl man sie in größerer Anzahl beisammen behielt. Bei Heilsberg waren 200 Schwadronen Russen auf dem rechten Flügel vereinigt, aber ohne daß ihnen ein Antheil an der Schlacht vermöge des Terrains daselbst wurde; wogegen die preußische Cavalerie, die 27 Schwadrons stark nicht zu dieser Cavaleriemasse gehörte, die französische warf, weil sie so stand daß sie gebraucht werden konnte. Man irrt, sollte geglaubt werden, es bewiese ja die Concentrirung einer so großen Menge Reiterei gerade ihren Nichtnutzen. Sie zusammenzuhalten um nichts mit ihr zu thun, oder sie so zu stellen, daß sie nichts thun kann, ist ein noch weit größerer Fehler, als sie zu vertheilen. Es können allerdings dort sich leichter Umstände ereignen die ihr Nichtsthun begünstigen, allein eine nothwendige Folge sind sie nicht, und das Terrain, das der Feldherr doch da genau kennen muß wo er eine Schlacht liefert, wird ihn die mehrsten Male leicht hierüber im voraus belehren. In der Schlacht von Friedland war ein beträchtliches russisches Cavaleriecorps auf dem rechten Flügel aufgestellt, welches auch einen Angriff machte und die französische Reiterei warf; aber die Infanterie unterstützte diese so geschickt, daß hierdurch es jener gelang ihre vorige Stellung bald wieder einzunehmen. Auf dem russischen linken Flügel benutzte die dort befindliche Cavalerie den günstigen Moment, um in die preisgegebene Flanke des Ney'schen Corps einzuhauen; aber die Dragonerdivision Latour-Maubourg formirte sich rasch, griff jene an und drängte sie zurück. Wir sehen in diesem ganzen Feldzuge zwar von den Russen die Regel einer Cavalerievereinigung befolgen, aber sie theils sodann nicht richtig benutzen, theils ihre Erfolge aus Mangel an Reserve scheitern; überall dabei keine Einleitung zum Reitersiege durch vorhergehendes heftiges Artilleriefeuer auf den anzugreifenden Punct.

In dem Kriege 1809 begingen die Oesterreicher gleich bei Eröffnung des Feldzuges in Baiern den Fehler, keine leichte Cavalerie vorzuschieben, um über den Stand der französischen Armee sich richtig zu belehren; sodann kam die Reiterei bei den ersten Gefechten wegen der Localität fast gar nicht in's Gefecht, und bald war Napoleon im Stande mit seinen Curassiers den Erzherzog Carl gegen die Donau zu drängen, statt daß es früher gelingen konnte den Marschall Davoust mit seinen 44,000 Mann in die Defiléen dieses Stromes zu werfen; ein Manoeuvre, welches der Kaiser fürchtend durch die Worte ausdrückte, „il allait noyer l'armée et l'empire dans le Danube", wodurch

in dem Munde eines so großen Feldherrn hinlänglich schon die Wichtigkeit des Versuches bezeichnet war. Desungeachtet sehen wir die östreichische Reiterei, da wo sie zum Gefecht gelangte, sich mehrentheils gut schlagen, und besonders war es ihrem tapfern, zweckmäßig geleisteten Widerstande zu danken, daß es den Franzosen trotz aller Versuche nicht gelang die Pontonbrücke bei Regensburg zu nehmen oder mit den Oestreichern zugleich in dieser Stadt einzudringen, was einen unberechenbaren Verlust, vielleicht selbst deren gänzliche Niederlage auf dem linken Ufer zur Folge haben konnte. Diese Truppen würden außerordentliches geleistet haben, wären sie unter günstigen Umständen zur Schlacht gekommen, obwohl im Ganzen die französische Cavalerie, die sich bei der Armee befand, der östreichischen an Menge weit überlegen war. Dies zeigte sich auffallend in der Schlacht von Aspern, wo sie der Masse der feindlichen Curassiere, zwölf angreifenden Regimentern, nicht zu widerstehen vermochten und sich alsbald zurückzogen. Später, als die tapfere Infanterie alle Versuche der französischen Reiterei in sie einzudringen vereitelt hatte, gelang es den Regimentern Blankenstein Husaren und Riesch Dragoner einzuhauen und einen Theil jener Reiter abzuschneiden. Indeß war der Sieg von Aspern, den die Oestreicher erfochten, allein Resultat der Standhaftigkeit ihres Fußvolkes, und wie brav sich auch die Cavalerie bezeigte, entschieden hatte sie nichts. An den Tagen von Wagram nahm die östreichische Reiterei Antheil an dem ehrenvollen Widerstand, welchen die ganze Armee den ein Drittheil stärkern Franzosen entgegensetzte; es ist aber nirgends ein Beispiel zu finden, daß sie einen merklichen Einfluß auf den Gang der Schlacht ausgeübt hätte. Die französische, in einer Masse die Cavalerie der Garde und zwei Cavaleriedivisionen von Bessieres geführt, hatte den Zweck, nachdem Lauriston mit 100 Kanonen die östreichischen Grenadiere und das dritte Corps erschüttert, einen Generalangriff gegen Aderklaa und Wagram zu machen; allein es scheint, die Tapferkeit der Feinde und das Andenken an den Verlust bei Aspern nahm ihnen den Muth dazu. Es kam zwar dort zum Angriffe, aber durch Macdonalds Infanterie. Vielleicht, meint der Verf., hätte die Reiterei beider Theile Gelegenheit zu einer sehr bedeutenden That gefunden, als von Baumersdorf her die Oestreicher den linken Flügel des Feindes warfen und die Verwirrung des Rückzuges dadurch vergrößert wurde, daß die sächsische Infanterie die weichende italienische für Feinde hielt und auf sie feuerte. Wäre ein starkes Corps östreichische Reiterei dagewesen, so sah es mißlich um Italiener und Sachsen aus; und wenn das französische, das anlangte, früher kam, konnte es ihm gelingen die Schlacht, weil es kurz zuvor

hier sehr schlecht für die Oestreicher stand, zu Gunsten Macdonalds zu entscheiden, der eben vergeblich zwischen dem ersten und zweiten Corps durchzubrechen sich mühte. „Ob die östreichische Reiterei überhaupt wohl fähig gewesen sey jene große Schlacht zu gewinnen?" eine vollwichtige Frage, verneint der Autor nicht unbedingt, obwohl er zugibt, daß sich hierüber nichts Positives behaupten lasse. „Gab es eine Möglichkeit hierzu, fährt er fort, so wurde diese am besten durch einen Angriff auf die bei Raschdorf stehenden Reserven erreicht; denn dadurch konnte Napoleons Andringen gegen die Mitte und linke Flanke am ehesten Einhalt gethan werden." Ref. stimmt diesem Urtheile, so wie der gleich darauf ausgesprochenen Meinung, daß dagegen ein Angriff auf Davousts rechte Flanke und Rücken zwar auch von großem Gewicht seyn, aber nur durch Truppen des Erzherzogs Johann (der bekanntlich nicht mit seinem Heere erschien) ausgeführt werden konnte, vollkommen bei und bedauert nur, daß ihm der Zweck dieser Blätter so wenig als dem Herrn Verfasser der der seinigen erlaubte, die einzelnen Gründe dafür entwickeln zu können, wodurch vielleicht einige sonst achtbare Krieger Gelegenheit erhielten in Ueberlegung zu ziehen: ob denn wirklich in unserer Kriegskunst die Reiterei so wenig brauchbar ist als sie meinen; ein schlimmes Vorurtheil, gestützt auf einseitige Ansichten und auf Napoleons Gewinnen der Schlacht von Großgörschen (Lützen) ohne irgend eine Anzahl Reiterei, die in Anschlag gebracht werden konnte, gegen die große Masse der verbündeten Russen und Preußen, nämlich etwa 5000 gegen 15000 Reiter in einem so herrlichen Terrain, als die Gegend um Leipzig für Cavalerie ist. — Wenden wir uns zu einer kurzen Betrachtung des Gebrauches der Reiterei in Spanien; denn da in einigen Zügen von dem bei den Russen geredet wurde, so ist es folgerecht, auch von der englischen zu sprechen, da das Werk hiervon im dritten Abschnitt des zweiten Theils ebenfalls handelt. Sind gleich beide Nationen sehr von der deutschen verschieden, so kamen sie doch in den neuern Kriegen so oft mit ihr feindlich und freundlich in Berührung, daß es nicht gegen unsern Zweck seyn kann, wenigstens des Gebrauchs ihrer Cavalerie in nur einigen Worten Erwähnung zu thun; wogegen die Episode Schills (der wohl ein tapferer Officier, aber für Leitung größerer Dinge gar nicht geeignet war) hier übergangen wird. Unter den Mängeln der spanischen Rüstungen ist der einer brauchbaren und verhältnißmäßigen Reiterei nicht zu verkennen, und auch bei den Engländern befanden sich zuerst nicht voll 3000 Pferde, was allerdings seine Entschuldigung in der Schwierigkeit des Ueberschiffens findet. Napoleon dagegen hatte wie überall eine Reservecavalerie, von

Bessières commandirt, und die Gesammtreiterei der Franzosen betrug Ende des Jahres 1808, 16000 Pferde. „Bei allen Gefechten," sagt, gestützt auf die darüber erschienenen Berichte, Schriften u. s. w., der Verf., „hatte die französische Cavalerie großen Antheil; obgleich an mehrern Puncten das Terrain ihr hinderlich seyn mochte, so war die innere Beschaffenheit der feindlichen Truppen ihr zu günstig, und die französischen Generale verstanden zu gut diesen Umstand zu erproben und mit Energie zu benutzen, als daß sie nicht großen Vortheil daraus hätten ziehen sollen. Sobald das Gefecht begonnen hatte, attakirte die Cavalerie irgend einen Punct der feindlichen Linie, durchbrach sie, fiel einem Flügel in den Rücken, hieb nieder was sie erreichen konnte und verfolgte die Fliehenden, bis irgend ein schützender Terrainabschnitt diese aufnahm." Die hier (im Werke) erwähnten Gefechte sehen einander in dieser Rücksicht sehr ähnlich: überall kam ein verhältnißmäßig kleiner Theil der französischen Infanterie in's Gefecht, alle Berichte rühmen die großen Erfolge der brillanten Cavalerieangriffe. Die Franzosen benutzten hier diese Waffe gegen die Spanier, wie es im Anfange des Revolutionskrieges die Alliirten gegen sie hätten thun sollen. Zwar zeichnete sich die englische Reiterei (wobei die deutsche Legion), unter Lord Paget, Sir Stapleton Cotton u. s. w., überall vortheilhaft aus, namentlich bei Medellin, Talavera, Salamanka; allein sie blieb in Verhältniß zur feindlichen, bei der sich auch deutsche und polnische befand und eben so tapfer als glücklich focht, während des ganzen Krieges bis zum Jahr 1813 schwach; wozu noch kam, daß Wellington erst im gedachten Jahre den Oberbefehl über alle Truppen in Spanien erhielt, und gerade zu der Zeit Ursache hatte, jedes Wagestück aus höhern Gründen des damals in ganz Europa allgemeinen und bereits für Napoleon nachtheiligen Kampfes zu vermeiden. Ref. kann nicht umhin bei dem Blick auf die englische Reiterei zu bemerken, daß sie, vermöge der Kraft und großen Tüchtigkeit ihrer Pferde für den geschloßnen Chok, ein zwar großes Uebergewicht gegen jede andere Cavalerie hat, dagegen den Nachtheil, daß die Rosse, einmal losgelassen, weit schwerer wieder zu halten und zu vereinigen sind, weshalb bei ihrer Attaque zwar weit mehr auf das Gelingen, aber selten auf das Railliren zu neuen Angriffen zu rechnen ist. Dies liegt besonders in der Hartmäuligkeit der Thiere, deren festere Ganaschen nur mit großer Mühe und Zeit beim Zureiten das Beibringen des Kopfes erlauben, wodurch der Zügel nebst dem Gebiß, als Hebel betrachtet, einen Theil seiner Wirksamkeit verliert.

In dem Feldzuge 1812 war die russische, so wie die fran-

zösische Reiterei, zur Reservecavalerie in Divisionen vereinigt, obgleich auch, wie sehr zweckmäßig, eine denselben nöthige Zahl sich bei den Infanteriedivisionen befand. Im Großen ist von der russischen Cavalerie erst bei dem Rückzuge der Franzosen und da allerdings mehr à la débandade, wie es dem Zustande der Feinde entsprach, als in bedeutenden geschloßnen Massen Gebrauch gemacht worden; die französische und mit ihr fechtende deutsche Reiterei dagegen spielte in der Schlacht von Borodino eine denkwürdige Rolle. Zur Hälfte durch Strapazen und Verpflegungsmangel, mehr als durch die bisher einzelnen Gefechte aufgelöst, war sie es doch hauptsächlich, welche das Schicksal dieses Tages entschied. Nicht oder nur wenig gegen Reiterei streitend, focht sie im Centrum gegen Geschütz und Redouten, welche nach ungeheuern Verlusten sie zuletzt (besonders die sächsischen Regimenter Garde du Corps und Zastrow Curassiers unter Thielmann) beide nahm. Napoleon gab hier die Lehre: wie man eigentlich Cavalerie in der Schlacht nicht brauchen soll! Freilich mochten ihn höhere Rücksichten, besonders das Bedürfniß dazu nöthigen, dort vollständig und bald zu siegen, damit der ihm bereits gefährliche Krieg mit einem Schlage geendigt sey. Daß es nicht so kam, lag wieder in andern Umständen und, wie man jetzt ziemlich sicher annehmen kann, in Napoleons bedenklicher, unentschloßner Vorsicht in jener Schlacht. Von dieser Zeit an möchten wir in Hinsicht des Materials die letzten Rückschritte der deutschen Reiterei datiren. Bei den Oestreichern hatten schon die frühern Kriege sehr viele vortreffliche Pferde gekostet; die preußische Cavalerie war um ein Theil ihrer guten Stämme in dem Feldzuge 1806 und besonders 1807 gekommen; die Sachsen verloren den Kern vorzüglicher polnischer Pferde, als sie bei Bernburg 1806 absitzen und selbige, vermöge Friedensschlusses des dermaligen Churfürsten, den Franzosen überlassen mußten. Was sich bisher wieder remontirt und in Stand gesetzt hatte, jedoch durchweg nicht in den alten vollkommnen, weil aus Mangel an vorzüglicher Remonte dies keineswegs zu erzielen war: das tischte im Gefolge des Winterrückzuges 1812 seine letzten besten Kräfte für die beschneite Tafel der Wölfe und Raben auf. Die Baiern und Würtemberger, sammt den Badnern, sämmtlich eine tüchtige und gewandte Reiterei, die, da sie schon früher mit den Franzosen verbündet gewesen, als Sieger bisher nicht so viel als die andern stets Besiegten gelitten hatten, mußten einem Schlage gleichfalls erliegen, den Hunger und Eis so gewaltig führten, daß dem Feinde selbst wenig zu thun blieb. Theilten auch die beiden Flügelcorps, das preußische bei Riga, das östreichisch = sächsische bei Warschau, die große Zerstörung der Hauptarmeen nicht; so lit-

ten sie dennoch hinreichend, um gleichfalls in einem frischer Remonten, Pferdezeugs u. s. w. höchst bedürftigen Zustand zu seyn; und so scheint es uns denn keine Behauptung mehr, die großen Beweises bedarf: daß die gesammte deutsche Cavalerie (am wenigsten immer die östreichische wegen der ungarischen Remonten, und weil von ihr nur ein kleiner Theil in Verhältniß ihrer Anzahl diesmal Theil genommen) das Jahr 1813 in einem Zustande erblickte, der für sie noch nie so auflösend gewesen war. Die Bemerkung, daß ja Artillerie und Infanterie gleichmäßig gelitten, ist zwar wahr, aber kein Einwurf: denn letztere ergänzt sich leichter und bildet sich, zumal für den Krieg, in ihm bald aus, und Kanonen waren in den Zeughäusern und Festungen als Ersatz vorhanden; nicht so aber mit der Cavalerie, wo zwei lebende Wesen, ein vernünftiger und ein unvernünftiger Wille zu regeln sind, wozu, um die gehörige Uebereinstimmung, wir möchten es die Centauricität nennen, zu erlangen, ruhige Zeit nöthig ist, hundert Nebendinge nicht zu gedenken. Dennoch erschien die preußische Reiterei am 5. April im J. 1813, im Gefecht von Domigkow, so wie in mehrern Scharmützeln, siegreich über die französische; was nicht allein der Thätigkeit, womit in kurzer Frist alle Kräfte des preußischen Staates und auch die für Ergänzung und Organisirung der Cavalerie angestrengt wurden, zuzuschreiben ist; sondern zugleich in dem ruhmwürdigen Enthusiasmus, des Zwingherrn fremdes, schmähliches Joch abzuwerfen lag, den das preußische Volk wie kein anderes entwickelte. Aber der Erfolg der Schlacht von Groß-Görschen schlug die Erwartungen bedeutend nieder. Obgleich die Anlage zu ihr von den Verbündeten durchaus offensiv und also den 15,000 Reitern wie das Terrain höchst günstig war, und der zurückgekehrte Napoleon denselben nur 5000 Mann Cavalerie entgegenzustellen hatte, so siegte er doch! Der größte Theil der alliirten Reiterei ward nicht gebraucht; die preußische dem Geschützfeuer so unglücklich ausgesetzt, daß allein das einzige Regiment Garde du Corps 5 Officiere, 12 Unterofficiere, 5 Trompeter, 174 Reiter und 238 Pferde verlor; ein Verlust, den, verhältnißmäßig, kein Regiment in einer Schlacht des siebenjährigen Krieges hatte. „Die Idee," sagt der Verf. S. 329, 2ter Theil, „mit der Reiterei etwas zu unternehmen, war zwar mehrfach zur Sprache gebracht worden: denn es war keinesweges Plan und Absicht sie zu verwenden wie es sich fügte; noch fehlte es in dem Heere an Männern, die eine andere Verwendung wünschten und sie in's Werk zu setzen fähig gewesen wären: aber es ist unverkennbar, daß man den Zeitpunct, wo mit der Hauptmacht der Cavalerie etwas Entscheidendes zu unternehmen war, versäumte und durch die Verwickelung der

ganzen Infanterie in den Kampf um die Dörfer nachher gezwungen wurde, jene, ihrer eigenthümlichen Bestimmung zuwider, im Kanonenfeuer unthätig und passiv halten zu lassen. Der rege, im rechten Zeitpunct unbefriedigt gebliebne Wunsch, etwas zu thun, führte am Abend noch zu einem Versuch, durch einen Ueberfall mit 9 Schwadronen zu erreichen, was man mit der zehnfachen Stärke nicht zu bewirken unternommen hatte." Bekanntlich fiel dieser Versuch unglücklich aus und wurde durch einen im Dunkel nicht bemerkten Hohlweg noch verlustreicher. Soviel steht hinsichtlich des Gebrauches der Cavalerie für jene Schlacht fest: „Seidlitz hatte zwischen Roßbach und Reichartswerben ein weit weniger günstiges Terrain, als die großen offnen Gefilde zwischen Rahna, Starsiedel und Lützen gewähren, und wäre ein als solcher anerkannter General der Cavalerie daselbst gewesen, es würde die Sache anders gekommen seyn. Wirft man das Auge, der Beschreibung von der Schlachtordnung folgend, auf einen nur leidlichen Plan der Gegend, oder noch besser, kennt man diese durch eigne Beschauung, so muß man vollkommen mit der Ansicht des Autors übereinstimmen, der die Hauptattaque für den Moment als entscheidend bezeichnet, wo zuerst die feindlichen Colonnen zur Unterstützung des Ney'schen Corps vorrückten. Er spricht dies noch klar und bestimmt in den Worten für die Truppenverwendung so aus: „Denken wir uns, daß die Cavalerie des Winzingerod'schen Corps mit den preußischen Curassiers vereinigt, 40 Schwadronen mit sechs reitenden Batterien, zwischen Starsiedel, Rahna und Kaja vorgegangen wäre, während dieses Corps Infanterie die Division Girard in und bei Starsiedel in der Front angriff, und die russische Reservecavalerie, statt hinter der Infanterie auf einen Moment zu warten, der nicht kommt, wenn man nicht darnach greift, zur Unterstützung des Angriffs vorgekommen wäre: so sprach alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß erstlich die Girard'sche Division zu Grunde gerichtet worden wäre, dann aber auch die Allirten die beste Gelegenheit gefunden hätten, der heranrückenden Garde und dem sechsten Corps in der Ebene vor Lützen entgegenzugehen, sie unter den günstigen Umständen anzugreifen oder wenigstens, wenn das zu kühn gefunden wurde, sie abzuhalten Ney zu unterstützen, der dann wohl überwältigt worden wäre, wenn man die ganze Kraft der preußischen Infanterie, die Division Berg und die russischen Garden darzu verwendet hätte." Wir möchten wohl glauben, daß Blücher, der an diesem Tage den Oberbefehl freiwillig und aus höhern Rücksichten an Wittgenstein abgetreten, einen Gesammtchok zu unternehmen nicht würde versäumt haben; unsere Gründe liegen in seiner frühern Cavalerieführung und den Absichten, die er,

wie wir oben gesehen, bei Auerstädt vergebens hegte. Diese Unthätigkeit schwächte bei allen, die gewohnt sind nach dem Erfolge zu urtheilen, und dies sind doch wohl vier Fünftheile der Menschheit, das Vertrauen zu der Reiterei vollends; und so tapfer, entschlossen und siegreich sich auch die preußischen 20 Schwadronen unter dem Obrist Dolfs bei Haynau am 26. Mai bezeigten, so war dies doch nur ein Ueberfall aus dem Hinterhalt und ein Gefecht, nicht ein allgemeiner Angriff in formirter Feldschlacht gewesen.

Die Feldzüge der Verbündeten in den Jahren 1814 und 1815 enthalten unstreitig große Thaten; auch hat da und dort die Cavalerie deren Vollbringung mit befördert: aber es scheint sich besonders unglücklich gefügt zu haben, daß gerade wo sie als Reiterei allein wirkend auftreten sollte, die Absicht nicht gelang. Wir erinnern nur an die beabsichtigte Umgehung durch vom General Winzingerode angeführte zahlreiche Reiterei vor der Schlacht von Laon, und an die Schlacht von Ligny, wo selbst Blücher mit ihr unzufrieden gewesen seyn soll. Immer stärker befestigte sich auf solche Weise der Glaube an die Entbehrlichkeit der Cavalerie für entscheidende Resultate; zum Recognosciren, zum Nachsetzen nach dem Siege, den die Infanterie und Artillerie erfochten, hielt man sie allein dienlich, und entlehnte die Belege für diese Annahme von Feind wie Freund. „Haben wir nicht gesehen, wie Napoleon ohne Reiterei bei Görschen, Bautzen und Dresden über unsere vielen Tausende Curassiers, Dragoner, Uhlanen, Kosaken u. s. w. gesiegt, und hat die, welche er später bei Etoge auf uns immer fort attaquiren ließ, ihm etwas geholfen, ist sie etwa, die unsere Reiterei doch mehrentheils schlägt, in unsre Infanterievierecke gedrungen? Wozu demnach viel Zeit und noch mehr Geld auf diesen Paradeluxus verwenden? Die Cavalerie welche unsre jetzige Kriegskunst allein bedarf, finden wir auf leichte und kostspielige Weise, indem wir die ausgehobnen Rekruten auf gelieferte Landpferde setzen, ihnen etwas traben und das Pferd spornen lehren, eine Pike in der Hand, womit sie sich schon wehren werden und den Fliehenden am besten erreichen." Dies oberflächliche, nur nach dem Scheine urtheilende Raisonnement bedenkt jedoch nicht, daß, wenn bei Lützen Napoleon zahlreiche Cavalerie hatte, die Alliirten schwerlich in Ordnung und verlustlos die Elbe erreicht haben würden; er vergißt ferner, daß, wenn der französische Kaiser später gute Reiterei besaß, seine Absicht ein Marsch in Kleist's Rücken über Höllendorf ausgeführt und dann die Schlacht von Kulm verloren, Böhmen, ganz Oestreich geöffnet, und die Folgen unabsehbar waren. Ist es überall schädlich nach Extremen zu greifen, so gebiert dies in der Kriegskunst die

traurigsten Resultate, oder schwächt, im glücklichsten Falle, die durch andere Ursachen hervorgebrachten günstigen doch wieder bis zur Unbedeutenheit. Im Jahr 1806 leisteten die Festungen, mit einigen wenigen Ausnahmen, fast gar keinen Widerstand; deshalb hat man sehr weislich sie dennoch nicht eingehn lassen und gibt im Gegentheil für ihre Erhaltung, selbst für die Erbauung neuer, sehr große Summen aus. Die übergroße Sublimität, welche die obige Ansicht hervorgerufen, muß die Reiterei unter Seidlitz ganz vergessen, oder was wahrscheinlicher ist, nie recht gewußt haben, wie dieselbe eigentlich damals gebraucht wurde. Hierüber hat der Verf. der „Nachrichten und Betrachtungen" nun genugsame Aufklärungen gegeben, die denen, die sehen wollen, die Augen zu öffnen vermögen. Bisher, wir müssen dies gestehn, hat zwischen Friedrichs und der deutschen Reiterei des neunzehnten Jahrhunderts die von Napoleon in der Mitte gestanden; aber es wird jener wenig Mühe kosten, wenn auch nicht das hoher Muster gleich zu erreichen, doch die Tüchtigkeit der französischen zu überbieten. Dieses ist zwar ohne Geldaufwand nicht zu erlangen, aber ohne Geld ist nun einmal gar nirgends mehr etwas zu bekommen; indeß kann auch dies mit Wirthschaftlichkeit betrieben werden und es wird, ist solche nur am richtigen Orte angewendet, oft dadurch der Zweck gründlicher erreicht als mit planloser Verschwendung. Einige Worte über möglich zeitgemäße Formirung und Benutzung der Reiterei dürften vielleicht hier zum Schlusse am rechten Orte stehen: damit man uns nicht beschuldigt, bloß vage Behauptungen hingestellt zu haben, ohne auf die Sache einzugehen.

Die Ausbildung des Reiters und Pferdes bedarf eine Zeit, die gerade hinreichend ist, um jenen geschickt zu machen, seine Waffe kräftig und mit Leichtigkeit zu führen, das Pferd nach allen Seiten hin zu wenden und jede Gangart gehen zu lassen. Hierzu reichen ein und ein halb Jahr hinlänglich aus, sobald nicht von der Lanze die Rede ist. Eine eben so lange Frist möchte es zum Exerciren in der Schwadron und dem Regimente bedürfen, und also drei Jahre, wo Mann und Pferd allerdings fast täglich in Uebung sind, zum vollständigen Reiter hinreichen *). Springen über Hecken und Graben und ähnliche Gegenstände sind im Kriege nicht in Masse ausführbare Aufgaben und gehören daher nur für den Officier, der als Reiter

*) Es ist hier nur von der allgemeinsten Bezeichnung der einzelnen Theile wie des Ganzen die Rede; und wenn wir z. B. oben sagen, daß Mann und Pferd fast täglich in Uebung seyn sollen, so versteht sich dies nicht immer ganz wörtlich. Die erste Zeit wird der Mann so zu Fuß dressirt, das Pferd von einem kundigen Reiter zugeritten 2c.

durchaus ebenfalls ein Beispiel für seine Untergebnen seyn muß. Dagegen gibt es gewisse praktische Fertigkeiten, die dem Gemeinen im Felde unentbehrlich sind, als das Selbstaufschlagen der Hufeisen, die Aenderung eines drückenden Sattels u. s. w. Ob nun wohl hieraus hervorgeht, daß nicht mehr als das Nöthigste verlangt wird, so müssen doch im Regiment immer wenigstens sechs bis acht Mann seyn, die ein Pferd, das aus der Remonte kommt, zu behandeln und für den Feldgebrauch zuzureiten verstehen, dabei wir die Wachtmeister und für die Schwadron etliche Unterofficiere noch nicht mitrechnen. Zwar sollten es alle Unterofficiere so weit gebracht haben; aber dies war in der Reitkunst günstigern Zeiten nicht einmal der Fall, indem wenn ein solcher dies auch nicht ganz versteht, er doch andere sehr gute Eigenschaften besitzen, überdies man bei jetziger kurzer Dienstzeit nicht sehr wählen kann. Um diesem Mangel abzuhelfen, dürfte eine besondere Zulage und etwanige Auszeichnung für diese Unterofficiere und Reiter, welche länger dienen wollten, unentbehrlich seyn: denn nichts erleichtert die Bildung und Guterhaltung einer Schwadron mehr, als ein wenn auch kleiner doch tüchtiger Stamm gedienter Männer. Ihren Einfluß auf die Disciplin, das Reiten und Exerciren und besonders auf den guten Muth im Felde kennt Niemand besser als der lang gediente Reiterofficier. Die Reiterei theilt sich in schwere und leichte nach den Pferderacen, und so müssen auch die größern Leute zu jener, die kleinern zu dieser genommen werden. Ihre Bewaffnung soll dem Begriff und noch mehr dem verschiednen Zweck beider Arten entsprechen. Man gebe der schweren Reiterei Curasse, aber solche die vorn und hinten decken, zwar nicht gegen Schuß, aber doch Hieb und Stich. Denn die schußfesten Harnische schaden der Gesundheit im Durchschnitt mehr, als sie Flintenkugeln abhalten, die anprellenden bringen doch noch Nachtheil und machen oft zum Gefecht unfähig, endlich aber hält kein Curaß die Kanonen- oder Kartätschenkugel auf. Unser Autor bemerkt S. 149 bei Gelegenheit des Gefechts von Eckmühl in einer Note, wie der Obrist Marbot in seinen „Remarques critiques sur l'ouvrage de M. Rogniat etc." erzählt, daß die östreichischen Curassiere bei weitem mehr und gefährlichere Verwundete gehabt, weil sie der Rückencurasse entbehrt. Er widerlegt zugleich die beim ersten Anblick täuschende Vorstellung, als ob der Harnisch für Rücken und Flanken nur für die Fliehenden Werth habe; er macht bemerklich, wie diese Schutzwaffe im Handgemenge gerade den Tapfersten, die zuerst zwischen die Feinde dringen, am nützlichsten und wichtigsten ist. Die Schüchternen pflegen sich den Rücken dadurch zu sichern, daß sie beim Angriffe hinten bleiben, bei Zeiten umkehren und beim Rückzug

sich an die Spitze zu setzen suchen; sie bedürfen des Harnisches am wenigsten. Dem deutschen Curassier den Degen zu geben würden wir nicht vorschlagen, dieser paßt mehr der Nationalität des Franzosen an. Unsre Bauern hauen lieber, und sie werden zu einem tüchtigen Säbel, der einen deckenden Handkorb hat, mehr Vertrauen und darin mehr Geschicklichkeit haben. Karabiner dürften der schweren Reiterei ganz überflüssig seyn, ja selbst das Pistol sollte man ihr nicht lassen: denn wozu soll es helfen? Um so mehr wird sie ihre ganze Kraft in dem Säbel finden. Die leichte Reiterei dagegen werde so leicht wie möglich bewaffnet: der Mehrzahl den Säbel und Carabiner, aber kein Pistol. Die Lanzenreiter und ihre wenigen Regimenter, lieber wünschten wir gar keine Uhlanen, dürften vielleicht eher die Pistole, d. h. eine, erhalten, damit, wenn ihnen die Lanze aus der Hand geschlagen wird, was durch Zufall geschehen, ja der Geschickteste sie sich am leichtesten selbst herauswerfen kann, sie noch eine augenblickliche Zuflucht und dann auf der Feldpost ein Signal zu geben haben. Der Carabiner dagegen kann ihren Bewegungen hinderlich seyn. Die Lanze erfordert die meiste Geschicklichkeit in der Führung und im Reiten, deshalb auch längere Ausbildungszeit, wenigstens vier Jahre; sie ist der Deutschheit — im guten Wortsinne — nicht national und eignet mehr nomadischen Völkern. Daher zwinge man nicht voll Vorurtheil die Natur, am wenigsten aber strebe man das was für uns kaum als Ausnahme gilt, zu einer Nationalbewaffnung machen zu wollen. Ein wichtiger Gegenstand sey die Remonte, und hier beim Ankauf Ersparnisse besonders durch zu junge Pferde machen zu wollen ist ganz unrichtig, weil eine schlecht berittne Cavalerie schlimmer als gar keine ist.

Daß die schwere Reiterei die Reservecavalerie im wahren Wortsinne seyn muß, darf wol kaum noch gesagt werden. Dieselbe gleich beim Anfange des Kriegs, kurz vor der Schlacht gebrauchen, heißt, sie absichtlich hinrichten. Sie soll nur für die Schlacht Leistungen gewähren, und also muß sie so lange wie es geht cantonniren, und auf ihre Verpflegung ist alle Sorgfalt zu wenden. Dagegen hat die leichte Cavalerie den doppelten Zweck, als Patrouillen, Vorpostenkette und Avantgarde und dann wieder in der Schlacht gebraucht zu werden. Hieraus geht hervor, daß sie stärker als die schwere und zwar um so viel stärker seyn muß, als man für den Abgang rechnen kann, den sie an Todten, Verwundeten, Gefangenen und Maroden durch ihr stets beweglich-gefährliches Geschäft erleiden möchte, ehe sie, vereinigt mit der schweren Reiterei, zur Schlacht kommt. Von der leichten sollte die Zutheilung an die Infanteriedivisionen geschehen; der Rest bei

der schweren gehalten und von da aus der Abgang vorne ersetzt werden, wo dann der Ersatz für's Ganze aus den Depots erst wieder zu der leichten Cavalerie, die bei der Reservecavalerie ist, abgeht. Wird die Frage aufgeworfen: wie groß soll denn nun die Gesammtzahl der Cavalerie seyn? so dürfte die Antwort dahin lauten: so groß als es das Verhältniß der Armee und die auf sie zu wendenden Kosten erlauben, mit Berücksichtigung bei einem Kriege, ob dieser in einem gebirgigen oder flachen Lande zu führen ist, und daher z. B. mehr Reiterei in Rußland als in Spanien. Weniger dürfte es nach unserer Meinung auf die Zahl der feindlichen Reiterei ankommen: denn wir haben erfahren, daß derselben durch geschickte Führung in der Schlacht auszuweichen ist, und unsere wenigere, von reitender Artillerie unterstützt, doch entscheidend werden kann. Allein die Cavalerie, die man in drei Gliedern, und nicht wie gebräuchlich in zwei, aufzustellen hat, bringt die dermalige tiefe Fechtart mit sich. Zwar ist es wahr, nur das erste Glied haut wirklich ein; aber die Truppen bloß nach mechanischen Gesetzen für den Gebrauch bestimmen zu wollen, ist ein Irrthum. Das menschliche Herz muß hier mit berücksichtigt und bedacht werden, daß drei Glieder mehr Zutrauen für den Angreifenden, mehr Furcht dem Angegriffenen erwecken; auch hat die in ihrer Organisirung treffliche östreichische Reiterei, irren wir nicht ganz, drei Glieder. Das Regiment aus 4 Escadrons bestehend, jede zu 4 Zügen, der Zug zu 12 Rotten in 3 Glieder, dazu die Unterofficiere, Trompeter gerechnet, würden pro Escadron 160 Pferde, also das Regiment 640 Pferde, ohne die Officiers, stark seyn. Käme noch eine Schwadron für jedes leichte Regiment hinzu, so möchte dies völlig hinreichen, um den künftigen Ausfall zu decken und am Schlachttage die Stärke schwerer Reiterei zu haben. Vorher schon erwähnten wir, es sey besser gar keine als eine schlecht berittene Cavalerie zu besitzen: denn nur in der Geschwindigkeit, d. h. in der dem Entschluß folgenden blitzschnellen That liegt eigentlich der Vorzug derselben und ihr wahrer echter Gebrauch; und so ergibt sich, daß die Reiterei, welche dazu nicht geeignet, unbrauchbar und nur im Wege ist. Wie war es aber damit in der Zeit vom Revolutionskriege ab, außer wenigen Ausnahmen, bestellt? An Schlachttagen ward die Cavalerie, wenn sie noch nicht ganz zu den Divisionen vertheilt, bald da bald dorthin gerufen, und die Pferde trabten mit leeren Eingeweiden (vermöge des Requisitionssystems, wo bei der Vereinigung aller Truppen vor der Action nirgends hinlängliche Fourage gefunden wird, der eiserne Bestand auch selten vorhanden oder doch brauchbar ist), sich schon in den ersten Morgenstunden müd und matt. Das Feuern beginnt und ist nur noch ein

Rest beisammen, so hält dann dieser in einer Position, in der er meist stark beschossen wird, ohne selbst zum Angriff Gelegenheit zu haben, oftmals da wo das Terrain hierzu völlig hinderlich ist. So mit gezogenem Pallasch sitzt die Mannschaft, um sich von den Kanonenkugeln niederschießen zu lassen, und zeigt den höchsten, den stundenlangen passiven Muth, während ihre Anführer, denn einen Einzigen hat sie nicht, der ihr fortwährend bliebe, sich voll Mißmuth über ihre thatenlose Lage mit einander über den Moment, der zum Angriff etwa erscheint, besprechen, und dazu die höhere Genehmigung einholen lassen, ohne die sie den glücklichsten nicht benutzen dürfen. Kommt, ein seltener Fall, diese wirklich, dann ist mehrentheils der entscheidende Zeitpunct, eben weil er nicht Stunden, sondern nur Augenblicke lang dauert, vorüber, und es wird nichts, oder Ungünstiges gethan. Sehen wir dagegen die Reiterei unter Seidlitz: der große König theilte ihr für die Schlacht ihre Aufstellung und Rolle allerdings in allgemeinen Zügen, aber auch nur in diesen zu, überließ es jedoch dem bewährten Ermessen des Generals, jene Momente nach Gutdünken zu benutzen, die eintreten, ohne vorhergesehen werden zu können. So hielt denn diese unter ihrem Führer, ohne das Schwert gezogen zu haben, nach der in der Disposition befohlenen Ordre de Bataille, und dieser (s. Th. 2. S. 88) erwartete ruhig den Zeitpunct, oder recognoscirte vorwärts, behaglich aus einer Gypspfeife Tabak rauchend. Sobald er aber diese wegwarf und den Degen zog, so bliesen auch sogleich die Trompeter zum Gewehraufnehmen und sofort unmittelbar Marsch! Wie mußte diese einfache, aber sichere Art, dies ruhige Bewußtseyn eigner Kraft den Schwadronen den Muth und die Zuversicht elektrisch mittheilen, welche den Feind nicht zählt.

Betrachten wir, was nun die Cavalerie an Schlachttagen für verschiedne Aufgaben zu lösen erhalten kann, so reduciren sie sich auf: 1) Werfen der feindlichen Reiterei; 2) Einhauen in Infanterie; 3) Wegnahme von Batterien. Wenn, wie von selbst verstanden wird, von beiden Seiten gleicher Muth vorausgesetzt ist, 1) so muß die Reiterei sich von der feindlichen niemals stehenden Fußes angreifen lassen, sondern entweder diese angreifen, oder, hat sich jene schon dazu in Bewegung gesetzt, ihr gleichfalls entgegengehn. Ausnahme davon ist allein eine besondre auf die ganze Schlacht bezügliche Anordnung, oder gar zu große Schwäche an Mannschaft gegen den Angreifer, wo, wie es die französische bei Auerstädt that, diese bei Zeiten geschickt ausweichen und die Lücke Artillerie- oder Flintenfeuer, die Attaque abhaltend, bestreichen muß. Das Halten und erst eine Salve mit dem Carabiner geben, jetzt sehr beliebtes Manoeuvre,

worauf dann zum Pallasch gegriffen wird, ist ganz falsch: denn wenn der Feind entschlossen, so ist er in der Zeit, während der Waffenwechsel geschieht, bereits in unsern Gliedern. Friedrich II. sagt hierüber in seiner Disposition, Berlin vom 25. Juli 1744 (S. 337, Thl. 1, abgedruckt). „Es verbietet der König hierdurch allen Officiers von der Cavalerie bei infamer Cassation, sich ihr Tage in keiner Action vom Feinde attaquiren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attaquiren." Jenes irrige Benehmen hat seinen Ursprung der traurigsten Ansicht zu danken, welche ein Cavalerist haben kann: den Schuß vom Pferde auf der Stelle, dem Hieb oder Stich vorwärts in dessen Lauf vorzuziehn. 2) Es kann dies geschehen, indem die Infanterie entweder in Linie, oder in hohlem oder vollem Viereck steht. Ist die Reiterei nur nicht gar zu schwach, so ist es von ihr zu verlangende Pflicht, in die Linie und auf das hohle Viereck einzudringen, wenn der Erdboden nicht unerwartete Hindernisse schafft; dagegen das volle Quarré widerstehen wird, sobald es nicht zuvor mit Geschützfeuer erschüttert werden kann. Hiermit soll keineswegs gesagt werden, daß der Versuch gar nicht zu unternehmen sey, sondern bloß daß er im allgemeinen nicht als Norm, ohne die Artilleriebedingniß, aufzustellen ist. Desunerachtet hat die Erfahrung nur zu oft gelehrt, daß die Reiterei trotz großen Verlustes nicht in die hohlen Quarrés drang; und da jener Verlust die Tapferkeit der Cavalerie scheinbar bezeugte, so nahmen diejenigen, deren wir oben gedacht, daraus einen neuen Beweis für die Unbrauchbarkeit der Waffe an und für sich, in der neuesten Kriegskunst. Untersucht man jedoch diese Erscheinung näher, so ergibt sich dies keineswegs, und nicht die Standhaftigkeit der Infanterie, sondern das unrichtige Verhalten der Reiterei bringt das Mißlingen hervor. Wie es dabei zugeht, hat der Hr. Verf. so aus dem Leben gegriffen erzählt, daß (obgleich er damit den Angriff auf die Infanteriecolonne, also gleich den auf ein volles Quarré meint, doch leider auch so wahr, nur weniger entschuldigbar, auf die lichten Vierecke Anwendung findet) wir nichts besseres thun können, als ihn wörtlich darüber zu hören. „Die Cavalerie setzt an zum Einhauen; das Fußvolk dicht zusammengedrängt, fällt das Gewehr und erwartet die Annäherung der Reiterei; diese, statt die letzten hundert Schritte im vollen Laufe des Rosses zurückzulegen, mäßigt ihre Bewegungen; dennoch drängt der Moment, entweder hineinzustürzen in die vorgehaltnen Bajonette oder umzukehren; das eine ist schimpflich das andere erfodert mehr, als der Augenblick leistet; da eröffnet sich jener Mittelweg und er wird betreten: die Reiter schieben sich seitwärts neben der Masse vorbei. Sie gehen dadurch der Gefahr

nicht aus dem Wege, sondern verlieren meist sechsmal soviel, als das Einbrechen gekostet hätte: denn die Krisis dauert viel länger, die Kugeln tödten, wo die Bajonette nur verletzt hätten, die Feinde, die im Handgemenge überwunden werden konnten, bleiben alle in Thätigkeit; die Reiterei umschwärmt nun eine solche Masse, dem zaghaftesten Infanteristen steigt der Muth wieder, wenn er sieht, wie der Centaur um ihn herumstreicht, ohne ihm Leid zu thun; der tapferste Reiter sieht ein, daß es so nicht möglich ist zu siegen; einige kühne Naturen versuchen den verfehlten Zweck durchzusetzen und dringen einzeln in die Reihen; ihre Anstrengungen bleiben fruchtlos, da sie keinen Nachdruck haben, sie werden getödtet oder verwundet; das Ganze verliert Ordnung und Haltung und das Beginnen endigt mit einem Rückzug, der weit mehr kostet als der Angriff." Die einzige Möglichkeit dem zu begegnen, ist den Leuten zuvor begreiflich zu machen und ihnen recht einzuprägen: daß der Siegesweg auch der wirklich weniger gefährliche, mit der größten Schnelligkeit in den dichten Haufen hinein sey. 3) Endlich kommt es sehr darauf an, ob die feindliche Batterie durch andere Truppen gedeckt ist. Findet sich dies, so ist die Sache sehr mißlich und man muß, um den Erfolg nach Möglichkeit vorzubereiten, eine Reserve gegen die Flanke dergestalt vorgehn lassen, daß sie nicht in die Schußlinie geräth und über die Reiterei des Feindes dann herfällt, wenn die angreifende Cavalerie sich der Kanonen bemächtigen will. Jedes Mal ist der Frontangriff gegen gut bedientes Geschütz als hoch bedenklich anzunehmen; kaum gelingbar aber, wenn Bedeckung dabei ist. Wäre aber diese nicht da, oder wenn es der Fall, kann man sie in das Gefecht, wie bemerkt, mit einem Theil der unsrigen verwickeln, so wird die Attaque à la débandade dennoch eher gelingen, weil sie weniger Verlust und keinem Stocken im Ganzen ausgesetzt ist. Gestattet dagegen die Stellung der Batterie sogleich einen Seitenangriff, so erleichtert dies das Vorhaben, und es ist immer gut, hierzu unmittelbar wenig Cavalerie, dagegen mehr zur Abhaltung des Feindes, der herbeieilen möchte, zu bestimmen. Die Vorsichtsmaßregel, wo sie ausführbar, einige Gespanne Pferde zu Wegbringung der Kanonen bei der Hand zu haben, ist nicht genug zu empfehlen: denn oft hat die Cavalerie eine Batterie genommen und muß aus Mangel an Bespannung sie wieder dem Feinde überlassen. — Dies möchte die allgemeinste Bezeichnung für den Gebrauch der Reiterei im Gefechte seyn; die Tüchtigkeit und Zahl derselben und der des Feindes, so wie eine Menge anderer Umstände werden auf jeden besondern Fall dem geschickten Führer angeben, wo er davon abweichen muß; und z. B. annehmen zu wollen, daß man in keine Colonne Fußvolk ein-

bringen und sie zusammenhauen könne, weil es meistentheils nicht glücken wird, hieße sich und seine Truppen entmuthigen. Der Reiter muß sich, wie Friedrich II. verlangte, voll Zutrauen auf sein Pferd und Schwert auf alles stürzen; der Anführer durch sein Talent, was dies alles in dem besondern Falle heißen kann, bestimmen. Wie die Angriffsgegenstände verschieden sind, so ist es auch die taktische Form des Angriffs. Da die Fechtart (welche noch im siebenjährigen und selbst oft den Revolutionskriegen ausgedehnte Fronten ohne eine größere als drei Glieder Tiefe darbot) sehr zweckgemäß mit der tiefen Stellung untermischt wird, dergestalt daß eine Linie sich augenblicklich in Colonne setzen, darin bleiben, oder sich aus ihr entfalten kann, und da der Feind dem Chok stets am sichersten widersteht, wenn er dazu hinlängliche Tiefe hat: so muß sich die Norm der Aufstellung für den Angriff der Reiterei hiernach richten. Wenn wir acht Regimenter, von denen vier schwere und vier leichte, und zwei reitende Batterien als Maximum für die Reservecavalerie am Schlachttag annehmen; so würden wir sie in zwei Treffen und eine Reserve aufstellen und zwar: ein schweres Regiment in der Mitte und ein leichtes auf jeder Seite desselben, im ersten Treffen in der Front, die beiden Batterien auf den Flügeln dieses Treffens; im zweiten Treffen ebenfalls in Front die andern drei schweren Regimenter, und auf deren Flügeln, an jedem ein leichtes Regiment in Colonne, das vom rechten Flügel links, das vom linken Flügel rechts formirt. Umstände kann es geben, wo die Batterien nicht auf, sondern hinter den Flügeln, vielleicht auf einen beide, selbst in das Centrum kommen müssen — z. B. wegen des einladenden Terrains auf bloß einem Flügel gegen das Angriffsobject zu, oder wenn man sein Feuer verdeckt, erst nahe heranbringen will und dergleichen mehr — dies gehört zu den Modificationen, die der General des Ganzen vortheilhaft anwenden muß. Gelingt der Angriff vom ersten Treffen nicht, so kann der vom zweiten, als auf den am meisten zu rechnen, deshalb lauter schwere Reiterei, gleich folgen, während die leichte Reserve, nach Befinden, ihn unterstützend überflügelt, oder in Colonne darauf stürzt, oder vorsichtig zögernd beim Mißlingen beider Attaquen den Rückzug sichert. Eine bedeutende Rolle können und sollen die beiden Batteriebefehlshaber dabei übernehmen: denn ihnen liegt ob, während die Reiterei dahin trabt, mit noch mehr Schnelligkeit auf den richtigen Puncten ihre Geschütze aufzufahren und durch ihr Feuer die anzugreifende Truppe schon zuvor zur Unruhe zu bringen (wie es durch Geschütze vom Janushügel aus in der roßbacher Schlacht geschah); auch das Auge überall habend, andere Truppen möglichst abzuhalten, den Angriff der Reiterei in der Flanke zu be-

drohen. Bei solchen Hauptangriffen kommt es auf Gediegenheit der Truppen und Intelligenz ihres Führers an, und es ist weit besser mit sechs guten Regimentern, wo nur zwei in die Front treffen können, als mit acht mittelmäßigen dazu zu schreiten. Ueberhaupt muß man bedenken, daß die Kriegsgeschichte nach Erfindung des Pulvers wohl einige Angriffe bis zu 35 Schwadronen, aber nie mit mehr aufzuweisen hat, und auch wirklich selbst das größte und flächste Schlachtfeld schwerlich zur Benutzung einer größern, vereinigten Masse geeignet ist. Es sieht allerdings für den Unkundigen eben so leicht vollbracht als imposant aus, in Art der angegebnen Aufstellung nun so etwa hinab in's Thal zu traben, sich dem Feind nahe, im Galopp zu setzen und mit Marsch! Marsch! unter dem Krachen unsrer l i c h t e n d e n Batterien alles, was noch zu stehen wagt, niederzureiten. Blickt man aber auf die Wirklichkeit und sieht, wie die Regimenter noch etwa 800 Schritt sich schon dicht drängen, oder flottirend auseinander kommen, wie diese und jene Schwadron zurückbleibt, weil sie eine Hecke, ein Graben aufhält, wie dann ein Dorf, ein Hohlweg, ein Ravin, ein Hölzchen, ein Busch, ein Gezäun und tausend Erbärmlichkeiten, welche den einzelnen Reiter oder einen Zug nicht aufhalten, hier eine ganze Linie verwickeln, festsetzen, zusammenschieben oder zerreißen, dazwischen das Rufen, Brausen, Donnern, Stürzen, Verwunden, Tödten u. s. f., dann fängt man an Verehrung und Bewunderung dem Heros zu widmen, der hier überall seine Schaar, künstlich und doch einfach, durchzuleiten und sie, eine eherne Mauer, an den Feind zu bringen weiß. Dazu gehört scharfes, auf Distanzen jeder Art geübtes Auge, woraus das Z u v o r w i s s e n, wie es da und dort sich gestalten muß, im Geist entspringt und es körperlich blitzschnell nach den Stellen geht, um mit eingreifender taktischer Hülfe Gefahr und Chaos zu meiden. Dies im Größten, müssen im Großen die Regiments-, im Kleinern die Schwadronsführer verstehen, wie sich die Schwierigkeit hier auch unendlich für die Grade angemessen mindert. Dieses taktische Talent ist aber für Reiterei nur mit großem Verlust, — und wer würde den herbeiführen wollen? — im Felde zu erlangen und deshalb nöthig, es sey schon dafür vorhanden. Deshalb ist es der Cavalerie nicht allein eben so nöthig wie der Artillerie, daß sie sich im Frieden übe, sondern ihr ist mehr noch als jeder andern Truppengattung unerläßlich: sie übe sich in großer Anzahl und auf verschiedenem Boden. Die sogenannten Feldmanoeuvres können ihr weniger Nutzen bringen; das Vortheilhafteste ist, daß sie in Massen lerne sich auf jedem Terrain bewege, welches der Cavalerie nur immer zugänglich ist. Daher sollte die Reiterei jährlich in Corps von wenigstens acht

Regimentern zusammengezogen und so von einem General befehligt werden; die reitenden Batterien wären dabei nicht zu vergessen. Zwei solche Corps, gut beritten und geübt, unter einem Führer, der jedem Terrain gewachsen, würden hinreichend für eine Armee von 200,000 Mann auf Kriegsfuß seyn; und es könnte wohl eingerichtet werden, daß die Hälfte und mehr aus einer Nationalcavalerie bestände, welche weit weniger als die der Linie kosten und eben so gute Dienste leisten dürfte, sobald man die Officiere dazu aus der Linie nähme und hierin die Kosten nicht scheute, die bei Subalternen so wenig bedeutend sind und sich auf anderem Wege wieder ersparen lassen. Um den Gemeingeist, jenen Esprit de Corps, welchen wir im Anfange unter Seidlitz herrschend schilderten, zu beleben, ist es nöthig, daß die Reiterei, wenigstens divisionsweise, in den Provinzen beisammen steht, wo es die Mittel zur Verpflegung erlauben, wodurch zugleich die kostspieligen weiteren Märsche zu den Herbstübungen vermieden werden. Dort lerne dann die Division ihren General und dieser sie kennen, damit sie sich im Moment der Gefahr nicht fremd, nicht zutrauenslos sind, damit unter den Regimentern ein edler Wetteifer entstehe, dem das richtige Ziel zu geben des Anführers Pflicht und Vortheil seyn wird. — Sollten dies für die deutsche Reiterei auch bloß fromme Wünsche seyn, so ist doch so viel gewiß, daß dieselbe, wie uns der Verf. der „Nachrichten und Betrachtungen" auf jeder Seite geschichtlich belegt, nur dann sich zur Vollkommenheit wird emporschwingen können, wenn sie gute Pferde und wohl exercirte Leute erhält; die Regimenter ihrer Bestimmung gemäß formirt werden; sie in Massen geübt worden; man ihr mehr Vertrauen auf den schnellen Angriff einflößt; sie in der Schlacht vereinigt, dahin stellt, wo sie Dienste leisten kann; ihr Batterien, die sie schon früher gehabt, zutheilt; endlich unter einen General stellt, dem die Reiterei wie er sie kennt, und welcher soviel Credit besitzt, um einen Angriff unternehmen zu dürfen, wenn sich der vortheilhafte Augenblick dazu zeigt. Geschieht dies, so wird die Reiterei auch sicher wieder, da die Schuld weder an ihr noch ihren Officieren gelegen, große Erfolge haben und durch die That die Ideen der sublimen strategischen Taktiker widerlegen, Seidlitzens Geist und Thatkraft über sie und ihre Führer kommen.

19.

V.

Geschichte der französischen Revolution.

1. Histoire politique et morale des révolutions de la France, ou chronologie raisonnée des événemens mémorables depuis 1737 jusqu'à la fin de 1820, époque des conférences de Troppau et de Laybach; par *M. Bail*, ancien Inspecteur aux revues, Chev. de la Légion d'honneur. 2 vols. Paris, 1821. 8.
2. Histoire de la révolution française, depuis 1789 jusqu'en 1814. Par *F. A. Mignet*. 2 vols. Paris, 1824. 8.
3. Collections des mémoires rélatifs à la révolution française avec des notices sur leurs auteurs et des éclaircissemens historiques. Par *Berville et Barrière*. Paris, Baudouin frères, 1820 — 1825. 22 Livraisons. 8. (Wird noch fortgesetzt.)
4. Mémoires des contemporains pour servir à l'histoire de France et particulièrement à celle de la République et de l'Empire. Paris, Bossange frères. 1824. 8.
5. Collection complémentaire des mémoires rélatifs à la révolution française, avec des notices sur leurs auteurs et des éclaircissemens historiques. Paris, Michaud. 1823, 1824. 3 Livraisons. 8.

Die Zeit kommt doch nun allgemach heran, wo es nicht nur möglich, sondern wo es auch allein noch möglich seyn wird, eine gute Geschichte der französischen Revolution und ihrer unermeßlichen Wirkungen auf die Geschichte aller andern Staaten zu entwerfen. Denn während man mit Recht die ersten Versuche dieser Geschichtschreibung auch in Deutschland mit der Bemerkung zurückwies, daß es in einer doppelten Rücksicht für sie zu früh sey: einmal, weil alles noch zu leidenschaftlich gereizt sey, als daß ein Geschichtschreiber hoffen könne, die Stimme der Wahrheit von dem Geschrei der Parteien zu unterscheiden, und zweitens, weil die wichtigsten Materialien, die Zeugnisse derer, welche den Begebenheiten am nächsten standen, noch bei weitem nicht bis zur erforderlichen Vollständigkeit gesammelt seyen: so muß man nun auf der andern Seite erinnern, daß eine recht zuverlässige Darstellung der Begebenheiten nur von Zeitgenossen geliefert werden kann. Denn nur sie sahen die Begebenheiten in ihrer äußern Erscheinung in natürlicher Farbe und Größe; und obwohl darin auch häufige Täuschungen vorgehen, so sind diese doch bei weitem geringer, als wenn man sich erst aus der dritten Hand das Bild eines Ereignisses zusammensetzt, wobei man bald der Vergangen-

heit die Züge der Gegenwart leiht, bald bloß an die eigene Phantasie gewiesen ist. Sechsunddreißig Jahre sind nun seit den ersten Ausbrüchen der Revolution verflossen; diejenigen welche als Männer an ihren ersten Ereignissen thätigen Antheil nahmen, sind bis auf wenige vom Schauplatz abgetreten. Diejenigen welche als Kinder nur müßige Zuschauer waren und nur die äußern Umrisse der Begebenheiten auffassen konnten, sind nun auch schon über die Mitte des Lebens hinaus und unter ihnen gibt es viele, welche aus der Revolution weder etwas zu verantworten noch in ihr etwas anzufeinden haben, welche mit Herrn Bail von den Machthabern der verschiedenen Perioden sagen können: Mihi Galba, Otho, Vitellius nec beneficio nec injuria cogniti. Dergleichen Männer sind hauptsächlich berufen, die Geschichte einer Zeit zu schreiben, von welcher es gerade jetzt, wo man so viel von Ausrottung der Principien der Revolution spricht, immer deutlicher wird, daß sie in der Geschichte der Menschheit einen Hauptabschnitt begonnen hat.

Auch an Materialien ist nunmehr ein solcher Reichthum zusammengebracht worden, daß ein Geschichtschreiber nur durch den Ueberfluß in Verlegenheit gesetzt werden kann. Die zur Geschichte der Revolution gehörigen Schriften und Documente machen allein eine beträchtliche Bibliothek aus; und es ist zu verwundern, daß sich noch keiner unserer fleißigen Sammler damit beschäftigt hat, uns eine vollständige Literatur dieses Zeitraums zu geben, was schon allein zu einer Fortsetzung der Bibliothéque historique de la France von Lelong einen ansehnlichen Stoff abgeben würde. Man möchte aber freilich vor dieser Erweiterung des historischen Wissens erschrecken, die nur noch einige Menschenalter so fortzugehen braucht, um für die Kräfte eines Menschenlebens zu groß zu seyn. So wie in andern Wissenschaften der ebenfalls stets anwachsende empirische Stoff dadurch bewältigt werden kann, daß er mehr auf einfachere Gesetze zurückgeführt wird, so wird auch die Geschichte das Individuelle und Zufällige als unwesentlich immer mehr von sich absondern und sich auf reine Geschichte der Menschheit zu beschränken streben müssen.

Die Revolution hat im Moniteur universel, welcher gleichzeitig mit ihr angefangen hat, schon allein eine außerordentlich reichhaltige und bis auf einen hohen Grad zuverlässige Quelle. Außer den Actenstücken welche er enthält, leistet er der Revolutionsgeschichte gewissermaßen die Dienste, welche dem bürgerlichen Verkehr durch das Enrégistrement geleistet werden sollen, das genaue Datum aller Ereignisse festzustellen. Selbst die Anzeigen, der Cours der Staatspapiere, die Verzeichnisse der in Paris gegebenen Schauspiele sind nicht ohne alles Interesse. Rec.

So groß die Verschiedenheit ist, welche in dem Charakter, den socialen Verhältnissen, der Geistesbildung und den Sitten der europäischen Völker stattfindet: so ist doch seit dem Anfange der neuern Geschichte ein großer innerer Zusammenhang, ein Parallelismus ihrer Entwickelung nicht zu verkennen. Nicht bloß die nähere Verwandtschaft der germanischen (oder, wie die Engländer lieber sagen, gothischen) Stämme ist der Grund dieser Gemeinschaftlichkeit des Fortschreitens, denn es sind auch andere Volksstämme mit in diesen großen Strom gezogen worden, obgleich ein Theil seines Ursprungs allerdings in der germanischen Gemeinde- und Gefolgsverfassung zu suchen ist. Entscheidender ist für jene Gemeinschaftlichkeit das Christenthum gewesen, durch welches alle europäische Völker übereinstimmende Begriffe von Recht und Sittlichkeit, aber auch zugleich ein allgemeines Ideal einer sittlich rechtlichen Ordnung empfangen haben, welches sie unwiderstehlich zur Annäherung anzieht und, wenn in irgend einem Staate Veränderungen vorgehen, welche für eine solche Annäherung gelten können, in allen andern nicht bloß die rohen und unsittlichen Triebfedern des Ehrgeizes, der Neuerungssucht, der Habgier in Bewegung setzt, sondern auch edlere Wünsche und Bestrebungen erweckt. Die Gemeinschaftlichkeit der europäischen Cultur ist größer als die Verschiedenheiten in den geistigen Bedürfnissen und den socialen Verhältnissen der westeuropäischen Völker.

Ueber das Verhältniß der französischen Revolution zur Geschichte der Menschheit kann eine dreifache Ansicht aufgestellt werden. Die erste, welche früher eine Zeit lang die herrschende war, betrachtete die Revolution als einen nothwendigen Schritt in der weitern Erziehung des Menschengeschlechts, als eine Veränderung, welche einem jeden Volke durch seine höhere Bestimmung geboten sey, von jedem zu jeder Zeit vorgenommen werden könne, und früher oder später vorgenommen werden müsse. Ihr ist die zweite Ansicht am meisten entgegengesetzt, welche die moralische und rechtliche Unmöglichkeit der Revolutionen an sich und unter allen Verhältnissen behauptet, die wirklich vorgegangenen aber, vorzüglich die französische, nur für das Werk einzelner Menschen und zufälliger Umstände ansieht, und die Gestaltung der socialen Verhältnisse in Europa (die monarchische Verfassung mit unbeschränktem Herrschaftsrechte, nebst einem mitregierenden Adel, Klerus und was dazu ferner gehört) für einen unveränderlich feststehenden Typus erklärt, dessen Nothwendigkeit in seiner Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur liege. Endlich, eine dritte Ansicht geht dahinaus, daß die Revolution in Frankreich nur als eine natürliche Erscheinung betrachtet werden könne, welche durch die offenbaren Ungerechtigkeiten der Verwaltung und

durch das gewaltsame Zurückweisen jeder Reform, zwar nicht an sich, aber doch für Frankreich und für jene Zeit unvermeidlich und nothwendig geworden war. Sie widerspricht vorzüglich der Meinung, daß die Revolution bloß durch die Umtriebe einer Partei gemacht worden sey und durch bloße Mittel der Gewalt habe verhindert werden können. Während also die erste dieser Ansichten im Grunde die Beförderung der Revolutionen verlangen würde, die dritte aber ihre Abwendung durch Reformen für möglich und nothwendig hält, glaubt die zweite bloß durch scharfe Aufsicht und Bestrafung aller Neuerungssüchtigen die gegenwärtige Form der Staatseinrichtungen unverrückt festhalten zu können und zu müssen. Unter Revolution aber versteht man hier etwas einseitig nur die Umwandlung der strengen Monarchie, in welcher die öffentliche Gewalt ungetheilt und unbeschränkt in der Hand des Regenten ruht, in eine Verfassung, wobei die Unterthanen eine wesentliche Mitwirkung in Ausübung der öffentlichen Gewalt oder wenigstens einzelner Functionen derselben erhalten, und zwar eine Veränderung, welche von dem Volke ausgeht und durch gewaltthätige Mittel zu Stande gebracht wird.

Jeder dieser drei Ansichten liegt, wenn man sie im allgemeinen prüft, etwas sehr Wahres zum Grunde, aber jede wird durch Einseitigkeit falsch und gefährlich. Unbedingt muß man jede gewaltsame Veränderung des Bestehenden für unrecht und eben darum auch für unnöthig erklären; aber nur die Form der Veränderung, nur das Gewaltsame ist verwerflich, das Verändern selbst unvermeidlich und sogar in gewisser Beziehung durch die Pflicht geboten. Denn die Menschen sind schuldig, das Vollkommenere zu suchen, und es gibt keinen Zustand, in welchem sie dies Streben nach dem Bessern entbehren könnten, so wie keinen, welcher dasselbe gänzlich unmöglich machte, also absolut verwerflich wäre. Die verschiedenen Formen des Staats aber können hierbei keinen Unterschied machen; eine jede muß, so wie sie einmal rechtlich besteht, pflichtmäßigen Menschen heilig und unverletzlich seyn, und eine jede ist der größern Vollkommenheit fähig, keine aber an sich und unbedingt nothwendig. Daher ist es vergeblich, wenn man irgend eine Staatsform als ein allgemein gültiges und unveränderliches Muster aufstellen will; es ist hinreichend, wenn ein jeder nur davon recht durchdrungen ist, daß es seine Schuldigkeit sey, die einmal vorhandene zu achten und soviel an ihm ist, dazu mitzuwirken, daß durch sie die Idee der Gerechtigkeit immer mehr realisirt werde, wodurch die Staatsverfassung selbst wieder an Vollkommenheit, Festigkeit und Heiligkeit gewinnt. So wie man aber auch die Meinung, daß gute Staatsverfassungen durch die Bosheit einzelner Factionen umgestürzt

werden können, eben darum verwerfen muß, weil die Verfassung, welche solche Versuche möglich macht, schon große Gebrechen haben muß: so läßt sich doch nicht leugnen, eines Theils, daß sich Versuche der Art mit der Unmöglichkeit ihres Gelingens nicht rechtfertigen lassen, und andern Theils, daß, wenn durch andere Ursachen die Empfänglichkeit für revolutionaire Unruhen schon hervorgebracht worden ist, der Ausbruch derselben durch absichtliche Bemühungen nicht nur beschleunigt, sondern ihnen auch eine gefährlichere und unrechtmäßigere Richtung gegeben werden kann.

Als Herr Friedrich Schlegel uns einst offenbarte, Göthe's Wilhelm Meister, die Kant'sche Philosophie und die französische Revolution seyen die größten Tendenzen des Jahrhunderts, hatte er, soviel er auch damals mit dieser Zusammenstellung verlacht wurde, und so sehr er auch selbst vielleicht jetzt seine damaligen Ansichten verdammt, doch sogar Unrecht nicht, nicht einmal in der Zusammenstellung. Die Ideen von Gerechtigkeit, welche die erste Nationalversammlung zur Wirklichkeit zu bringen suchte, sind von jeher unter den Menschen anerkannt worden, und die Art, wie ein großer Continentalstaat sie in sein öffentliches Leben aufzunehmen strebte, konnte wohl für die Morgenröthe eines Tages angenommen werden, welchem sehr viele redliche und einsichtsvolle Leute mit Freude entgegensahen. Jene Erwartungen sind zum Theil schrecklich getäuscht worden, nicht weil jene Ideale unrichtig oder unausführbar gewesen wären, sondern weil man von ihnen abwich; weil man statt ihrer einem Trugbilde von Freiheit und Gleichheit nachrannte und durch eine Volkssouverainetät, unter welcher man die Herrschaft des großen Haufens verstand, jedes vernunftgemäße Regieren unmöglich machte. Das Unrecht der französischen Revolution lag nicht in der Bemühung, die Idee der Gerechtigkeit zu realisiren, sondern in dem Verlassen jener Idee, in dem Wahne, daß die Herrschaft des Rechts durch Ungerechtigkeit und Gewaltthaten gegründet werden könne, und dieses Unrecht wurde ein Fluch, welcher alle spätern, auch die wohlgemeintesten Bestrebungen der Revolution, eine feste und kräftige Regierung zu gründen, vereitelt hat. Aber doch ist von dem, was in der Revolution geschaffen wurde, noch unermeßlich viel übrig geblieben; und es ist schwer zu glauben, daß dieses, was in den Begriffen des Volks von Recht und in den Gefühlen desselben einen so festen Grund hat, sich so leicht wieder werde ausrotten lassen, als man gegenwärtig zu glauben scheint. Diese Institutionen des regenerirten Frankreichs wirken aber durch ihr bloßes Beispiel in's unendliche fort, und insofern

wird die Revolution noch mit Recht als eine der größten Tendenzen des Jahrhunderts bezeichnet.

Der Streit, welchen man darüber erhoben hat, ob die Grundsätze und Institutionen, welche das jetzige französische Staatsrecht während der Revolution erhielt, sich mit der monarchischen Regierung vertragen, kann nicht sowohl durch die Geschichte Frankreichs entschieden werden, — denn dies hat darüber noch gar keine Geschichte, — sondern durch die Erfahrung aller andern Staaten, so wie es der Philosophie des Rechts obliegt, jene Grundsätze mit immer größerer Schärfe zu entwickeln und zu berichtigen. Die Geschichte der französischen Revolution ist jedoch auch in der Hinsicht höchst lehrreich, daß sie neben jenen richtig aufgefaßten Einrichtungen eine Menge anderer zum Theil völlig ungereimter und fratzenhafter Versuche gemacht hat, deren Mißlingen mit seinen Ursachen fast eben so belehrend ist, als das Gelungene. Am meisten muß aber die Geschichte der französischen Revolution darüber Aufschluß geben, von welchen Hebeln diese große Begebenheit in Bewegung gesetzt wurde: ob sie das Werk einer Partei war, welche nur in der Abneigung Ludwigs XVI. gegen Anstrengung und entschlossene Maßregeln die Möglichkeit fand, ihre verbrecherischen Absichten auszuführen, oder ob die Reformen, wovon noch viele als Resultate der Revolution bestehen, nach der ganzen Lage und Denkweise des Volkes, so dringend, so rechtlich nothwendig waren, daß die Hindernisse, welche den Reformen entgegengesetzt wurden, nothwendiger Weise leidenschaftliche und gewaltsame Ausbrüche herbeiführen mußten. Denn von dem großen Haufen ist nun einmal nicht zu erwarten, daß er sich in einer solchen Stimmung mit Selbstbeherrschung und strenger Beobachtung des Rechts benehme; das Urtheil über die Unrechtmäßigkeit bleibt immer dasselbe, aber es kommt hier nicht auf das Recht, sondern darauf an, wie die Menschen im Zustande des Affects handeln. Es ist mit andern Worten davon die Rede, ob die französische Revolution, wie man sie oft darstellt, eine Folge des sittlichen Verderbens der Nation war, oder ob ihr Grund nicht vielmehr in dem politischen Verderben des Staats und der Regierung gesucht werden muß. Darüber muß die Geschichte entscheiden.

Nur muß man nicht glauben, daß man ein großes Ereigniß hinreichend erklärt habe, wenn man irgend eine individuelle Veranlassung desselben entdeckt hat. Diese Behandlung der Geschichte, das Aufsuchen kleiner Ursachen zu großen Begebenheiten, war vor einiger Zeit sehr Mode geworden, und die darauf gewandte Mühe ist selten vergeblich. Allein das ändert an der höhern Beschaffenheit der Begebenheiten und in ihrem Zusam-

menhange mit allgemeiner wirkenden Ursachen nicht das geringste. Die Frucht fällt vom Baume, wenn sie reif ist, und es ist einerlei, woher der kleine Anstoß kommt, welcher als die nächste Ursache des wirklichen Falles anzusehen ist. Eine Veränderung, welche durch den Geist der Zeit geboten ist, kann durch die verschiedenartigsten Veranlassungen in rasche Bewegung gesetzt werden, und man hat sehr Unrecht jene kleinen Zufälle als Ursachen zu betrachten, ohne welche die größere Begebenheit ganz unterblieben wäre. Dies ist die Bemerkung, mit welcher Frau von Stael ihre, bei mancherlei Schwächen, doch vortrefflichen Betrachtungen über die Revolution anfängt: „la révolution de France est une des grandes époques de l'ordre social. Ceux qui la concidèrent comme un événement accidentel — ont pris les acteurs pour la pièce; et, afin de satisfaire leurs passions, ils ont attribué aux hommes du moment ce que les siècles avaient préparé."

Ein Werk fehlt sowohl in der deutschen als französischen Literatur, welches einer Geschichte der französischen Revolution zur Unterlage dienen muß, nämlich eine gründliche Darstellung des Staatsrechts und der Staatsverwaltung Frankreichs, wie beide unmittelbar vor der Revolution waren. Diese Verfassung selbst war der wissenschaftlichen Bearbeitung des Staatsrechts selbst nicht günstig, und man stritt sogar darüber, ob Frankreich überhaupt eine andere Verfassung habe, als den Willen seines Monarchen. Die Rechte der Krone, der Reichsstände, der Parlemente waren nur in wenigen Puncten unbestritten. Ueber die meisten einzelnen Materien des Staatsrechts hat man gelehrte und gründliche Untersuchungen, worunter die Recherches de la France von Stephan Pasquier (zuerst 1560, 8. zuletzt 1723 2 Bde.) noch immer einen vorzüglichen Platz einnehmen. Vortreffliche Materialien enthalten des Augustiners Auge de St. Rosalie (sein Familien-Name war Franz Baffard, geb. 1655, gest. 1727) Histoire de la maison de France et des grands Officiers de la couronne IX. Fol. und sein Etat de la France, 1749. V. 12. Zu den ausgezeichneten Werken über einzelne Materien gehören ferner: *Lebret*, de la souveraineté du Roi, 1632. 4. *Dupuy*, Traité de la majorité de nos Rois et des régences du Royaume. 1655. 4. Die Histoire du Conseil du Roi depuis le commencement de la Monarchie jusqu'à la fin du règne de Louis le Grand von Guillard 1718. II. Fol. Die Treize livres des Parlemens de France par Bernard de la *Rodu Flavin* 1617. Fol. wie überhaupt die Gerichtsverfassung vorzüglich sorgfältig bearbeitet worden ist. An diese

schließt sich das neuere Werk des Präsidenten Henrion de Peinsey an: De l'autorité judiciaire en France 1818. 4. worin das Verhältniß der Gerichte zur Regierung historisch entwickelt wird. Aber ein umfassendes systematisches Werk über das ältere französische Staatsrecht gibt es nicht, wenn man nicht den zweiten Theil von Domat's bekannten: Loix civiles dans leur ordre naturel dahin rechnen will, worin das Staatsrecht doch auch sehr oberflächlich behandelt wird. Das: Droit public de la France von Fleury, nach seinem Tode herausgegeben (1769, II, 12), ist eine gar zu dürftige und flüchtige Skizze; von Bouquet's (eines Neffen des Dom Martin Bouquet) Droit public de Franee éclairci par les monuments de l'antiquité (1756. 4.) ist nie mehr als der erste Theil erschienen. Die Maximes du droit public français von Mey, Maultrot und Aubry (1772, II, und sehr vermehrt 1775, II, 4. oder VI, 12.) sind eine sehr gelehrte und gründliche Deduction gegen die Behauptung, daß die königliche Gewalt in Frankreich gar keine verfassungsmäßigen Schranken habe, aber kein System des Staatsrechts. Nur ein deutscher Gelehrter des 17. Jahrhunderts, Linnäus, hat den Versuch eines solchen Werkes gemacht, und seine Notitia regni Galliae (1655. II, 4.) ist in der That noch jetzt brauchbar, als eine gute Zusammenstellung aus den besten damals vorhandenen Werken. Auch die neuere Zeit hat jenen Mangel nicht ergänzt. Paillet's Droit public français ou Histoire des institutions politiques. Paris, 1822. 8. enthält zwar manche gute Bemerkung, aber ist weit davon entfernt, eine vollständige und klare Darstellung des französischen Staatsrechts vor der Revolution zu seyn. Diesen Vortheil haben die Deutschen doch von ihrer so oft von den Nachbarn verspotteten Sucht der Systeme gehabt, daß sich bei ihnen hieraus auch ein systematischer Geist entwickelt hat, und daß, wenn auch deutsche wissenschaftliche Werke mit weniger Geschmack und manchem überflüßigen gelehrten Prunk geschrieben werden, doch auch eine vollständigere Belehrung und eine gründlichere Entwickelung der Principien darin anzutreffen ist.

Außer dem ältern französischen Staatsrechte würde aber ein Werk, wie wir es als Einleitung zu einer echten und wahrhaft belehrenden Geschichte der französischen Revolution noch vermissen, auch die Staatsverwaltung und ihre grenzenlosen Mißbräuche gründlich untersuchen müssen. Declamationen über den Despotismus, welcher seit Heinrichs IV. Tode über Frankreich lastete, welcher von Richelieu gegründet, von Ludwig XIV. wenigstens in einem großartigen Style gehandhabt, unter Ludwig XV. aber kleinlich und verächtlich wurde, Klagen über die Zerrüttung

der Finanzen und die ungerechte Vertheilung der öffentlichen Lasten, über die Sittenverderbniß der höhern Stände haben wir im allgemeinen oft genug gehört. Aber damit ist wenig gethan; man muß die Einzelheiten jener gräulichen Unordnungen aufdecken, deren Grund in der Verfassung selbst lag, deren Folgen aber für die Regierung eben so unheilbringend waren als für das Volk. Man muß die gute alte Zeit, welche von so Vielen in Frankreich zurückgewünscht wird, etwas genauer kennen lernen, um sich zu überzeugen, wie viel Vernunft und Redlichkeit in einem solchen unüberlegten Wunsche anzutreffen ist. Man muß aber auch die Darstellungen der ältern Zeit von den Uebertreibungen und Unwahrheiten sichten, mit welchen sie der politische Fanatismus der Revolution überhäuft hat; und man kann überzeugt seyn, das Gemälde wird auch ohne alle solche Zusätze schwarz genug werden. An Materialien fehlt es nicht; die Schriften eines d'Eon, Forbonnais, Pfeffel, Necker u. a. sind für die Finanzgeschichte vortreffliche Quellen; und was den Geist der Verwaltung betrifft, so braucht man sich außer den officiellen Documenten nur an das zu halten, was ein jeder von sich selbst und seiner Partei erzählt, um der Anklagen der Gegner ganz entbehren zu können.

Zwar nehmen die geschätztesten Geschichtschreiber der Revolution die Sache schon für so ausgemacht an, daß sie sich alle Beweise derselben ersparen zu dürfen meinen; detaillirte Angaben und Berechnungen, Anführungen von Urkunden und der gelehrte Apparat, welchen ein deutscher Schriftsteller beinahe für unentbehrlich halten würde, sind ohnehin nicht nach dem Geschmack französischer Leser. Allein eine vollständige Ueberzeugung, eine klare Einsicht in das wahre Wesen der Revolution kann doch nur gewonnnen werden, wenn man sich die Mühe nimmt, den Zustand, aus welchem sie hervorging, in allen seinen Theilen genau zu untersuchen, die socialen Verhältnisse Frankreichs, besonders in Beziehung auf das Grundeigenthum und die Lage des Landmannes, das Steuerwesen mit seinen Fehlern und den verderblichen Folgen derselben, den Geist der Gesetzgebung und Verwaltung mit ihren zahllosen Mißbräuchen gründlich zu erforschen. Man wird alsdann auch wieder bestätigt finden, daß nicht die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, nicht Voltaire und Rousseau, nicht die Oekonomisten und Encyklopedisten das Feuer angeschürt haben, sondern daß die kostbaren Kriege und die übrigen Verschwendungen Ludwigs XIV., die schlaffe und verwüstende Verwaltung unter seinem Nachfolger den Staat in eine Verwirrung gebracht hatten, aus welcher ihn nur eine eben so kraftvolle und muthige, als consequente und aufgeklärte Regierung, wenn

ihr die Vornehmen sowohl geistlichen als weltlichen Standes dabei mit bereitwilliger Aufopferung aller pecuniären Vorrechte entgegengekommen wären, hätte retten können.

Es ist von vielen neuern Schriftstellern die Behauptung aufgestellt worden, selbst von protestantischen, daß der vornehmste Entstehungsgrund der Revolution in der Richtung liege, welche dem menschlichen Geiste seit der Reformation, hauptsächlich aber im vorigen Jahrhundert gegeben worden sey, mit seinen eingeschränkten Kräften alles erklären zu wollen und alles, was er nicht zu erklären vermöge, als Aberglauben und Vorurtheil zu verwerfen. Durch diese Richtung sey die Achtung für alles, was dem Gemüthe der Menschen heilig war, nach und nach untergraben werden; mit dem Glauben in religiösen Dingen sey auch die häusliche Zucht und die Ehrfurcht der Kinder gegen die Aeltern verschwunden; einem Geschlechte aber, welches seine „hochmüthige Privatvernunft" über alles zu setzen verführt worden sey, habe dann auch in allen andern Verhältnissen nichts mehr ehrwürdig bleiben können, nicht die althergebrachten Formen des Staats, nicht die uralten Vorzüge begünstigter und hochbegabter Geschlechter, nicht die fürstliche Würde selbst und das ganze historische Seyn des wohlgegliederten Staates. Die verschiedenartigsten Schriftsteller stimmen in dieser Meinung überein, Brandes, Rehberg, E. M. Arndt, mit Görres, Fr. Schlegel, A. Müller und vielen andern, bei welchen nur ein Wiederhall fremder Gedanken zu bemerken ist. Es ist also die Philosophie und besonders der auf klare Einsicht dringende philosophische Kriticismus, welchen ein vermeintlicher Abfall der Völker vom alten Glauben und der alten Ordnung der Staaten beinahe ausschließlich zur Last gelegt wird.

Es gab allerdings vor 50 — 60 Jahren eine kurze Periode, in welcher ein solcher Abfall des menschlichen Geistes von dem Heiligen allgemeiner zu werden schien, eine Periode, in welcher es unter den höhern Ständen zum guten Ton gehörte, öffentlich über manches zu spotten, was man im Herzen zwar nicht verehrte, aber doch fürchtete. Aus England waren die Worte Freigeist, Starkergeist auf's feste Land herübergekommen und ein Mäntelchen geworden, welches mancher der Mode wegen umhing und mit Atheismus prahlte, während er sich vor Gespenstern fürchtete. Die jungen Herrn am Hofe strengten ihren Witz an, dem Oberhofprediger verfängliche Fragen vorzulegen, und noch sind die überlegenen aber derben Antworten unvergessen, mit welchen ein wackerer Geistlicher diese Spöttereien mit verdoppeltem Gewicht auf die Köpfe der Spötter zurückfallen ließ. Solche Perioden sind aber schon früher öfters dagewesen

und ihrer Natur nach bald vorübergegangen. Sie haben auf die große Zahl der Menschen nur einen geringen Einfluß geäußert und sind fast ganz auf die höhern Stände beschränkt geblieben. Ihre Ursache lag hauptsächlich in dem Mangel einer gründlichen Philosophie und in dem seichten Auffassen derselben. Gerade der kantischen Philosophie hingegen gebührt das große Verdienst, den menschlichen Geist wieder auf die Gränzen aufmerksam gemacht zu haben, wo das Gebiet des Wissens aufhört und das Reich des Glaubens anfängt. Uebrigens wäre noch sehr die Frage, was für das geringere Uebel gehalten werden müsse, jene Freigeisterei oder die heuchlerische Frömmelei, mit welcher andere Zeitabschnitte angesteckt zu seyn schienen, oder ob wir viel damit gewonnen haben, daß man zwar jetzt die religiösen Wahrheiten nicht mehr laut zu verleugnen wagt, daß man aber dagegen die Idee einer ewigen und unwandelbaren Gerechtigkeit für einen Traum der Philosophen erklären möchte.

Ueberhaupt sollte man doch endlich einmal dem Schmähen oder Lobpreisen ganzer Zeitalter und also auch der gegenwärtigen Zeit entsagen. Es ist in der That eine Aufgabe, welche über die Kräfte eines Sterblichen geht, ein richtiges Urtheil über den moralischen Werth einer Masse von Menschen zu fällen, wozu ihm die Beobachtung so außerordentlich wenig beweisende Thatsachen liefern kann. Schon über einen Einzelnen richtig zu urtheilen ist so schwierig, und nun gar über ein ganzes Volk oder über den Geist einer Zeit, wovon auch der schärfste Menschenkenner unter den günstigsten Umständen nur Fragmente auffassen kann. Alles was man hierüber mit einiger Sicherheit sagen kann, ist, daß im Ganzen keine Zeit besser ist als die andre, und daß eine jede eigenthümliche Fehler durch eigenthümliche Vorzüge ersetzt. Das Reden über die Zeit, worin sich so viele gefallen, ist meistentheils ein sehr vergebliches und hat hauptsächlich keinen praktischen Werth. Denn wenn auch ein Volk noch so tief in moralisches Verderben versunken wäre, so würden doch keine eigenthümlichen Heilmittel, sondern nur diejenige naturgemäße Behandlung erforderlich seyn, welche auch das gesundeste und kräftigste Volksleben nöthig hat, um nicht zu erkranken. Gute Volksschulen, eine gründlich gebildete, weder zu arme noch zu reiche Geistlichkeit; ein einfaches, dem Volke verständliches Recht und eine kraftvolle Pflege der Gerechtigkeit; möglichste Freiheit im bürgerlichen Verkehr; Achtung für Wissenschaft und Kunst (doch für die erste noch etwas mehr, als für die letzte); Maß im Regieren, gute Beispiele von oben herab und ganz vorzüglich Ehrfurcht vor der Wahrheit und Freiheit derselben — das sind die Dinge, welche allen Tugenden eines Volkes

zur Nahrung dienen und es zu denselben aus der tiefsten Verdorbenheit emporheben. Es ist niemals nöthig außer ihnen, welche überhaupt einer jeden Zeit nöthig sind und die Güte der Regierung ausmachen, noch ein besonderes Mittel anzuwenden; vielmehr sind alle jene außerordentlichen Maßregeln immer von einer oder der andern Seite höchst nachtheilig.

Ohne von der Meinung, daß man von dem größern oder geringern moralischen Werthe ganzer Zeiträume gar nicht sprechen dürfe, abzuweichen, könnten wir wohl behaupten, daß große Vorwürfe, welche man der Periode unmittelbar vor der Revolution machen konnte, das gegenwärtige Geschlecht in einem viel geringern Grade treffen. Die Zeit ist ernster, der Geschmack in allen Beziehungen natürlicher und edler, die Sitten wenigstens in dem öffentlichen Erscheinen einfacher und reiner geworden. Eine Verhöhnung aller Ehrbarkeit und Scham, wie sie in den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. in den höhern Zirkeln Mode geworden war und wovon wir nur den großen Beifall zum Beleg anführen wollen, mit welchem schamlose Sittengemälde wie Le paysan perverti und andere Schriften von Retif de la Bretonne, Les liaisons dangereuses von Laclos oder die Abenteuer des Chev. Faublas von Louvet in ihrer Zeit aufgenommen wurden, würde jetzt allgemeinen Unwillen und Abscheu erregen. Die Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit würde noch in gar vielen andern Dingen zum Vortheil der erstern ausfallen, aber darum immer der Schluß sehr voreilig seyn, daß wir im Ganzen besser seyen als unsere Vorfahren. Eine genauere Betrachtung würde uns manche Schattenseite zeigen, die ihnen fehlte, und wo im Ganzen die Schatten stärker sind, sind auch die Lichtpuncte heller und kräftiger. Nur daß im Ganzen das Menschengeschlecht durch eine höhere Leitung allmälig zum Bessern erzogen wird, diesen Glauben wird sich kein wahrhaft frommes Gemüth jemals entreißen lassen.

Das Reden von einem historischen Seyn der Staaten und Völker ist baarer Unsinn. Das Seyn, das Unveränderliche ist nur in der Idee vorhanden, alles mit den Sinnen Wahrnehmbare aber in einem ewigen Werden begriffen. Wie kann man nun irgend eine Stelle der großen Bahn, auf welcher die Menschheit in einem ununterbrochenen und unvermeidlichen Wechsel begriffen ist, für das Ende des Laufs, für einen festzuhaltenden Punct erklären wollen. Die Formen des öffentlichen Lebens sind von einer so unendlichen Mannichfaltigkeit, daß sie weder in der Vergangenheit erschöpft sind, noch irgend einer derselben an und für sich selbst ein Werth beigelegt werden kann, wodurch sie sich zur Normalform eignete und als solche eines unbedingten Be-

stehens fähig würde. Die Veränderung der Formen an sich ist daher gar kein Gegenstand des Rechtsgesetzes; sie ist etwas natürlich unvermeidliches, indem die Formen des Staats nur ein Resultat der innern gesellschaftlichen Verhältnisse der Völker seyn müssen, welche niemals geraume Zeit hindurch auf einem Standpuncte festgehalten werden können. Das antirevolutionaire Princip besteht daher auch nicht in dem unverrückten Festhalten der Formen, sondern von der einen Seite darin, daß man stets nur die gegenwärtige Form zu entwickeln und nach der Idee der Gerechtigkeit fortzubilden suche; von der andern Seite aber darin, daß man diese vernunftgemäße Fortbildung nicht durch Gewalt zu hemmen unternehme. Eine fortschreitende Bewegung in den Verhältnissen und Formen des Staats ist so unentbehrlich, daß die Zurückhaltung früher oder später nur zu einer Beschleunigung derselben führen wird; aber die Bewegung muß, wenn sie eine anhaltende und wirklich fortschreitende seyn soll, nach dem Gesetze der Contiguität erfolgen.

Das Hinweisen auf den historischen Staat ist jedoch in dem Sinne ganz vernunftgemäß, daß ein jedes Volk nur *seinen* eigenthümlichen Gang gehen und nur seine *gegenwärtigen* Verhältnisse und Institutionen weiter auszubilden suchen soll und sich, wenn es diese naturgemäße Bahn verläßt, wenn es fremdartige Einrichtungen in seine Verfassung aufnimmt, nur in Inconsequenzen und Gefahren verwickelt. Allein wenn man jenes Hinweisen auf das Historische so versteht, daß irgend ein bestimmter Zustand unverändert festgehalten werden soll: so würde, abgesehen von der vorhin erwähnten natürlichen Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens, auch die Frage in Verlegenheit setzen, in welchem Zeitabschnitte der Geschichte eines jeden Volkes der Normalzustand desselben zu suchen sey. Denn die letzte Gegenwart hat hierin an und für sich keinen Vorzug; sie ist jederzeit aus zweierlei sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, aus der Erbschaft der Vorzeit und den Zusätzen der neuern Zeit; oder aus dem durch ältere Gesetze und die Urverfassung gelegten Grunde und den neuern Modificationen, von welchen sehr viele als gesetzwidrig und selbst als ungerecht betrachtet werden können. Einen Zustand, welcher als vollkommen gesetzmäßig und normal gelten könnte, wird man bei keinem Volke und in keinem Abschnitte seiner Geschichte auffinden können, und der Wechsel ist auch in der Vergangenheit so groß, daß es kaum eine politische Ansicht geben kann, welche nicht aus der Geschichte, welche so leicht antwortet wie sie gefragt wird, Gründe für sich auffsuchen könnte. Man kommt also auch von dieser Seite gerade zu demselben Resultate, sich zwar zunächst an die Gegenwart zu halten, jedoch

nicht an ihre Mißbräuche, sondern mit historischer Sichtung; und es ist dann gewissermaßen einerlei, ob das Ideal von Gerechtigkeit, welches man als höchstes Ziel stets vor Augen haben muß, unmittelbar aus der Vernunft erkannt, oder ob es aus einzelnen Zügen der Geschichte zusammengetragen wird. Dort ist das Resultat allerdings klarer und bestimmter, hier hingegen seine Anwendung sicherer, und daher auch in diesem Puncte offenbar, daß nur die Verbindung der philosophischen Behandlung mit der historischen der rechte Weg ist.

Eben so historisch unrichtig ist es, wenn man den Ausbruch der französischen Revolution den Grundsätzen des natürlichen Staatsrechts zur Last legen will, welche von den Philosophen des vorigen Jahrhunderts über den Ursprung der öffentlichen Gewalt, über die Rechte der Menschen und das Verhältniß zwischen Regierungen und Regierten aufgestellt worden sind. Diese Grundsätze sind nicht neu, sie finden sich in den Schriften aller denkenden Menschen aller Zeiten, in den Schriften der Kirchenväter und der würdigsten katholischen Theologen Frankreichs, eines Fénélon, Bossuet und Massillon. Sie werden sich auch in ihren wesentlichen Resultaten unverändert erhalten, solange die Menschen ein Geschlecht vernünftiger Wesen bleiben, und alle Bemühung sie durch äußern Zwang zu unterdrücken ist vergeblich, weil sie ihren Grund in den Gesetzen des menschlichen Denkens haben. Im Jahr 1716 erschienen Deductionen für und gegen die sogenannten legitimirten (d. h. im Ehebruch erzeugten) Söhne Ludwigs XIV., welchen die rechtmäßigen Prinzen das Recht der Agnation nicht einräumen wollten. Beide Theile beriefen sich auf die Rechte des Volks. Die rechtmäßigen Prinzen behaupteten: „durch die Legitimation unehelicher Kinder entziehe man der Nation ihr schönstes Recht, bei dem Aussterben der königlichen Familie sich selbst einen neuen Regentenstamm zu erwählen, und sie verschließe dem hohen Adel Frankreichs mit Unrecht die Aussicht, in einem solchen Falle gewählt zu werden." Die legitimirten Prinzen hingegen sagten in ihrer Schrift: „sie seyen doch immer aus königlichem Blute entsprossen und also in dem Vertrage, welchen die Nation mit der regierenden Familie geschlossen habe, mit begriffen. Denn indem die Völker die Krone einer gewissen Familie übertragen haben, ist ihre Absicht darauf gegangen, sich die Ruhe zu erhalten und die Nachtheile der Wahlen zu vermeiden. Alles also, was das Erlöschen der regierenden Familie weiter hinausrückt, sey den Absichten und dem Vortheil der Nation gemäß. Das habe Ludwig XIV. gethan, indem er seine unehelichen Söhne zur Thronfolge berief, und er habe keinesweges die Gränzen seiner Macht überschritten, in sei-

nem Edict nicht über die Krone wie über ein Privatgut disponirt, sondern gesagt: „S'il arrivait qu'il ne restat pas un seul prince légitime du sang et de la maison de Bourbon, *nous croyons* qu'en ce cas l'honneur d'y succéder serait du à nos dits enfans légitimés.“ In dem Edict vom 1. Juli 1717, wodurch den natürlichen Söhnen Ludwigs XV. die Successionsfähigkeit wieder abgesprochen wurde, heißt es: „Mais si la nation française éprouvait ce malheur (l'extinction de la maison regnante), ce serait à la *nation* même qu'il appartiendrait de le reparer par la sagesse de son choix; et puisque les loix fondamentales de notre royaume nous mettent dans une heureuse impuissance d'aliéner le domaine de notre couronne, nous faisons gloire de reconnaître qu'il nous est encore moins libre de disposer de notre couronne même.“ —

Man sieht also, wenn es nicht ohnehin schon bekannt genug wäre, daß die Grundsätze vom bürgerlichen Vertrag (in dem Memoire der legitimirten Prinzen wird er der contrat primitif de la nation genannt) als der Quelle der Regierungsgewalt schon lange zuvor, ehe man an die Revolution dachte, allgemein gangbare waren, und daß sie also gewiß nicht als die Ursache der letzten betrachtet werden können. Vielmehr wird man durch eine gründliche Untersuchung des ganzen gesellschaftlichen Zustandes in Frankreich vor der Revolution und der Hebel, durch welche diese letzte hervorgebracht wurde, die vollkommene Ueberzeugung erlangen, daß eine solche Verwirrung und Zerrüttung der ganzen Maschine des Staats keinen andern Ausgang haben konnte, als einen gewaltsamen, wobei aber auch der Gang, welchen die Revolution in der Folge nahm, von einer solchen Menge zufälliger Ereignisse und leicht zu vermeidender Mißgriffe abhing, daß er von niemand vorher gesehen und berechnet werden konnte. Schon dadurch wird es sehr unglaublich, daß irgend eine Partei beim Anfang der Bewegungen nach einem Plan habe handeln können, als dessen Entwickelung die spätere Wendung derselben hätte betrachtet werden dürfen.

Wir haben zwar schon eine große Menge von Geschichten der Revolution und ihre Zahl vermehrt sich noch immer. Allein keine derselben entspricht dem Zwecke, welchen wir hier aufstellen zu müssen glaubten. Dazu würde, wenn sie wirkliche Einsicht in das Wesen der Begebenheiten gewähren sollte, eine Behandlung in der Art deutscher Geschichtsforschung erfordert werden, welche ihre Urtheile mit den Beweisen derselben zu begleiten gewohnt ist. Wenn in irgend einem historischen Werke, so möchte eine solche Manier hier an ihrem rechten Orte seyn, wo

die Begebenheiten eine so verschiedene Erklärungsweise gestatten, und diese Verschiedenheit von so großer praktischer Wichtigkeit ist. Doch haben wir von französischen Schriftstellern kaum ein solches Werk zu erwarten, nicht weil es ihnen an der gründlichen Vorbereitung dazu fehlte, sondern weil diese Art, zu der Darstellung selbst die Vorarbeiten und Belege in weitläufigen Anmerkungen und Beilagen hinzuzufügen, dem jetzigen ganzen Charakter der französischen Literatur nicht angemessen zu seyn scheint. Eine Ausnahme macht unter den französischen Schriftstellern nur Toulongeon, dessen Geschichte von Frankreich seit der Revolution (Paris, 1801—1803, 2 Bde., 4. übersetzt von Petri, Münster, 1804—1808, 5 Bde., 8.) mit Actenstücken und Urkunden begleitet ist, und in Deutschland Girtanners historische Nachrichten und politische Betrachtungen über die französische Revolution (Berlin, 1791—1804, 8., mit der Fortsetzung von Buchholz, 17 Bde., 8.) so wie von Eggers Denkwürdigkeiten der französischen Revolution (Kopenhagen, 1794—1806, 6 Bde., 8.) wovon aber das erste bekanntlich eine durchaus unkritische, unzuverlässige und unzusammenhängende Compilation ist, das zweite aber, ob es gleich vorzüglich für die vorbereitenden Begebenheiten der französischen Revolution gute Materialien enthält, doch schon darum, weil es zu früh erschien, ehe die Materialien noch hinlänglich vorhanden waren, dem hier in's Auge gefaßten Zwecke nicht entsprechen konnte. Die gänzliche Unbrauchbarkeit der historischen Schriften Eichhorn's über die Revolution (besonders der Geschichte der drei letzten Jahrhunderte 2ter Bd.) können wir wohl für hinreichend anerkannt annehmen.

Unter den neuesten französischen Werken über die Geschichte der französischen Revolution zeichnen sich nur die beiden hier (unter Nr. 1 und 2) genannten von Bail und F. A. Mignet sehr vortheilhaft aus, und zwar jedes von einer andern Seite. Beide sind ohne allen kritisch-diplomatischen Apparat, und der geringe Umfang derselben beweist schon, daß sie nur die Resultate der Begebenheiten im Großen darstellen, nicht aber umständliche Schilderungen derselben bis in ihre einzelnen Züge enthalten können. Beide sind in einer ruhigen und würdevollen Sprache abgefaßt, zwar nicht ohne bestimmte politische Ansicht, indem die Darstellung selbst die liberale Farbe trägt; aber doch ohne Uebertreibung, ohne Declamation von Freiheit, Gleichheit und den Rechten der Menschheit, wie sie in den Zeiten der Revolution selbst gehört wurden. Die Gräuel des republicanischen Fanatismus und der Clubistenherrschaft werden so wenig verschleiert, als das Unrecht welches der Hof und die Vornehmen sich zu Schulden kommen ließen; und wenn es überhaupt eine unbillige Forderung

an den Geschichtschreiber ist, seine eigne politische Ansicht gar nicht durchblicken zu lassen, so ist doch die Pflicht der Mäßigung, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit auch gegen die Andersdenkenden in den beiden vor uns liegenden Werken gewissenhaft erfüllt worden.

Es gibt noch sehr viele Puncte in der französischen Revolution, über deren wahren Zusammenhang noch sehr abweichende Meinungen aufgestellt werden können, und auch Bail und Mignet stimmen daher keineswegs in ihren Ansichten vollkommen mit einander überein. Wir werden in der Folge auf einige dieser Puncte zurückkommen, bei welchen die historische Prüfung jetzt noch am nothwendigsten zu seyn scheint, weil man über sie nur entgegenstehende Behauptungen, nirgends aber Beweise oder eine unbefangene Untersuchung der Zeugnisse antrifft, auf welche sie sich gründen. Dergleichen Behauptungen werden, zumal wenn sie in irgend ein politisches System passen, immer dem einen von den andern so lange nachgesagt, bis sie eine solche traditionelle Gewißheit erlangen, daß man jede nähere Untersuchung für unnöthig hält, und besonders in der Geschichte der französischen Revolution gibt es derselben nur gar zu viele: feststehende Urtheile über Begebenheiten und Menschen, die dennoch auf höchst unsichern Grundlagen ruhen.

Beide hier genannte Werke haben auch wieder einen sehr verschiedenen Charakter. Bail hat das Seinige sehr richtig als eine Chronologie raisonnée des événemens mémorables depuis 1787 bezeichnet. Eine genaue Aufzeichnung der Begebenheiten, von der ersten Versammlung der Notablen (22. Febr. 1787) an, in streng chronologischer Ordnung, doch nicht ohne treffende Bemerkungen, macht den Charakter des Buches aus. Die chronologische Ordnung ist für eine geschichtliche Uebersicht der Revolution von besonderm Werthe, da hier so viel darauf ankommt die Begebenheiten im richtigen Zusammenhange zu zeigen, und durch eine Abweichung von jener Ordnung große Mißverständnisse hervorgebracht werden können. Davon überzeugt man sich am leichtesten, wenn man die Noten vergleicht, durch welche die Herausgeber der Mémoires relatifs à la révolution française chronologische Irrungen so oft zu berichtigen, dadurch aber auch die Ansichten und Behauptungen der Verfasser selbst zu widerlegen hatten. Nächst der genauen chronologischen Ordnung und Angabe der Daten empfiehlt sich das Werk des Herrn Bail auch durch Mittheilung der merkwürdigsten Actenstücke und Erklärungen (z. B. der königlichen Declaration vom 20. Juni 1789, der berüchtigten Erklärung der allgemeinen menschlichen Rechte u. dgl.), welche Hr. Mignet nicht für noth-

wendig gehalten hat, und welche der Leser doch, um die Begebenheiten zu würdigen, sich vergegenwärtigen muß. Es empfiehlt sich durch einen größern und sehr sorgfältig ausgewählten Reichthum der Begebenheiten durch historische Notizen (z. B. über die Zusammensetzung der Notablen und Reichsstände, über die jedesmaligen Ministerien, Berechnung der Menschenzahl, welche seit 1792 zum Kriegsdienst ausgehoben wurden) und durch charakteristische Züge. Der Vortrag ist rein, einfach, kräftig und ernst. Zuweilen wird er durch jenen Zorn gegen das Ungerechte und Schlechte belebt, welcher einen so großen Vorzug der Alten ausmacht, aber nur dann den Leser ergreift, wenn er durch die Sache gerechtfertigt wird und nicht ein bloßes Compliment gegen die herrschenden Ansichten ist. Bail's Geschichte der Revolution kann daher als eine vortreffliche Einleitung zu den Sammlungen historischer Denkwürdigkeiten betrachtet werden, von welchen nachher die Rede seyn wird, als ein neben ihnen zu brauchendes, sie immer berichtigendes und ergänzendes Handbuch.

Hr. Mignet (Advocat zu Paris) machte sich im Jahr 1822 durch eine Preisschrift vortheilhaft bekannt: „De la féodalité, des institutions de St. Louis et de la législation de ce prince (Paris, 1822, 8.), welche von der Académie des inscriptions et belles lettres gekrönt worden war. Seine Geschichte der Revolution (welche übrigens nur bis zum ersten pariser Frieden 1814 geht, dagegen Bail sein Werk bis zum Januar 1821 fortgeführt hat) ist in Frankreich wie in England mit außerordentlichem Beifall aufgenommen worden und verdient denselben in der That. Zwar finden wir hier nicht die Genauigkeit und Vollständigkeit factischer Angaben, wie bei Bail, aber eine vortreffliche Darstellung, schöne Sprache und einen Reichthum treffender Bemerkungen; eine scharfsinnige und lebendige Charakteristik der Personen, welche bei allem Ernst doch auch stets mild und unbefangen bleibt und die Menschen, welche ihre Verblendungen wie ihre Verbrechen meistens schwer genug gebüßt haben, doch nicht zu abenteuerlichen Teufelslarven verzerrt. Er läßt selbst denen, deren finstere Schwärmerei oder schonungsloser Egoismus Frankreich mit Blut und Schande bedeckt haben, noch die Gerechtigkeit widerfahren, welche die Wahrheit ihnen schuldig ist, daß sie auch gute Eigenschaften besaßen und zuweilen besserer Gefühle fähig waren. Neue Aufschlüsse können in einem solchen Werke nicht gegeben werden, da es nicht geeignet ist ihre Richtigkeit zu erweisen; sein eigenthümlicher Werth besteht in einer philosophischen Entwickelung, bei welcher die Begebenheiten nicht sowohl als die willkürliche That einzelner Menschen, sondern als hervorgerufen durch

die Gewalt der Umstände erscheinen. Der aufmerksame Leser sieht in dieser Darstellung das Schicksal walten und fühlt es deutlich, wie jedes Streben nach unbedingter Herrschaft irgend eines Systems, sey es welches es wolle, immer zur Uebertreibung werden, jede Uebertreibung aber sich selbst zerstören muß. So fiel die alte monarchische Verfassung Frankreichs unter der Last ihrer eignen Willkür und der Regellosigkeit ihrer Verwaltung; so wurden die Versuche, Frankreich zur Demokratie umzubilden, durch die Uebertreibung republicanischer Strenge vereitelt; so stürzte Napoleon's kriegerisches Reich unter dem Gewicht seiner Siege und seiner Eroberungen zusammen. Es sind nicht einzelne Menschen, welche durch ihre Macht die Zeiten lenken, sondern die Zeiten sind es, von welchen diejenigen, welche das Wort errathen haben, mit Gewalt ausgerüstet werden; und nur durch Eroberungen im Reiche der Ideen, nur durch Erfindung und Lehre kann der Einzelne große und dauernde Wirkungen hervorbringen. Der Name manches im Leben von den Mächtigen der Erde unbeachteten Gelehrten und Lehrers wird noch dann mit Dank und Ehrfurcht genannt, wenn man von jenen, die das Schicksal der Welt in ihrer Hand zu halten meinten, kaum noch etwas weiß, als daß sie sich die eitle Mühe gegeben haben den Wagen der Zeiten nach ihrer kurzsichtigen Willkür zu lenken, und daß sie, nachdem sie diesem Wahne das Glück vieler Menschen geopfert hatten, endlich doch selbst von dem Wagen der Schicksalsgöttin zerdrückt wurden.

Furchtbar bestätigt die Revolution diese große Wahrheit auf allen Blättern ihrer Geschichte, und Hr. Mignet hat es verstanden sie klar und kräftig hervorzuheben. Meisterhaft ist unter andern seine Schilderung des Falles von Robespierre (II, 479), welche wir hier als Probe seiner Darstellungsweise geben wollen:

„Mit ihm (Robespierre) endigte die Herrschaft des Schreckens, obwohl er selbst unter seiner Partei nicht der größte Eiferer für dies System gewesen war. Wenn er nach der obersten Gewalt strebte, so wurde ihm, so wie er sie errang, Mäßigung nothwendig, und das Schrecken, welches mit seinem Falle aufhörte, würde auch durch seinen Sieg aufgehört haben. Doch glaube ich, daß sein Untergang unvermeidlich war; seine Macht war nicht organisirt, sein Anhang zwar zahlreich, aber nicht in Regimenter geordnet: er besaß nur die große Gewalt der Meinung und des Schreckens; und da er seine Gegner nicht wie Cromwell mit Soldaten überfallen konnte, suchte er sie in Furcht zu setzen. Als ihm das Schrecken nicht gelang, versuchte er das Volk in Aufstand zu bringen. Allein so wie die Convention Muth bekam, sobald sie den Ausschuß (die Regierungsbehörden) für sich

hatte, so mußten sich auch die pariser Sectionen, sobald sie auf den Muth der Convention rechneten, gegen die Insurgenten erklären. Indem Robespierre die Regierung angriff, erregte er den Widerstand der Convention; der Widerstand der letzten entfesselte das Volk, und diese Verbindung mußte ihn stürzen. Die Convention stand am 9. Thermidor, nicht wie am 31. Mai, uneinig, unentschlossen einer zahlreichen fest verbundenen und kühnen Partei gegenüber. Alle Parteien waren mit einander versöhnt durch ihre Niederlagen, durch das Unglück, durch die stets alle bedrohende Proscription; ein jeder Kampf mußte sie vereinigen. Es stand daher nicht in Robespierre's Gewalt, der Niederlage zu entgehen. Stand es aber wohl in seiner Gewalt, mit den Ausschüssen einig zu bleiben? Eben so wenig. Auf dem Standpuncte, welchen er erstiegen hatte, will man allein stehen; man wird ein Raub seiner Leidenschaften, betrogen von seinen Hoffnungen und seinem bisherigen Glück; ist der Krieg aber einmal erklärt, so sind Friede, Ruhe und Theilung in die Gewalt eben so wenig mehr möglich, als es Gerechtigkeit und Milde sind, wenn die Blutgerüste einmal aufgerichtet sind. Dann muß man fallen durch dieselben Mittel, welche zur Erhebung dienten, der Mann der Parteien muß durch das Richtbeil umkommen, wie der Eroberer durch den Krieg."

Dieser Stelle, in deren Schluß eine Hindeutung auf Napoleon nicht diesen mit Robespierre zusammenstellt, wohl aber jenes allgemeine Gesetz des Schicksals ausspricht, unter welchem auch dieser gefallen ist, wollen wir eine andere gegenüberstellen, weil sie zugleich das politische System des Verfassers am deutlichsten zu erkennen gibt. Denn jetzt, nachdem sich manche andere Entzweiungen und Meinungsverschiedenheiten von selbst ausgeglichen haben, kann man eigentlich nur darüber noch eine verschiedene Ansicht aufstellen, inwiefern die erste constitutionelle Partei, deren Führer Lafayette und seine Freunde waren, ihre Zeit richtig aufgefaßt und sowohl die Kraft als den redlichen Willen hatten den Thron zu retten, indem sie das wahre Interesse der Nation damit vereinigten. Wir geben diese Stelle in der Uebersetzung des Hrn. A. Wagner (Jena bei Frommann 1825. 8.), um auch von dieser eine Probe zu liefern:

„In unserer Zeit ist wohl selten ein Leben so rein, ein Charakter schöner, Volksgunst dauernder und verdienter gewesen als Lafayette's. Nachdem er in Amerika an Washington's Seite die Freiheit vertheidigt, hätte er sie gern wie dieser in Frankreich begründet; aber diese schöne Aufgabe war in unserer Umwälzung nicht zu lösen. Wenn ein Volk ohne inneres Zerwürfniß nach

Freiheit trachtet und nur auswärtige Feinde hat, so kann es wohl einen Befreier finden und in der Schweiz einen Wilhelm Tell, in den Niederlanden einen Prinzen von Oranien, in Amerika einen Washington wecken; trachtet es ihr aber nach mit Widerspruch seiner Freunde und anderer Feinde (malgré les siens et contre les autres) unter Parteien und Kämpfen, so kann es nur einen Cromwell und einen Buonaparte hervorbringen, die, wenn die Parteien in Kämpfen erschöpft sind, sich zu Gewalthabern der Umwälzung machen (se font dictateurs des révolutions). Lafayette, der in dem ersten Zeiteinschnitt der Krisis auftrat, erklärte sich begeistert für ihre Ergebnisse. Er ward General der Mittelclasse, theils an der Spitze der Nationalgarde während der verfassunggebenden, theils an der Heeresspitze unter der gesetzgebenden Versammlung. Mit ihr hatte er sich gehoben, mit ihr mußte er auch enden. Man kann von ihm sagen, daß, wenn er auch einige Fehler in seiner Stellung beging, er doch nie einen andern Zweck als Freiheit und kein anderes Mittel als das Gesetz hatte. Die Art, wie er noch jung sich der Befreiung der beiden Welten weihte, sein glorreiches Betragen, seine unwandelbare Beständigkeit werden ihn bei der Nachwelt ehren, bei welcher ein Mann nicht zweierlei Ruf hat, wie in Zeiten der Parteien, sondern nur seinen."

Diese Proben mögen hinreichen, um über den Geist und Werth des Buches urtheilen zu können, welches besonders denen willkommen seyn muß, welche, nachdem sie sich mit den einzelnen Thatsachen und der ausführlichern Darstellung der verschiedenen Abschnitte der Revolution beschäftigt haben, das Bedürfniß empfinden, sich das große Ganze in einem Gesichtspuncte zusammenzufassen. Das Buch verdiente daher, wie es in's Englische übersetzt worden ist, auch eine deutsche Bearbeitung, deren es sogar zwei gefunden hat.

Bei der großen Masse von Schriften, welche über jede Periode der französischen Revolution und fast über alle merkwürdige Menschen vorhanden sind, besonders aber auch bei der ephemeren Beschaffenheit derselben, war es ein sehr guter Gedanke, die wichtigsten Memoiren der Zeit nicht bloß in einer Sammlung zu vereinigen, sondern auch mit den nöthigen Anmerkungen, Zusätzen und Berichtigungen zu begleiten, welche in dem Labyrinth der Parteien und ihrer oft absichtlich entstellten Behauptungen den Faden der Ariadne festhalten und wenigstens daran erinnern, daß man einseitige Darstellungen vor sich hat.

Die Hrn. Berville und Barrière, Herausgeber der ersten und bedeutendsten dieser Sammlungen (der Collection des

Mémoires relatifs à la révolution française, im Verlag der Gebr. Baudouin, haben sich der hierin übernommenen Pflicht mit Gewissenhaftigkeit, Unbefangenheit und Zweckmäßigkeit entledigt. Sie lassen nicht leicht eine Verwechselung in dem Datum der Begebenheiten, einen Irrthum oder eine vorsätzliche Unwahrheit unberichtigt durchschlüpfen, welcher Partei sie auch günstig oder nachtheilig sey. Actenstücke, welche zur Geschichte der Revolution gehören, Auszüge aus den periodischen Blättern der Zeit, welche ein so treuer Spiegel derselben sind, werden in dem Anhange als éclaircissemens historiques und pièces officielles hinzugefügt. In dieser Bearbeitung hat auch das längst Bekannte neuen Reiz und Werth gewonnen, und ohnehin war in dem raschen Wechsel der Begebenheiten das Aeltere schon so durch die Fluth des Neuern verdrängt, daß es, der Vergessenheit entrissen, wieder als neu gelten kann.

Auf Vollständigkeit konnte die Baudouin'sche Sammlung aus mehr als einem Grunde nicht ausgehen: erstens schon wegen der Masse nicht (bot doch schon 1801 Soulavie in seinen Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. eine aus vielen 100 Bänden bestehende Sammlung zum Kauf an); aber auch zweitens darum nicht, weit viele der hierher gehörigen Werke noch (oder bereits) im Verlagseigenthume anderer Buchhändler waren, oder die Verlagshandlung mit den Verfassern nicht einig geworden ist. Daher fehlt nicht allein vieles Aeltere, sondern es ist auch späterhin neben dieser Sammlung manches wichtige Werk erschienen, welches in dem Kreise dieser Memoirensammlung eigentlich nicht vermißt werden sollte. Dahin rechnen wir neuerdings vorzüglich: Mémoires ou Souvenirs et anecdotes par M. le Comte de *Ségur*, de l'Académie française, Pair de France vols., 8. Paris, 1825, wovon der erste Band erschienen ist, und welche zur einer Ausgabe der sämmtlichen Werke des Grafen Louis Philipp von Segur in 30 Bänden gehören. Der Graf, Sohn des ehemaligen Kriegsministers, Philipp Heinrich Marquis de Segur (er war Minister von 1780 bis 1787 und starb 1801) ist als gewandter Geschäftsmann und geistreicher Geschichtschreiber zu bekannt, als daß wir hierüber weiter etwas zu sagen brauchten. Aufgewachsen in den ersten Zirkeln des Hofes, im 16. Jahre Lieutenant, im 18. Capitain, im 23. Oberst, nahe verwandt mit Lafayette, Bouillé, Noailles, im 30. Jahre Gesandter zu St. Petersburg, wo er die Gunst der Kaiserin Katharina in hohem Grade erwarb, wäre er wohl im Stande manches Geheimniß aufzudecken und manchen wichtigen Beitrag zur genauern Kenntniß der damaligen Zeit mitzutheilen. Allein ein Hofmann,

wenn er noch so geistreich, aber dabei redlich und wohlmeinend ist, kann kein Tacitus seyn, welcher die Gebrechen und Fehler der Zeit mit dem Unwillen einer starken und reinen Seele empfindet und der Welt zu einem Warnungsspiegel (doch leider meistens ohne großen Erfolg) vorhält. Er wird sich vielmehr Mühe geben, alles in dem mildesten Lichte zu sehen und zu zeigen; und die guten und schlechten Eigenschaften der Menschen grenzen ja ohnehin so nahe an einander, daß es leicht ist, Hochmuth in edlen Stolz, Uebermuth in jugendliche Lust und Kraft, Kraftlosigkeit hingegen zur Milde zu veredlen. Der Verf. sagt selbst (S. 3): „Ich hoffe die Wißbegierde der Leser zu befriedigen, nicht ihre Bosheit. Man wird in diesen Denkwürdigkeiten keine Nahrung für Klatscherei und für die Leidenschaften finden. Mein Streben ist, denjenigen Unterhaltung und Nutzen zu gewähren, welche die Wahrheit lieben, welche mit gemäßigter Gesinnung die wirklichen oft unbedeutenden Ursachen jener großen Begebenheiten aufsuchen, deren Zeugen sie gewesen sind.“ Diese Absicht hat der Verfasser sehr gut erreicht; ein Ton der Milde und nachsichtigen Beurtheilung ist über das ganze Buch verbreitet, welcher, ohne gerade unwahr zu seyn, doch nur bei denen, welche in die Kunst der Euphemismen vollkommen eingeweiht sind, eine richtige Vorstellung von dem Gedanken des Verfs. erweckt. Ueberdies hat der Verf. für jetzt (S. 4) nur seinen Aufenthalt in Amerika, wo er im Unabhängigkeitskriege ein französisches Regiment commandirte, und in Rußland zum Gegenstand seiner Memoiren erwählt; und wir finden also nur in dem wenigen, was er über die Zeit seiner Jugend und ersten Mannesjahre sagt, leise Andeutungen der Zeichen, von welchen der gewaltige Sturm der folgenden Jahre verkündigt wurde. Was am bestimmtesten hervorgehoben wird, ist das Allbekannte, die gänzliche Unfähigkeit Ludwigs XVI. zu kraftvollen Maßregeln und deren consequenter und ausdauernder Durchführung, der Leichtsinn der Verwaltung, als dessen Repräsentant der alte Minister Maurepas gelten konnte, und der Einfluß der Königin, welcher die Amtsthätigkeit der Minister hemmte, sobald es auf ein streng durchzuführendes System von Ordnung, Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit ankam. Man hat es immer für eine bloße Eitelkeit Necker's ausgegeben, daß er im Jahr 1781 seinen Abschied als Finanzminister nahm, weil man ihm die Theilnahme an den gemeinschaftlichen Conferenzen der Minister, denen der König selbst beiwohnte, oder die sogenannte Entrée au conseil verweigerte. Besser als Frau von Stael, welche es selbst nur für einen Ehrenpunct zu halten scheint (Considérations, I, ch. 8.), rechtfertigt ihn dagegen Graf Lally-Tolendal in seinem Artikel über ihn in der Biographie univer-

selle (T. XXXI, p. 11), indem er mit Recht anführt, daß diese Theilnahme an den Conferenzen das einzige Mittel war, der zweideutigen Stellung des Finanzministers, in welcher seine Pläne vom Könige genehmigt, aber durch die geheimen Vorträge und Anordnungen des Grafen Maurepas wieder gelähmt wurden, ein Ende zu machen. Maurepas hatte die öffentliche Ablegung einer Rechenschaft (Necker's berühmten Compte rendu au roi) gebilligt und bezahlte nachher die zum Theil sehr bittern Pamphlets, welche dagegen erschienen und deren Verfasser zum Hofstaate des Grafen Artois gehörten. In dieser Lage wurde die auf dem Finanzminister ruhende große Verantwortlichkeit immer schwerer und ihm doch die Mittel entzogen, ihr zu entsprechen. Der Zorn des alten Maurepas gegen Necker hatte dabei auch eine für die Staatsverwaltung charakteristische Ursache, indem er daher rührte, daß Necker eine Unpäßlichkeit des Grafen benutzt hatte, um dem in diesem Zweige gänzlich unwissenden verschwenderischen Seeminister Sartines dieses im damaligen Kriege so höchst wichtige Ministerium zu nehmen und es dem würdigen allgemein geachteten Marschall von Castries zu geben. Welche Ränke Maurepas um dieselbe Zeit anwandte, um den Eintritt des nachherigen Marschalls Segur in's Kriegsministerium abzuwenden, erzählt der Sohn (Mémoires I, 250), welcher dann (S. 298) auch eine merkwürdige Unterredung mittheilt, die er selbst mit der Königin hatte, als der Kriegsminister die Stelle eines Generalinspectors nicht nach ihrem Verlangen besetzen wollte. Sie ließ sich durch Segurs Gründe überzeugen, machte aber doch für die Zukunft die Bedingung, daß der Minister ihr, wenn er glaube eine Empfehlung von ihr nicht berücksichtigen zu können, die Gründe seiner Weigerung selbst oder durch seinen Sohn vorlegen solle.

Ein zweites ähnliches Werk sind die „Mémoires inédits de M. la Comtesse de *Genlis* sur le dixhuitième siècle et la révolution française depuis 1756 jusqu'à nos jours Paris, Ladvocat), welche aus 8 Bänden bestehen sollen und wovon kürzlich der 3. u. 4. Band erschienen sind. Auf dieses Werk werden wir, wie auf das von Segur, seiner Zeit zurückkommen.

Eben so wenig als Vollständigkeit läßt sich von solchen Sammlungen chronologische Ordnung fordern, daher die Herausgeber kaum nöthig hatten sich darüber zu rechtfertigen, daß sie solche nicht strenger, als wirklich doch geschehen ist, beobachtet haben. Sie haben doch im Ganzen sich Mühe gegeben dem Gange der Begebenheiten auch in der Anordnung ihrer Sammlung zu folgen; und so läßt sich die ganze Sammlung

fast der Reihe nach durchlesen, ohne daß man sich gewaltsam aus einem Zeitraume in den andern versetzt sähe.

Sehr vieles erscheint in dieser Sammlung zum ersten Male, wie die Memoiren der Mad. Campan von Barbaroux, des Herzogs von Choiseul, der Marquise von Bonchamps, des Conventsdeputirten Thibaudeau u. a. Aber auch zu dem Bekannten sind neue Stücke hinzugekommen, z. B. zu den Memoiren von Ferrieret ein dritter Band, und zu vielen andern einzelne Stücke und Capitel. Von dem meisten Neuen ist in den beiden von Dr. Bran zu Jena herausgegebenen Journalen der Minerva, die nun seit länger als 40 Jahren noch immer ihr altes Interesse durch gute Auswahl und Parteilosigkeit behauptet, und in den Miscellen aus der neuesten ausländischen Literatur (angefangen 1814) seiner Zeit das Wichtigste in zweckmäßigen Auszügen mitgetheilt worden:

Die in dieser Baudouin'schen Sammlung enthaltenen Werke (die immer in Lieferungen von zwei Bänden erschienen) sind nun folgende:

I. Mémoires de Madame *Roland* avec une notice sur sa vie, des notes et des éclaircissemens historiques. 2 vols., 8.

Johanne Marie Philpon, verheirathete Roland, die Tochter eines Graveurs zu Paris, welcher weder als Künstler noch als Mensch ausgezeichnet war, gehört sicher zu den merkwürdigsten und vorzüglichsten Frauen aller Zeiten. Sie verdankte ihre Bildung beinahe ganz sich selbst, da ihre Erziehung nicht sorgfältiger war, als die gewöhnliche eines pariser Bürgermädchens. Ein Zufall führte ihr im achten Jahre eine Menge Bücher in die Hände, welche sie ohne Auswahl las und welche die ganze Richtung ihres Geistes bestimmt zu haben scheinen. Plutarchs Lebensbeschreibungen weckten schon in dem neunjährigen Mädchen den Sinn für bürgerliche Freiheit und republicanische Verfassung, welcher den Grundton ihres ganzen Wesens ausmachte. Nicht eine vorzüglich lebhafte Einbildungskraft, sondern ein richtiger Verstand und eine ungemeine Stärke des Geistes war die vorzüglichste Gabe, durch welche sie sich über die meisten ihres Geschlechts erhob und wovon sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens auffallende und rührende Beweise ablegte. Wie viel Männer möchten wohl im Stande seyn, im Gefängnisse mit der gewissen Aussicht auf eine nahe Hinrichtung die Geschichte ihres Lebens mit so großer Heiterkeit zu entwerfen!

Sie war geboren im Jahr 1754 *), groß, schön gewachsen;

*) Die Jahrzahl 1756, S. XVI. T. I. ist unrichtig.

große schwarze Augen und ein sehr reiner frischer Teint gaben ihr noch im 39. Jahre ein jugendliches Ansehen. Ungefähr im J. 1779 *) verheirathete sie sich mit Jean Marie Roland de la Platiere, einem Manne von 45 Jahren, damals königlichem Inspector der Manufacturen zu Amiens. Mit ihm machte sie verschiedene Reisen: 1784 nach Deutschland, 1787 in die Schweiz. Im J. 1784 wurde Roland nach Lyon versetzt und bei dem Ausbruche der Revolution ergriff er die Partei des Volkes, wurde Mitglied der Municipalität von Lyon und im J. 1791 von der Stadt nach Paris geschickt, wo er sich an die republicanische Partei, vorzüglich an die Girondisten anschloß. Bei einer zweiten Reise nach Paris, als man dem Könige ein durchaus republicanisches Ministerium aufdrang, wurde er im December 1791 zum Minister des Innern ernannt, neben Dumouriez als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Servan als Kriegsminister, Claviere als Finanzminister, Lacoste als Marine- und Duranton als Justizminister. Dem Könige war die Arbeit mit diesen Männern, denen man den Ruhm der Rechtschaffenheit und der Einsichten nicht absprechen konnte, kein Ernst; es wurden zwar Sitzungen gehalten, aber der König ging auf die Geschäfte und Vorträge sehr wenig ein. Roland hatte schon durch seine einfache Kleidung, runden Hut und Schuh mit Bändern missfallen (man sah in dieser Einfachheit eine Beleidigung des Königs; wie würde man aber gespottet haben, wenn er mit Federhut und Degen gekommen wäre); und als er sah, daß die Geschäfte auf diese Weise und bei dem gegenseitigen Mangel an Zutrauen nicht fortrücken konnten, faßte er den Entschluß, sich gegen den König offen zu erklären. Madame Roland, die ihrem Manne schon oft als Secretair gedient hatte, entwarf den berüchtigten Brief (I, 367), welcher am 12. Jun. 1792 übergeben wurde und die Entlassung der Minister zur unmittelbaren Folge hatte. Die Nationalversammlung faßte einen Beschluß, daß die entlassenen Minister die Achtung und das Bedauern der Nation mit sich nähmen. Bald darauf kam es zu den Volksaufständen vom 20. Jun. und 10. Aug. 1792, und die am 12. Jun. entlassenen Minister wurden am 13. August durch ein Decret der Nationalversammlung in ihre Stellen wieder eingesetzt. Danton wurde Justizminister, Lebrun und Monge Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine. Roland hielt die Revolution für beendigt und drang auf Einführung einer festen rechtlichen Ordnung, besonders auf Untersuchung und Bestrafung der Mord-

*) Nicht 1770, wie in der Biographie Univ. XXXVIII. 465 angegeben ist.

thaten am 2. und 3. September. Der Kampf zwischen den gemäßigten Republicanern und den demokratischen Fanatikern entbrannte immer heftiger; Roland, jenen angehörend, blieb zwar Minister, aber unter den heftigsten Angriffen seiner Gegner; als die Girondisten geächtet wurden, gelang es ihm sich durch die Flucht zu retten. Fünf Monate blieb er verborgen durch die Anhänglichkeit und den Muth zweier Schwestern; mittlerweile war aber Madame Roland am 1. Jun. 1793 verhaftet, am 24. Jun. wieder in Freiheit gesetzt, aber an demselben Tage aufs neue ins Gefängniß gesetzt und am 8. November 1793 verurtheilt und hingerichtet worden. Sie starb mit großer Standhaftigkeit. Als Roland ihren Tod erfuhr, war sein erster Gedanke, sich heimlich nach Paris zu begeben, plötzlich in die Mitte der Convention zu treten, ihr starke und heilsame Wahrheiten zu sagen und dann das Schaffot zu besteigen. Allein um seiner Tochter sein Vermögen zu erhalten, welches durch seine Hinrichtung confiscirt worden wäre, zog er einen freiwilligen Tod vor. Er erstach sich auf der Landstraße zwischen Paris und Rouen am 15. Nov. 1793.

In dem Gefängnisse schrieb Madame Roland die Geschichte ihres Lebens, welche in ihren letzten Abschnitten zugleich als eine Rechtfertigung für sie und ihren Mann gegen die theils boshaften, theils wirklich ungereimten Beschuldigungen der Bösewichter gelten sollte, die auf den Leichen der gemäßigten Republicaner ihre blutige und schändliche Herrschaft zu gründen suchten. Sie vertraute das Manuscript dem Naturforscher Bosc an, welcher es im J. 1795 zuerst unter dem Namen: Appel à la postérité (Paris, 3 Bde. 8.) herausgab. Huber übersetzte es ins Deutsche (Leipzig 1796, 3 Bde. 8.); auch in England sind zwei Uebersetzungen erschienen (1796 und 1800).

Die drei ersten Abschnitte sind nur insofern interessant für die Geschichte der Zeit, als sie das innere Leben einer Bürgerfamilie von Paris und die stille Entwickelung eines edlen und reinen weiblichen Geistes und Herzens darstellen. Denn man hat der Bürgerin Roland wohl Ehrgeiz und ein unweibliches Eingreifen in die Politik und in die Geschäfte ihres Mannes vorgeworfen; aber nie ist ihr Ruf als Frau angetastet worden. Der Verstand war bei ihr die überwiegende Kraft; sie hatte sich selbst durch historische und philosophische Schriften gebildet, und es mag wohl seyn, es konnte vielmehr kaum anders seyn, als daß Ehrgeiz und Eitelkeit eine zu große Herrschaft über sie bekamen, und ihr Gemüth eine einseitige Richtung nahm. Sie war durch die Geister des Alterthums im Herzen Republicanerin, ehe sie eine Ahnung davon hatte, daß solche Gesinnungen jemals in Frankreich mit der Wirklichkeit zusammenstimmen könnten, und

das Gleiche ist gewiß sehr vielen andern begegnet. Das öffentliche Leben der Staaten war und ist noch sehr häufig von dem individuellen Leben so sehr geschieden, daß ihre Kreise sich fast nur feindlich berühren, der Staat beinahe nur von dem zehrt, was er den Genüssen und dem freien Regen der Einzelnen entzieht, der Einzelne dagegen alles für Gewinn achtet, was er der Einwirkung des Staats entfremden kann. Denkende Menschen müssen daher gleichsam ein doppeltes Leben führen, eins der Gedanken und Ideale, und eins der kahlen und dürftigen Wirklichkeit, welches nur dadurch erträglich wird, daß man sich so oft als möglich in das erstere flüchtet. Zwar wird das Wirkliche immer weit von der Vollkommenheit entfernt bleiben; allein mehr als jetzt meistens der Fall ist, könnte doch der Einzelne sich als mitzählendes und mitwirkendes Glied des Ganzen bewußt werden; und so wie das öffentliche Leben sich den Individuen mehr näherte, d. i. sich nicht in einem kleinen und streng abgeschlossenen Kreise bewegte, sondern eine allgemeinere Theilnahme gestattete, so würde auch umgekehrt der Einzelne das, was er für das Ganze thun soll, weniger als ein Opfer ansehen, mit welchem er sich bei dem Staate abfinden muß, um sich einen kleinen Kreis von freier Wirksamkeit und ungestörtem Lebensgenuß zu erkaufen.

In Frankreich war diese Trennung des Staats von den Individuen, der Regierung von der Masse des Volkes noch größer. Nur ein König seit Ludwig XII. war ein wahrer König des Volkes gewesen, und dieser hatte sich durch sein Wort: er wolle nicht ruhen, bis jeder seiner Unterthanen alle Sonntage sein Huhn im Topfe habe, ein unvergänglicheres Denkmal gesetzt, als in seiner Statue auf dem Pont-neuf. Auch Ludwig XVI. mit seiner Familie konnte sich bei allem redlichen Willen für das Wohl seines Volkes nicht zu dem Gedanken erheben, daß dem Monarchen kein Theil der Nation näher steht als der andere. Daher war aber auch, so wie der äußere Glanz des Hofes und die Scheu vor seinem Schimmer verschwand, keine Regung von Ehrfurcht und Liebe für ihn und die Seinigen mehr bei dem Volke zu finden. Als die steuer- und frohnpflichtige Menge, la gent taillable et corvéable sich zur souverainen Nation erhoben hatte, konnte die Verachtung, welche man ihr bisher bewiesen, kaum eine andere Gegenwirkung hervorbringen.

Einen interessanten Abschnitt ihrer Memoiren machen die Portraits aus, welche Mad. Roland vorzüglich von den Freunden ihres Mannes, den Girondisten, Buzot, Petion, Barbaroux, Guadet, Louvet u. s. w. entwarf. Sie sind geistreich geschrieben, aber freilich ist der Einfluß des Parteigeistes sehr sichtbar. Petion, dessen Benehmen als Maire von Paris am 20. Juni, 10. Au-

gust und 2. September 1792 mehr als zweideutig ist, wird von Madame Petion geschildert „als ein wahrhaft rechtschaffener Mann, ein guter Mensch, unfähig irgend das Geringste zu thun, was der Redlichkeit zuwider wäre, oder einem andern das kleinste Unrecht, die kleinste Kränkung zuzufügen. Die Heiterkeit eines guten Gewissens, die Milde seines nachgiebigen Charakters, Offenheit und Frohsinn sprachen sich in seinen Zügen aus. Er war ein vorsichtiger Maire, ein treuer Repräsentant, aber zu wenig mißtrauisch, zu friedlich gesinnt, um Stürme vorherzusehen und zu beschwichtigen. Seine Abstimmungen, seine Schriften zeichneten sich durch ein richtiges Urtheil und durch reine Absichten mehr als durch Talent aus u. s. w." Damit contrastiren freilich die Züge sehr, welche andere, z. B. die Biographie universelle von diesem Manne entworfen, welcher einst so der Abgott des Volkshaufens von Paris war, daß das Geschrei Petion ou la mort auf allen Straßen ertönte. Indessen ist so viel gewiß, daß den Girondisten, wenn man sie auch nicht davon freisprechen kann, wissentlich und thätig zu dem Umsturz der monarchischen Verfassung gewirkt und an dem Aufstande des 20. Jun., so wie an der Eroberung der Tuilerien am 10. August 1792 Theil genommen zu haben, doch der Vorwurf persönlicher Nichtswürdigkeit nicht gemacht werden kann. Unter ihren Gegnern dagegen war vielleicht Robespierre der einzige, welcher, wenn man von seiner Herrschsucht, Grausamkeit und Falschheit absehen will, im übrigen ein Mensch von reinen Sitten und von Habsucht frei war. Viele der übrigen waren nicht bloß fanatische Bösewichter, sondern gemeine Schurken, welche ihre Opfer nicht immer aus politischen Absichten, sondern um sich zu bereichern, zur Schlachtbank führten. Fouquier-Tinville erhob von der Frau von Rochechouart 80,000 Fr. für die Freiheit eines gewissen Mony, und ließ denselben dennoch hinrichten, die Frau von Rochechouart aber bedrohen, daß, wenn sie nicht schwiege, sie sofort verhaftet werden würde. Danton, Chabot, Henriot, die Mitglieder des pariser Gemeinderathes, plünderten ganz ungescheut. Castellane und Dillon, in eine royalistische Verschwörung verwickelt, erhielten ihre Freiheit jeder für 30,000 Fr. von Chabot. Das ist aber allezeit der Fall: eine Gewalt, welche auf die Leidenschaften, auf die Vorurtheile und rohe Gewalt des Volkes gegründet wird, muß zuletzt den rohen und schlechten Menschen anheim fallen, welche jenen Leidenschaften und Vorurtheilen am frechsten zu schmeicheln im Stande sind. Das war der Hauptfehler der Girondisten, daß sie die Monarchie durch Mittel bekämpften, welche eine jede vernünftige Regierung unmöglich machten.

II. Von einer ganz andern Farbe sind die in der 2. und 4. Lieferung enthaltenen: Mémoires du Marquis de Ferrières, avec une notice sur sa vie, des notes etc. 3 Bde. 8. in welchen ein Adlicher, ein seinem Stande und seinem Könige treu anhängender Mann, von gemäßigter und billiger Denkungsart, aber doch nicht frei von Vorurtheilen und Standesinteressen, die Begebenheiten von der Zusammenkunft der Reichsstände an, deren Mitglied er war, bis zu einem der unglücklichsten Ereignisse der Revolution, zu dem 21. Januar 1793 erzählt.

Charles Elie, Marquis de Ferrières, war zu Poitiers im J. 1741 geboren, in Jesuitercollegien erzogen, dann in der Militairschule der Chevauxlegers von der Garde, zog sich aber auf sein Gut zurück und lebte ganz den Wissenschaften und der Erziehung seiner beiden Töchter. Er gab eine philosophische Abhandlung gegen den Atheismus, Théisme ou recherches sur la nature de l'homme. 1790. II. 12. 2. Ausg. 1791. und einen moralischen Roman, Justine et Saint Flour. 1788. II. 12. u. a. heraus, welche wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben scheinen. Das Oberamt Saumur wählte ihn zum Repräsentanten in die erste Nationalversammlung, in welcher er auf der rechten Seite Platz nahm, ohne die Nothwendigkeit großer Reformen zu verkennen und ohne ein Anhänger des damaligen Ministers zu seyn. Er war unter denen, welche gegen die Constitution von 1791 eine förmliche Protestation einlegten. Auf der Rednerbühne erschien er nie, ließ aber verschiedene politische Schriften drucken, als: De la constitution qui convient aux Français 1789. — Plan de finances pour l'établissement d'une caisse territoriale. 1790 u. a. Sein Hauptwerk waren die Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la révolution de 1789. J. VII, (1798) III. 8. Der vierte Band blieb damals im Manuscript und ist jetzt zum ersten Mal gedruckt worden. Die drei ersten Bände gingen bis zum Schlusse der zweiten Nationalversammlung. Sie würden mit großem Interesse aufgenommen, obgleich der Verf. keiner Partei geschmeichelt hatte. Ins Deutsche sind sie unseres Wissens nicht übersetzt worden. Der Marquis von Ferrières starb im J. 1804 auf seinem Gute in der Provinz.

Ueber den Charakter des vorliegenden Werkes urtheilen die jetzigen Herausgeber sehr richtig. „Die Sprache der Aufrichtigkeit, welche darin herrscht, die Mäßigung, die Redlichkeit der Absichten, welche sich auf jeder Seite ausspricht, die Unparteilichkeit, wenn auch nicht immer des Urtheils, doch des Herzens, werden diesen Denkwürdigkeiten stets einen großen Werth geben. Sie sind aber

auch als der Bericht eines Augenzeugen über diesen wichtigsten Abschnitt der Revolutionsgeschichte von großem Interesse, und zwar eines Augenzeugen, dessen Charakter sehr oft den Sieg über seine vorgefaßten Meinungen davontrug. Man kann gegen seine Ansichten und Urtheile, seine Erklärung der Begebenheiten vieles einzuwenden haben; aber man wird allezeit finden, daß er nicht unter dem Einflusse der Leidenschaften und des Parteigeistes geschrieben hat. Er ist streng gegen die Anhänger der Revolution, ohne das Unrecht ihrer Gegner zu verhehlen; er tadelt eben so sehr die Heftigkeit des Angriffs als die Hartnäckigkeit des Widerstandes. Anderer Meinung kann man wohl seyn, aber nie an seiner Redlichkeit zweifelhaft werden, und zu welchem politischen Glauben man sich auch bekenne, wird man dem Charakter des Verfassers nie seine Achtung, seinem Zeugnisse nie das Zutrauen versagen können."

Dieses Urtheil scheint uns, wie gesagt, vollkommen richtig; aber doch müssen wir hinzusetzen, daß das Werk erst in der Ausgabe der Hrn. Berville und Barriere recht brauchbar geworden ist. Sie haben vielleicht kein anderes in ihrer ganzen Sammlung mit solcher Sorgfalt und Liebe behandelt, als dieses, aber so wie dasselbe auch dessen werth war, so war ihm auch eine solche Bearbeitung nothwendig. Der Verfasser begeht gar zu viele Versehen gegen die richtige Zeitfolge der Begebenheiten und zieht daraus unhaltbare Folgerungen; er erzählt mit Wahrheitsliebe, allein so, wie man zu jener Zeit die Begebenheiten kannte; mancher spätere Aufschluß und schon das Verstummen der Leidenschaften hat sie doch in ein anderes Licht gesetzt. Die zahlreichen Anmerkungen der Herausgeber, worin sie die Anachronismen berichtigen, auf die Widersprüche, in welche er zuweilen verfällt, aufmerksam machen, und den einseitigen Urtheilen, den unhaltbaren factischen Angaben Erinnerungen entgegensetzen, sind eine höchst schätzbare Ausstattung.

Es ist hier nicht der Ort, eine vollständige und genaue Analyse und Kritik der drei Bände durchzuführen, wovon überdies die zwei ersten schon einer so entfernten Zeit angehören; wohl aber können wir uns nicht enthalten einige der Resultate hervorzuheben, zu welchen Ferrières Denkwürdigkeiten den aufmerksamen Leser führen.

Das erste und wichtigste von allen, welches sich mit der vollesten Gewißheit hervorhebt, ist: daß die ganze Revolution, d. h. der ganze Kreislauf der Begebenheiten von der alten Verfassung durch die monarchisch-demokratische Constitution von 1791 bis zur absoluten Demokratie im J. 1793; deren Milderung im J. 1795; der militairischen Dictatur Bonaparte's 1800,

(welche, wie die römische Sulla's und Cäsar's, sich auch durch wahre Verbesserungen der Civilgesetze auszeichnet), endlich zur Vereinigung und Modification der alten Monarchie mit den meisten und wesentlichsten Einrichtungen der ersten Nationalversammlung einer Seits und mit den Regierungsanstalten Napoleon's anderer Seits, mit der Zusammenberufung der Reichsstände ihren ersten Anfang nahm, und vorher kein Mensch den Gedanken hatte die Monarchie zu stürzen, daß aber auch dieser ganze Gang der Dinge in den ersten Tagen des allgemeinen Landtages und zwar durch die Handlungsweise der Regierung und des Hofes hervorgerufen und bestimmt wurde. Die Revolution konnte nicht eintreten, wenn nicht die Regierung sich selbst an das Volk, an die öffentliche Meinung gewendet und von Reformen gesprochen hätte, welche in der Steuerverfassung und Haushaltung des Staats vorgenommen werden mußten, um das gestörte Gleichgewicht zwischen den Ausgaben und Einnahmen des Staats herzustellen. Die Berufung der allgemeinen Reichsstände gründete sich auf den von den Parlamenten und den beiden ersten Ständen in der Versammlung der Notablen (1787 und 1788) ausgesprochenen Satz: daß nur sie zu solchen Reformen und neuen Verwilligungen befugt seyen, also dazu die Gewalt des Königs und der Regierungsbehörden nicht hinreiche. Als aber der allgemeine Landtag versammelt war, wollte man sowohl diesen Satz wieder zurücknehmen, als auch die Reformen auf wenige obwohl wichtige Puncte beschränken. Daß die mit so großer Wichtigkeit berufenen Stände sich zu einer solchen Unbedeutenheit nicht bequemen wollten, daß sie die Macht gebrauchten, welche die öffentliche Meinung ihnen gab, lag in der menschlichen Natur. Die inconsequente Opposition des Hofes gegen das eigne Werk der Regierung gab den Ueberspannten Veranlassung zu heftigen Reden und Schriften und trieb auch die Gemäßigten zu ihnen hinüber. Als die Volksstimmung in Paris sich zu Gunsten der Reformen aussprach, suchte man sie durch Bajonnette zu beherrschen, reizte aber dadurch die Pariser zur Bewaffnung; und indem man nun nicht den Muth hatte die Drohungen auszuführen, vermehrte man nur die Keckheit des insurgirten Pöbels und das Vertrauen auf seine Kräfte. Von dieser Zeit (vom 14. Jul. 1789) an lag die eigentliche Gewalt in den Händen der Volksmassen, und da sie nur durch ihre Leidenschaften und Vorurtheile zu bewegen waren, so konnten nur Demagogenkünste zu Einfluß und Macht verhelfen. Wer sie aber auch erlangt hatte, mußte wieder fallen, sobald er nicht mehr durch das Volk, sondern über dasselbe herrschen, nicht dem Pöbel nachgeben, sondern ihn in Zaum und

Ordnung halten wollte. Alle Factionen, die nach einander durch das Volk emporgehoben wurden, spalteten sich nothwendigerweise in einen gemäßigten und einen überspannten Theil, von welchen der letzte, weil er der rohen Gewalt am meisten schmeichelte, so lange immer der stärkere war, bis man die Hefe des Volks erreicht hatte, welche durch ihre eigne Nichtswürdigkeit und durch das Uebermaß ihrer Ungereimtheiten und Grausamkeiten dem bessern Theile der Nation unerträglich wurde. Man wandte sich seit 1795 eben so nach und nach zur Monarchie zurück, als man sich von ihr entfernt hatte. Indessen ist denn doch sehr vieles von dem geblieben, was im J. 1789 den Gegenstand des Parteikampfs ausmachte, und was jetzt wieder zu vernichten vielleicht eben so große Mühe und eben so heftige Kämpfe kosten würde, als in den drei ersten Jahren der Revolution seine Begründung verursachte.

Das Zweite, was aus den Berichten Ferrières hervorgeht, wenn es nicht auch sonst schon bekannt genug wäre, ist, daß es nicht allein dem Hofe, sondern auch dem Könige für seine Person niemals ein rechter Ernst war, die Reformen der Verfassung mit Nachdruck durchzusetzen und den Minister, welcher sie für nothwendig erklärt, und welchem man darin nothgedrungen, aber mit dem geheimen Vorbehalt nachgegeben hatte, diese Reformen wieder fallen zu lassen, sobald Necker's Popularität nur Geld geschafft haben würde, aus allen Kräften dabei zu unterstützen. Bailleul in seinem bekannten Examen critique de l'ouvrage posthume de M. la Bar. de Stael ayant pour titre: Mémoires et considérations etc. Paris 1819. 2 Bde. 8. bemerkt sehr wahr, daß nur dann die Revolution hätte vermieden werden können, wenn ein kluger und kräftiger Monarch alle die Einrichtungen, welche man zu machen dachte, die allgemeine Vermögenssteuer, die Aufhebung der Binnenzölle, womit aber auch die Aufhebung der besondern Provinzialverfassungen und Privilegien verbunden war, eine neue Gerichtsverfassung u. s. w. im voraus hätte entwerfen und nun auf einmal in die Wirklichkeit treten lassen, mit einem Worte, wenn er das Wesentliche der Revolution selbst gemacht hätte. Das konnte aber keinem Minister gelingen, dessen ganze Gewalt und feste Stellung nur auf dem Willen und Vertrauen des Monarchen beruhte: denn schon Machiavelli sagt (im Fürsten cap. 23): „Es ist eine ganz allgemeine Regel ohne Ausnahme, daß ein Fürst, der selbst keinen Verstand hat, auch nicht guten Rath annehmen kann, es sey denn, daß er zufälligerweise ganz und gar von einem Einzigen und das von einem sehr gescheiden Manne regiert würde." Zu einer solchen Beherrschung des Königs, wenn dieser auch da-

hin zu bringen gewesen wäre, war Necker nicht geeignet: auf der einen Seite nicht gewandt genug, auf der andern aber auch zu redlich, um die Künste anzuwenden, welche zu einer solchen Stellung nöthig sind. Ob der König anfangs die Entwürfe Necker's, welche auf eine Nachahmung der englischen Verfassung hinausgingen, wirklich gebilligt hatte, ist nicht mit Gewißheit zu sagen, aber wenig wahrscheinlich, schon wegen der bekannten Unzufriedenheit Ludwigs XVI. mit der damaligen Anglomanie, dann aber auch, weil er, wenn er mit Necker's Absichten vollkommen einverstanden gewesen wäre, schon bei Eröffnung der Reichsstände die dann unentbehrliche Vereinigung in einer Kammer und das Votiren nach Köpfen zugegeben und befohlen haben würde. Ferrières nennt den Tag (I, 53), an welchem es der Königin, verbunden mit dem Grafen Artois, der Familie Polignac und andern Gegnern der Reform und des bürgerlichen Ministers gelang den König ganz von Neckern zu entfernen, ohne ihn doch ganz für ihre Meinung zu gewinnen. Diese Partei erreichte also im Grunde nichts, als in den Gang der Regierung noch mehr Inconsequenz zu bringen als zuvor. Nachdem der König in Person und mit gebieterischen Worten am 20. Jun. den Ständen befohlen hatte, die herkömmliche Trennung in drei Kammern beizubehalten, bat er selbst wenige Tage darauf den Adel, sich mit dem Bürgerstande zu vereinigen (Ferrières, I, 46 und 436), und zu gleicher Zeit versammelte man eine Armee, um die Reichsstände mit Gewalt auseinanderzutreiben und den aufrührerischen Geist der Städte Paris und Versailles durch die Waffen zu unterdrücken.

Auf die Declaration des Königs vom 23. Juni, welche man neuerlich wieder für eine Maßregel erklärt hat, die eigentlich die Revolution hätte unnöthig machen sollen, legt Ferrières so wenig Gewicht, daß er ihrer kaum erwähnt. Sie enthielt allerdings in 15 Puncten mehrere wichtige Zusicherungen, Anerkennung des Rechts der Stände, die Steuern zu bewilligen, Aufhebung aller Steuerfreiheiten und zugleich der Kopfsteuer (taille), der Chausseebaufrohnen und anderer bloß auf den dritten Stand fallenden Lasten, so wie der innern Zölle, Zusicherung der Preßfreiheit, Garantie der individuellen Freiheit (gegen die lettres de cachet) und Einrichtung ständischer Provinzialcollegien. (Bail, I, 30.) Allein so allgemeine Versprechungen ohne alle Sicherheit konnten unmöglich Vertrauen erwecken, und es war allzu augenscheinlich, daß sie nicht ernstlich gemeint waren, weil sie gerade das enthielten, wogegen die Partei der Königin am meisten kämpfte. Es kam in dem damaligen Augenblicke viel weniger auf solche Versprechungen, als auf die staatsrechtliche Garantie derselben an,

und diese konnte durch nichts anderes gegeben werden, als durch das was man gerade versagte, nämlich durch eine solche Organisation des allgemeinen Landtages, daß überhaupt Beschlüsse gefaßt werden konnten (das Stimmen in drei Kammern gestattete jeden Beschluß zu hindern) und daß sie im Geiste jener Zusicherungen gefaßt werden mußten.

Wir haben eine Partei der Königin genannt, und dieselbe wird von allen, auch von Ferrières, Frau v. Stael und Bailleul so klar bezeugt, daß ein Zweifel daran nicht aufkommen kann. Es ist schwer zu sagen, welche vernünftige Ursachen die Monarchin haben konnte, sich auf diese Weise an die Spitze einer Partei stellen zu lassen, deren Streben dem Vortheil und der Macht der Krone so wenig günstig war. Segur und Mad. Campan geben wohl hierüber den besten Aufschluß. Jenem sagte die Königin einst: daß es ihr unmöglich sey etwas abzuschlagen; gegen diese äußerte sie später, daß sie vielleicht den Adel und sich selbst gerettet haben könne, wenn sie ihn eine Zeit lang zum Schein vernachlässigt hätte; es sey ihr aber zu empfindlich gewesen, den Hof nicht von ihm besucht zu sehen. Die Macht der Gewohnheit, die Anhänglichkeit an ihre tägliche Gesellschaft und deren einseitige Ansichten; die Meinung, daß außer derselben kein geistreicher und gebildeter Umgang zu finden sey; der Hang zu herrschen, welchem sich ein Minister mit einem festen Plane der Verwaltung unmöglich hingeben konnte; und zu allem der gänzliche Mangel eines richtigen Urtheils über Politik und Staatsverwaltung, scheinen die Königin vornämlich zu einer Handlungsweise bestimmt zu haben, welche sie selbst, ihre Familie und den Staat ins Verderben stürzte. Der Unwille der Königin und dieser Partei war gerade am heftigsten gegen diejenigen, welche nur nothwendige Reformen, keine gewaltsamen Erschütterungen beabsichtigten, gegen Necker, Lafayette, Baille und ihre Freunde; und Ferrières bestätigt die Bemerkung Bailleul's durchaus, daß die ersten unglücklichen Tage der Revolution, an welchen die regelmäßige Macht des Staats einer rohen und ungesetzlichen Gewalt weichen mußte, der 14. Jul. und 5. Oct. 1789, in der That durch beabsichtigte Angriffe herbeigeführt worden waren, mit welchen man die Idee der Nothwehr in dem Volke erweckte.

Unter den Ereignissen der Revolution ist eins der unerklärlichsten die allgemeine Bewaffnung aller Dörfer in den ersten Tagen des Julius 1789. Bail sagt (I, 35): man habe nie erfahren können, wie das Geschrei, das auf den Fluren stehende Getraide solle angezündet werden, beinahe auf einmal durch ganz Frankreich verbreitet worden sey. Man zog die Sturmglocke, man eilte bewaffnet an die bezeichneten Orte und fand niemand; aber

blieb nun unter den Waffen. Man sagte, daß reitende Boten jene falsche Nachricht an die Gemeinden gebracht hätten, von welchen niemand erfuhr, wer sie schickte, noch wohin sie weiter gingen. Um jene Zeit fing auch, wahrscheinlich veranlaßt durch den Punct der königlichen Declaration vom 23. Jun., daß Zehnten, Frohnen, Zinsen und andere gutsherrliche Rechte als Eigenthumsrechte aufrecht gehalten werden sollten, die Empörung der Bauern gegen ihre Gutsherrschaften an. Auch hierbei herrscht über die eigentlichen Ursachen, die Ausdehnung und die Details dieser Gewaltthätigkeiten noch große Ungewißheit. Ferrières sagt: in Franche Comté, Maconnais und Beaujolais seyen in wenig Tagen 150 Schlösser verbrannt worden, und er erzählt von vielen Grausamkeiten, welche von den Bauern dabei verübt worden seyen. Dem dadurch unter dem Adel verbreiteten Schrecken schreibt er (I, 178) hauptsächlich die berühmten Beschlüsse vom 4. August zu, wodurch auf Antrag des Vicomte de Noailles die meisten gutsherrlichen Rechte entweder ganz aufgehoben, oder doch für ablöslich erklärt wurden.

Eine große Wahrheit, welche in der Darstellung der Verhandlungen der Nationalversammlung sehr klar hervortritt, ist die, daß über die obersten Grundsätze des allgemeinen Staatsrechts in der That noch sehr wenig klare und richtige Ansichten verbreitet waren. Wir sprechen nicht von der Rohheit, mit welcher die Begriffe von Freiheit und Gleichheit von dem Volke aufgefaßt wurden, sondern davon, was in der Nationalversammlung selbst von unterrichteten und denkenden Männern hierüber vorkam. Zwei Irrthümer waren besonders vorherrschend und haben große und traurige Folgen gehabt, die mißverstandene Lehre von einem Staatsgrundvertrage und die Bezeichnung der Regierung als bloß vollziehender Gewalt. Mit beiden hing der Mißbrauch einer vermeintlichen Souverainetät des Volkes auf das genaueste zusammen. Man vergaß dabei, daß, wenn auch der einzelne Staat in seinen zufälligen Bestimmungen keinen andern Entstehungsgrund haben kann, als den zusammenstimmenden Willen seiner Mitglieder, und wenn also auch in diesem Willen die Quelle der obersten Gewalt zu suchen ist, doch die Idee des Staats und der Inhalt des Staatsgrundvertrags nicht von der Willkür der Völker abhängig, sondern durch die Vernunft, durch die Pflicht, durch die Bestimmung der Menschen, oder theologisch ausgedrückt, durch den Willen des Schöpfers geboten und in den wesentlichen Puncten bestimmt ist. Man vergaß, daß die Völker schuldig sind, eine Regierung über sich anzuerkennen, von welcher sie gegen ihren eigenen individuellen Willen zur rechtlichen Ordnung und zur thätigen Entwickelung ihrer Anlagen angehal-

ten werden sollen, und daß also diese Regierung und ihr Oberhaupt niemals Bevollmächtigte des Volkes in dem Sinne genannt werden können, als ein Mandator in einem Privatverhältnisse, welcher an die Instructionen seines Machtgebers gebunden und einer beliebigen Zurücknahme der Vollmacht unterworfen ist. Die Stiftung des Staats und der Eintritt in denselben ist zwar sicher ein Act des Willens, wenn auch die Veranlassung dazu mehr durch natürliche Verhältnisse als durch freie Wahl gegeben wird; aber wer einmal in den Staat tritt, muß sich all dem unterwerfen, was aus der Idee desselben fließt, und kann durch Willkür an dem Wesentlichen nichts ändern; so wie auch die Ehe zwar vertragsmäßig, d. h. durch freien Entschluß und Wahl der Ehegatten eingegangen wird, dann aber der Inhalt des Vertrags, seine Unauflöslichkeit und die Pflichten der Eheleute durch Moral und religiöse Begriffe der Völker so bestimmt sind, daß die Willkür der Heirathenden daran nichts ändern kann. So ist denn auch die Regierung zuverlässig kein Eigenthumsrecht, und die Regierenden nicht Eigenthumsherren weder des Landes noch seiner Bewohner, sondern jene ist ein Amt und ein durch Unterwerfung und Anerkennung von den Völkern übertragenes Amt. Aber erstlich sind die Völker verpflichtet sich einer Regierung zu unterwerfen und können ohne sie gar nicht zur Einheit des Willens gelangen, nicht die Rechte der Persönlichkeit als Volk erwerben (wiewohl Hr. Schmalz dies wohl zu weit ausdehnt; Staatsrecht V. 17); und zweitens geschieht die Unterwerfung nothwendigerweise ohne allen Vorbehalt irgend einer dem Volke beiwohnenden Gewalt. Daher hat der Monarch unfehlbar ein Amt auf sich, d. h. einen Inbegriff von rechtlichen Pflichten, welche sich alle ohne Ausnahme auf das Wohl des Volkes beziehen, wie die Pflichten des Vormundes auf das Wohl des Mündels; aber er ist darum nicht Beamter des Volkes, nicht den Beschlüssen desselben untergeordnet, nicht erster Diener des Staats, wenn sich auch Friedrich II. und Joseph II. selbst so nannten. Vielmehr concentrirt sich in ihm selbst die ganze Persönlichkeit des Volkes, und diese kann in dem letztern nur in den Fällen hervortreten, wo der Regent nicht für dasselbe handeln kann. Daß diese Sätze verkannt wurden, hat in der französischen Revolution großes Unheil angerichtet, und die ungereimten Lehren von Souverainetät des Volkes, von einem souverainen Willen desselben, welchen der große Haufe der Pariser zu verkündigen sich anmaßte, und von einem Rechte der Insurrection hervorgebracht, welche erst von der Nationalversammlung gegen den Hof, dann aber von der pariser Gemeinde gegen die Nationalversammlung gebraucht wurden und ein eben so großes Hinderniß der bürgerlichen Ordnung waren,

als die Parteiungen selbst. Man hat also sehr unrecht, die Erörterungen über die Grundverhältnisse des Staats für etwas nachtheiliges zu halten und wohl gar zu verbieten: denn das Unheilbringende liegt vielmehr darin, wenn diese Wissenschaft nicht offen genug und nicht vielseitig genug bearbeitet wird. Verbieten läßt sich nun einmal die Beschäftigung damit nicht; das Verbot erhöht vielmehr nur den Reiz dazu, und je mehr die Menschen bei dem Nachdenken auf sich selbst beschränkt werden, desto mehr nehmen irrige Ansichten überhand.

Die Begebenheiten des 5. u. 6. Octobers, wo ein Haufe von Paris nach Versailles zog, die Königin um sechs Uhr Morgens nahe daran war ermordet zu werden, und um Mittag die ganze königliche Familie den traurigen Zug nach Paris antrat, mit welchem eigentlich ihre Gefangenschaft begann, sind noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. Ferrières schreibt sie geradezu dem Herzog von Orleans und seiner Partei zu, welche ihn auf den Thron heben wollte. In der Nacht vom 5. auf den 6. October sey der Herzog im grauen Frack und runden Hut stets unter den Verschwornen geblieben und man habe häufig gerufen: „Es lebe der König Orleans!" Am Morgen sey er mit dem wüthenden Haufen im Schlosse gewesen, oben auf der Treppe habe er nach den Zimmern der Königin hingedeutet und sich entfernt. Bail und Mignet sind einstimmig darin, daß die Unruhe in Paris durch die drohenden Maßregeln des Hofes, durch die Verlegung des Regiments Flandern-Infanterie nach Versailles und durch die unvorsichtigen Gastereien am 1. u. 3. October veranlaßt worden sey. Dazu kam der sonderbar zunehmende Brotmangel (Mignet I, 121), von welchem andere Berichte erzählen, daß man Tage lang vor den Bäckerladen habe stehen müssen, um nur eine kleine Quantität, unzureichend zur Sättigung einer Familie, zu erlangen. „Man frage nicht," sagt Bail (I, 52), „nach der Farbe der Faction, welche diesen Mangel künstlich unterhielt. Wer nur immer die Hauptstadt in Empörung zu bringen suchte, mußte die Sache bei dem Brote angreifen. Der Pariser ist brotfressend, er verzehrt eine unbegreifliche Menge, es ist sein erstes Bedürfniß. Er muß weißes Brot haben, sonst geräth er in Zorn, er schreit über Hungersnoth, und alles ist verloren." Die Beschuldigungen des Herzogs von Orleans stützen sich zwar auf ein gerichtliches Verfahren des Criminalgerichts von Paris (Châtelet), welches auf die vorläufige Untersuchung (gedruckt unter dem Titel: Procédure criminelle instruite au Châtelet de Paris sur la dénonciation des faits arrivés à Versailles dans la Journée du 6. Oct. 1789 imprimée par ordre de l'Assemblée nationale. Paris,

1790, 2 Bde. 8. *) eine Anklage gegen den Herzog von Orleans und Mirabeau beschloß. Allein das Verfahren des Gerichts ist dem Vorwurfe der Parteilichkeit so sehr unterworfen (man hatte z. B. nur Zeugen abgehört, welche auf das entschiedenste zu den politischen Gegnern des Herzogs gehörten), und die gegen den Herzog aufgestellten Verdachtsgründe sind so vag, so vom bloßen Hörensagen hergenommen, daß man in der That auf jene gerichtliche Procedur durchaus kein historisches Gewicht legen darf. Es gibt noch viele andere dunkle Stellen in der Geschichte dieser Tage, welche nicht leicht einseitiger und unzuverlässiger vorgetragen werden kann, als z. B. in Eichhorn's Geschichte der drei letzten Jahrhunderte Bd. II, geschehen ist.

Die Epoche von der Versetzung der Nationalversammlung und des Königs nach Paris bis zu Mirabeau's Tod (2. April 1791) und der Flucht des Königs (in der Nacht vom 20. bis zum 21. Juni 1791) verfloß in einer gewissen Ruhe. Die Nationalversammlung ging in der Reorganisation des Staats mit großer Einsicht und soviel Mäßigung zu Werke, als unter dem Kampfe der Parteien von ihr nur erwartet werden konnte. Ihre meisten und wichtigsten Arbeiten bestehen noch jetzt und werden nicht nur von den Unbefangenen in Frankreich als wohlthätig anerkannt, sondern bahnen sich nach und nach auch den Weg nach andern Ländern. In jener Zeit wäre es wohl noch möglich gewesen, eine aufrichtige Aussöhnung zwischen der monarchischen Regierung und der gemäßigten Partei zu Stande zu bringen, wenn der König sich dazu hätte entschließen können. Es ist gewiß, daß Mirabeau gewonnen war, gewiß nicht so sehr durch die Summen, welche er bekam, als durch seine eigne Ueberzeugung, daß das Wohl der Völker und, wenn man will, sein eigner Ruhm auf eine dauerhafte Weise nur durch die Herstellung einer kraftvollen Regierung, welche nur eine monarchische seyn konnte, gegründet werden könne. So konnte er wohl mit Recht von sich sagen: je suis payé, mais non vendu (Biographie univ. XXIX, 104). Mirabeau's Wort zur Königin, als diese eine

---

*) Ueber das Decret des Gerichtshofes wurde in der Nationalversammlung am 30. September 1790, beinahe am Jahre nach dem Vorfalle vom Chabroud ein Bericht erstattet und die Anklage verworfen. Dagegen erschienen einige heftige Parteischriften: 1) Appel au tribunal de l'opinion publique du rapport de Mr. Chabroud et du decret rendu par l'assemblée nationale le 2. Oct. 1790 par *M. Mounier*. Lond. 1791. 8. 2) Les forfaits du 6. Oct. 1789 ou Examen du rapport sur la procédure du Châtelet — — fait à l'assemblée nationale par M. Chabroud. 1790, 2 Bde. 8.

geheime Unterredung mit ihm gehabt hatte und sich seiner ganz versichert zu haben glaubte: „Madame, la Monarchie est sauvée“ würde eine größere Eitelkeit verrathen, als man einem Manne von tiefem politischen Blicke zutrauen dürfte, wenn man es nicht so deutete, daß die Monarchie für gerettet gelten konnte, sobald der Hof und dessen Seele, die Königin, sich nur aufrichtig den constitutionellen Ideen hingeben und der Leitung Mirabeau's und seiner Freunde anvertrauen wollte. Mirabeau's Verlust war auch darin unersetzlich, daß nach ihm kein Mensch sich fand, welchem, da es noch Zeit war, die königliche Familie in dieser Beziehung vertrauete, und so, indem der Hof durch öffentliche scheinbare Nachgiebigkeit nur seine Schwäche verrieth, durch geheimen, schlecht verhehlten Widerstand, aber zugleich mit dem Vertrauen der Bessern auch die Achtung verlor, die Spaltung immer größer und unheilbarer wurde. Die verunglückte Flucht des Königs trieb diesen unglückbringenden Zustand auf den höchsten Punct.

Ferrières Darstellung der Verhandlungen in der Nationalversammlung ist sorgfältig, im Ganzen treu und klar, aber doch nicht das, was sie seyn sollte. Sie ist zu sehr auf das Persönliche gerichtet; während in diesem Abschnitt die Macht der Ideen und Sachen größer war, als der Einfluß einzelner Individuen. Der Kampf gegen den Despotismus und die Barbarei der alten Justizverfassung, gegen die Mißbräuche in der Staatsverwaltung, gegen den übermäßigen Reichthum und weltlichen Einfluß der höhern Geistlichkeit, gegen die Bedrückungen der niedern Stände und gegen den Uebermuth der Vornehmen, war nicht ein Kampf einzelner Menschen, sondern entsprang aus einem allgemeinen Gefühle des Volks; die Reformen der Nationalversammlung wurden nicht durch die einzelnen egoistischen Zwecke einer Partei, nicht durch Umtriebe einzelner Menschen und Factionen herbeigeführt, sie waren eine nothwendige Folge der Einsichten und Bedürfnisse der Nation. In einem Puncte und vielleicht nur in diesem verkannte die Nationalversammlung, gereizt durch den Widerstand der Geistlichkeit, auch gegen das Vernünftige, ihren wahren Beruf und die Grenzen ihrer Macht, indem sie durch den bürgerlichen Eid der Geistlichen sowohl dem Gewissen derselben, als auch den religiösen Begriffen des Volks Gewalt anthat. Wenn man doch nie vergäße, daß in dem Gemüthe der Menschen etwas ist, was sich durch keinen äußern Zwang beherrschen läßt und was sich zwar oft nur an Kleinigkeiten, an leere Formen hängt, aber in seinen tiefern Grundlagen von den edelsten Regungen und Kräften des menschlichen Gemüths ausgeht!

Nach Ludwigs XVI. verunglückter Flucht blieb der Nationalversammlung wenig mehr zu thun übrig, die Constitution von 1791 wurde beendigt, welche, obwohl in einzelnen Theilen untadelhaft, doch in dem was eigentlich das Wesen der Constitution ausmacht, in der Organisation der öffentlichen Macht und der richtigen Stellung der Regierung zu der Gesetzgebung und den Gerichten, das Gepräge der Umstände trug, unter welchen sie entworfen worden war. Bei dem Mißtrauen, welches gegen die königliche Familie bestand, bei den falschen Begriffen von Freiheit und Volkssouverainetät, von welchen die Meisten beherrscht wurden, bei den geheimen Absichten, womit die verschiedenen Parteien in die Zukunft blickten, konnte diese Verfassung kein Staatsgebäude aufstellen, in welchem alle Kräfte in ein gehöriges Gleichgewicht gebracht, und die verschiedenen Gewalten zwar zweckmäßig gesondert, aber doch die Einheit und Harmonie des Staatslebens durch eine mit Macht und Würde ausgerüstete Regierung hergestellt worden wäre. Wie konnte man aber Macht und Würde einer Regierung anvertrauen, welche ihre Absicht, jene nur zur Wiederherstellung alter Ungerechtigkeiten und Mißbräuche anzuwenden, so unverhohlen blicken ließ und durch falsche Schritte sich der letzten selbst beraubt hatte. Die Zahl derer, welche der constitutionellen Monarchie aufrichtig ergeben waren, war in der Nationalversammlung wie im Volke selbst immer geringer geworden. Die Partei, welche eine gänzliche Rückkehr zur alten aristokratisch-monarchischen Verfassung herbeizuführen strebte, war in keinem Zeitabschnitte der Revolution unbedeutend. Ihr Widerstreben, auch gegen das Vernünftige und Gerechte, war eine der vornehmsten Ursachen, daß heftige und leidenschaftliche Gemüther der Gegenpartei endlich über alle Schranken der Mäßigung und des Rechts hinausgingen und Entwürfe zu einer Republik fassen konnten, an welche in den ersten Zeiten der Revolution sicher kein einigermaßen verständiger Mensch denken durfte. Aber am Ende der ersten Nationalversammlung waren diese Pläne augenscheinlich schon ganz entschieden vorhanden, und diese Partei der Zahl nach bei weitem die stärkste. Ihre innern Verschiedenheiten und Spaltungen hingegen konnten sich erst nachdem sie gesiegt hatten entwickeln.

Den letzten großen Fehler machte die Nationalversammlung, indem sie beschloß, daß keins ihrer Mitglieder für die neue, in Gemäßheit der Constitution vom 13. Sept. (Tag der Annahme von Seiten des Königs) zusammenberufene gesetzgebende Versammlung wählbar seyn solle. Ob dieser Fehler vermeidlich war, möchte sehr ungewiß seyn; aber gewisser ist es, daß das Herbeidrängen von 745 neuen Deputirten, wozu natürlich fast

überall die leidenschaftlichsten sogenannten Patrioten erwählt wurden, welche größtentheils statt Kenntniß der Geschäfte nur neue ehrgeizige Absichten mitbrachten, ein großes Unglück für Frankreich war. Diese neuen Wahlen waren es, welche Menschen wie Danton, den Capuziner Chabot, Bazire, Couthon, auf den Schauplatz brachten. Bei weitem der größte Theil der Versammlung bestand aus Advocaten und Localbeamten. Am 30. Sept. 1791 schloß die Nationalversammlung ihre Sitzungen; am 1. October eröffnete die neue Versammlung die ihrigen.

Ferrières beschreibt ihre Thaten in dem 11. u. 12. Buche, den letzten, welche früher schon gedruckt waren. Er erzählt hier nicht mehr als Augenzeuge, sondern schöpft aus Journalen und andern Schriften und Quellen des Tages. Daher fanden die jetzigen Herausgeber auch noch öftere Veranlassungen zu Berichtigungen, und seine Ansichten sind einseitiger als zuvor. Seine Stimmung gegen die Königin wird fast zum Haß, nur das Unglück der königlichen Familie macht ihn wieder milder. In allen Ereignissen dieser Periode, besonders in den Tagen vom 20. Junius 1792, wo ein bewaffneter Volkshaufe in die Tuilerien drang, um dem Könige die Genehmigung der Decrete gegen die unbeeidigten Geistlichen und gegen die Emigrirten abzunöthigen, und vom 10. August, wo das Schloß von dem Volke gestürmt und die schweizer Garde ermordet wurde, endlich in den Mordscenen vom 2. u. 8. Sept. sieht er fast nur ein Werk des Herzogs von Orleans. Allein wenn auch der Herzog von Orleans zu allem, was den König und die Königin kränken konnte, aus alter Feindschaft seines Hauses und um frühere Beleidigungen zu rächen, gewiß so eifrig wie möglich mitwirkte; wenn er in dieser Absicht sich nicht nur selbst zur Oppositionspartei hielt, sondern zu ihrer Unterstützung Millionen aufopferte; wenn er auch in einigen Zeitabschnitten vielleicht die Aussicht aufgefaßt hatte, Reichsverweser oder selbst König zu werden: so hat es doch sehr wenig Wahrscheinlichkeit, daß er Auftritte veranlaßt habe, welche nicht mehr das regierende Haus allein, sondern die monarchische Verfassung selbst vernichteten. Man hat dem Herzog nie Geist und Einsicht streitig gemacht; welche Versuchung konnte aber ein Fürst haben, einen Thron zu besteigen, dessen Macht schon so gänzlich vernichtet war? wie hätte er dazu helfen können, die Krone nach welcher er selbst strebte zu zerbrechen? oder wie hätte er verkennen können, daß es nach jenen Tagen wirklich an Raserei gegrenzt hätte, wenn er gegen die entschiedene Absicht der Parteien eine Erledigung des Thrones für sich hätte benutzen wollen? Mußte er doch kurz darauf, gewiß gegen seinen Willen,

den Namen Egalité annehmen, mit welchem ihn die revolutionaire Albernheit beschenkte.

Ueberhaupt scheint uns die Mühe, welche sich viele Schriftsteller gegeben haben, genau auszumitteln, von welcher bestimmten Partei jene Gräuel angestiftet worden sind, oder welchen Antheil einzelne damals hervorragende Männer an ihnen gehabt haben, eine in mancher Hinsicht überflüssige und vergebliche zu seyn. Es ist gar wohl möglich, daß die ersten Ausbrüche der Volkswuth keine andere Veranlassung gehabt haben als die Volksstimmung selbst. Wenn man bedenkt, wie wenig moralische Kraft und Würde die Regierung seit dem Tode Ludwigs XIV. entfaltet hatte; wie oft sie mit der allgemeinen Ueberzeugung von Recht und Pflicht in Widerspruch gerathen war, und wie wenig Consequenz sie doch dabei gezeigt hatte, indem sie fast keine Maßregel mit Ernst und Beharrlichkeit durchzusetzen wußte; wenn man dann erwägt, wie seit der Revolution und schon vorher die Königin von den Vornehmen verleumdet und ein Gegenstand des allgemeinen Volkshasses geworden war, wie oft der Hof wirklich die Absicht gehabt hatte, die Stimmung in Paris durch Bayonnette und Kanonen zu verbessern, welche Erbitterung dadurch und durch die Unzuverlässigkeit, mit welcher man den König zu handeln verleitete, hervorgebracht worden war: so läßt es sich gar wohl denken, daß die Weigerung, jene beiden Decrete zu sanctioniren, in der Classe der geringern Bürger von Paris den Entschluß erzeugte, wieder einmal wie am 14. Julius und 5. Oct. 1789 den Begebenheiten einen entscheidendern und raschern Lauf zu geben. Wenn das Volk, d. h. der große Haufe der Menschen, welche von mechanischer Handarbeit leben und welche gewöhnlich von einem starken aber unausgebildeten Rechtsgefühle beherrscht werden, einmal zum Handeln gebracht worden ist, so wird es die einmal erlangte Gewalt nicht leicht wieder ablegen, und es bedarf nur geringer Anreizungen, um es zu neuen Gewaltthätigkeiten zu entflammen. Darin liegt, außer der Verletzung positiver Gesetze, das große Unrecht aller derer, welche politische Ideen durch gewaltsame Volksbewegungen zur Wirklichkeit bringen wollen, daß sie die Grundlage aller geselligen Ordnung, die Gewohnheit des bürgerlichen Gehorsams auflösen, und zugleich zu Entscheidung der wichtigsten Fragen über Recht und Gemeinwohl diejenigen herbeiziehen, welche dazu gerade am wenigsten fähig sind. Sie entfesseln eine Kraft, welche sie selbst durch Vernunft und geistiges Uebergewicht nicht mehr beherrschen können, sondern welche sie nur dadurch zuweilen noch nach ihren Absichten zu leiten im Stande sind, daß sie sich selbst der Leidenschaft und den einseitigen Ansichten des Volks dienstbar machen.

Bailleul (Examen critique III. P. ch. 3.) kann daher sehr recht haben, wenn er selbst von dieser Zeit noch behauptet: „Le parti républicain se formait insensiblement et n'existaient pas. — L'autorité royale circonvenue, obsédée par les intrigues et les projets de la conspiration ne laissait plus même échapper de ces lueurs de bonne volonté qui avaient jusque-là soutenu l'espoir des patriotes. Que faire? Que résoudre dans cet état d'anxiété? L'établissement d'une république se présentait à eux comme une dernière ressource, s'il était impossible de sauver autrement la liberté, contre laquelle toutes les forces étaient dirigées.“ Bailleul erzählt bei dieser Gelegenheit eine sehr merkwürdige Thatsache, um zu beweisen, daß die sogenannten Girondisten (deren Häupter die Deputirten von Bordeaux und daher am wenigsten geneigt waren dem pariser Gemeinderathe eine Dictatur über Frankreich einzuräumen) noch in der ersten Zeit der gesetzgebenden Nationalversammlung eigentlich keine revolutionaire Tendenz gehabt haben. Vergniaud, Guadet und Gensonné, hätten sich nach seiner Angabe eine Zusammenkunft mit Clery, Kammerdiener des Königs, verschafft, ihm die Gefahren vorgestellt, worin der Staat und der König für seine Person schwebe, hätten ihm die Mittel angezeigt, wodurch gewisse Annäherungen bewerkstelligt werden könnten, und ihm auf sein Verlangen dies alles schriftlich mitgetheilt, um davon Gebrauch zu machen. Clery war ganz erstaunt und entzückt, solche Gesinnungen bei so verrufenen Männern anzutreffen, und trennte sich von ihnen voll der schönsten Hoffnungen; aber nach wenigen Tagen brachte er ihnen die Antwort, daß der Hof sich zu keiner Annäherung und nicht der geringsten Nachgiebigkeit verstehe. — Aus den Memoiren der Mad. Campan ist bekannt, daß auch Barnave, ob er gleich durch sein bescheidenes Benehmen auf der Rückreise von Varennes die Gunst und das Vertrauen der Königin gewonnen hatte, es doch nicht dahin bringen konnte, daß der König sich zu einem aufrichtigen und ernstlichen Festhalten an der Constitution von 1791 bequemt hätte. Jeder Versuch der Annäherung von Seiten der Volkspartei (eine Benennung, welche zwar die wahre Stellung derselben nicht ganz richtig, aber immer noch besser als andere Namen, z. B. Republicaner, Jacobiner u. dgl. bezeichnet) wurde ihnen als Eingeständniß ihrer Schwäche ausgelegt und verworfen, weil man von der bewaffneten Einmischung des Auslands und der Emigranten goldene Berge versprach. Ja der unmittelbare Widerwille des königlichen Paares traf immer gerade die am stärksten, welche mit ihren Meinungen und Wünschen sich am wenigsten von der

Hofpartei entfernten, und bekämpfte sie sogar nicht selten durch die Ueberspanntern ihrer eignen Partei, in der Hoffnung, daß man mit diesen einen weit leichtern Kampf zu bestehen haben werde. Allein diese Erwartung mußte stets täuschen, weil durch jede Niederlage der Gemäßigtern die Kräfte der Ueberspanntern verstärkt wurden. So stieß der Hof nach der Reihe erst diejenigen von sich, welche, wie Necker und seine Freunde Lally-Tolendal, Mounier, Malouet u. a. eine geringe Modification der Verfassung nach dem Muster der englischen wünschten, wodurch sie die Kraft der Regierung gegen die bisherigen Beschränkungen derselben zu erweitern suchten; nachher die Constitutionellen, d. i. die Anhänger der Verfassung von 1791, wie Lafayette, die Gebrüder Lameth, Dumouriez; endlich die Girondisten, welche sich auch noch mit dieser Constitution begnügt hätten. Die Folge aber war, daß die Volkspartei zu immer stärkern Maßregeln und übertriebenern Grundsätzen fortschritt, und endlich Männer in die erste Reihe traten, denen es zum Theil beinahe am gemeinen Menschenverstande wie allen Schwärmern, zum Theil an gemeiner Redlichkeit, auf jeden Fall aber nicht an Muth fehlte, einem vermeintlich guten Zwecke alle Formen des Rechts und alle menschlichen Gefühle aufzuopfern.

So gelangte man denn durch die Volksaufstände vom 20. Juni und 10. August 1792 zu dem Entschlusse, den König selbst zu suspendiren und eine außerordentliche Versammlung (die sogenannte Convention nationale) zu berufen, welche ihre Sitzungen mit gänzlicher Abschaffung der monarchischen Verfassung eröffnete und kraft der Vollmachten, welche allerdings in ihrer Berufung lagen, Frankreich vom 1. Sept. 1792 bis zum 26. October 1795 unter manchem Wechsel der Grundsätze, besonders aber vom 31. Mai 1793 (wo die Girondisten unterlagen) bis zum 27. Juli 1794 durch Robespierre die jacobiner Clubs und den Gemeinderath von Paris beherrschte.

Was Ferrières über diese letzte Epoche sagt (und was den bisher ungedruckten Theil seiner Memoiren ausmacht), ist unbedeutend. Es betrifft meist nur den Aufenthalt der königlichen Familie im Tempel, die unwürdige Behandlung, welche ihr dort von rohen und gemeindenkenden Menschen widerfuhr, die Gelassenheit und Seelenstärke, womit sie diese harte Prüfung ertrug. In dieser unglücklichen Lage entwickelte sich der Charakter ihrer Mitglieder viel reiner und erhabener als je im Glück, und alle Schlacken streiften sich ab, welche durch Vorurtheile der Geburt und Gewöhnung sich früher an demselben angesetzt hatten. Hätte Ludwig XVI. dieselbe Kraft, welche er hier im Ertragen bewies, früher im Handeln besessen, die Revolution hätte gar nicht oder

nicht so zu Stande kommen können. An Einsichten und Kenntnissen hätte es dem Monarchen dazu nicht gefehlt, wenn er nur Entschlossenheit genug besessen hätte, sich selbst darüber, was geschehen solle, zu einer klaren Ansicht zu erheben und diese dann mit Nachdruck und Ausdauer durchzuführen. Ueber den Aufenthalt der königl. Familie im Tempel haben wir bekanntlich das interessante: Journal de ce qui est passé à la tour du Temple pendant la captivité de Louis XVI. Roi de France (Londres 1798. 8.), von Clery dem Kammerdiener des Königs (geb. 1762, gest. zu Wien 1809), und in neuerer Zeit die Denkwürdigkeiten der Frau Herzogin von Angouleme, welche sich jedoch mehr durch einfache Darstellung, als durch neue Aufschlüsse auszeichnen.

III. Die dritte Lieferung führt uns in der ersten Abtheilung, durch die Mémoires sur la Bastille et sur la détention de l'auteur dans ce chateau royal depuis le 27. Sept. 1780 jusqu'au 19. Mai 1782; par *Linguet*, zurück in die Zeiten vor der Revolution. Simon Nicolaus Heinrich Linguet (geb. zu Rheims am 14. Juli 1736) gehört zu der nicht unbeträchtlichen Zahl von Menschen, welche, da sie nicht Talent und Kraft genug besitzen, um sich auf der gewöhnlichen Bahn schnell emporzuschwingen, sich dadurch bemerklich machen, daß sie sich von den andern entfernen. Bei ihm wirkte der Unwille vorzüglich mit, welchen er darüber empfand, daß seine Verdienste nicht genug anerkannt und belohnt wurden. In seiner Théorie des lois civiles (zuerst 1767, dann 1774, 3 Bde., 12) vertheidigte er die Sklaverei, wie in der Histoire des révolutions de l'empire Romain (1766, 2 Bde., 12.) den Despotismus der ersten Imperatoren, und in der Histoire impartiale des Jésuites (1768, 8.) die Jesuiten. Er trat seit 1764 mit Glück und Glanz im Advocatenstande auf, brachte es aber durch Stolz und übermüthige Verletzung der herkömmlichen Ordnung dahin, daß er 1774 aus der Reihe der Advocaten ausgeschlossen wurde, und trat nun in allen seinen Schriften, besonders in seinen beiden Journalen: Journal politique et littéraire (1774 — 1776) und Annales politiques (1777 — 1793, jedoch mit großen Unterbrechungen, 179 Nummern 8. oder 19 Bde. 8.) als Gegner aller herrschenden Meinungen auf. Er hatte sich nach Brüssel begeben, kam mit besonderer Erlaubniß des Ministers Vergennes nach Frankreich zurück, und wurde dennoch nach kurzer Zeit in die Bastille gebracht, wo er zwei Jahre verharren mußte. Ein grober Brief an den Herzog von Duras, wovon nur der Anfang gedruckt worden ist, war dazu die nächste Veranlassung. Nach seiner Entlassung ging Linguet nach Eng-

land, setzte seine Annalen wieder fort und gab die Memoiren über die Bastille heraus (London, 1783, 8.), welche in ganz Europa mit großer Theilnahme aufgenommen wurden. In Deutschland erschienen davon zu gleicher Zeit zwei Uebersetzungen. Er schrieb für die Freiheit der Schelde gegen die Holländer, wurde von Joseph II. mit Auszeichnung behandelt, ergriff aber gegen ihn die Partei der von Mönchsgeist und Aristokratismus aufgewiegelten Brabanter. Nach der Revolution lebte er ruhig in Frankreich, war aber unter denen, welche sich Ludwig XVI. zu Vertheidigern anboten, wurde 1793 verhaftet und vorzüglich wegen seines Briefs an den König vom Revolutionstribunal verurtheilt. Er starb mit großer Standhaftigkeit am 27. Juni 1794 („pour avoir encensé dans ses écrits les despotes de Vienne et de Londres" —).

Seit Jahrhunderten waren die acht Thürme, aus welchen die Bastille bestand (und zu welchen Hugo Aubriot, Prévôt des marchands zu Paris, am 22. April 1370 den ersten Grundstein legte), ein Schreckbild für Paris und ganz Frankreich. Kein Stand und kein Rang schützte vor den grauenvollen Mauern, und die Sage berichtete von den Geheimnissen derselben um so schrecklichere Dinge, als man den Entlassenen, wenn ja die Thore sich wieder öffneten, ein eidliches Versprechen abnahm, nichts von dem, was sie gehört, gesehen und erlitten hätten, zu entdecken. Zwar gab René August Constantin de Renneville (geb. 1650), welcher elf Jahre (von 1702 bis 1713) in der Bastille gesessen hatte, in London eine Beschreibung derselben heraus, L'Inquisition française ou Histoire de la Bastille. Amsterdam, 1715 (zweite Ausg. 1724, 5 Bde., 12.): aber diese ist mit so viel ungereimten Erdichtungen durchwebt, daß sie so wenig als die Memoiren der Frau von Stael (während der Regentschaft auch zwei Jahre in der Bastille eingesperrt) das dunkle Schrecken zerstreuten, welches sich an den Namen der Bastille heftete. Man sprach von Gefängnissen unter der Erde, wo man den Gefangenen dem Hungertode preisgab, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern (Oubliettes), von Käfichten, worin man nur zusammengedrückt sitzen konnte, von trichterförmigen Gefängnissen, in welchen die Füße zum Stehen keinen Ruhepunct fanden; von Marterkammern und andern Schrecknissen.

Alles das findet sich in Linguet's Beschreibung nicht, ob sie gleich den Beweis liefert, daß die Behandlung der Gefangenen unter Ludwig XV. viel schlechter, härter und willkürlicher geworden war, als zuvor. Der König bezahlte sehr viel für einen Gefangenen; für einen Menschen von ganz gemeinem Stande täglich 3 Livres, und so nach Standesgebühr mehr bis zu 36 Livres

täglich für einen Marschall von Frankreich. Außerdem hatten die Minister 10 Stellen, welche immer mit 10 Livres täglich bezahlt wurden; es mochten Gefangene da seyn oder nicht. Alles dies kam in die Hände des Gouverneurs, dessen Einkünfte auf 60,000 Livres jährlich angeschlagen wurden. Die Behandlung der Gefangenen war sehr ungleich, da sie ganz der Willkür des Gouverneurs preisgegeben waren. Früher waren die Gefängnisse heller, die Gefangenen konnten zusammenkommen, sie genossen der frischen Luft auf dem platten Dache der Thürme und Verbindungsmauern. Alles das war unter Ludwig XV. schlimmer geworden. Man hatte in jedem Gefängnisse nur ein schmales, aber hohes Fenster gelassen; die Meubles waren schlecht und unsauber; der Genuß der frischen Luft auf einen kleinen Hof beschränkt und noch durch pedantische Strenge verkümmert. Ueber die Kost klagt Linguet sehr; andere, z. B. Marmontel, Dumouriez hatten sie sehr gut gefunden, natürlich nachdem die Laune des Gouverneurs war.

Marmontel war in die Bastille gerathen, weil er eine Parodie auf den Herzog von Aumont gemacht hatte. Am ersten Tage seines Aufenthalts erschienen um Essenszeit zwei Schließer: der eine setzte drei irdene Schüsseln auf die Erde, der andere deckte einen Tisch mit etwas grobem, aber reinem Tischzeuge, setzte ein Couvert auf, Gabel und Löffel von Zinn, gutes Hausbrot und eine Bouteille Wein. Schweigend gehn die Schließer wieder fort, und Marmontel setzt sich zum Essen. Er findet eine gute Suppe (freilich ohne Fleisch, weil es Freitag war), ein schmackhaftes Gericht von weißen Bohnen, eine Schüssel mit Stockfisch, vortrefflich bereitet. Der Wein ist nicht ausgezeichnet, läßt sich aber trinken. Marmontel findet, daß man in der Bastille recht gut speist, und daß nur das Dessert fehlt. Er steht auf und läßt seinen Diener sitzen, um sich an den reichlichen Resten seines Mahles auch satt zu essen. Da krachen auf's neue die Riegel der Thüre; die beiden Schließer kommen wieder, bringen das feinste Tischzeug, ein silbernes Besteck und einen Haufen Schüsseln vom schönsten Porzellan. Bury, der Diener, bemächtigt sich der Gerichte. „Sie haben," sagt er, „mein Mittagsmahl verzehrt, Sie werden es billig finden, daß ich mich an das Ihrige halte!" Marmontel erkennt die Gerechtigkeit der Sache an, und es kommt eine vortreffliche Suppe, ein Stück saftiges Rindfleisch, ein Schenkel von einem Kapaun, fett und auf der Zunge zergehend, eine Schüssel von Artischocken, ein Gericht Spinat, eine schöne Birne, frische Weintrauben, eine Flasche alter Burgunder und Mockacaffé. Nun wußte Marmontel erst, wie gut man in der Bastille esse. Aber nicht alle Gefangene wurden so überrascht.

Als die Bastille gestürmt worden war, wurden auch die Archive derselben gewissermaßen preisgegeben und einiges davon in zwei Sammlungen bekannt gemacht, in den Mémoires historiques sur la Bastille 1789, 3 Bde., 8. und der Bastille dévoilée, wovon 7 Hefte erschienen sind. Beide sind durch Uebersetzungen bei uns bekannt (1. Die entlarvte Bastille. Baireuth, Zeitungsdruckerei 1789—1791, 5 Hefte 8.; und 2. Merkwürdige in den Archiven der Bastille wirklich gefundene Inquisitionsacten, Protocolle u. s. w. Leipzig, 1790, 8.). Später ist noch die Geschichte des unglücklichen Henri Masers de la Tude hinzugekommen, welcher wegen eines freilich sehr zweideutigen Versuchs sich die Gunst der berüchtigten Pompadour zu verschaffen, 35 Jahre in Vincennes, der Bastille und in den Irrenanstalten zu Charenton und Bicetre gefangen gehalten wurde (Le despotisme dévoilé, ou Mémoires de Mr. H. Masers de Latude, rédigés sur les pièces originales, herausgegeben von Thiery, Paris, 1791, 1792, 3 Bde., 18. und 1793, 2 Bde., 8. Uebersetzt von Hochheimer, Leipzig, 1795, 2 Bde., 8.). Selbst der Tod seiner Verfolgerin (die Pompadour starb 1764) half dem Unglücklichen nicht, und das ungeheure Wagstück, sich an einem 360 Fuß langen Seile, welches er mit einem Mitgefangenen verfertigt hatte, von der Spitze des Thurmes bis an den Graben herabzulassen, führte nur zu neuer Verhaftung und härtern Leiden. Er selbst wurde in Amsterdam (sein Gefährte d'Alegre in Brüssel) ergriffen und in die Bastille zurückgebracht, wo er eine Zeit lang, an Händen und Füßen gefesselt, in einem unterirdischen Gefängnisse zubringen mußte.

So wie sich aus allen diesen Nachrichten ergibt, daß die Gefangenen in der Bastille wenigstens nicht immer hart behandelt wurden: so sah man auch nach ihrer Zerstörung wohl ein, daß die Zahl der Gefangenen im Grunde nicht bedeutend gewesen war. Viele von ihnen hätten wohl von der Handhabung der Gerechtigkeit in regelmäßiger Form ein härteres Loos zu erwarten gehabt, als ihnen hier zu Theil wurde, und wurden durch eine willkürliche vorübergehende Einsperrung gegen eine wohlverdiente schimpfliche Bestrafung geschützt. Wie viel Gefangene die Bastille überhaupt fassen konnte, ist nicht genau angegeben, einzeln waren etwa funzig unterzubringen; man brachte aber, wenn die Gäste sich vermehrten, mehre auf ein Gefängniß und hatte noch verschiedene Zimmer in dem Hause, wo die Officiere wohnten, für vornehme Gefangene, z. B. den Cardinal Rohan, aber auch Zellen und ganz enge Behälter in den Verbindungsmauern. Als Dumouriez in der Bastille saß, waren niemals mehr als neunzehn und einmal nur sieben Gefangene darin; auch die Papiere

der Bastille widerlegten manche frühere Sage über die Zahl und Behandlung der Gefangenen.

Die Franzosen haben sich daher schon oft darüber gewundert, wie es gekommen ist, daß die Bastille zu einem solchen Schreckbilde geworden war. Sie meinten, ähnliche Anstalten habe ja jedes andere Land auch gehabt, ohne daß man davon ein solches Aufheben gemacht habe als von der Bastille. Nun gab es zwar und gibt noch Länder in Europa, in welchen die Rechtssicherheit der Einzelnen gegen Willkür der Mächtigen nicht besser geschützt ist, als sie gegen die berüchtigten Lettres de cachet in Frankreich war, und in welchen z. B. der Landmann auf bloße Anzeige des Gutsherrn ohne alles rechtliche Gehör seiner Freiheit beraubt, der Vornehmere aber eben so ohne alle processualische Form unter Vormundschaft gesetzt werden kann; willkürliche Einkerkerungen sind wohl hier und da auch in andern Theilen von Europa vorgekommen. Allein in den civilisirten Ländern sind sie doch immer seltener geworden; und wenn auch England der einzige Staat war, welcher durch seine Verfassungsgesetze, vorzüglich die berühmte Habeascorpusacte die persönliche Freiheit der Bürger vollkommen unverletzlich gemacht hatte: so hat doch auch in andern Staaten die Criminaljustiz eine solche Organisation und solche Formen erhalten, daß eine willkürliche Beraubung der Freiheit, selbst ohne den Vorwand einer rechtlichen Ursache, wie in Frankreich, kaum mehr vorkommen kann. In Frankreich stand dieser häufige Gebrauch einer so ungesetzlichen Gewalt durch Lettres de cachet in dem grellesten Widerspruche mit den Fortschritten, welche die allgemeine Bildung der Nation gemacht hatte; und wenn in einem Volke einmal das Gefühl für Recht und Sicherheit des Einzelnen erwacht ist, wenn man einmal den Gedanken aufgefaßt hat, daß die öffentliche Gewalt nur eine der Gerechtigkeit dienende seyn darf: so kommt auf die Größe des Unrechts nichts mehr an. Es ist nicht der Umfang der Rechte und Güter, welche dem Einzelnen entzogen werden, sondern nur der Begriff des Ungerechten, welcher das Gefühl civilisirter Nationen aufreizt, und die Ungerechtigkeit wird um so tiefer empfunden, je offener sie sich als solche ankündigt, je weniger sie sich die Mühe nimmt, sich mit dem Schleier des Rechts und Gemeinwohls zu bedecken. Ob es daher gleich kein großes Unglück war, wenn ein allgemein geschätzter Gelehrter wie Marmontel, Langlet du Fresnoy, Linguet u. a. auf einige Monate in die Bastille gesteckt wurde: so erregte es doch allgemeine Empörung, daß dies nach dem Willen so verächtlicher Personen als der Marquise de Pompadour, der Gräfin du Barry, des Herzogs von Brilliere u. a. geschah. Es erregte

einen allgemeinen Unwillen, daß die Gefangenen ohne die Möglichkeit richterlicher Hülfe ganz der Willkür des Gouverneurs und des Polizeidirectors von Paris hingegeben waren; keinem Justizbeamten, nicht dem Chatelet, dem Parlement, nicht einmal dem Kanzler von Frankreich wurde der Zutritt in die Bastille verstattet, um recht deutlich zu erkennen zu geben, daß hier die Gerechtigkeit ein leeres Wort sey. Die Gefangenen waren von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten; man wandte die größte Sorgfalt an, daß ihnen die öffentlichen Ereignisse, die Veränderung der Minister, der Tod des Königs unbekannt blieben. Als der unglückliche la Tude dennoch den Tod seiner Verfolgerin, der schändlichen Pompadour, erfahren hatte und einen Versuch machte sich seine Freiheit zu erflehen, war der ganze Erfolg, daß der damalige Polizeidirector Sartines eine Untersuchung anstellte, wie er diese Nachricht erhalten habe, und daß er härter behandelt wurde als zuvor. Man erlaubte den Gefangenen nicht selten Briefe zu schreiben, die aber nicht an ihre Bestimmung gelangten. Auch die Angehörigen der Gefangenen durften, wenn nicht etwa die Bestrafung durch Oeffentlichkeit wirken sollte, nicht erfahren, wo er sich befinde. So ist es überall die Idee, welche die Gemüther der Menschen beherrscht und bewegt, nicht der sinnliche Stoff des Genießens oder Leidens.

Welches auch die Pläne gewesen seyn mögen, welche der Hof in dem Zwischenraume vom 23. Juni 1789 (wo man den Reichsständen durch eine königliche Sitzung zu imponiren suchte und einen der letzten Versuche machte, die allgemeine Gährung mit Gewalt zu beherrschen) bis zum 14. Juli in der Stille vorbereitete: soviel ist gewiß, daß die Meinung von solchen Absichten allgemein verbreitet war, daß besonnene und gut unterrichtete Männer daran glaubten, und daß der Anschein diese Meinung vollkommen unterstützte. Die Art, wie sich die Kammer der Gemeinden am 20. Juni genommen hatte, setzte sie in offenbare Opposition mit dem Hofe; man sah wohl, daß jene auf die Stimmung der Hauptstadt rechnete; von allen Seiten wurden Truppen um Paris, meistens ausländische Regimenter, zusammengezogen; Necker wurde verabschiedet und exilirt, und das Gericht, daß man die Beschlüsse des Hofes mit Gewalt durchsetzen, die Nationalversammlung auflösen, ihre kraftvollesten Mitglieder verhaften lassen, zu gleicher Zeit aber Paris und Versailles durch die Armee in Schrecken setzen wolle, war der Lage der Dinge ganz angemessen. Wenn der Hof dem Strome der Mehrheit in der Nationalversammlung nicht folgen wollte, so mußte er sich zu solchen Maßregeln vorbereiten; und daß der König jenen Entschluß gefaßt hatte, beweisen der 23. Junius, seine Antworten an die spätern De-

putationen der Reichsstände und Necker's Entlassung ganz unwidersprechlich. Besenval's entgegenstehende Behauptung, daß das Ministerium dergleichen feindselige Absichten gegen Paris und die Nationalversammlung nicht gehabt habe, ist hier von keinem Werthe. Besenval war zwar Commandant dieser Truppen; allein daraus würde noch nicht nothwendig folgen, daß er in die Pläne der Minister, welche nach dem 20. Juni 1789 angenommen wurden, vollständig eingeweiht gewesen, und wenn er es war, so würde er um die Zeit, als er seine Memoiren schrieb, d. i. kurz nach der Katastrophe des 14. Juli 1789, jene Pläne nicht haben eingestehen dürfen, ohne sein eignes Leben und das Leben der königlichen Familie in die größte Gefahr zu bringen.

Wenn man aber damit umging, gegen Paris und die Nationalversammlung Gewalt zu brauchen, so ist es freilich unbegreiflich, daß man einen so wichtigen Punct, welcher gerade die gefährliche Vorstadt St. Antoine beherrschen konnte, nicht in bessern Vertheidigungsstand gesetzt, mit einer zuverlässigen und hinreichenden Besatzung und einem tüchtigen Commandanten versehen hatte. Obgleich aber nur 82 Invaliden und 32 Schweizer in der Bastille waren, so war doch die Erstürmung derselben nicht so leicht, als z. B. von Eichhorn (Geschichte der drei letzten Jahrhunderte II, 90) angegeben wird. Die erste Zugbrücke wurde von den Angreifenden niedergelassen, indem zwei Männer mit Lebensgefahr auf das Dach kletterten und die Ketten mit Aexten zerbrachen. Dadurch kamen die Belagerer in den ersten Hof der Bastille, wo sich die Wohnung des Gouverneurs befand. In den innern Hof zwischen sechs Thürmen des Schlosses führte eine zweite Zugbrücke, welche vergeblich angegriffen und durch das kleine Gewehrfeuer der Besatzung vertheidigt wurde. Diese zweite Brücke, der eigentliche Eingang zum Schlosse, ist gar nicht erstürmt, sondern von der Besatzung übergeben worden, weil sie nicht mehr auf die Bürger feuern wollte. Von den angreifenden Bürgern blieben 83 todt auf dem Platze; 71 waren außerdem verwundet, wovon 15 an ihren Wunden starben und 13 verkrüppelt blieben. Von den Invaliden wurde während des Gefechts einer erschossen, von den Schweizern keiner. Nach der Uebergabe wurden von dem wüthenden Haufen der Gouverneur, sämmtliche Officiere (vier an der Zahl) und drei Soldaten ermordet, die übrigen Soldaten wurden von der Garde française beschützt und gerettet (Eichhorn a. a. O. sagt irrig, „die Garnison ward auf der Stelle niedergehauen"). Ohne diese freiwillige Uebergabe, an welcher auch der Mangel an Lebensmitteln (nicht aber an Munition) viel Antheil hatte, würden die Belagerer schwerlich zum Ziele gekommen seyn. Die Mauern

hatten unten eine Stärke von 30 Fuß (Linguet, S. 64), und es würde wenigstens ziemliche Zeit gekostet haben, eine Bresche zu machen. Desungeachtet kann doch denen, welche sich dem sehr wirksamen Feuer der Belagerten aussetzten, der Muth nicht abgesprochen werden.

Ueber dieses in seinen Folgen unendlich wichtige Ereigniß enthält dieser Band noch die Aufsätze von Dusaulx (geb. zu Chartres 1728, Secretair des Herzogs von Orleans, 1789 Deputirter von Paris, bekannt als Uebersetzer des Journal, Mitglied der zweiten Nationalversammlung, gest. 1799), eine Art von Bericht, welchen derselbe in einem declamatorischen Tone bei der Jahresfeier dieses Tages am 14. Juli 1790 entworfen hatte: De l'insurrection Parisienne et de prise de la Bastille; discours historique, prononcé par extraits dans l'assemblée nationale, par *M. Dusaulx*, représentant de la commune de Paris etc. Die Schrift selbst, welche 1790 gedruckt erschien, ist unbedeutend. Das Beste sind die Zusätze der Herausgeber und unter diesen vorzüglich ein Memoire, welches von der Besatzung der Bastille aufgesetzt worden war und den Hergang der Sache sehr genau und einfach angibt. Es ist aus der Bastille dévoilée genommen.

IV. Der zweite Band der dritten Lieferung enthält die bekannten Mémoires du Marquis de *Bouillé*, Lieutenant-Général des armées du roi, chevalier de ses ordres, gouverneur de Douai, membre des deux assemblées de notables et général en chef de l'armée de Meuse, Sarre et Moselle, welche zuerst in London 1797, dann 1802 zu Paris gedruckt wurden, auch in's Deutsche übersetzt sind (Memoiren des Marquis von Bouillé über die französische Revolution. Hamburg Hoffmann, 1798, 8.).

François Claude Amour Marquis de Bouillé, geb. auf dem Schlosse Cluzel in Auvergne am 19. Nov. 1739 gehörte nicht nur zu den ausgezeichnetesten Kriegsführern, sondern auch in jeder Hinsicht zu den edelsten Männern des alten Frankreichs. Er zeichnete sich schon im siebenjährigen Kriege sehr aus, wurde 1768 Gouverneur von Guadeloupe, wo er sich im amerikanischen Kriege sehr hervorthat. Nach dem Frieden 1783 kehrte er nach Frankreich zurück. Die Kaufmannschaft von London überreichte ihm einen prächtigen Degen zum Dank für die Schonung und Uneigennützigkeit, welche er bei der Eroberung der Inseln St. Eustache und St. Christophe bewiesen hatte. In den beiden Versammlungen der Notabeln 1787 u. 1788 stimmte er für die Reformen, welche der Minister Calonne in Vorschlag ge-

bracht hatte, die aber an der von Ehrgeiz geleiteten Opposition des Erzbischofs von Toulouse (nachher von Sens, Cardinal Lomenie de Brienne) scheiterten. Necker's Ansichten bei der Zusammensetzung der Reichsstände billigte er nicht; er fand das dem Bürgerstande eingeräumte Uebergewicht allzugefährlich und hatte, wenn auch nicht im Allgemeinen, doch unter den damaligen Umständen und bei dem schwachen und unsichern Charakter des Königs gewiß sehr Recht. Er bekam Befehl, sich in sein Gouvernement zu begeben (die drei Bisthümer, Metz, Toul und Verdun), welches bald auch über die Provinzen Elsaß, Lothringen und Franche Comté ausgedehnt wurde. Er trug durch seine Festigkeit, Klugheit und Rechtschaffenheit sehr viel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe bei, welche von allen Seiten erschüttert war. Eine seiner wichtigsten Handlungen war im August 1790 die Unterdrückung des Aufstandes, welcher in Nancy unter der Besatzung und den Einwohnern ausgebrochen war. Im J. 1791 war er ausersehen worden, die Flucht des Königs mit seiner Armee zu unterstützen, deren unglücklicher Ausgang die Folge hatte, daß auch der General, nachdem er einen nachdrücklichen Brief an die Nationalversammlung geschrieben hatte, auswanderte. Er begab sich zu den französischen Prinzen nach Coblenz, wurde von den alliirten Mächten oft zu Rathe gezogen, ging aber 1796 nach England, wo er 1800 starb.

In den Memoiren des Marquis von Bouillé sind vorzüglich drei Puncte von historischem Werthe: die Ansichten desselben über die öffentlichen Angelegenheiten bei dem Anfange der Revolution, der Geist der Armee nach dem Ausbruche der letzten und die Flucht des Königs, die vorzüglich durch die Unzuverlässigkeit der Truppen vereitelt wurde. An der Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Marquis zu zweifeln kann niemand einfallen; seine Ansichten sind auch in vielen Puncten sehr richtig obgleich im Ganzen doch allzusehr in den Vorurtheilen des Hofes befangen. Er gehört zu den Gegnern Necker's und seiner Reformen, und lenkt sich mehr auf die Seite Calonne's. Er findet den größten Fehler, welchen man bei der Zusammenberufung der Reichsstände beging, darin, daß man die Wahl der Deputirten durch Vermögensbedingungen nicht genug eingeschränkt habe. (Es war ein Grund, welchen der Bürgerstand dem Adel entgegensetzte, als dieser sich auf das Herkommen berief, daß man dann auch keine Adlichen zulassen dürfe, welche kein Lehn besäßen, und daß ein großer Theil der Deputirten des Adels dann zurückgewiesen werden müsse. Gerade diese unbegüterten Edelleute, so wie ganz neu geadelte, wie d'Esprémenil und Cazales, waren die hartnäckigsten Widersacher der Reformen). Was aber mit den Begüterten

auszurichten sey, hatte man in den Notablenversammlungen von 1787 und 1788 gesehen. Die Verschiedenheit der Meinungen zwischen Bouillé und Lafayette hinderte ungeachtet ihrer nahen Verwandtschaft alles Vertrauen zwischen beiden Männern, welches für den König und für den Staat vielleicht sehr ersprießlich hätte werden können; jener konnte dem letztern seinen Eifer für die constitutionelle Monarchie nicht vergeben. Den Herzog von Orleans nennt er: le plus atroce comme le plus vil des scélérats. Er gibt ihm Schuld, daß er in allen Garnisonstädten geheime Agenten gehalten habe, um die Soldaten zu verführen. Indessen da die obern Befehlshaber meistens kräftige und dem Hofe sehr ergebene Männer waren, warum ließ nicht einer von ihnen einen solchen Verführer festnehmen und ihm den Proceß machen? Dann wäre die Schuld des Herzogs vielleicht vollständig zu erweisen; jetzt muß man es immer noch für möglich halten, daß man den Eindruck, welchen die allgemeine Stimmung auch bei den Soldaten machen mußte, irriger Weise für das Product einer besondern Bearbeitung der Soldaten, und diejenigen, welche aus eignem Antriebe als Prediger der neuen Grundsätze auftraten, für gedungene Schreier gehalten habe.

Indessen der Erfolg ist freilich nicht zu verkennen. Die Soldaten wurden von den Bürgern tractirt und schlossen sich an sie an. Sie bildeten in jedem Regimente einen Ausschuß, welcher ihr Betragen leitete. In der alten Verfassung hatte man ihnen Abzüge von ihrem Solde gemacht, welche sie gegenwärtig zurückforderten, und, wie Bouillé sagt (S. 132), mit Recht. Auf gegründete Forderungen folgten ungegründete, die ihnen abgeschlagen wurden. Nun traten sie unter das Gewehr, verhafteten die Officiere, brachten die Fahnen in ihre Kasernen, bemächtigten sich der Regimentscassen und theilten sie. Wenn sich in den Cassen nicht soviel fand, als sie verlangten, nöthigten sie die Officiere zuzulegen. Der Dienst wurde auch während solcher Unruhen mit der größten Pünctlichkeit verrichtet. So war es fast durch ganz Frankreich und auch in Metz zugegangen, wo alles Ansehen, alle Festigkeit des Marquis und selbst die Liebe, welche er sich bei den Truppen erworben hatte, diese Auftritte nicht verhindern konnte. Nur mit den Nationalgarden und mit Hülfe der Bürger, welche wohl merkten, daß ein solcher Geist der Truppen endlich zu allgemeiner Plünderung führen müsse, gelang es ihm, die Besatzung wieder einigermaßen zum Gehorsam zu bringen (S. 135). Am weitesten war die Insurrection in Nancy gegangen. Die Soldaten hatten am 12. August 1790 einen bestraften Soldaten im Triumph durch die Stadt geführt, ihren Officieren Geld abgenöthigt, sie verhaftet und gemishandelt, auch

die Regimentscassen geplündert. Mit ihnen hatten sich 4 bis 5000 Einwohner von Nancy vereinigt, die Decrete der Nationalversammlung gegen sie verbrannt, und sie kündigten die bevorstehende Plünderung der Stadt ganz unverhohlen an. Der General Bouillé hatte wenig zuverlässige Truppen den Aufrührern entgegenzusetzen, die fast 10,000 Mann stark waren. Doch zog er mit einem kleinen Corps von 45000 Mann nach Nancy, und hatte schon die empörten Truppen gütlich zur Unterwerfung bewogen, als ein Theil der Rebellen dennoch, nachdem sie einen Officier, Desilles, ermordet hatten, einige mit Kartätschen geladene Kanonen gegen die Truppen des Generals abfeuerten, wovon sogleich 50 bis 60 niedergestreckt wurden. Es entstand sofort ein allgemeines Gefecht, in welchem die Empörer doch endlich zum Gehorsam gebracht wurden.

Dieser Geist der Armee war es eigentlich, welcher die Flucht des Königs verhinderte und welcher auch, wenn sie gelungen wäre, ihren fernern Erfolg gewiß sehr zweifelhaft gemacht haben würde. Auch Karl I. wurde am Ende von der Armee seinen Feinden ausgeliefert; und niemand kann sagen, was geschehen wäre, wenn auch Ludwig XVI. Montmedy glücklich erreicht hätte. Wenigstens würde ihm bald nichts übrig geblieben seyn, als Frankreich ganz zu verlassen, und welchen Einfluß dies auf den fernern Gang der Revolution gehabt haben könnte, läßt sich auch nicht mit der entferntesten Wahrscheinlichkeit angeben. So wenig die großen Entwickelungen der Weltgeschichte von einzelnen Menschen abhängen, eben so wenig läßt sich dies von den einzelnen zufälligen Ereignissen behaupten; was mit ihnen und nur durch sie steht und fällt, ist eben auch nur zufällige Nebensache, nicht der eigentliche Strom der Zeit.

V. Dergleichen kleinliche Nebendinge des öffentlichen Lebens und der Geschichte, mit welchen so oft die Geschichte selbst verwechselt wird, machen, insofern sich überhaupt ein solches allgemeines Urtheil fällen läßt, den Hauptcharakter des Memoirenwesens aus, vorzüglich des französischen, worüber wir uns schon früher ausgesprochen haben. Aber in keinem dieser Werke springt jene Kleinlichkeit und die Erbärmlichkeit des Treibens in den höhern Regionen des alten Frankreichs stärker hervor als in den: Mémoires du Baron de *Besenval* etc., welche den 2ten Band der IV. und den 1ten der V. Lieferung ausmachen. Intriguen in der Armee und am Hofe, unter Frauen und unter Ministern scandalöse Geschichten aller Art und der Antheil, welchen der Verfasser an ihnen genommen hat, oder auch gehabt zu haben vielleicht nur meinte, haben den ganzen Stoff dieser zwei Bände liefern müssen. Was man am deutlichsten in diesem Spiegel der

... ist das eigene Bild des alten Schweizers, welchen er, geboren 1722 zu Solothurn, schon als Knabe in dem Feldzuge von 1735, und später 1743 und im siebenjährigen Kriege bewies, die Eitelkeit, mit welcher er, ohne jemals in den vordersten Reihen zu figuriren, sich doch in alle Intriguen des Hofes einmischte, das Ansehen, welches er bei den Frauen zu behaupten wußte, nachdem er aufgehört hatte ihnen als Liebhaber gefährlich zu seyn. Er brachte es im Kriege nicht weiter als bis zum Brigadegeneral (Maréchal de camp); aber im Frieden und am Hofe wurde er Generallieutenant, Generalinspector der Schweizer in französischem Dienst, Großkreuz des Ludwigsordens und 1789, nachdem er lange genug das schwankende Benehmen anderer getadelt hatte, Befehlshaber der um Paris versammelten Truppen. Allein er richtete auch nicht mehr aus als die andern; er gab zwar dem Gouverneur der Bastille Befehl sich zu wehren, vergaß aber das Nothwendigste, für eine kleine Verstärkung der Besatzung mit zuverlässigen Menschen und für Lebensmittel zu sorgen. Dennoch brachten ihn jene Befehle nach der damaligen unsinnigen Verwirrung der Begriffe, welche aus der Vertheidigung eines königlichen Schlosses gegen einen bewaffneten Volkshaufen und in dem Ungehorsam gegen eine gar nicht verfassungsmäßige Behörde von Paris (die Wahlmänner, welche sich der städtischen Regierung angemaßt hatten) ein Verbrechen machte, in Lebensgefahr, woraus ihn Necker und Mirabeau retteten. Er wurde freigesprochen, nachdem man ihm beim Chatelet förmlich den Proceß gemacht hatte, und versank, da der Hof ihm für sein Talent keinen Schauplatz mehr bot, in eine solche Unbedeutsamkeit, daß er unangefochten und unbemerkt in Paris lebte und 1794 starb.

Den Geist seiner Memoiren haben wir hierdurch schon charakterisirt. Den ersten Theil füllen Kriegs- und Liebesgeschichten, den letztern Hofintriguen. Wo es etwas ingeheim hin- und herzutragen, ein Duell zwischen bedeutenden Personen einzurichten gab (eine der Thaten, auf welche er sich am meisten zu Gute thut, war das Duell zwischen dem Grafen Artois und dem Herzog von Bourbon 1778), wo ein Minister anfing zu wanken, und ein neuer zu ernennen war, da war der Baron von Besenval stets bei der Hand. Daß die Minister einen solchen Zwischenträger nicht immer gern sahen, aber es doch nicht ganz mit ihm zu verderben wagten, ist begreiflich; daß ihm sogar die Königin Gehör schenkte, wenn er sich zu allem was sie wünschte geschäftig erzeigte, läßt sich wohl glauben. Man kann ihm auch eine gewisse Ehrlichkeit dabei nicht absprechen. Er hatte Verstand genug, es lieber mit geschickten und tüchtigen Männern, als mit

schwachen und unwissenden zu halten und einen Marineminister wie Castries einem Sartines vorzuziehen, der, als er in's Ministerium trat, die vier Welttheile erst von einander unterscheiden lernte. Er gab sich auch mit Justizreformen ab und beredete den Präsidenten Lamoignon (nachherigen Siegelbewahrer) dem Könige einen Plan vorzulegen, welchen er in seinen Memoiren mittheilt. Seine Eitelkeit spielte ihm den bösen Streich, eine Liebeserklärung selbst bei der Königin zu wagen, welche, wie Mad. Campan erzählt, etwas nachdrücklich zurückgewiesen wurde. Er selbst schweigt natürlich davon, erwähnt aber doch, daß die Königin auf einmal angefangen habe ihn nicht mehr allein zu sprechen. Wahrscheinlich ist auch in den Erzählungen von dem großen Antheile, welchen er an der Ernennung und Entlassung fast aller Minister gehabt haben will, eine ziemliche Dosis von Selbstbetrug der Eitelkeit.

Dagegen führen uns VI. die Mémoires de *Bailly* (V. Lieferung, II. Abtheilung, VI. Lieferung, I. Abth. und VII. Lieferung, I. Abtheilung) in ein ganz anderes Feld von Eitelkeiten, in die bürgerlichen und gelehrten, und neben ernsten und großen Angelegenheiten auch in viele Erbärmlichkeiten der damaligen städtischen Verwaltung von Paris. Indessen, so vieles Kleinliche auch in dem Tagebuche des redlichen Bailly vorkommt, und so unbekannt er auch mit den geheimen Umtrieben der Parteien geblieben ist, für welche er zu gerade und zu rechtschaffen war: so ist doch dieses Tagebuch, welches vom 21. April 1789, wo in Paris die Wahlen zum allgemeinen Landtage anfingen, bis zum 2. Oct. desselben Jahres geht, für die Geschichte der Revolution außerordentlich wichtig *). Man sieht daraus, wie es möglich war, daß das ganze alte Gebäude der Staatsverwaltung nicht nur für Paris, sondern für das ganze Reich in wenig Monaten, ja man kann sagen, mit einem Schlage zertrümmert werden konnte, und mit welcher unbegreiflichen Schwäche die Regierung sich die Macht auf allen Puncten aus den Händen nehmen, oder vielmehr sie selbst aus den Händen fallen ließ, unbekümmert darum, von wem sie aufgenommen würde. Die Uebergabe der Bastille tritt in diesem Tagebuche erst recht in ihrer ganzen Wichtigkeit hervor. Dieses starke Schloß war der eigentliche Zügel für Paris. Es konnte, wenn Gewalt gegen den Pöbel gebraucht werden mußte, zur

*) Es erschien zuerst in Paris: Mémoires d'un témoin de la révolution, ou journal des faits qui se sont passés sous ses yeux et qui ont préparé et fixé la constitution française. 1804. 3 Bde., 8. Eine deutsche Bearbeitung im Auszuge: Bailly's Denkschrift eines Augenzeugen — von C. Weyland. Leipzig, Hartknoch. 1805. 8.

Basis aller Operationen dienen; von den Thürmen konnte ein großer Theil der Stadt und vorzüglich der Mittelpunct der Insurrectionen, die Vorstadt St. Antoine, mit Kanonen bestrichen werden, und um die Bastille, wenn sie ernstlich vertheidigt wurde, einzunehmen, hätte ein ganzer District der Stadt erst zerstört werden müssen. Der 14. Julius war also in der That der Tag, an welchem die Regierung alle Gewalt über Paris verlor, durch den unverantwortlichen Leichtsinn der Minister, die Bastille ganz ohne Vertheidigungsmittel und sogar den Gouverneur ohne bestimmte Befehle gelassen zu haben.

Jean Silvain Bailly (geb. 1736) trat als reifer Mann, als geachteter Gelehrter, Mitglied der drei Akademien, obgleich nur die Akademie der Wissenschaften auf ihn, dessen Fach Mathematik und Astronomie war, Anspruch zu machen hatte, in die Revolution ein. Die Académie française hatte ihn wegen des Styls seiner Geschichte der Astronomie (1775—1787, 5 Bde., 4.) im J. 1784 zu ihrem Mitgliede erwählt, und dasselbe that 1785 die Académie des inscriptions. Der mit diesen drei akademischen Stellen verbundene Gehalt hatte ihn in einen gewissen Wohlstand versetzt, sein persönlicher Charakter ihm allgemeines Zutrauen erworben. Er wurde, als die Wahlen zu dem allgemeinen Reichstage vorgenommen wurden, in dem District des Feuillans zum ersten Wähler für Paris und bei der Deputirtenwahl (12. Mai 1789) zum ersten Deputirten des Bürgerstandes der Stadt erwählt. Als solcher war er vermöge eines alten Herkommens Doyen des Bürgerstandes bei dem allgemeinen Reichstage; er wurde, als sich die Deputirten des Bürgerstandes (worin aber auch die Dorfgemeinden mit eingeschlossen waren) zur allgemeinen Nationalversammlung erhoben hatten, dadurch von selbst erster Präsident der Nationalversammlung und hatte in beiden Aemtern einen sehr großen Antheil an den wichtigen Schritten derselben im Junius und Julius 1789. Als der Prévôt des marchands, Flesselles, nach der Uebergabe der Bastille von dem Volke ermordet worden war, eine Stelle, welche seit Ludwig XIV. immer vom Könige vergeben wurde, so wurde Bailly von den Wählern zum Maire von Paris ernannt; und mit diesem Amte, welches bis dahin zwar das erste der städtischen Verwaltung, soweit solche von der Gemeinde abhing, aber doch nur ein untergeordnetes gewesen war, weil das Parlement und die Stadtvogtei (das Chatelêt, oder die Prévoté von Paris, deren Mitglied der Polizeidirector, Lieutenant général de police war) sehr viele Angelegenheiten besorgten, wurden nach und nach alle Zweige der Verwaltung von Paris und alle Befugnisse jener höhern Stellen verknüpft. Bailly stand diesem Amte, wie

von allen Seiten bezeugt wird, mit großer Gewissenhaftigkeit und Anstrengung vor, und es gelang ihm in der ersten Zeit ziemlich, die schwierigste Aufgabe, die Versorgung der Stadt mit Brot, und zwar zu niedrigern Preisen als der Einkaufspreis des Getraides gestattete, zu lösen. Allein er konnte doch das Ansehen, welches ihm als Maire von Paris durchaus nothwendig gewesen wäre, gegen das Volk nicht behaupten, da selbst die angesehenern Einwohner als Mitglieder eines neueingerichteten großen Gemeinderaths sich ungefähr gegen ihn benahmen, wie die Nationalversammlung gegen den König, und bei den Aufläufen, zu welchen es bei jedem Anlasse kam, weil man wußte, was damit durchzusetzen war, Vernunft und Gerechtigkeit kein Gehör fanden. Gewalt zu brauchen war damals noch nicht möglich, kein Soldat, kein bewaffneter Bürger wollte auf die Volkshaufen Feuer geben. Erst später brachte es Lafayette dahin, daß die Nationalgarde sich gegen dergleichen Zusammenrottirungen brauchen ließ, wie das am 17. Juli 1791 geschah. Bailly blieb Maire bis zum 18. November 1791, wo Petion an seine Stelle trat. Als die Volksherrschaft vollkommen eingerichtet war, machte man es ihm noch zum Verbrechen, daß er am 17. Juli 1791 Befehl gegeben hatte, die Aufrührer durch die bewaffnete Macht von dem Champ de Mars zu vertreiben; er wurde am 10. Nov. 1793 zum Tode verurtheilt und starb mit großer Fassung.

Die Tendenz zu Neuerungen, welche allerdings von dem Grundgedanken ausgingen, daß der Wille des Volks entscheidender seyn müsse, als die Befehle der Regierung, zeigte sich gleich im Anfange des Wahlgeschäfts. Paris sollte 40 Deputirte wählen, 10 von der Geistlichkeit, 10 vom Adel und 20 vom Bürgerstande. Diese Wahlen waren ehedem immer von den königlichen Oberbeamten geleitet worden, in Paris also von dem Chatelet, einem sehr ansehnlichen Gerichtshofe von 64 Räthen (an dessen Spitze der Prévôt de Paris mit seinen drei Amtsverwesern für Civiljustiz, Criminaljustiz und Polizei stand.) Das Wahlreglement schrieb auch diesmal vor, daß der Lieutenant civil den Vorsitz bei dem Wahlgeschäfte führen solle; allein so wie sich die Districte nicht an die vorgeschriebene Zahl der Wahlmänner gebunden, sondern bald mehr bald weniger ernannt hatten, so machte man auch dem Lieutenant civil die Befugniß streitig, kraft seines Amtes die Wahlversammlung zu präsidiren, und wollte ihn, bei dem großen persönlichen Vertrauen, welches der damalige Inhaber dieser Stelle (Angran d'Alleray) genoß, nur als freigewählten Präsidenten gelten lassen. Darüber trennte sich das ganze Chatelet von der Wahlversammlung, und die sämmtlichen Wahlen des Bürgerstandes waren also schon illegal. Desunge-

achtet wurden sie von der Nationalversammlung für richtig angenommen. Eine zweite Neuerung war es, daß das Collegium der Wahlmänner, dessen Functionen offenbar mit der Wahl selbst beendigt, waren auch nach derselben noch vereint blieb, und sich gleichsam als die Nationalversammlung von Paris, als die oberste gesetzgebende und verwaltende Behörde der Stadt betrachtete. Man glaubt, daß dieser Schritt sehr heilsam gewesen sey, und daß ohne ihn die Verwirrung in der Folge noch größer würde geworden seyn. Diese Meinung scheint aber doch irrig zu seyn. Es ist stets gefährlich, wenn in einer solchen Lage eine so wichtige Behörde die Grenzen ihrer Befugnisse nicht kennt und handeln muß, ohne überhaupt berechtigt zu seyn. Die Regierung hätte daher auf der einmal gesetzlichen Ordnung bestehen, oder wo diese unzureichend war, selbst den ersten Schritt zur Reform thun sollen; wozu sie freilich durch die sehr verwickelte Verfassung von Paris hinreichende Veranlassung gehabt hätte. Die Folge dieser Anmaßung der Wahlmänner war, daß sie selbst von den 60 Districten von Paris nur als Bevollmächtigte betrachtet wurden, deren Auftrag nach dem Gutbefinden der Einwohner beschränkt oder zurückgenommen werden könne, wodurch also der erste Grund zur eigentlichen Volksherrschaft gelegt wurde.

Die Geschichte der ersten Verhandlungen des Reichstages ist zu bekannt, als daß wir hier das Einzelne zu berühren nöthig hätten. Man weiß, welche Streitigkeiten schon über den ersten Schritt, über die Prüfung der Wahlen entstanden, und wie diese zur Entscheidung über ganz andere und wichtigere Fragen führten. Bei jenem ersten Puncte hatten die Deputirten des dritten Standes augenscheinlich sowohl das Herkommen als die Natur der Sache auf ihrer Seite, indem sie eine gemeinschaftliche Prüfung der Vollmachten verlangten; und die beiden ersten Stände begingen einen großen Fehler, indem sie ein so klares und nothwendiges Recht mit einer so großen Hartnäckigkeit bestritten. Wenn sie hier nachgegeben hätten, so würde es ihnen vielleicht gelungen seyn in andern Dingen das Recht, besondere Beschlüsse zu fassen, zu behaupten und großes Unheil zu verhüten. Freilich hätte sie alsdann auch die Hand zu denjenigen Reformen bieten müssen, welche durchaus nothwendig waren, nicht nur um die öffentlichen Lasten nach gerechten Grundsätzen auf alle Classen der Nation zu vertheilen, sondern auch um die Regierung mit der Macht auszurüsten, welche ihr bis dahin durch die Vorrechte der Geistlichkeit und des Adels, so wie durch die Anmaßungen der Parlemente und die Rechte der Corporationen entzogen gewesen war. Denn die Revolution war in ihrem Princip eine Bewegung zu Gunsten der Krone; sie ging auf Erweiterung der Regie-

tungsgewalt gegen die Exemtionen und Corporationen; sie sollte den Ministern eine feste verfassungsmäßige Stellung gegen den Einfluß der Hofdienerschaft, der Frauen und der Gesellschaft verschaffen: sie schlug aber dadurch in eine Bewegung zu Gunsten (oder vielmehr zum Verderben) des Volks durch Volksherrschaft um, daß die königliche Familie jenen ursprünglichen Sinn nicht erkannte und sich, verleitet durch Gewohnheit des Umgangs, gerade mit allem dem verband, was bisher die Kraft der Regierung gelähmt und es ihr in der That unmöglich gemacht hatte ihre Pflichten gegen das Volk zu erfüllen.

Je mehr durch die Regierung selbst die Meinung in der Nation verbreitet worden war, daß man, wenn der Staat bestehen solle, große Mißbräuche abzustellen und große Ungerechtigkeiten auszugleichen habe: desto größer mußte die Erbitterung seyn, als man die totale Veränderung wahrnahm, welche bald nach Eröffnung der Reichsstände in den Gesinnungen des Königs vorging, und welche man nur auf Rechnung der Königin, der Prinzen, der Familie Polignac und einiger andern Vornehmen setzen konnte. Es kam aber für Paris theils die Theurung des Brotes, theils die Furcht hinzu, daß die Stadt eine förmliche Belagerung zu erwarten habe, und dieses zusammengenommen ist gewiß vollkommen hinreichend, um die Unruhen in den ersten Tagen des Julius zu erklären. Man braucht also gar nicht an Factionen bei diesen ersten Bewegungen zu denken, in der Art nämlich, daß diese Unruhen absichtlich und künstlich angestiftet worden seyen, um gewisse Zwecke zu erreichen, etwa den Herzog von Orleans zum Reichsverweser, oder gar zum Könige zu erheben, oder die ganze monarchische Verfassung umzustoßen *). Dagegen ist es dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, daß, da die Bewegung einmal vorhanden war, ein jeder sie zu seinem Vortheil zu benutzen, zu lenken, zu unterhalten und zu verstärken suchte; und es ist nicht möglich, alle diese einzelnen Bestrebungen, welche nach und nach auf die Entwickelung der Begebenheiten eingewirkt haben, zu erkennen, da gewiß sehr viele und einflußreiche unentdeckt und ohne endliches Resultat geblieben sind. Nur die Revolution selbst, jene große geistige Erschütterung, welche eine höhere Ausbildung des Staats nach der Idee der Gerechtigkeit und Sittlichkeit nothwendig macht, und welche unabhängig

---

*) Noch irriger und einseitiger ist es, wenn man alle Ereignisse nur auf Rechnung einer Faction, sey es die orleans'sche, oder die der Anglomanen wie Necker, der Constitutionellen, der gemäßigten Republicaner, der fanatischen Demokraten, oder der Aristokraten u. s. w. setzen will.

von allen zufälligen Richtungen, mit den in ihrem Namen verübten Verbrechen nichts gemein habend, in der ganzen europäischen Welt noch jetzt fortdauert, kann nicht für ein Werk der Factionen angesehen werden.

Der erste Band von Bailly's Denkwürdigkeiten schließt mit der Bestürmung und Uebergabe der Bastille. Daß in dieser, so wie in den ihr vorangehenden Unruhen in Paris, außer der allgemeinen Meinung, man müsse sich bewaffnen und Vertheidigungsmaßregeln ergreifen, auch noch eine geheime Direction war, geht unter andern auch daraus hervor, daß man schon am 12. Juli in Paris sagte, Bailly werde Prévôt des marchands werden (Bailly, I, 323). Damals bekleidete Flesselles diese Stelle. Er war erst im April dazu und zwar auf drei Jahre ernannt worden; es war also schon eine Partei gegen ihn; und die unkluge Weise, womit er am 13. und 14. Juli das Waffen fordernde Volk zu täuschen suchte, (indem er die Volkshaufen bald da bald dorthin schickte, wo nichts zu finden war, und endlich Kisten, mit Lumpen gefüllt, aber mit der Aufschrift „Artillerie" nach dem Stadthause fahren ließ), konnte also nicht die Ursache der gegen ihn herrschenden Stimmung seyn.

In diesen Tagen wurde denn auch die vorige Verfassung von Paris zerstört. Wir haben oben schon erwähnt, daß nur ein Zweig der städtischen Verwaltung sich in den Händen des Prévôt des marchands befand, welcher vom König immer auf drei Jahre ernannt wurde und mit vier Schöffen, einem königlichen Procurator und einem Gerichtsschreiber, ingleichen mit 10 vom König ernannten Stadträthen (Conseillers du roi en l'hôtel de ville), dann 16 königlichen Räthen für die 16 Viertel der Stadt (Conseillers quarteniers) das eigentliche *Hôtel de ville* ausmachte. Sie hatten eine Art Handels- und Marktgerichtsbarkeit, von welcher die Appellation an das Parlement ging, übrigens die Verwaltung der sehr bedeutenden städtischen Einkünfte, das Bauwesen der Stadt, die Repräsentation der Bürgerschaft und andere Gemeindesachen. Das eigentliche Stadtgericht war das auch schon erwähnte Chatelet, neben welchem aber noch verschiedene Gerichtsbarkeiten in der Stadt bestanden. Die Stelle des ersten Beamten desselben, Prévôt de Paris, war eine militairische und adliche Stelle (bailli d'épée, wie unsere Amtshauptleute), und er hatte für jeden Zweig seiner Geschäfte einen eignen Amtsverweser. Der dritte dieser untergeordneten Beamten, der Lieutenant géneral de police, hatte die Sicherheitspolizei von Paris zu besorgen und war dadurch einer der einflußreichsten und wichtigsten Beamten von ganz Frankreich. Voyer d'Argenson unter Ludwig XIV. hatte diesen Zweig der

Polizei zu einer fürchterlichen Wirksamkeit ausgebildet, die unter Ludwig XVI. durch Sartines wieder erneuert wurde. Im J. 1789 war Le Crosne Polizeilieutenant, ein sehr geachteter Mann von milden Grundsätzen. Seine Geschäfte waren unter neun verschiedene Bureaux vertheilt, und durch sie wurde das Leben der Pariser bis in seine kleinsten und schmuzigsten Einzelheiten beobachtet. Das Parlement von Paris nahm an der Polizeiverwaltung ebenfalls einen bedeutenden Antheil, und die Stadt Paris bildete überdies ein mit dem Ministerium des königlichen Hauses vereintes Ministerialdepartement.

Am 12. Juli 1789 constituirte sich schon eine neue oberste Stadtbehörde. Die Wahlmänner forderten Hrn. von Flesselles auf das Rathhaus, und dieser, nebst den vier Schöffen, vereinigte sich mit den sämmtlichen Wahlmännern zu einem neuen Collegium, zu dessen Präsidenten man Hrn. von Flesselles erwählte. Man bildete einen Ausschuß von 24 Mitgliedern, dessen erste Arbeit die Einrichtung einer Bürgermiliz war. Er bemächtigte sich auch sofort aller übrigen Geschäfte, und man meinte, durch die Genehmigung der Stadtbezirke dieser neuen Einrichtung das Siegel der Gesetzlichkeit aufgedrückt zu haben. De Crosne legte am 14. Juli Morgens seine Stelle förmlich nieder. Das neue Collegium setzte sich sofort mit der Nationalversammlung in Verbindung und erließ eine Aufforderung an den Gouverneur der Bastille, dieselbe der Bürgermiliz zu übergeben (Bailly, I, 377). Die Nationalversammlung erkannte die neue Stadtregierung durch eine Deputation an, und in Gegenwart derselben wurde der Marquis Lafayette durch Acclamation zum Generalcommandanten der Bürgermiliz, Bailly zum Prévôt des marchands und auf den Ruf: „Non pas Prévôt des marchands, mais Maire de Paris!" zum Maire erwählt.

Es war zuverlässig ein sehr großer Fehler der Minister, daß sie alles das geschehen ließen, als seyen die Rechte der Krone dabei gar nicht im Spiele. Wenn es auch nicht mehr möglich war diese Neuerungen zu verhindern, welche auch an sich ganz zweckmäßig seyn konnten, so hätten sie doch eilen sollen die Autorität des Königs dadurch aufrecht zu halten, daß sie den Veränderungen eine gesetzliche Form gaben, die neuen Beamten förmlich vom Könige bestätigen ließen und die Organisation vervollständigten. Hätten sie nur den Versammlungen der Districte irgend eine feste Form gegeben und ihre Befugnisse bestimmt, so würden sie sehr viel Unglück verhütet haben. Fast alle Gräuel, welche in Paris in Folge der Revolution verübt wurden, waren Resultate der willkürlichen und unbestimmten Gewalt, welche die

Districte an sich rissen. Von der Gemeinderegierung, welche sich am 10. August 1792 eigenmächtig einsetzte, verbreitete sich die Herrschaft der Terroristen durch ganz Frankreich.

Indessen geben die Denkwürdigkeiten Bailly's ein merkwürdiges Beispiel, welche verkehrte Ansichten von Recht und Staat selbst bei einem so gelehrten, denkenden, rechtschaffenen und seinem Könige aufrichtig ergebenen Manne herrschend werden konnten. Er untersucht ganz ernsthaft, ob der Gouverneur der Bastille sich nicht wirklich strafbar gemacht habe, indem er sich weigerte das ihm vom Könige anvertraute Schloß der pariser Gemeinde zu übergeben. Wenn von einer Schuld Launay's die Rede seyn soll, so kann sie doch wahrhaftig nur darin gefunden werden, daß er sich nicht besser vorgesehen und nachdrücklicher vertheidigt hat. So findet auch Bailly alles rechtmäßig, was das Volk damals that: er ist gerührt von der Ehre, zum Maire von Leuten ausgerufen zu werden, welche weder vom Könige, noch auch von der Bürgerschaft dazu den geringsten Auftrag erhalten hatten. Er wurde nur zu bald gewahr, wie sehr durch diese Ideen von Volksgewalt alle Bande des bürgerlichen Gehorsams und der bürgerlichen Ordnung gelöst wurden.

Schon am 22. Juli 1789 gab die Ermordung des alten Staatsraths Foulon und seines Schwiegersohns des Intendanten Berthier ein blutiges Vorspiel. Sie wurden als Gefangene nach Paris gebracht, ein wüthender Volkshaufen verlangte ihre Verurtheilung; und da diese nicht erfolgen konnte, so entriß er sie der Wache und ermordete sie auf der Stelle. Lafayette und Bailly wollten sogleich ihre Aemter niederlegen wurden aber durch die Vorstellungen der Districte bewogen, sie zu behalten. Beide haben dadurch zuverlässig viel Unheil wenigstens verzögert.

Bailly's Tagebuch, soweit es von ihm selbst verfaßt ist, geht bis zum 2. Oct. 1789. Er erzählt darin, welche Anstrengungen es kostete, Paris mit Brot zu versorgen, und wie dennoch der Mangel immer zunahm. Dies war eine natürliche Folge davon, daß man das Brot zu einem geringern Preise lieferte, als der freie Handel es gewähren konnte: denn nun blieben nothwendig alle Verkäufer weg, und die Regierung mußte sich selbst mit den Einkäufen befassen. Bei aller Mühe konnten doch die nöthigen Vorräthe immer nur auf 1 bis 2 Tage herbeigeschafft werden, und das Geschrei: „man lasse die Bürger verhungern," drohte in jedem Augenblick das Signal eines neuen Aufruhrs zu werden.

Auf Bailly's Vorschlag wurden von jedem der 60 Districte von Paris zwei Deputirte ernannt, welche die neue Municipalverfassung von Paris entwerfen sollten. Sie traten am 25. Juli

zusammen, nahmen den Titel „Repräsentanten der Gemeinde" an; und es dauerte nicht lange, so folgten auch sie dem von der Nationalversammlung und den Wahlmännern gegebenen Beispiele, sich auch alle andere Befugnisse der regierenden und gesetzgebenden Gewalt beizulegen. Die Versammlung der Wahlmänner ging am 30. Juli auseinander. Die Gerichtsbarkeit der Stadt war seit dem 14. Juli gar nicht ausgeübt worden und wurde durch die Repräsentanten der Gemeinde in der Art wieder hergestellt, daß der Maire sie wie zuvor im Namen des Königs ausüben und statt der alten vier Schöffen sich aus den Repräsentanten vier Assessoren wählen solle. Nur in dieser Eigenschaft fand man es nöthig, daß der Maire dem Könige einen Diensteid ablege, welcher ihm dann am 25. August vom Könige selbst in einer sehr feierlichen Audienz abgenommen wurde.

Der dritte Theil enthält eine Fortsetzung des Tagebuchs von einer andern Hand, einem Mitgliede der Nationalversammlung bis zum 23. November 1789, oder vielmehr ein Tagebuch über die Verhandlungen der Nationalversammlung und die Vorfälle zu Versailles. Der Brotmangel zu Paris in den ersten Tagen des Octobers wird auch hier als ernstlich und als die Veranlassung des Auflaufs von Weibern angegeben, welche erst das Rathhaus stürmten (da die Bürgerwache keinen Widerstand leistete) und dann den Zug nach Versailles antraten. Aus Bailly's eignen Darstellungen ergibt sich auch mit großer Gewißheit, daß dieser Brotmangel nicht ein bloß vorgegebener oder künstlich erregter war, ob er gleich durch das Drängen um die Bäckerläden noch größer zu seyn schien, als er wirklich war. Ueber die Vorgänge in Versailles am Abend des 5. und am frühen Morgen des 6. Oct., wo ein Haufen wüthender Weiber in das Schloß und in das Schlafzimmer der Königin drang (wovon wir oben schon gesprochen haben), wird kein neues Licht verbreitet. Bestätigt wird, daß man dem General Lafayette, welcher nach einem unruhvollen Tage in Paris um Mitternacht an der Spitze der Nationalgarde in Versailles ankam, bis halb fünf Uhr Morgens im Schlosse und bei den Ministern zubrachte, keinen Vorwurf böser Absicht oder auch der Unbesonnenheit machen kann, daß er sich, als er alles ruhig fand, selbst einer kurzen Ruhe überließ. Der Hof hatte auch hier sein altes System halber Maßregeln befolgt, und anstatt sich entweder ganz auf seine eigenen Vertheidigungsmittel zu verlassen, oder ganz dem General Lafayette und der Nationalgarde anzuvertrauen, der letzten nur einige äußere Zugänge überlassen, die Bewachung der innern Schloßthore abgeschlagen. Die Verschwornen drangen durch Gitterthore ein, deren Schlüssel die Gardes du Corps hatten, und welche offen geblieben wa-

ren*). (S. eine im J. 1822 zu Paris erschienene Schrift: De l'assemblée constituante ou réponse à Mr. C. Lacretelle.) Für eine solche grobe Nachlässigkeit kann der General Lafayette nicht verantwortlich gemacht werden. Er hatte auf dem Wege der Nationalgarde einen Eid abgenommen (zu Montreuil), daß sie die Wohnung des Königs respectiren wolle, und sie hat dies Versprechen gehalten, die Aufrührer sogleich zerstreut und die Ordnung durch Bajonnette und Säbelhiebe hergestellt. Damals und noch zwei Jahre später am 14. Juli 1791 war die Nationalgarde von einem Geiste beseelt, welcher es möglich machte, die öffentliche Ordnung selbst durch Gewalt aufrecht zu halten. Contenir le peuple! So sehr sich Bailly darüber wundert, daß man einen so veralteten Grundsatz noch habe geltend machen wollen, so liegt doch darin die Möglichkeit, ja der Zweck alles Regierens, welcher kein anderer ist, als eine öffentliche Gewalt aufzustellen, um durch sie die Idee der Gerechtigkeit und sittlichen Ordnung gegen die Leidenschaften des Volkes aufrecht zu halten.

Diese Vorfälle und die Versetzung des Königs und der Nationalversammlung nach Paris veranlaßten mehre Deputirte, wie Mounier, Lally-Tolendal, Clermont-Tonnerre, ihren Posten zu verlassen. Ob sie daran gut gethan haben, kann wohl bezweifelt werden. Je schwieriger dieser Posten wurde, je mehr die Grundsätze der Gerechtigkeit und Mäßigung allenthalben verkannt wurden, desto mehr ward es Pflicht für alle reblichen Männer, auszuharren.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Heft.)

---

*) Auch hier müssen wir die schon oft gerügte Unzuverlässigkeit, mit welcher Eichhorn, Geschichte der drei letzten Jahrhunderte II, 124. 129 u. s. w. diese Vorfälle erzählt, bemerklich machen. Lafayette führte nicht einen zusammengelaufenen Volkshaufen, sondern die schon ganz organisirte Nationalgarde nach Versailles.

VI.

Religion, Mythologie und Philosophie der Hindus.

1. Mythologie des Indous; travaillée par *Mde. la Chanoinesse L. M. de Polier*, sur des manuscrits authentiques apportés de l'Inde par feu Mr. le Colonel *de Polier*, membre de la Société Asiatique de Calcutta. Roudolstadt, à la librairie de la Cour, et à Paris chez F. Schoell. 1809. 2 vols. 8.
2. Brahma, oder die Religion der Indier als Brahmaismus. Von Fr. Majer. Leipzig, Reclam. 1818. 8.
3. Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, von Fr. Creuzer. Erster bis vierter Theil mit Abbildungen und eingedruckten Holzschnitten. Zweite völlig umgearbeitete Ausgabe. Darmstadt, Leske. 1819 — 1822. 8.
4. Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, mit vergleichenden Seitenblicken auf die Symbolmythen der berühmteren Völker der alten Welt, mit hierher gehöriger Literatur und Linguistik. Von Niklas Müller. Erster Band. Mit zwei Tabellen und sieben Steindrucktafeln, welche mehr als 170 noch nicht erschienene bildliche Darstellungen enthalten. Mainz, Kupferberg. 1822. 8.
5. Uebersicht der indischen, persischen, ägyptischen, griechischen und altitalischen Mythologie und Religionslehre, mit Beziehung auf die Phantasien des Alterthums. Ein Leitfaden für den mythologischen Unterricht in höhern Schulen, von J. A. L. Richter. Leipzig, Voß. 1823. 8.
6. Antisymbolik von Johann Heinrich Voß. Stuttgart, Metzler. 1824. 8.

Die Zusammenstellung obiger Werke zeigt schon, daß es die Absicht dieser Recension nicht seyn kann, sie nach ihrem gesammten Inhalt zu beurtheilen; sie will nur einen in allen mehr oder weniger behandelten Gegenstand herausheben, der in den besondern Beurtheilungen jener Werke entweder gar nicht oder nur oberflächlich berührt worden ist, und diesen in seiner folgenreichen Ausdehnung auf den gegenwärtigen Standpunct der Wissenschaft der Mythologie überhaupt beziehen. Dieser Gegenstand ist das indische Alterthum, nach den verschiedenen Ansichten, in welchen man es betrachtet, und eine kritische Prüfung dessen, was wir davon wissen oder zu wissen glauben. So überraschend und groß auch die Fortschritte der Philologen in der Kenntniß der alten Sprachen Indiens sind, und soviel wir auch in dieser Hinsicht Fr. Bopp, A. W. v. Schlegel, v. Humbold und andern verdan-

ken, so gering sind die Fortschritte unserer Kenntniß in der Geschichte der Mythologie, Religion und Philosophie dieses Volks. Freilich darf hier erst volles Licht erwartet werden, wenn das Sprachstudium uns zu allen vorhandenen Quellen Zugang und der Buchhandel die Quellen selbst verschafft haben wird; allein was von jenen Quellen uns vorliegt, reicht doch schon hin den dämmernden Nebel zu zerstreuen, der bisher jene Gegenstände umhüllte, einige verleitete in demselben alles zu sehen was sie zu sehen wünschten, andere zu leugnen, daß hier überall etwas zu sehen sey. Die Traumgestalten der erstern zu zerstreuen, die letztern — wo möglich — von ihrem Unglauben zu bekehren, gehört zu dem Zweck dieser Beurtheilung.

Die große Umwandlung in den Ansichten der Mythologen seit Heyne's Zeit und die beiden ziemlich aus einander laufenden Wege, welche von den neuern Forschern betreten werden, sind bekannt; doch mögen, um in der Folge Unterbrechungen zu vermeiden, hier einige erklärende Worte Platz finden. Der eine jener Wege ist der mißverstandene philosophische, als Symboldeutung, und als Führer auf demselben darf man Creuzer nennen; der zweite ist der rein historische, und Führer auf demselben Johann Heinrich Voß. Von den Verfassern obiger Werke folgen Majer, Müller und Richter (letzterer jedoch mit mehr Rücksicht auf Geschichte) dem Banner der Symboldeutung; Voß steht hier als Historiker allein, aber welch ein Gewicht in der Wagschaale! Polier's Werk kann hier nur insofern in Betracht kommen, als es von allen ohne Untersuchung als glaubhafte Quelle gebraucht wird. Wenn Rec. sich nun der Kürze wegen der Benennungen „der Symboliker" und „der Historiker" bedienen, sich bei der erstern vorzüglich an Creuzer, bei letzterer vorzüglich an Voß halten wird, so geschieht dies, weil er in den Werken dieser Schriftsteller die entgegengesetzten Ansichten am klarsten ausgesprochen findet, und er erklärt feierlich, daß er dabei weder an die Person des Herrn Voß, noch an die Person des Herrn Creuzer denkt, sondern allein an die von ihnen aufgestellten Ansichten, an die Art wie sie diese zu begründen suchen und an die Gründe selbst von denen sie ausgehn, so weit sich diese auf den Hauptvorwurf dieser Untersuchung beziehen.

Die Aufgabe des Historikers ist: die mythischen Vorstellungen und Ideen eines Volks in einer geschichtlichen Reihe aufzufassen, zu erforschen, wann und wo eine solche Vorstellung oder Idee zuerst bekannt, ob und wie sie bildlich dargestellt wurde; ob sie mit andern Vorstellungen und Ideen zusammenfloß, mit der Zeit sich änderte, höher ausgebildet, oder umgekehrt, entstellt wurde u. s. w. Die Aufgabe des Philosophen aber ist, ohne Rücksicht auf das alles eine mythische Vorstellung oder Idee, gleichviel

wann oder wo sie sichtbar wurde, zu erklären; auszumitteln, in welchen Beziehungen dieselbe auf Gott, Welt und den Menschen gedacht werden könne. Der erste ermittelt seine Resultate durch historische Forschung, der letztere durch psychologische und naturwissenschaftliche Forschung. Was jenem Urkunden und Denkmähler sind, sind diesem Anlagen und Richtungen des menschlichen Geistes, geleitet durch seine Ansicht der Natur. Beide verfolgen ein verschiedenes, der Erforschung würdiges Ziel, und es bedarf keines Beweises, daß der wahre Mytholog beide in's Auge fassen muß. Wir nannten oben den philosophischen Weg in Bezug auf die, welche ihn jetzt betreten, mißverstanden, und das fordert Erklärung. Der Symboliker mißversteht seine Aufgabe, weil er glaubt: er löse durch sie zugleich die historische Frage mit auf; die erkannte innere, psychologische Verwandtschaft zweier mythischen Ideen beweise auch eine äußere, historische Verwandtschaft; ein Irrthum, der zu grenzenlosen Verirrungen führt. Voraus überzeugt, daß zwei innerlich verwandte mythische Ideen, sie mögen noch so weit in der Zeit wie im Raume auseinanderliegen, auch geschichtlich verwandt seyn müssen, erspart man sich den mühsamen Weg der historischen Forschung, oder behauptet geradehin: er tauge nicht, weil er nicht zum Ziel führe!

Wenn der Symboliker die Mythe eines bestimmten Volks erklärt, der Historiker aber leugnet, daß dies Volk die Mythe besitze, so muß man nothwendig voraussetzen: beide gründen ihre Behauptungen auf Untersuchung, ihr Streit gliche ja sonst dem bekannten Streit um des Kaisers Bart. Der Historiker ist hier von vorn herein einverstanden; mit dem Symboliker gilt's noch Erklärung! Nehmen wir an: er lebe außerhalb Europa, die christliche Literatur sey ihm unbekannt, er wolle aber über das Christenthum schreiben und suche sich darüber aus den Schriften des Islam zu belehren. Diese Untersuchung würde ihm wenig mehr liefern als: die Christen seyen der Vielgötterei ergeben; sie verehrten drei Götter und hätten eine Mythe, nach welcher einer dieser Götter von einem andern erzeugt sey; sie verehrten außerdem eine Menge Untergötter, Engel und Heilige, hätten auch eine Art von Thierdienst, indem sie eine Taube und ein Lamm verehrten u. s. w. Was würde man sagen, wenn der Symboliker nun seine Untersuchung vollendet glaubte und sofort anfinge zu deuten? Würde man nicht von ihm fordern: er habe die Schriften der Christen selbst und zwar nicht irgend ein Gesangbuch der Lämmelbrüder, sondern die Urkunden dieser Religion selbst untersuchen sollen? Wenden wir dies Beispiel gerade auf unsern Fall an. Die Nothwendigkeit, die indischen Urkunden als Quellen zu gebrauchen, wenn man über indisches Religionswesen schreiben will, scheint der Sym-

boliker selbst anzuerkennen, wenn er (Creuzer's Symb. Bd. I. S. 551) von der Wichtigkeit der lateinischen Uebersetzung des Upanisads von Anquetil du Perron, und der Vergleichung derselben mit den Uebersetzungen anderer Stellen der Vedas von Calebrooke u. s. w. spricht, und es (S. 555) heißt: daß wir den Ramayana „glücklicherweise in der Originalsprache und einer englischen Uebersetzung besitzen;" wenn er sich (B. III. S. 120) auf die „vor uns liegenden indischen Urkunden" beruft und hinzusetzt: „Haben wir — — uns durch recht genaues Studium in den Geist ihrer (der Indier) Urkunden gesetzt, dann verstehen wir jene Evolutionen des ewigen Wesens der Gottheit nach diesen Systemen." Muß man nach solchen Aeußerungen nicht erwarten, der Symboliker habe die indischen Urkunden nicht allein gelesen, sondern sich in den Geist derselben durch genaues Studium versetzt? Und was findet man nun in dem Buche? Zahlreiche Behauptungen, welche ohne allen Nachweis dastehn und auf den ersten Blick als mit der religiösen Weltansicht der Hindus unverträglich erkannt werden, und unter den kaum zählbaren Citaten nicht ein einziges, welches unmittelbar auf eine indische Urkunde hinwiese; die Gewährsmänner sind: Polier, Görres, Majer, Fr. Schlegel, Kleuker, W. Jones, Wilford, Paulinus, Sonnerat u. s. w. Alles ist aus der zweiten, dritten Hand genommen, ohne einen kritischen Blick zu wagen, ob der Gewährsmann auch die Urkunde, von der die Rede ist, richtig verstanden habe. Dieses blinde Vertrauen hat dann die Folge, daß selbst — wie nachher gezeigt werden wird — aus baaren Uebersetzerfehlern oder zu flüchtigem Lesen wichtige Symbolbilder hervorgehen; ja der Symboliker scheint jene Urkunden so wenig beachtet zu haben, daß er sie nicht einmal recht ansah! Wie wär' es sonst möglich (Bd. I. S. 551) von Anquetil's Uebersetzung des Upanisads zu sagen: „Es ist dieses Werk eine offenbare (soll heißen: offenbar eine) Uebersetzung der Vedas, wiewohl wegen der ungeheuern Masse derselben nur im Auszuge, wahrscheinlich auf Befehl eines persischen Königs veranstaltet;" oder (S. 555) von Polier's Werk, daß darin „der vollständige Inhalt der Puranas gegeben sey" u. s. w.

Müssen wir nun dem Symboliker eine durchaus unzureichende Untersuchung vorwerfen, so trifft dieser Vorwurf, in Bezug auf die Mythologie der Hindus, den Historiker nicht weniger. Voß scheint in der That nichts darüber gelesen zu haben als Polier; zwar beruft er sich mehrmals auf Ward, allein in so allgemeinen Ausdrücken, wie sie aus Beurtheilungen entnommen werden können, und ohne von den vielen Angaben des Buchs gegen den Symboliker Gebrauch zu machen; auch von den Asiatic researches ist die Rede, doch scheinen sie wenig mit Aufmerksamkeit

angesehen zu seyn. Er gab sich offenbar nicht die Mühe, die Mythologie dieses wichtigen Volks kennen zu lernen. Dieses wichtigen Volks? selbst den Ausdruck müssen wir gegen ihn rechtfertigen, da er dies Volk als sehr unbedeutend behandelt und geneigt zu seyn scheint, was es etwa besitzt, als entweder von den Griechen (Antisymbolik S. 93—94) oder von den Christen (S. 28) Erborgtes zu betrachten. Allein das Morgenland, in welchem Religion und Philosophie sich nie trennten, bietet dem Abendländer, dem die geistige Geschichte des Menschen werth ist, ein reiches Feld der Forschung dar. Der Charakter der gesammten Denkweise des Morgenländers ist dem des Abendländers in vielfacher Hinsicht entgegengesetzt. Seine vorherrschende Seelenthätigkeit ist Einbildungskraft, die des Abendländers der Verstand; oder deutlicher, im Osten herrscht die Idee, im Westen der Begriff. Der Geist des Morgenländers, lebhafter denkend wie der Geist des Abendländers, ordnet die gesammte Wahrnehmung durch die Sinne und den Begriff so ganz der Idee unter, daß, sie als gar nichts zu betrachten, ihm der höchste Triumph des Denkens scheint. Der Abendländer strebt den Begriff herrschend zu machen, und deswegen trennte sich seine Philosophie von der auf Ideen ruhenden Religion. Nennt man den Mittelpunct jener südöstlichen Bildung in Asien, mit vorherrschender Idee, den Südpol; den Mittelpunct der nordwestlichen Bildung, mit vorherrschendem Verstande, den Nordpol des Geistes, so läuft zwischen ihnen eine Mittellinie hin, an welcher beide sich ausgleichen, die Thätigkeiten der Seele im Gleichgewicht ruhen; und dieser Gleicher zieht über Hellas und die ionische Küste Asiens hin über das Vaterland des Homer, des Phidias und Plato. Darf man sich wundern, Bildungen und Werke wie hier der Geist sie schuf, weder im Süden noch im Norden zu finden? Verliert aber deshalb der Süden oder der Norden für den Forscher, der den Geist des Menschen nicht einseitig aufzufassen sucht, seine Wichtigkeit? Bleiben wir vorjetzt bei dem Süden stehen. Es zeigen sich da, vorzüglich in der Buddha- und Brahmalehre, zwei religiöse Weltansichten, wie keine im Norden herrschend geworden ist, noch werden kann; denen noch jetzt an vierhundert Millionen Menschen, also beinahe die Hälfte des lebenden Geschlechts huldigen. Wie wichtig ist es jedem, der die Geschichte der Menschheit im allgemeinen aufzufassen strebt, diese Systeme von ihrem rohen Ursprung im Schooße bloß sinnlicher Anschauungen an bis zu ihrer metaphysischen Vollendung geschichtlich zu verfolgen, und dazu fehlen uns, in Bezug auf die Brahmalehre, die nothwendigsten Hülfsmittel nicht mehr.

Aber — „geschichtlich?" fallen hier Historiker und Symboliker ein, die Hindus haben keine Geschichte, und was ihr dar-

über vorbringt, sind Hirngespinnste. Wilks, der beste Kenner der neuern Geschichte der Indier, behauptet: ihre alte Geschichte sey ein unbeschriebenes Blatt, und Langles (in seiner freilich sehr oberflächlichen Compilation) meint: auch das schärfste Auge könne in den alten epischen Gedichten der Hindus nichts Geschichtliches entdecken; die mehresten deutschen Forscher hegen dieselbe Meinung. Rec., der eine entgegengesetzte Ueberzeugung hat, von der er bei dieser Untersuchung ausgeht, ist verbunden die Gründe anzugeben, auf denen dieselbe ruht. Er findet in den zahlreichen Bruchstücken aus den Vedas, welche durch Colebrooke, Jones und andere übersetzt sind, und in den funfzig Upanisads, welche wir durch Anquetil kennen, eine reiche Quelle für die Geschichte der geistigen und religiösen Entwickelung des Volks. Der älteste Theil der Vedas besteht offenbar aus Liturgien, Anrufungen, Gebeten und Hymnen, in kindlicher Einfalt an Naturwesen und Naturkräfte gerichtet, welche als besondere Götter verehrt wurden. Der Geist erwachte indeß und die Blicke wurden heller; die zahllosen Götter schmolzen endlich in drei große Götter zusammen, und diese zuletzt in einen. Aber die alten polytheistischen Formen in den Liturgien blieben wie sie waren, es wurde ihnen nur ein höherer Sinn untergelegt. Dies machte Erklärungen nöthig; Erklärungen ziehen Spaltungen nach sich, und so entstanden die Upanisads, in Form von Abhandlungen, Erzählungen und Gesprächen, Göttern und Heiligen in den Mund gelegt, in denen die Verfasser ihre religiösen Ansichten entwickeln, durch Stellen aus den ältern Vedas unterstützen, andere Meinungen und Systeme aufstellen, widerlegen oder nach ihren Ansichten erklären und dabei zuweilen auf die älteste Religionsgeschichte ihres Volks zurückgehen. Wir werden in der Folge Gelegenheit finden zu beweisen, was hier gesagt ist. Noch müssen einige Bemerkungen über den Grad der Glaubwürdigkeit einer Uebersetzung von einer Uebersetzung, welche uns in Anquetils Werk vorliegt, Platz finden. Anquetils Arbeit ist in Bezug auf Treue über jeden Zweifel erhaben; er übersetzt durchaus wörtlich, und wo dies zu Dunkelheiten führt, erläutert er durch kurze Zwischensätze, und wo der Sinn der Urschrift ihm zweifelhaft schien, setzt er die Worte selbst unter den Text. Man könnte also in dieser Arbeit die zum Grunde liegende persische Uebersetzung in Bezug auf Treue vollständig beurtheilen, wenn uns die Urschrift im Sanskrit zu Gebote stände. Diesen Mangel ersetzen aber zum Theil die zahlreichen Bruchstücke, welche der treffliche Colebrooke aus denselben Upanisads wörtlich in's Englische übersetzt hat. Rec. hat alle diese Bruchstücke sorgfältig mit der lateinischen Uebertragung verglichen und folgende Resultate erhalten: 1. Der persische Text

ist — gegen die Versicherung der Vorrede — keine wörtliche Uebersetzung, sondern eine erklärende Umschreibung der Urschrift, *mit* Beziehung auf Sankaras berühmten Commentar (vielleicht *auch* auf andere), dessen Erklärungen zuweilen angeführt, zuwei*len* auch ohne Anführung in den Text verwebt werden. 2) Diese Umschreibungen finden vorzüglich statt bei philosophischen Lehrsätzen und Anspielungen auf dunkle Mythen. In erster Hinsicht ist fast überall das dogma unificationis der Sufiten eingeschoben, wo in der Urschrift der Pantheismus der Vedanta noch gar nicht sichtbar wird. Dies kann nicht befremden, wenn man in der Vorrede Veranlassung und Zweck dieser Uebersetzung erfährt. Schach Dara, der unglückliche Bruder des Schach Jehan, war der Lehre der Sufiten zugethan, fand sie aber weder im Koran, noch den Psalmen Davids, noch den Evangelien der Christen deutlich genug vorgetragen; er ließ sich also durch zwei Brahmanen aus Benares die Upanisads ins Persische übersetzen und fand in diesen nun „ein Meer der Unification.“ In Bezug auf das Mythische wird ferner ein Bestreben sichtbar, sich dem Koran zu nähern: da wird Brahma zum Engel Gabriel, Wischnu zum Engel Michael, Siva zum Raphael gemacht; Manu wird in Adam, Satarupa in Eva verwandelt u. s. w. Wo aber diese Ansichten nicht in's Spiel kommen, ist der Sinn oft genau und klar gegeben, vorzüglich in geschichtlicher Hinsicht oder bei Aufstellung fremder Meinungen u. s. w. 3) Was als Auszug gegeben wird, ist nicht Auswahl der wichtigeren Gegenstände eines Upanisads sondern ganzer Abschnitte, welche eben so behandelt werden, während man andere ganz wegläßt. Die Uebersetzung kann also nur mit großer Vorsicht gebraucht werden; wer aber die Mühe nicht scheut, dies dornenvolle Feld zu durchackern, wird immer noch eine reiche Ernte gewinnen.

Ferner glaubt Rec. im Ramayana, Maha-Bharata — so weit sie uns bekannt sind, — in Vergleichung mit dem Bhagavat und andern Puranans, aus denen uns Bruchstücke vorliegen, nicht sparsame Quellen für die älteste Geschichte dieses Volks zu finden. Gern legt er hier die Gründe, auf welchen seine Ansicht ruht, der Prüfung aller Sachverständigen vor, wenn sie auch des Raums wegen nur angedeutet werden können. Der Ramayana verdient hier vor allen die höchste Aufmerksamkeit. Der Einleitung zufolge, — welche, die beiden eingeschalteten Inhaltsverzeichnisse ungerechnet, aus drei Stücken besteht, von denen nur das erste, obwohl durch ein durch den Zweck des öffentlichen Vorlesens herbeigeführtes Einschiebsel unterbrochen, ein Ganzes und die eigentliche Einleitung bildet, die beiden andern aber unzusammenhängende Bruchstücke sind — bestand der Ramayana ursprünglich nur aus einem historischen Liede, welches ein Sänger auswen-

dig lernen und in einer Versammlung „bis zu Ende" absingen konnte, welches zweimal geschah. Das Gedicht konnte also nur einen mäßigen Umfang haben. Allein von den verschiedenen Thaten Rama's, von den Thaten seiner Vorfahren und Zeitgenossen fanden sich ähnliche Gesänge vor, die ein jüngerer Dichter in ein Ganzes vereinigte und dem alten Walmiki in den Mund legte; eine Einleitungsart, welche fast allen alten Hinduwerken gemeinschaftlich ist: immer legt der jüngere Verfasser sein Werk oder seine Zusammenstellungen ältern, berühmten Personen oder Göttern in den Mund. So wuchs aus Volksgesängen, denen nach und nach auch Gedichte anderer Art, mythischen und allegorischen Inhalts, beigefügt oder an passenden Stellen eingeschaltet wurden, das große Ganze hervor. Den Beweis für diese Ansicht geben die vorstehenden Inhaltsverzeichnisse. Eins derselben ist sehr oberflächlich abgefaßt, und wir wollen daher nichts daraus schließen, obwohl man kaum denken kann, der Verfasser habe das Gedicht schon in seiner jetzigen Gestalt vor sich gehabt, da er es mit der Abreise Rama's von Ayadhya beginnen läßt. Einen ganz andern Charakter aber trägt das zweite Verzeichniß. Der Verfasser folgt dem Gedicht Schritt vor Schritt, zählt Gesänge und Verse und übergeht keine bedeutende Handlung, welche erzählt wird. Der Inhalt des ersten Stücks der Einleitung wird genau angegeben, die beiden folgenden Bruchstücke werden übergangen, und der Verfasser fand sie daher noch nicht; er folgt nun dem Gedicht ganz genau bis zum Roßopfer, wo aber die ganze, fast drei Gesänge füllende Episode von Rischya Schrinya überhüpft wird. Dies wäre bei der Genauigkeit des Verfassers nicht wohl möglich, hätte er die Episode schon in dem Gedicht gelesen. Indem der König Anstalt zum Opfer macht, sagt sein Wagenführer: „höre die Geschichte, welche eine alte Chronik enthält, und die mir vormals ein ehrwürdiger Priester erzählt hat." Damit ist die Episode eingeleitet, wird halb als Weissagung, dann als Geschichte erzählt, und zuletzt der Held, Rischya Schrinya locker in die Handlung verwebt, indem er das Opfer verrichtet. Das Verzeichniß folgt nun abermals dem Gedicht Schritt vor Schritt, bis Wiswamitra und Rama zum Ufer des Ganges kommen, wo es heißt: (das Gedicht enthält:) „des Weisen Wiswamitra Erzählung der Geschichte seiner Familie, die Beschreibung der reinen Hervorbringung der Ganga, die Incarnation des göttlichen Fötus und die Geburt des Kartikeya; eine Nachricht von der Familie des königlichen Weisen Weisala u. s. w." Hier ist abermals eine der schönsten Episoden des Gedichts, die von A. W. v. Schlegel (Ind. Bibl. 1. Bd. 1. Heft. S. 58) übersetzte Herabkunft der Ganga, völlig übersprungen. Dies scheint unmöglich, wenn der Verfasser

sie schon vorgefunden hätte; er erwähnt der wenigen Verse von der mit der Haupthandlung gar nicht zusammenhangenden Geschichte des Weisala; wie hätte er ein vier ganze Gesänge einnehmendes Gedicht übersehen können, in welchem die berühmtesten Vorfahren Rama's im hohen Glanz erscheinen? Sieht man das für sich ein Ganzes ausmachende Gedicht näher an, so bleibt über die spätere Einschaltung desselben kein Zweifel, da es mit den vorhergehenden, im Verzeichniß berührten kurzen Mythen von der Verheirathung und Herabkunft der Ganga in ganz unvereinbaren Widersprüchen steht und unmöglich von demselben Verfasser herrühren kann. Weiter folgt das Verzeichniß dem Gedicht wieder ganz genau, bis die Reisenden nach Maithila kommen, und wie die Anordnung des Gedichts es fordert, der „Geschichte des großen Kausika's" gedacht wird. Sie wird kurz und eben so erzählt wie die Geschichte des Weisala, welche das Verzeichniß eben so erwähnt; dann folgt aber im Gedicht die große Episode von den Büßungen des Wiswamitra (Kausika), welche Fr. Bopp (Conjugationssystem der Sanskritsprache u. s. w. S. 161 —) übersetzt hat, und welche zwölf Gesänge ausfüllt und welche das Verzeichniß wieder völlig überhüpft. Daß diese Büßungen, wieder mit eigenen Episoden durchflochten, nicht zu der erwähnten Geschichte des Wiswamitra gezählt werden kann, ist klar; ihre Angaben, den Wiswamitra betreffend, stehen mit der vorhergehenden Geschichte desselben in ganz unausgleichbaren Widersprüchen. So hat nach der ersten kurzen Geschichte Wiswamitra acht Söhne, welche ihm gleichen, denen er sein Reich überläßt und mit Ruhm bedeckt als Einsiedler in den Wald geht, wie das alte Gesetz es vorschreibt; in den Büßungen durchzieht er mit einem Heere die Welt, hat hundert Söhne, geräth über die Wünsche erfüllende Kuh mit dem Priester Wasischtha in Krieg, wird von den Heeren, welche die Kuh hervorbringt, geschlagen, verliert in der Schlacht alle seine Söhne bis auf einen, dem er das Reich überträgt, büßt, bekämpft den Priester auf's neue, wird wieder geschlagen und flüchtet dann voll Scham in den Wald und büßt: wie stimmt das mit dem Vorigen? Bei genauerer Ansicht überzeugt man sich, daß dies Gedicht ein für sich bestehendes Gemälde ist, dessen allegorisch-ethischer Inhalt mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden nicht zusammenhängt und durch mehrere Züge einen jüngern Ursprung verräth.

Wir brechen diese Bemerkungen hier ab, weil sie hinreichend sind den Weg zu zeigen, auf welchem schon jetzt sich die Kritik in das Innere des großen Gebäudes wagen, prüfend seine Theile unter einander vergleichen, Aelteres von Jüngerem, Geschichtliches von Mythisch-allegorischem trennen darf. Für den Historiker findet sich

dabei außerordentlich viel. Er kann auf einer guten Charte die Reise des Rama von Ayadhya am linken Ufer des Savayu (Deva) herunter, über den Ganges zum Rindhya-Gebirge; von hier zurück über den Sona, Ganges, dann über Weisala nach Maithala, selbst nach Angabe der Tagereisen verfolgen; überall lernt er dabei die ganze Gegend kennen, durch welche die Reise geht; gegen den Rindhya hin haben die Rakschasas zwei Hindustädte zerstört, und das Land liegt öde und wüste; an den Ufern des Sona und gegen den Ganges hin ist es bevölkert und blühend, hier liegen die vier Reiche der Kusas. Der alte Kusa hatte sie gegründet; jeder seiner vier Söhne erbauete eine Stadt und gründete ein Reich, und die jetzt lebenden bildeten das vierte Glied. Sie kommen nun nach Weisala, wo wieder die Gründung der Stadt und die Geschichte ihrer Herrscher aus dem Stamme der Ikswakus erzählt wird. Der Radscha, welcher die Reisenden aufnimmt, ist der zehnte dieser Nebenlinie. Kaum eine Tagereise weiter kommen sie nach Maithala, dem Ziel der Reise, wo Dschanaka, der dreiundzwanzigste seines Stammes, herrscht. Als ältestes von allen östlichen Reichen erscheint Ayadhya, wo Rama's Vater der fünfunddreißigste der Ikswakus ist. Da nun immer der Sohn dem Vater in der Regierung folgte, sind diese Geschlechtstafeln für Geschichte und Zeitrechnung wichtig. Die Einrichtung dieser kleinen, von unabhängigen Radscha's beherrschten Staaten, sowohl in bürgerlicher als kirchlicher Hinsicht, wird genau beschrieben, örtliche Sagen und Mythen werden mitgetheilt, und über das ganze Leben des Volks in den ältesten Zeiten wird ein schönes Licht verbreitet; kurz was irgend Homer in dieser Hinsicht für das Alterthum der Griechen ist, ist der Ramayana für die Hindus. Was nun der Ramayana vorzüglich für die östlichen Staaten (Brahmaverta) ist, das ist der Maha-Bharata für die westlichen (Brahmarschi). Vergleicht man beide Gedichte mit einander, so ergibt sich, daß in ihnen die Sagen zweier in mancher Hinsicht verschiedener Volksstämme gesammelt sind. In Osten war Rama der Mittelpunct, an welchen alles geknüpft wurde, in Westen war es Krisna; jeder der berühmteste Held und Eroberer seines Stammes. Sitten und Gebräuche der beiden Stämme unterscheiden sich außerordentlich, doch dies würde uns zu weit führen. Die Sagen beider Gedichte sind auch in zahlreichen andern Dichterwerken besungen und in den mehresten Puranas behandelt. Diese letztern Werke, obwohl zu den heiligen Schriften gezählt, sind eigentlich Parteischriften, in welchen Brahmadiener, Wischnudiener und Sivadiener, jede ihren Gott, oder einen Avatar ihres Gottes, als das höchste Wesen darstellen, wodurch denn alle Mythen, die ihnen gemeinschaftlich sind, so umgestaltet werden, daß sie für den

besondern Zweck der Verfasser passen. Man muß sich wohl hüten die so entstandenen Sectenmythen als allgemein zu nehmen. Die Puranas sind fast alle Göttern oder alten Heiligen in den Mund gelegt, daher nehmen Sagen und Geschichten in ihnen eine doppelte Gestalt an. Bis auf den Mann, den man sprechen läßt, werden die Begebenheiten als geschehen erzählt; was jünger ist, wird als Weissagung vorgetragen. Diese Weissagungen hat man im Lauf der Geschichte, da man andere geschichtliche Werke nicht kennt, verlängert und bis auf späte Zeiten fortgesetzt. So findet man im Bhayavat-Purana selbst die Eroberung von Sind und Kaschmir durch die Mohamedaner als Weissagung vorgetragen, ohne daß man deswegen das ganze Buch so weit herabsetzen dürfte. Der Bhayavat-Purana ist uns durch eine französische nach einer tamulischen Uebersetzung gemachte Uebertragung bekannt; doch die Verstümmelungen und die Unzuverlässigkeit zu bedauern, welche diese Arbeit entstellen. Sie wurde von einem Hinduchristen gemacht, welcher seine christlichen Ideen hineinmischte und, was ihm anstößig war, wegließ. Zwar will der Herausgeber sie nachher verbessert haben, man sieht aber nicht wie, da er des Tamulischen unkundig war. Vergleicht man die Erzählung von der sogenannten Sündfluth mit einer wörtlichen Uebersetzung derselben, welche W. Jones liefert (As. Res. I. p. 230), so sieht man, daß alles weggelassen ist, was zu sehr von Moses abweicht, dagegen aus der mosaischen Erzählung Bilder, z. B. die „Fenster des Himmels", hineingebracht sind, welche die Urschrift gar nicht kennt.

Diese, fast zu lange, Einleitung war nothwendig, wenn Rec. das Verfahren, durch welches er zu seiner Ansicht gelangte, und die Gründe, auf welchen diese ruht, andeuten wollte, welches ihm unerläßlich schien, da er bei der Beurtheilung seines Gegenstandes allein davon ausgeht, und sich also durch diese voraus dargelegte Ansicht manche Unterbrechung erspart. Vor allem geht daraus hervor, daß, was uns jetzt von indischen Urkunden vorliegt, nicht ohne kritische Umsicht benutzt werden darf. Wie die Vernachlässigung der Kritik hier straft, mag folgendes Beispiel zeigen. In der Antisymbolik lesen wir (S. 28): „In der goldnen Kette, woran Zeus und die Götter ziehen, steckt die bindende Weltseele; das Bild kam aus Indien, wo Fr. Schlegel's Krischno oder Wischnu soll gesagt haben, (vor Homer?) an ihm hange das All, wie an einer Perlenschnur. (Wie alt schätzt der Symboliker diesen Krischno, den alfanzigen Afterchristus der indischen Madonna?)" Der Symboliker nimmt hier das bekannte Lied von Bhayavat als ein echtes, zu Maha-Bharata gehöriges Stück, obgleich die gelehrten Brahmanen es als ein ganz junges Einschiebsel, das ein Grammatiker im vierzehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung geschrie-

den haben soll, und das in vielen Handschriften fehlt, verwerfen (As. Res. VIII. p. 487). Selbst ohne diese Nachricht müßte der Kritiker es als untergeschoben betrachten. In allen, unbezweifelt echten Stücken dieses Gedichts, die uns bekannt sind, herrscht die alte Ansicht der Mythologie: Brahma ist der höchste der Götter und ertheilt Wischnu und Siva seine Befehle; der Verfasser oder Sammler war Brahmait. In diesem Liede aber erscheint Wischnu als Bhayavat, als das große Urwesen selbst, nach der schon vollendeten Lehre des Pantheismus; wer kann da an der Richtigkeit der Behauptung der Brahmanen zweifeln? Aber auch der Historiker hat sich hier nicht besser gestellt, da er den Afterchristus und die indische Madonna als in indischen Schriften vorhanden annimmt und daraus auf das Alter derselben schließt. Nun findet aber zwischen dem etwa 700 Jahr ältern Krisna, das Zufällige im Namen abgerechnet, und dem jüngern Christus, wie zwischen seiner Mutter, deren achtes Kind er war, und einer Madonna nicht die entfernteste Aehnlichkeit statt; alles was hier gealfanzt worden ist, gehört dem Mißverstande oder der frommen Täuschung einiger Missionaire, welche der Vernunft nicht zutrauen wollten, die Ideen von Gott und Unsterblichkeit, welche die Hindus besitzen, selbst zu erreichen, sich aber scheuten mit Fr. Schlegel anzunehmen: Gott habe sie den Heiden offenbart; sie suchten daher Aehnlichkeiten und fanden sie, um glauben zu können, die Hindus hätten die christlichen Urkunden gekannt und daraus geborgt. Daß unsere Symbolmystiker diese Irrthümer und Täuschungen ohne Untersuchung als wahr annehmen und den Faden noch weiter spinnen, liegt auf ihrem Wege.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir einige Blicke auf Polier's Mythologie werfen, weil sie bis jetzt von allen Parteien unbedenklich als Quelle benutzt worden ist. Der Symboliker glaubt, dies Werk „gebe den vollständigen Inhalt der Puranas, worin mehr die eigentliche Mythenfolge der Indier von den Incarnationen und von den ältesten Religionsinstituten Indiens u. s. w. hervortrete." Er nennt es „ein wichtiges Werk, das zur Zeit hauptsächlich die Grundlage unserer Kenntniß der eigentlichen indischen Mythologie enthält" (B. 1, S. 552). Wenn der Historiker auch (Antisymb. S. 100) über die Dame Polier als „Base Wischiwaschi" spottet und dem Symboliker nachweist, daß er in dem Buche manches findet, was nicht darin steht, nimmt er es doch selbst nicht in Anspruch, weil ihn hier, aus Mangel an Kenntniß indischer Mythen, die Kritik verläßt. Sehen wir das Buch selbst an. Gleich im ersten Capitel werden verschiedene Mythen in eine Art von System zusammengestellt, welche durch-

aus nicht zusammengestellt werden können. Brehm, oder Brahm, das unendliche Wesen, bringt zuerst Bhavani hervor; diese bringt wieder Brahma, Wischnu und Siva hervor, entweder aus einer Blase in ihrer Hand, oder aus drei Eiern, welche ihrem Schooße (ihrem Busen, sagt der Symboliker) entfallen; oder, heißt es nach einer andern Mythe, Bhavani bringt nur den Wischnu hervor, dieser schwimmt auf dem Urmeer, da keimt aus seinem Nabel eine Lotusblume, in dieser entsteht Brahma, und Brahma bringt dann weiter den Siva hervor (Mythol. des Indous. T. I, p. 152 — 156). Nun wollen wir nicht rügen, daß in der Hindumythologie die drei Götter weit älter sind als Brahm und Bhavani und lange verehrt wurden, ehe die Idee dieser Urwesen sich entwickelte, da wenigstens jüngere Mythen diese Abstammung lehren, wie sie mußten, sobald die Idee eines Urpaars dawar; daß aber Wischnu, als Hervorbringer des Brahma gedacht, zu einem Sohn der Bhavani gemacht wird, ist unverzeihlich. In allen Mythen, welche Brahma von Wischnu ausgehen lassen, ist dieser Bhagavat das große Urwesen selbst, von dem alle Dinge, auch Bhavani herkommen; dies mußten Polier und sein Lehrer wissen, wenn wir sie auch nicht darüber zur Rede stellen, nicht gewußt zu haben, daß alle Mythen von Bhayavat zu den jüngsten gehören. Was sollen wir aber sagen, wenn wir (S. 158 — 159) mit schon unrichtig an einander gereihten Mythen noch die Schöpfung der Geister, den Abfall eines Theils derselben, ihre Verstoßung in die Finsterniß, und, auf Bitte der Treugebliebenen, erfolgte bedingte Begnadigung durch das Mittel der Seelenwanderung vereinigt sehen? Das System der Ekhummeschalehre, zu welchem jene Geisterschöpfung gehört, und das System der Puranas, zu welchem die vorigen Mythen gehören, sind sich durchaus entgegengesetzt und können eben so wenig zusammengemischt werden, als Tag und Nacht, wenn nämlich Tag Tag, und Nacht Nacht bleiben, und nicht alles in eine unkritische Dämmerung sich verlieren soll, in welcher keine Gestalt mehr unterschieden werden kann. Zeigt dies schon, wie wenig sich Polier oder sein Lehrer Mühe gaben, die wie Mährchen behandelten Mythen genauer kennen zu lernen oder ihren Sinn aufzufassen, und macht dies gegen das Werk überhaupt schon etwas mißtrauisch; so steigt dies Mißtrauen noch höher, wenn man (S. 291) liest, was über den Ramayana des Walmiki gesagt wird. Walmiki, als Avatar des Brahma, soll 60,000 Jahre vor Rama gelebt und das Gedicht als Weissagung geschrieben haben. Es ist nicht wohl möglich, daß er dies Werk jemals gesehen habe, er müßte sonst gesehen haben, daß Walmiki in demselben als Zeitgenoß Rama's und in die Handlung ver-

wickelt erscheint; dennoch wird ein Auszug aus demselben geliefert. Da das Gedicht nun aber uns selbst vorliegt, zeigt sich, daß nichts von dem darin steht, was Polier daraus erzählt. Absichtliche Täuschung scheint hier indeß nicht stattzufinden, sondern eine, freilich sehr geringe Kenntniß der Literatur der Hindus verrathende, Verwechslung des jüngern Gedichts von Kalidasa, Raghu-wansa (das Raghu-Geschlecht), welches dieselben Gegenstände behandelt mit dem alten Ramayana. Aber welches Vertrauen kann man auf ein Werk setzen, in welchem solche Verstöße sich finden? In der Geschichte des Krisna wird das Werk indeß wichtiger und zuverlässiger; doch ist auch hier zu bedauern, daß die Auszüge aus dem Maha-Bharata und aus dem Bhagavat-Purana völlig durch einander gemischt sind, da in Bezug auf den letztern doch manches Verdächtige mit unterläuft, z. B. der bei der Geburt des Krisna eingeschobene bethlehemitische Kindermord — le massacre général de *tous les enfans au dessous de l'age de deux an* — welchen Kansa hier am Morgen nach der Geburt des ihm entronnenen Krisna befiehlt, und der wohl nur aus der französischen Uebersetzung genommen ist, wo er sein Daseyn wohl nur der Ermordung der unschuldigen ältern Geschwister des Krisna verdankt. Es wäre sonst kaum begreiflich, wie die nach solchen Aehnlichkeiten mühsam suchenden Jones und Wilfort, welche die Urschrift dieses Purana lasen und unzählige Mal anführen, nichts davon hätten finden sollen, oder wie diese Erzählung dem in der Geschichte des Krisna so ausführlichen Baldäus hätte entgehen können.

Sehen wir jetzt die Grundlage an, auf welcher der Symboliker das ganze Gebäude des Religionswesens der Hindus errichtet. „Indiens Religion (als ob Indien nur eine Religion hätte!) geht in die hohe Vorzeit zurück, und ihr Anfang läßt sich historisch nicht verfolgen. Jedoch im allgemeinen stellen sich uns von der frühen Vorwelt an bis auf unsere Zeit drei verschiedene Religionsperioden oder Systeme dar, die wir kürzlich durchgehen und im Sinne der Sage charakterisiren werden" (B. I, S. 568 fg.). „Die älteste Religion, welche in das Dunkel der Vorwelt zurücktritt, ist diejenige, welche durch Brahma, den Schöpfer der Welt, offenbart wurde, Brahmaismus. Diesem Brahma (dem höchsten Wesen, welches in der indischen Lehre von der Dreieinigkeit Gottes die erste Person ist, Gott der Vater), dem ersten Gott und Lehrer im Fleisch, haben vor vielen Jahrtausenden die Menschen auf fromme Weise, mit ihren Herzen in Heiligkeit und Unschuld, einfach, schlicht und rein gedient mit unblutigen Opfern, mit den Erstlingen der Früchte, mit der Milch der zahmen Thiere u. s. w." — — „Nachdem

diese erste Lehre etwa tausend Jahre gegolten, folgen nun Religionskriege. Es kommt Siva, die zweite Incarnation und bringt den Lingam, als Bild des Todes und Lebens. Die alte stille und einfache Feier mußte dem neuen Orgiasmus Platz machen. In wilden Festen berauscht sich die religiöse Phantasie, und blutige Opfer fallen an den Altären der schrecklichen Kali. Brahma's Tempel wurden umgestürzt, und nur in den Geheimschriften des Tempels von Tscheringam wußte man noch, es habe Brahma vormals Tempel, Altäre und Bilder gehabt wie Siva. Liebe und Leben, Zorn und Tod sind die Elemente dieses neuen Gottes und seines Dienstes. Es folgt Wischnu, die dritte Incarnation, welcher das wilde Feuer des Sivaismus sänftigt. Wischnu milderte den Lingamdienst, trieb aus den groben Stoff, vergeistigte und stumpfte ab die herbe Schärfe. — — Es ward aber die Sivasecte von den Anhängern des Wischnu nicht ausgerottet, sondern sie schloß größtentheils Friede, und jene ließ sich reformiren (welche?). Diese Reformation wird fortgesetzt durch Buddha, welcher im neunten Avatar sechsunddreißig Jahre nach Krisna's Tode auftritt. Letztere (Krisna) hatte den Lingamdienst ganz ausrotten wollen, welches aber mißlang" (S. 575—576). „Die jetzt in Hindostan herrschende Religion besteht theils aus Sivaiten, theils aus Verehrern des Wischnu und Buddhisten." (S. 578) (Dies soll wohl heißen: aus Sivaismus u. s. w.) — — „Die vierte Periode endlich ist die bevorstehende Periode des Gerichts. Im zehnten Avatar, am Ende des Kali-Yug, in welchem wir jetzt leben, wird Kalenk der Weltrichter herabkommen, zu richten die Lebendigen und die Todten" (S. 580).

Eine solche rein historische Uebersicht der Religion der Hindus, in welcher von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Zeiten nicht allein die Perioden ihrer Veränderungen genau nach Jahren — nach tausend — nach sechsunddreißig Jahren — sondern auch nach den begleitenden Umständen bestimmt werden, z. B. die Periode des Siva beginnt mit Kriegen, Brahma's Tempel und Bilder werden gestürzt; die Wischnuiten aber schließen Friede mit den Sivaiten, die sich reformiren lassen u. s. w.: eine solche Uebersicht, scheint es, könne nur auf genauer Durchforschung der Urkunden der Hindus ruhen, da sie eine in's Einzelne gehende Kenntniß der Geschichte des Volks voraussetzt. Dagegen wird gleich anfangs gesagt: diese Religion ginge bis in die hohe Vorzeit, und ihr Anfang lasse sich historisch nicht verfolgen; jedoch stellten sich diese Perioden im allgemeinen dar. Was soll das heißen? Sind denn die eben angeführten historischen Bestimmungen etwas, das sich im allgemeinen darstellt? Bedarf die geschichtliche Thatsache: nachdem der Brahmaismus etwa tausend

Jahre geherrscht hatte, brachen Religionskriege aus; Siva kam, Brahma's Tempel wurden gestürzt u. s. w., nicht auch geschichtlicher Beweise? und wo sollen wir die suchen? — in Görre's Mythengeschichte, bei Polier, Majer, Sonnerat, in dem Dabistan u. s. w.? Eine Darstellung all des Irrigen in dieser geschichtlichen, als Grundlage aufgestellten Uebersicht würde mehr Raum fordern als hier vergönnt ist; Rec. wird sich daher auf eine Prüfung der Stützpuncte derselben beschränken und dabei allein von unbestrittenen Urkunden der Hindus ausgehen.

Die Hauptfrage ist hier: ob der Brahmaismus, Sivaismus und Wischnuismus, insofern man das Unterscheidende in der Lehre der Anhänger des Brahma, Siva oder Wischnu darunter versteht, als auf einander folgend, als Zeitperioden, oder als nebeneinander bestehend, als bloße Sectenunterschiede zu betrachten sind? Die Frage über den Buddhismus müssen wir vor der Hand — wie den Weltrichter — ganz davon trennen, da die Buddhisten überall keine Secte der Vedaverehrer sind, und ein Buddha als Wischnuavatar nie vorhanden war. — Ueber das Entstehen der drei Hauptsecten, der Sivaiten, Brahmaiten und Wischnuiten, gibt uns ein Upanisad einen vollständigen Aufschluß. Der Verfasser gehört schon dem Pantheismus an, und darf daher nicht in ein sehr frühes Zeitalter hinaufgesetzt werden; allein er schöpft seine Nachricht aus einer Stelle des Veda, die er wörtlich anführt. Er betrachtet seinen Pantheismus zwar als die älteste Lehre und die drei Secten als jünger; allein dies wird niemanden stören, der mit den Urkunden der Hindus auch nur etwas bekannt ist, da jede Secte und zwar aus sehr begreiflichen Gründen dasselbe behauptet. Der Verf. sagt erst, daß viele den rechten Weg der Betrachtung verlassen hätten, und beruft sich dabei auf eine Stelle des Veda, in welcher es heißt: „Drei Abtheilungen von Geschöpfen verließen diesen (richtigen) Weg; viele betrachteten das Feuer und viele betrachteten die Sonne, welche ihr Licht in dieser Welt verbreitet, und viele betrachteten die Luft, welche alle Räume erfüllt." Nun wird gesagt, daß die drei Abtheilungen nicht allein die Menschen, sondern alle Geschöpfe umfaßten; dann heißt es weiter: „Viele, welche das Feuer betrachteten, wurden Feueranbeter (Feuerverehrer, und gelangten (nach dem Tode) zur Welt des Feuers; und viele, welche die ihr Licht verbreitende Sonne betrachteten, wurden Sonnenanbeter, und gelangten (nach dem Tode) zur Welt der Sonne; und viele, welche die den Raum erfüllende Luft betrachteten, wurden Luftanbeter und gelangten (nach dem Tode) zur Welt der Luft" (Oupnek'hat II, p. 35 fg.). Nun kann ferner streng erwiesen und mit

hundert Zeugnissen aus den Upanisads belegt werden: daß Siva, oder Rudra, der mythische Name für das Feuer, Brahma der mythische Name für die Sonne, und Wischnu der mythische Name für die Luft ist; wenn nämlich diese Naturwesen in der Mythe als Personen dargestellt und ihre Wirkungen in der Natur als Handlungen betrachtet werden. Die Phantasie der Mythensänger spielt mit diesen Personen und ihren Handlungen in ungebundener Freiheit; nicht allein wie ihre Naturansicht die Verhältnisse jener Wirkungen ordnet, wo dieser in der Wärme des Feuers, jener in dem Licht der Sonne, ein andrer in der das Leben erhaltenden Luft die wichtigste Wirkung und das erste Princip der Natur erkannt; sondern auch wie ein oft unreiner Sectengeist es fordert. Es ist umsonst, wenn man aus jenen ausschweifenden Dichtungen, in welchen jede Partei nur ihren Gott auf Kosten der beiden andern zu erheben sucht, den wahren Sinn jener Secten und ihr wirkliches Verhältniß gegen einander kennen zu lernen sucht. Diese liegen uns aber in den Upanisads und den Liturgien der Veda's klar vor Augen. Wenn bei Anquetil, im neunten und neunzehnten Upanisad (zum Atharvan und Yadschus gehörend), Rudra oder das Feuer als das höchste der Wesen und das All dargestellt wird, so ist darin dennoch von der Sonne und der Luft die Rede; eben so ist im einundzwanzigsten (zum Atharvan gehörend), in welchem die Luft Wischnu als höchstes Wesen und das All dargestellt wird, von Sonne und Feuer die Rede. In den Upanisads, welche dem reinen Pantheismus angehören und alles aus Brahm als dem Urwesen ableiten, stehn dann bei der Erklärung des Oum die drei Wesen: Feuer, Sonne und Luft, oder auch dann und wann die mythischen Namen derselben, Siva, Brahma und Wischnu, mit den ihnen zugehörigen drei Veda's und ihren drei Welten oder Paradiesen immer neben einander. Jede Secte verehrte zwar ein Wesen als das höchste, schloß aber keineswegs die beiden andern von der Verehrung aus. Sehen wir ferner die Liturgien, Gebete und Anrufungen an, deren sich alle Hindus, Sivaiten und Wischnuiten bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen, sowohl den täglichen als bei außerordentlichen Gelegenheiten und Festen bedienen, welche Colebrooke (As. Res. V, p. 345 — 368 und VII, p. 232 — 311) übersetzt hat, und die theils aus dem Yadschus, theils aus dem Saman genommen sind: so gehet klar und ganz unwiderleglich daraus hervor, daß alle Hindus bis diesen Augenblick vorzüglich das Feuer, die Sonne und die Luft verehren, ihnen aber das Wasser, den Mond, die Erde und einige andre Naturwesen an die Seite setzen; daß die mythischen Namen derselben, Siva, Brahma, Wischnu,

Waruna, Tschandra u. s. w. äußerst selten und dann als Bezeichnung jener Naturwesen vorkommen. Diese Liturgien gehören der ältesten Zeit an, werden gebraucht wie die Veda's sie lehren, aber durch symbolische und allegorische Erklärungen den reiferen Religionsbegriffen angepaßt, welches vorzüglich der Zweck der Upanisads ist.

Wenn aus dem Angeführten nun hervorgeht, daß die Sivaiten, Brahmaiten und Wischnuiten, als Secten vom Anfange der Bildung des Volks an, neben einander bestanden und noch neben einander bestehen, so ist dadurch die historische Grundlage des Symbolikers, welcher sie in bestimmten Zeiträumen auf einander folgen läßt, durchaus widerlegt. Wollte man behaupten, daß doch wohl eine oder die andre sich früher aus dem allgemeinen Naturdienst „durch Betrachtung" (der größern oder geringern Wirksamkeit dieser Wesen) entwickelt haben werde, so scheint die Ordnung wohl dieselbe zu seyn, in welcher das Upanisad die Secten anführt: zuerst Feuerdienst, weil er dem noch rohen Sinne am nächsten lag; dann Sonnendienst, der schon ein gen Himmel gerichtetes Auge und eine etwas erweiterte Naturansicht fordert; zuletzt Luftdienst, der schon zu seiner Ausbildung Beobachtung und Ueberlegung voraussetzt; ja man könnte annehmen, daß Sonnenverehrung sich im Feuerdienst, Luftverehrung aber aus beiden entwickelt habe. Geschichtlich kann dies aber nicht nachgewiesen werden; und unser Upanisad wie alle historischen Andeutungen setzen alle drei Secten unbedingt neben einander. Hierdurch fällt nun alles weg, was der Symboliker (B. I, S. 576) nach Majer über die Aufeinanderfolge der drei Namen, und der Historiker (Antisymb. S. 119) dagegen und darüber sagt. In den Upanisads steht bald dieser bald jener, am öftern Siva voran; oft werden die Namen mit Indra zusammengestellt, und nicht selten nimmt dieser den ersten Platz ein, wovon hernach. Aber, kann man einwerfen, die Secte des Brahma soll doch, allen Nachrichten zufolge, erloschen seyn; dieser Gott hat keine Tempel, keinen öffentlichen Dienst mehr, ja in der Symbolik (B. I, S. 576) heißt es sogar: „daß Brahma in der Verehrung der jetzigen Hindus ganz in den Hintergrund gestellt ist, daß er keine Tempel und Bilder habe und überhaupt im Cultus so zu sagen verschollen sey." Alle diese Angaben ruhen theils auf Unkunde, theils auf Mißverstand, da man einige Sectenmythen als allgemein nimmt. Daß Brahma bei allen Secten in der Sonne noch eben die Verehrung genießt, als Siva im Feuer und Wischnu in der Luft, ist eben gezeigt worden. Die Gegenden, welche durch Missionaire und Reisende am bekanntesten sind, werden von Sivaiten und Wischnuiten bewohnt. Die erstern weihen nur dem

Siva, die letztern nur dem Wischnu Tempel, und in jedem Tempel werden nur die Feste des Gottes, dem er geweiht ist, und die Feste seiner Angehörigen gefeiert; doch fehlt allen Nachrichten zufolge auch Brahmas Bild in keinem. Aber eben so wie die Secten der Feuerdiener und der Luftdiener fortdauern, so dauert auch die Secte der Sonnendiener fort, die in der Sonne noch jetzt das höchste Wesen und Brahm selbst verehren (As. Res. VII, p. 282). Daß diese drei Secten sich jemals feindlich gegenübergestanden, oder die Sivaiten die Brahmaiten mit Gewalt unterdrückt und ihre Tempel und Bilder zerstört hätten, davon findet sich geschichtlich nicht die geringste Spur; und sonderbar ist es, wenn man sich dabei auf „Geheimschriften" in einem alten Tempel beruft (Symb. B. I, S. 575), welche aussagen sollen: Brahma habe in alten Zeiten gleich dem Siva eigene Tempel und Bilder gehabt, da dies niemand bezweifelt, er Bilder noch überall und als Sonne noch seine eigenen Tempel hat. Die Nachricht ist um so sonderbarer, da der Tempel zu Tscheringam, in welchem die Geheimschriften vorhanden seyn sollten, ein alter Buddhatempel ist, dessen die Brahmanen sich in jüngerer Zeit erst bemächtigten. Daß diese drei Secten sich gegenseitig herabsetzen, anfeinden, und jede den Hauptgott der andern zu verkleinern sucht, um den ihrigen zu heben, liegt in den vielen sich entgegengesetzten Sectenmythen, die wohl von den allgemeinen Mythen zu unterscheiden sind, klar vor Augen. Die Verfasser des Ramayana waren Brahmaiten, daher ist Brahma in demselben der höchste Gott und seine Beschlüsse sind das Schicksal. Da wünschen die Himmlischen einmal zu erfahren: ob Wischnu's Bogen oder Siva's Bogen der stärkere sey? Ihnen zu gefallen veranlaßt Brahma einen Kampf zwischen den beiden Göttern, wobei Himmel und Erde erschüttert werden; aber Wischnu ist Sieger (Ram. B. I, p. 617). Der Sivait wendet die Erzählung um: er läßt den Wischnu mit dem Brahma kämpfen und Siva dabei als das höchste Wesen erscheinen. Der Sectengeist erscheint darin aber schon gesteigert, indem Brahma tief herabgesetzt und von Siva zur Strafe der öffentlichen Verehrung beraubt wird (Baldäus, S. 444 — Sonnerat, Th. 1, S. 129 —). Im Maha-Bharata erzählt ein Brahmait, daß, wie Brahma durch den Wiswakarman die schöne Tilottama hatte bilden lassen, und sie durch die Himmlischen hin zur Erde schwebte, Siva sie mit so gierigen Blicken ansah, daß ihm nach allen Seiten noch ein Kopf herauswuchs, und er nun fünf Köpfe hatte (Ardschuna von Bopp, S. 43). Der Sivait wendet die Erzählung gleichfalls um und läßt den Brahma so lüstern hinter seiner Tochter hersehen, daß auch ihm noch vier Köpfe wachsen; aber auch hier

erscheint der Sectenhaß gesteigert: denn erbittert über diese Lüsternheit schlägt ihm Siva den fünften Kopf ab (Polier I, p, 175). Die zahlreichen Mythen der Wischnuiten, in welchen Brahma eine sehr untergeordnete Rolle spielt, und Siva nur durch Wischnu's Hülfe sein Leben rettet (Polier I, p. 222 etc.) sind bekannt. Diese Parteimythen, so deutlich dem unbefangnen Forscher auch ihr Sinn entgegentritt, sind für den Symboliker Hüllen der tiefsten Geheimnisse und geben zu Deutungen Anlaß, welche nie einem Hindu in die Gedanken kommen konnten. Wir werden dies zeigen, wenn wir genauer prüfen, was über die drei Götter, sowohl über jeden einzeln, als über alle drei, als Dreieinigkeit, gesagt ist.

„Brahma ist der Fleisch gewordene Gott, die erste Incarnation, der erste Lehrer im Fleisch. Er theilt das höchste Gesetz, das ihm der ewige Gott in der himmlischen Sprache offenbart, und welches er in die Sanskritsprache übersetzt hatte, der Menschheit mit." Er ist „in der indischen Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes die erste Person, Gott der Vater." Nach der „reinern Theorie der Indier" hat das „einige, höchste Wesen sich in ihm als Schöpfer offenbart" (B. I, 586). Bleiben wir jetzt bei diesen Sätzen stehn. Brahma ist der Fleisch gewordene Gott, die erste Incarnation. Wie soll man das verstehen? In allen Bruchstücken, welche wir aus den Veda's und Puranas haben, in den Upanisads und bekannten mythischen Gedichten findet sich nichts, das zu einer solchen Vorstellung berechtigte; soll sie sich auf die sogenannten Avatars beziehen, — die wir gleich näher kennen lernen werden — so fällt das Unpassende gleichfalls auf, da, während diese auf der Erde als Thier oder Mensch leben, der Gott selbst ruhig in seinem Paradiese thront. Allein der Zusatz: der Ewige habe dem Brahma das Gesetz in der himmlischen Sprache offenbart, welches er in das Sanskrit übersetzt und den Menschen mitgetheilt habe, zeigt die Quelle, aus welcher hier geschöpft wurde, und den Mißgriff, der dabei stattfand. Warum wurde unter den zahlreichen Citaten gerade diese Quelle verschwiegen? Es ist die mißverstandene Nachricht, welche Holwell (historische Nachrichten von Hindostan u. s. w. S. 186) mittheilt. Das Religionssystem, welches im Sastra des Brahma enthalten ist, und welches Ekhummescha (der Ewige) dem Brahma (Birmah) in der himmlischen Sprache offenbart haben soll, weicht nicht allein von der Vedalehre außerordentlich ab, sondern ist ihr dergestalt entgegengesetzt, daß die Anhänger desselben die Veda's und Puranas als untergeschoben und für Betrug erklären und so erklären müssen, wenn ihr eignes Buch als echt gelten soll. Da die Menschen, heißt es, zu

Anfange dieses vierten Zeitalters so böse wurden, hatten die himmlischen Geister Mitleid mit ihnen und glaubten: dies rühre daher, daß sie das anfänglich von Birmah (d. i. Brahma dem Schöpfer) ihnen mündlich mitgetheilte Gesetz vergessen hätten. Sie baten daher Ekhummescha: er möge dies Gesetz den Menschen schriftlich geben. Der Ewige bewilligte die Bitte, und nun erboten sich alle himmlische Geister, dies Geschäft der schriftlichen Mittheilung zu übernehmen. Der Ewige suchte einen Geist aus, befahl dem Birmah diesem das Gesetz in der Sprache des Himmels zu dictiren; dieser stieg nun unter dem Namen Brahma (der Gesetzgeber) auf die Erde herab, wurde Mensch, beherrschte die Indier und übersetzte das empfangene Gesetz in die Sanskritsprache. Der Lehrer, welcher in dieser Mythe Fleisch wird, ist kein Gott, ist nicht Birmah oder Brahma, der erste der drei großen Götter, sondern ein untergeordneter Geist, und das Gesetz, welches er empfängt, übersetzt und bekannt macht, ist der Sastra des Brahma und nicht die Veda's. Welch eine Verwechslung von an sich ganz unvereinbaren Gegenständen herrscht in diesen Vorstellungen des Symbolikers! Aber die Verwirrung geht noch weiter. Holwell erzählt die Geschichte dieses geschriebenen Gesetzes und fällt dabei in den Irrthum, die Geschichte des Veda mit der Geschichte seines Sastra zu verwechseln. Da der Symboliker nun von Anfang den Sastra mit dem Veda verwechselt, hätte er hier zufällig das Rechte getroffen, wäre er nicht in noch auffallendere Mißverständnisse gerathen. Holwell schrieb im Jahre 1766, wo die Brahmanen das 4866ste Jahr des jetzigen Zeitalters zählten, dessen Anfang sie 1600 Jahr vor Christus setzen. Da nun zu Anfange desselben die schriftliche Bekanntmachung des Gesetzes angenommen wurde, sagt Holwell: es wurde vor 4866 Jahren bekannt gemacht. Nun scheint — eine andre Erklärung ist hier kaum zuläßig — der Symboliker, oder ein anderer dem er folgt, etwa 1806 sein Excerpt gemacht zu haben, wo es dann natürlich vor 4900 Jahren heißen mußte. Statt aber zu schreiben: vor dem Jahr 1806, heißt es (B. I, S. 571) „vor unserer Zeitrechnung." Dabei wird noch (S. 577) aus Görres angeführt, Vyasa habe die achtzehn Puranas bei der Spaltung des Buddhismus 1600 Jahre vor Christus verfaßt, ohne zu merken, daß dies eben die obige Zahl 4900 ist, deren Anfangspunct 1600 vor Christus fällt, und die allein auf den Sastra angewendet ist, keineswegs auf Veda's oder Puranas.

Wenn der Symboliker von dem schriftlichen Gesetz weiter sagt: „Es ist aber dasselbe nach den vier Kasten, so daß jeder ein Buch zukommt, eingetheilt in vier Bücher: Ritsch, Yadschus, Saman und Atharvan, von welchen jedoch dies letztere verloren

gegangen und in neuer Form wieder hergestellt worden ist;" so hat die Kritik weiter nichts dabei zu thun, als anzuzeigen: daß bei dem letzten Wort dieser Behauptung auf eine Note unter dem Text hingewiesen ist, welche wörtlich so lautet: „S. die Beweise hierüber im vorigen §." Sieht man auf diesen zurück, — es ist der vierte — so findet man eine „Uebersicht der indischen Baudenkmale," und keine Sylbe von dem was man sucht. Geht man weiter zu §. 3 zurück, so handelt er allerdings von „indischen Quellen" und den Veda's insbesondere. Aber was findet man hier? Einen kurzen Auszug aus Colebrookes bekanntem Beweise der Echtheit aller vier Veda's; wobei nur bemerkt wird: daß Colebrooke doch im Atharvan einige später eingerückte Abschnitte zugebe; und in einer Note wird noch gesagt: Majer halte den vierten Veda für später geschrieben (B. I, S. 550), weiter nichts; von dem, was man zu suchen berechtigt ist, Beweise, daß von den vier Veda's jeder Kaste einer zukomme, daß der vierte aber verloren gegangen und in neuer Form wieder hergestellt sey, — kein Wort! — An den Behauptungen selbst ist aber auch, die Zahl vier und die Namen abgerechnet, kein wahres Wort.

Brahma wird hier indeß als der Offenbarer der Veda's betrachtet, und dies ist seit langer Zeit ein Glaubensartikel der Hindus, der jedoch in den ältesten Zeiten schwerlich allgemein war. Dieser Offenbarer der Veda's ist aber keineswegs der herabgesandte Geist, der den Sastra in die Sanskritsprache übersetzte, sondern der erste der drei großen Götter, die Sonne. In der ausführlichen Mythe von der zweiten Offenbarung des weißen Yadschus, welche Colebrooke in seinem Aufsatz über die Veda's (As. Res. VIII, p. 377 —) mittheilt, kommt der Name Brahma gar nicht vor, sondern statt seiner wird immer die Sonne genannt. Die Gründe, welche Recensenten überzeugt haben, daß die Lehre: Brahma habe alle vier Veda's offenbart, nicht den alten Zeiten angehöre, sind folgende. Colebrooke führt in der eben genannten Abhandlung, aus dem Ritschveda folgende Stelle an: „Der Ritsch hat seinen Ursprung aus dem Feuer, der Yadschus aus der Luft, der Saman aus der Sonne." Verbindet man damit die zahlreichen Stellen aus den Upanisads, wo bei der Erklärung des Oum diese drei Götter mit den drei Veda's zusammengestellt werden, so daß z. B. das O das Feuer (Siva), den Ritsch u. s. w.; das U die Luft (Wischnu), den Yadschus u. s. w. und das M die Sanne (Brahma) den Saman u. s. w. bedeutet, so dringt sich die Ueberzeugung auf: der Ritsch sey in der Secte der Feuerverehrer, der Yadschus in der Secte der Luftverehrer, und der Soman in der Secte der Sonnenverehrer gebildet worden. Die Lehre: Brahma habe die Veda's alle drei

offenbart, konnte sich erst ausbilden, da bei dem sich deutlicher entwickelnden Pantheismus die drei Götter in ein anderes Verhältniß traten und jeder einen bestimmten Wirkungskreis erhielt, da früher jede Secte ihren Veda auch ihrem Gott zuschrieb. Dadurch wird verständlich, wenn es in den alten Manugesetzen heißt, daß der höchste Herr die drei Vedas aus dem Feuer, der Luft und der Sonne, gleichsam gemolken habe. Ist diese Ansicht richtig, so setzt der vierte Veda auch das Vorhandenseyn einer frühern vierten Secte voraus, und es kann hier nur angedeutet werden, daß dies wahrscheinlich die Secte des Indra war, die aber frühzeitig mit den drei übrigen, und vorzüglich mit den Sivaiten zusammenschmolz. Das älteste Menschenopfer, dessen der Ramayana (Ram. B. I, p. 512) gedenkt, sollte dem Indra gebracht werden. In den Upanisads wird er häufig mit, ja vor den drei andern Göttern genannt (wie Oupn. III, p. 1. 71. 166 u. s. w.). Entscheidend ist aber eine Stelle in Manu's Gesetzbuch, wo (XII, 123) die besondern Secten aufgezählt werden, welche Brahm, oder das große Urwesen, in einer besondern Form verehren. „Einige," heißt es, „beten ihn an als alldurchdringend, gegenwärtig im elementarischen Feuer (als Siva), andere im Manu, als Herrn der Geschöpfe, oder dem unmittelbaren Agenten in der Schöpfung (Manu und Brahma werden im Gesetzbuch oft als eins genommen). Andere beten ihn an als deutlicher gegenwärtig im Indra, den Herrn der Welten und des Dunstkreises, andere in der reinen Luft (Wischnu), andere in dem ewigen höchsten Geiste" (die Anhänger der Vedanta, bei denen aller Sectenunterschied verschwindet). Hier wird die Secte des Indra nicht allein den drei andern großen Secten gleich, sondern der Secte des Wischnu sogar vorgesetzt. Daß diese Secte sich aber in spätern Zeiten auflöste und in andere überging, leidet kaum einen Zweifel. Indra sank nun von einem König aller Götter, wie er noch im Ritsch (As. Res. VIII, p. 411) erscheint, zum König der untern Götter herab; doch wird er in den drei diesem Veda angehörenden Upanisads als Brahm, oder das Urwesen selbst, dargestellt (Oupn. II, p. 51. 368 sq.) Aus diesem Verschmelzen der Indrasecte mit den drei übrigen geht nun von selbst das Verhältniß des vierten, ihr zugehörenden Veda zu den drei andern hervor; er wird als göttlich anerkannt, steht aber im Ansehn unter ihnen. Der Grund dieses geringern Ansehns liegt eigentlich in der mystischen Erklärung des Oum, wodurch die drei ersten Vedas in die mannigfaltigste Verbindung mit allen religiösen Ideen traten, der vierte aber nicht in Betracht kommt. Dies wird in der Hauptstelle über das Verhältniß dieses Veda zu den übrigen in

gegangen und in neuer F ... (Oupn. I, p. 16) mit klaren
hat die Kritik weiter n ... „die drei Vedas, Ritsch, Yadschus
bei dem letzten Wor ... fang (oder die Wurzel, das Ursprüng-
dem Text hingewi ... (Oum); der vierte Veda Atharvan, da
weise hierüber i ... hinzutrat (oder: aus ihnen hervorging),
es ist der vie ... (nämlich in den Erklärungen und Beziehun-
Baudenkm ... Liturgien verwebten Oum). — Rec. muß die
man we ... ſere Andeutungen sich vorbehalten, da er überzeugt
schen F ... darin niedergelegte Ansicht von dem Ursprunge der
man ... ihrem Verhältniß untereinander selbst Licht über
wei ... nicht unwichtige Gegenstände verbreitet, die hier zu be-
de ... der Raum verbietet. — Kehren wir zu unserem Symboliker
zurück!

Wenn Siva die zweite und Wischnu die dritte Incarnation der Gottheit genannt werden, so fällt dies nach den oben angeführten Gründen nicht allein der Zeit nach, weil es in Bezug auf Siva und Wischnu keine zweite und dritte Periode gibt, sondern auch der Sache nach weg, weil die Vedalehre solche Incarnationen nicht kennt, wie gleich erwiesen werden wird. Was nun hier über Perioden und in ihnen sich folgenden Systeme gesagt worden ist, muß auch auf die Schriften von Majer, der zuerst diese Vorstellung zu begründen suchte, und auf Richters Lehrbuch angewendet werden, weil darin dieselben Meinungen aufgestellt sind. Mit besonderer Rücksicht auf letztere Schrift, deren Verfasser das rühmliche Bestreben zeigt, seine Angaben auch geschichtlich zu begründen, mögen noch folgende Bemerkungen hier Platz finden. Wenn wir die bekannte Streitfrage: ob die Menschen mit einem Stande der Unschuld und Heiligkeit, oder in einem rohen Naturstande anfingen, ganz auf sich beruhen lassen, ist doch so viel erweislich, daß ein solcher Unschuldsstand, wie er angenommen wird, in welchem nach Richter: (S. 2), „der Mensch Instinctwesen, aber sein Instinct der ihm bestimmten höhern Sphäre angemessen war; daß dazu insbesondere ein Erkennen des höchsten Wesens durch Instinct, gleichsam durch göttliche Offenbarung, gehörte;" oder wie der Symboliker (B. 1. S. 569) diesen Zustand als Brahmaismus beschreibt: „diesem Brahma — — haben vor vielen Jahrtausenden die Menschen auf fromme Weise mit ihren Herzen in heiliger Unschuld, einfach, schlicht und rein gedienet mit unblutigen Opfern, mit den Erstlingen der Früchte, mit der Milch der zahmen Thiere u. s. w.;" daß dieser Zustand durchaus nicht mit dem Brahmaismus verbunden werden kann, wenn wir auch annehmen wollten, er sey als eine Periode dem Sivaismus vorausgegangen. Die Veda's gehören — wenigstens die drei ersten — nach der allgemeinen Annahme

dem Brahmaismus an, und alle schreiben blutige Opfer vor, und nach den Manugesetzen (V. 23) war es Herkommen aus „der grauen Vorzeit, daß Thiere geopfert wurden, welche das Gesetz zu essen erlaubte." Der Sivaismus, wäre er auch jünger gewesen, hätte also nicht erst blutige Opfer einführen können, welche das Volk von seiner grauen Vorzeit an schon kannte und das Opferfleisch genoß. Nun finden wir aber ein merkwürdiges Gesetz (V. 35) wo bei der schwersten Strafe befohlen wird, von dem Fleisch des Thieropfers zu essen. Je höher wir in der Geschichte der Hindus hinaufsteigen, je gewöhnlicher erscheinen Menschenopfer. Der Ramayana wird gleichfalls in die Periode des Brahmaismus gesetzt, und wenigstens gehören die Verfasser desselben zu den Brahmaiten. Fünf Menschenalter vor Rama wollte einer seiner Vorfahren, König Amborisa, dem Indra ein Menschenopfer bringen, um von dem Gott Macht und langes Leben zu erhalten, und ein heiliger Brahman verkauft ihm dazu den mittelsten seiner drei Söhne für Gold und Kühe (Ramayana B. I. S. 512 fg.). Nun geben wir gern zu, daß man in der Episode, in welcher dies erzählt wird, keine geschichtlichen Thatsachen zu suchen hat, aber unbestreitbar geht aus dem Gedicht die Ansicht jener Zeit über solche Opfer, und die rohen Absichten hervor, warum man sie veranstaltete; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß man das Fleisch dieser unglücklichen Opfer eben so gut verzehrte, wie das Fleisch der geopferten Thiere, da nach den beiden oben angeführten Gesetzen von allen Opfern gegessen werden mußte, und nur geopfert werden durfte, was das Gesetz zu essen erlaubte; auch kommt im Ramayana Indra zu, von dem Menschenopfer „seinen Antheil zu empfangen," wie dies bei den andern Opfern, welche gegessen werden, immer von den Göttern bemerkt wird. Was hier aber wohl entscheidet, ist ein unstreitig jüngeres Gesetz (XI. 154), in welchem verboten wird Menschenfleisch zu essen. Dies Verbot setzt doch offenbar voraus, daß es früher geschah, und wahrscheinlich nur bei Opfern, wenn man diese Unschuldsmenschen nicht ganz zu Kanibalen machen will. Nichts gibt ein deutlicheres Bild von dem äußerst rohen Zustande, aus welchem das Volk der Hindus sich nach und nach emporarbeitete, als die alten Manugesetze, welche niemand übersehen darf, der dies Volk geschichtlich kennen lernen will, da die darin aufbewahrten ältesten Gesetze, Gebräuche, und Sitten der „grauen Vorzeit" unstreitig mehr Glauben verdienen, als Hypothesen, welche auf schwankenden Mythen und unerwiesenen Voraussetzungen ruhen.

Kehren wir zu dem zurück, was der Symboliker weiter über Brahma sagt: Brahma ist der fleischgewordene Gott, aber

dies Fleischwerden ist nicht freiwillig, ist ihm Strafe für seinen Fall, zu welchem er sich durch Unredlichkeit und aus Stolz hinreißen ließ. Er hatte nach der Schöpfung die Unterwelt entwendet, um sie für sich zu behalten; der Betrug wurde aber von Wischnu und Siva entdeckt, und er gezwungen das Entwendete wieder herauszugeben (B. I. S. 627). Doch ward er stolz darauf, die vier Vedas offenbart zu haben, er dünkte sich mehr zu seyn als die beiden andern Götter, auch gelüstete ihm nach seiner Tochter Sursety, die aber entfloh, wobei er ihr so lüstern nachsah, daß ihm noch vier Köpfe wuchsen, aber Siva schlug ihm „im Zorn über seine Lüsternheit und Sinneslust den fünften Kopf ab. Diese Anmaßung, dieser Hochmuth und diese Fleischeslust mußten dem höchsten Wesen mißfallen, und zur Demüthigung seines Stolzes und zur Strafe sinkt die Wohnung des Birmah, Birmlok, aus den himmlischen Sphären in die untern Regionen, unter den letzten Patal herab.“ Nun thut er Buße, wird begnadigt, doch ihm als Strafe auferlegt: viermal im Fleisch geboren zu werden, und die Thaten des Wischnu zu beschreiben (B. I. S. 629). Dies alles wird hier von demselben Brahma erzählt, der kurz vorher die erste Person in der indischen Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes, Gott der Vater genannt wird; der dort Mensch wird, um den Menschen sein Gesetz zu offenbaren, und dem sie tausend Jahre mit Unschuld des Herzens dienen! Selbst die Symbolik des Symbolikers möchte doch kaum auslangen, hier Zusammenhang zu finden! Dort ist Brahma eine und zwar die erste Person von den Dreien, die das Wesen der Gottheit ausmachen; hier ist er ein Geschöpf jenes Wesens, welches sündigt und, als Sünder, nach seiner Reue zwar begnadigt, aber zugleich bestraft wird. Daß hier übrigens die einseitigsten Parteimythen, welche schon oben charakterisirt wurden, auf Brahma angewendet und als allgemein genommen sind, bedarf kaum bemerkt zu werden; auch sind sie ganz willkürlich zusammengestellt, so daß als Ursach und Wirkung erscheint, was bei Polier, aus dem hier geschöpft worden ist, als unabhängig von einander erzählt wird. So ist die Gegenmythe von der Sursety und den vier neuen Köpfen, welche der Sivait den Brahmaiten zurückgibt, so gestellt, als gäbe sie den Hauptgrund zu dem Herabstürzen der Welt des Brahma her, wovon Polier nichts weiß. Jener Mythe von dem stolzen Heraufsteigen, dem Raube der Unterwelt und dem Herabstürzen unter dieselbe, scheint eine alte Ansicht des Brahma als Sonne zum Grunde zu liegen, welche die beiden andern Secten gegen die des Brahma geltend machten. Stolz erhebt sich die Sonne am Morgen bis über die Oberwelt, und dann hat sie die Unterwelt verborgen, aber sie

muß am Abend wieder bis unter dieselbe herabsinken, sie wieder sichtbar machen, herausgeben. Wir werden weiterhin sehen, wie man die Bewegungen der Sonne auf Brahma anwandte, indem man ihn alle Jahre sterben und alle Jahre wieder geboren werden ließ. Daß in vorliegender Mythe in der That von dem Herabsinken der Sonne die Rede sey, scheint daraus hervorzugehen, daß nicht allein Brahma herabgestürzt wird, sondern Birmlok, seine Welt, diese ist aber, seitdem die Mythe Brahma, als Person, von der Sonne trennte, der Körper der Sonne selbst (Oupn. II, p. 147. 265 etc.). Der Sivait mischt dieses stolze Aufsteigen Brahmas und seinen Fall in die Mythe seines Kampfs mit Wischnu, wo Siva als höchstes Wesen erscheint, den Brahma straft und nach der Reue begnadigt, wie schon angeführt ist. Wir haben schon bemerkt, daß jede Secte ihre eigenen Mythen hat, worin sie die Götter der andern Secten streiten, den ihrigen aber entscheiden läßt. So erzählt Baldäus (Beschreibung der ostindischen Küsten — Amsterdam 1672. S. 446) eine Mythe, welche der Secte des Indra angehört. Hier gerathen alle drei Götter, Brahma, Wischnu und Siva, in Streit über ein Kind, das in aller Hinsicht allen dreien angehört (und welches im Grunde eins mit Kartikeya ist), und da eben der furchtbare Kampf beginnen soll, tritt Indra zwischen sie und stiftet dadurch Friede, daß er das Kind für sich nimmt. Diese Parteimythen, wir wiederholen es, müssen sorgfältig von den allgemeinen unterschieden und alles davon abgezogen werden, was der Partei angehört, wenn von einer richtigen Deutung die Rede seyn soll.

Sehen wir jetzt die vier Fleischwerdungen „Wiedergeburten,“ selbst an, zu welchen Brahma verurtheilt ist, um seine Verbrechen auszusöhnen. Es sind: 1) der Rabe Kagbossum, dem der Markondeya-Purana in den Schnabel gelegt wird. 2) Walmikk, der angebliche Verfasser des Ramayana. 3) Badschas, oder Wyasa, der als Verfasser des Maha-Bharata und der achtzehn Puranas betrachtet wird, und endlich 4) der hochgefeierte Dichter Kalidasa. — Zwei Fragen bringen sich hier sogleich auf: warum vergißt der Rabe Kagbossum den Zweck, weswegen er aus dem Ei kriecht, nämlich die Avatars des Wischnu zu beschreiben, und beschreibt in seinem Purana das Leben eines Heiligen, der ein Sivait war, und den Kampf der Durga, d. i. der weiblichen Hälfte des Siva? — Warum spricht der Symboliker nur von diesen vier Avatars des Brahma, da er doch vorhin selbst seiner frühern Fleischwerdung als Mensch gedenkt, und Polier noch vieles von einer fünften Avatar, dem Bären Dschamvent, zu erzählen weiß? Freilich würde dieser Bär sich sehr gegen die aufgestellte Erklärung der Brahma-Avatars sträuben, und so

ist besser, zu thun, als ob er nicht vorhanden wäre — gleichwohl wollen wir den Anfang unsrer Untersuchung über diese Avatars damit machen. Die älteste Nachricht von dem Bären Dschamvent finden wir im Ramayana, der, wie schon öfter erinnert worden, Brahmaiten zu Verfassern hat. Wischnu senkt sich hier auf einmal in vier Avatars, vier Brüder, unter welchen Rama den größesten Theil der Gottheit erhält, daher fast immer allein genannt wird, und dessen Bestimmung ist: den Riesenkönig Ravana zu bekämpfen. Zu diesem Kampf macht der Dichter gewaltige Zurüstungen. Zuerst unterrichtet Wiswamitra den Rama im Gebrauch aller Arten von Waffen, und wie kleidet der Dichter dies ein? „Empfange, sagt der Lehrer, von mir die göttlichen Waffen ohne Rückhalt; ich halte dich würdig alle Waffen zu besitzen, mit deren Natur ich bekannt bin. Zuerst gebe ich dir die göttliche Brahmawaffe, den Schrecken der drei vereinigten Welten;" nun folgt ein kaum zählbares Heer von Waffen, wovon jede einer besondern Gottheit beigelegt und personificirt wird. Es finden sich darunter Dürre, Feuchte, Blitzstrahl, Flamme, Kopfspalter, Feindezerhauer, Falschheit, Kraft, Kraftvernichter u. s. w. Der Lehrer übergibt dies Heer nun dem Schüler und lehrt ihm die unvergleichlichen Vedasprüche, durch welche er ihrer Herr wird. Nun nahen sich ihm die Waffen, umringen ihn mit gefaltenen Händen und sagen: „Befiehl uns, mächtiger Raghusohn!" Er übersieht sie, übt, oder handhabt sie, und entläßt sie dann mit den Worten: „Wartet alle auf mich, bis ich mich eurer erinnere" (Ramayana B. I. S. 289 — 296). Der Sinn dieser echt orientalischen Dichtung liegt so offen, daß man ihn nicht verkennen kann; doch die bloße Kenntniß des Gebrauchs der Waffen scheint dem Dichter nicht hinreichend; die Hauptsache läßt er von Brahma selbst ausgehn. Dieser, als höchster Herrscher, ruft alle Götter zusammen und gibt ihnen den Befehl: „Zeuget mit den vornehmsten Apsaras, den Gandharvas, den Töchtern der Yakschas und Hydras, mit den Bärinnen und Affinnen Söhne, die an Kraft euch selber gleichen, die Affengestalt haben, aber fähig sind jede Gestalt anzunehmen, und Wischnu im Kampf für die allgemeine Sache als mächtige Begleiter folgen; die geschickt sind in allen Künsten der Täuschung, tapfer, schnell wie der Wind, bekannt mit den Gesetzen der Tugend, verständig, an Kraft dem Wischnu gleich, unverwundbar, erfinderisch in Kriegslist, mit göttlichen Körpern versehen, bekannt mit allen Arten der Waffen, und unsterblich wie die, welche Amrita tranken," und setzt dann wohl hinzu: „aus meinem weit geöffneten Munde wurde schon der mächtige Bär Dschambuvan hervorgebracht" (Ramayana B. I, S. 223 —). Dieser

Bär wäre also keine Avatar des Brahma, sondern ein Geschöpf, das aus seinem geöffneten Munde, d. i. durch sein Wort hervorging, wenn der Dichter hier an einen wirklichen Bären gedacht hätte, was aber offenbar nicht der Fall ist. Man mißversteht die Dichtung ganz, wenn man hier an die Schöpfung wirklicher Bären oder Affen denkt, Bärinnen und Affinnen werden ja schon vorausgesetzt, wie alle übrigen genannten Mütter. So wie jene lebendigen, redenden und als Personen eingeführten Waffen nicht anders als sinnbildlich zu verstehen sind, so auch diese in alle Gestalten sich wandelnden göttlichen Wesen; sie sind Sinnbilder der Kraft, Tapferkeit, List, Klugheit, Treue u. s. w., welche bei dem glücklichen Gebrauch jener Waffen vorausgesetzt werden, und womit Brahma das Heer des Rama ausrüstet. Daher wird der Bär, als Sinnbild der Kraft und Tapferkeit, als Anführer dieses Heers dargestellt. Daß der Dichter nur diese Sinnbilder als Personen handeln läßt, dem Affen Hanuman aufträgt, wozu List und Verschlagenheit nöthig ist, dem Bären, wo es Stärke gilt, versteht sich von selbst.

Der Dichter war Brahmait, und folglich siegt Rama, so hoch er ihn auch als Avatar des Wischnu stellt, doch nur durch Brahmas Hülfe und die Unterstützung der Götter, welche ihm Gehülfen senden, welche an Kraft dem Wischnu gleich sind. Das war aber nicht im Sinne des Wischnuiten, welcher nicht in Brahma, sondern in Wischnu den höchsten Herrscher erkennt. Der Bär Dschambuvan (Dschamvent), im Ramayana nur Sinnbild der Kraft, mit welcher Brahma den Wischnu unterstützt, wird nun eine Avatar des Brahma selbst, und die Parteimythe läßt ihn in einer Höhle leben, bis Krisna erscheint; mit diesem geräth er nun in Streit, wird im Kampf überwunden, erkennt den Wischnu, fällt Krisna zu Füßen und fleht um Gnade (Polier I. S. 580). So glaubte der Wischnuit das Unrecht wieder gut zu machen, das dem Ansehen des Wischnu im Ramayana durch diesen Bären zugefügt war. Diese Avatar läßt sich also ohne alle mystische Deutung verstehen — sehen wir die übrigen an!

Der Rabe Kagbossum, dem der Dichter des Markandeya-Purana sein Werk singen läßt, kommt eben so zu der Ehre einer „Theophanie," wie der mit ihm zugleich lebende Walmiki. Der Symboliker schreibt (B. I. S. 630 —) die Geschichte desselben aus Polier ab; wie Brahma, als Tschandala geboren, der lasterhafteste Bösewicht und Mörder wird; wie zwei Heilige, die er im Schlaf ermorden will, ihn bekehren, und er durch die härtesten Büßungen seine Verbrechen sühnt, seine zahlreiche Familie verläßt, auf einem Berge lebt, die schwersten Stellen der Vedas erklärt und nun gesteht: „daß er der ins Fleisch gekommene

Brahma sey, verdammt, um seinen Stolz zu büßen, zu einer viermaligen Wiedergeburt im Fleisch, in der Folge der Zeiten;" und nun besingt er, dem Befehl des Allmächtigen gemäß, die sechs ersten Avatars des Wischnu. (So viel wir von der Literatur der Hindus wissen, gibt es dergleichen Gedichte unter Valkmikis Namen nicht) „und dann dichtet er den Ramayana, ein Gedicht, welches die siebente Herabkunft des Wischnu auf Erden enthält." Warum bemerkt der Symboliker hier nicht, was Polier gleichfalls erzählt (B. I. S. 291), daß diese Avatar noch nicht erfolgt war, und Walmiki den Ramayana 60,000 Jahre vorher schrieb? — Sehen wir nun in den Ramayana selbst, und was darin von dem Dichter Walmiki gesagt ist, so finden wir von alle dem durchaus nichts. Ein jüngerer Dichter legt dem alten Heiligen das Gedicht in den Mund, und dieser wird als Brahman, mit einigen Schülern in einer Einsiedlei lebend, dargestellt und selbst, als Zeitgenoß Ramas, in die Handlung verflochten. Den Stoff des Gedichts theilt ihm der Altvater Nareda mit; dann besucht ihn Brahma und befiehlt ihm das Gedicht zu schreiben, wogegen er ihm eine Wohnung in seinem Paradiese verspricht; was dem Dichter noch unbekannt von Ramas Geschichte ist, ergänzt er durch Erkundigung beim Volk, durch eigene Betrachtung, oder Brahma offenbart es ihm. So vollendet er das Gedicht, und nicht die leiseste Hindeutung kommt vor, daß der Verfasser den Walmiki, den großen Heiligen, als einen Tschandala oder gewesenen Bösewicht und Mörder gekannt, oder in ihm eine Avatar des Brahma gesehen habe; vielmehr liegt das Gegentheil von dem allen vor Augen und verräth die jüngere Parteidichtung der Wischnuiten.

Die dritte Avatar soll Wyasa, der Verfasser des Maha-Bharata seyn. Wer kann aber diesen Wyasa, den Sammler, welcher die Vedas sammelte, die achtzehn Puranas sammelte oder schrieb, den Maha-Bharata sammelte oder schrieb, für eine Person, für eine Fleischwerdung des Brahma halten? Der unweit jüngere Dichter, welcher die verschiedenen Theile des großen Gedichts zu einem Ganzen verband, legte dies auf sinnvolle Weise dem allgemeinen Sammler in den Mund, wie der Verfasser des noch weit jüngern Bhayavat-Purana in der Einleitung es gleichfalls thut. Creuzer selbst führt (B. I. S. 545) Majers Meinung an: daß Wyasa nicht eine bestimmte Person, sondern eine ganze Epoche der Sanskritliteratur bezeichne. Wenn Rec. dieser Meinung auch nicht beipflichten kann, da Wyasa offenbar der Collectivname für alle Sammler der alten Hinduliteratur ist, so sieht es doch um die Persönlichkeit und das Fleisch dieser Avatar windig aus. Die vierte Verkörperung endlich ist eine historische

Person, Kalidasa, der größeste und gefeiertste Dichter des Volks, der im ersten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung lebte. Was Polier und nach ihm der Symboliker von diesem Dichter erzählen, daß er die verlornen Gedichte des Walmiki wieder hergestellt habe, scheint den Irrthum zu begründen, nach welchem Kalidasa's Gedicht mit dem alten Ramayana verwechselt wird.

Sieht man diese vier Avatars genauer an, so scheint dem unbefangnen Forscher der Sinn derselben eben nicht tief verborgen zu liegen. Brahma wird, wie zum Theil schon in seinem Namen liegt, als der Gott des Wissens überhaupt betrachtet; seine Gattin Sarasvati, ist die Göttin der Sprache, der Rede- und Dichtkunst. Daher sind die ausgezeichnetsten Dichter Avatars des Brahma; Söhne des Apoll hätte der Abendländer sie genannt — doch werden wir den eigenthümlichen Sinn der Avatars überhaupt bald näher kennen lernen. Der Ramayana und Maha-Bharata sind die gepriesensten Gedichte des Volks, daher ihr Verfasser der verkörperte Brahma. Zwar kennt man diesen Verfasser nicht, aber sie legen ihre Gedichte alten bekannten Heiligen in den Mund, und so werden diese statt ihrer genannt, und auf eben diese Weise vertritt der alte Rabe Kagbossum den Dichter. Die Deutung des Symbolikers, der im Brahma und seinen Verkörperungen die Centrifugalkraft der Gottheit erkennt, werden wir nachher prüfen, wenn wir die aufgezählten Incarnationen des Wischnu noch etwas näher angesehen haben werden. Aber wer vermag die Frage hier zu unterdrücken? — warum überhüpft der Symboliker hier den Siva, da er ihn doch in der Dreieinigkeit, zwischen Brahma, als Gott Vater, und Wischnu, als heiligen Geist, in die Mitte, also wie anders als Gott Sohn — gestellt hat? Warum ist von diesem gar nicht die Rede? Vielleicht weil der unkundige Polier keine Avatar von ihm erzählt? Aber andere, eben so glaubwürdige Schriftsteller, erzählen viele Avatars dieses Gottes. Nach Baldäus wird er, um das Verbrechen, welches er im Zorn begangen hatte — dem Brahma einen Kopf abzuschlagen — zu büßen, ein Bettler und muß als solcher zwölf Jahre, den Schädel des Kopfs in der Hand, um Almosen bitten, wird Elephant, um als solcher den Ganesa, ein Affe, um als solcher den Hanuman zu zeugen, (Baldäus S. 445. 447. 452) und wer weiß nicht, daß man in dem blutigen Verfolger der Dschainas, dem Brahmanen Sankara, eine Avatar des Siva verehrt? Warum sind die, in der Mythe am meisten gepriesenen, auf das ganze System so einflußreichen Avatars der Bhavani, als Parvati und Gattin des Siva, übergangen, obgleich Polier sie erzählt? Der Grund scheint kein andrer zu seyn als der: in Brahma erkennt der Symboliker nun einmal die Centrifugalkraft

der Gottheit; diese hat nur einen Gegensatz, die Centripetalkraft, und diese entdeckt er im Wischnu, und folglich gehört alles, was Siva und Parvati betrifft, nicht zum Wesentlichen, und man darf es als nicht vorhanden betrachten. Sehen wir nun, was die Centripetalkraft der Gottheit als Wischnu gethan hat.

Die zehn Hauptavatars des Wischnu werden so angegeben: 1) Wischnu wird Fisch, um aus der alles vernichtenden Fluth den letzten Manu und die Vedas zu retten. Der Ramayana scheint von dieser dem Buddhismus angehörenden Fluth noch nichts zu wissen, und der Purana, aus welchem W. Jones die Erzählung übersetzt, fügt — wie die Vedanta es fodert — ausdrücklich hinzu: die Erzählung sey Allegorie. (As. Res. I. p. 234.) Warum verschweigt der Symboliker dies? 2) Wischnu wird Schildkröte. Im Ramayana und dem jüngern Theil des Sastra des Brahma ist diese Schildköte nur ein Symbol der Stärke des Wischnu; im Maha-Bharata ist sie Kurma-Radscha, der Schildkrötenkönig, und wird von Wischnu ganz verschieden dargestellt. Wischnu wird 3) Antelope und 4) ein männlicher Löwe. Der auch nur etwas mit der Hindumythe bekannte Leser wird hier stutzen und nicht begreifen, aus welcher Quelle diese fremden Thiergestalten geflossen sind; Rec. glaubt diese Quelle gefunden zu haben. Der Symboliker schreibt diese Aufzählung der Avatars aus der fehlervollen deutschen Uebersetzung der Ode des Dschayadeva von Kleuker (Abhandlungen über Geschichte und Alterthümer Asiens — Bd. 1. S. 363 — nach W. Jones englischer Uebersetzung, As. Res. II. p. 119) theils wörtlich, theils mit unbegreiflicher Unaufmerksamkeit ab. Hier verwandelt sich nicht allein der englische Man-Lion, Mann-Löwe, d. i. ein Geschöpf mit Löwenkopf und Löwenkrallen statt der Hände, sonst unter den Schultern Manu, in den „männlichen Löwen", sondern der englische Boar (Eber) wird in den deutschen Bären umgeschaffen. (Auch Müller, Bd. 1. S. 390, begeht denselben Fehler, und macht den Boar zum Bären, den er dann unrichtig dem Dschayadeva „als Abweichung von der Vulgata" beilegt.) Für den Bären bewahrte der Symboliker indeß seine Unaufmerksamkeit. Kleukers Uebersetzung heißt nämlich: „Die Erde, auf die Spitze deines großen Jahrs gestellt, bleibt da fest wie die Figur einer schwarzen Antelope an dem Mond" — so weit überlief das Auge den Vers, ohne auf den Sinn der Worte zu achten, da hüpfte ihm die Antelope in großer schwabacher Schrift entgegen und nahm Platz in dem Verzeichniß, obwohl sie nur als Gleichniß dasteht, weil der Hindu sie, wie der Europäer den Manu, in den Mond setzt! Das schnellfüßige Thier verläuft sich indeß eben so geschwind, als es erscheint, und in demselben

§. (S. 601) wird auf die Abbildungen hingewiesen (Blatt XXV.), auf welchem Wischnu mit dem Eberkopf dargestellt ist. O heilige Kritik! — Wischnu wird dann 5) der Zwergbrahman Wamana, der durch List den Riesenkönig Bali betrügt. Dies ist die erste Avatar, welche der Ramayana zu kennen scheint. 6) Wischnu wird Paraschri (Parasu) Rama. Bei diesem Parasu Rama (d. i. Rama mit der Keule, seiner Lieblingswaffe) müssen wir länger verweilen, weil er eine geschichtliche Person ist, und die Mythen, in welchen er auftritt, ein helles Licht auf die Bildung der geschichtlichen Mythen überhaupt werfen.

Im Ramayana (B. 1. S. 617), wo die Geschichte des Parasu-Rama erzählt wird, ist er durchaus noch keine Avatar des Wischnu. Er war ein Verehrer des Siva, der ihn, wie dies von allen Büßern erzählt wird, mit übermenschlichen Kräften begnadigte. Da sein Vater, der Brahman Dschamadagni von einem schlechtgesinnten König, mit Namen Ardschna, erschlagen wird, nimmt der Sohn blutige Rache, liefert diesem König Schlachten, rottet die Kschatras aus und erobert die ganze meerumgürtete Erde, und gibt sie dem Kasyapa zu beherrschen. Er lebt dann wieder auf dem Meru bei Siva als Büßer. Hier hört er von den Thaten des Rama-Tschandra, und da er fürchtet, dieser, als ein Kschatra, werde die von ihm zur Herrschaft erhobenen Brahmanen wieder verdrängen, sucht er ihn auf und fodert ihn zum Kampf; bald erkennt er in seinem Gegner aber eine Avatar des Wischnu und fleht um Gnade, und Rama-Tschandra begnügt sich damit, ihm seine Waffen und alle die übernatürlichen Kräfte zu nehmen, womit Siva seine Buße belohnt hatte. Daß die vom Meere umgürtete Erde hier nichts bedeutet als ein meerumgränztes Land, liegt vor Augen, da das gesammte Hinduland nicht darin begriffen ist, und hier die alten, berühmten Herrscherfamilien im ruhigen Besitz ihrer Länder sind, ohne daß irgend einer Unterbrechung der Art gedacht würde. Das eroberte Land gibt er dem Kasyapa zu beherrschen; dieser Manusohn ist Stammvater vieler Brahmanenfamilien und wird hier statt seiner Nachkommen genannt. Wo liegt aber dies eroberte, von Brahmanen beherrschte Land? Der Bhagavat-Purana gibt einige Auskunft. Parasu-Rama ist ihm schon Wischnuavatar, hat aber den bestimmten Zweck, die Miletscher und Rakschasas auszurotten. Die Veranlassung zu seinem Kampf ist dieselbe; der König aber, mit dem er in Streit geräth, herrscht zu Mokscham, gehört zum Stamme der Ayagayen, welcher aus 16,000 Personen besteht, welche ausgerottet werden; dann unterwirft sich Parasu-Rama das Land und gibt es dem Kasyapa zu beherrschen. Die Ayagayen sind keine Hindus, sondern Rackschasas, Mokscham ein Rakschasastaat;

aber in welcher Gegend? Vergleicht man die historischen Sagen damit, welche Dunkan aus einem Werk im malabarischen Dialekt anführt (As. Res. V. p. 1.—), und ferner was Wilks (Hist. Sketsches. I. p. 157 —) darüber schreibt, nicht zu gedenken der vielen hier einstimmenden Sagen, welche Wilfort in den As. Res. mittheilt, so läßt sich nicht bezweifeln, daß Parasu-Rama, ein kriegerischer Brahman, sich die Küste von Malabar, in jenen Zeiten noch sumpfig und wenig bewohnt, durch Gewalt der Waffen unterwarf, und eine Priesteraristokratie errichtete, welche sich bis in späte Zeiten erhielt. Dadurch entstanden zwei Formen von Staaten unter den Hindus: die älteste unter Königen, durchaus monarchisch, in welcher die Brahmanen zwar bevorrechtet, aber durchaus den Königen unterworfen waren; die zweite, als Priesteraristokratie, in welcher die Kriegerkaste unbedingt den Brahmanen unterworfen war. In der langen Zeit, in welcher beide Formen bestanden, mußte sich in jeder eine angemessene Gesetzgebung bilden, und beide sind uns in der Sammlung aller alten Gesetze — dem Manu zugeschrieben — aufbewahrt. Die ersten Gesetze, welche den König unbedingt an die Spitze des Staats stellen und die Verbrechen als Verletzungen des Rechts bestrafen, nehmen das achte Capitel und das neunte größtentheils ein; das zweite Gesetzsystem, welches die Priester unbedingt an die Spitze des Staats stellt und die Verbrechen als Sünde betrachtet, findet sich Cap. XI, 55—182. In beiden läßt sich eine geschichtliche Entwicklung wahrnehmen, und sie sind deshalb als Beweise jener historischen Ansicht zu betrachten.

Es mußten dadurch nothwendig zwei politische Parteien entstehen: Anhänger der Monarchie, und Anhänger der Priesteraristokratie; und nach der den Hindus eigenthümlichen Art, alle ihre Gesetze und Einrichtungen auf unmittelbare göttliche Autorität zurückzuführen und geschichtlich, als „aus grauer Vorzeit" stammend, zu begründen, muß man im voraus erwarten, was man wirklich findet. Die Aristokraten machten den Eroberer und Stifter ihrer Verfassung zu einer Avatar des Wischnu, wodurch sie ein göttliches Recht erhielten; und ihre Gegner, die Könige, aus allen Vortheil zu setzen, ließen sie ihren Rama das ganze Hindusland erobern, alle Kschatras vernichten und überall, im geraden Widerspruch mit dem Ramayana, die Brahmanen zu Herrschern erheben. So sagt buchstäblich die Mythe bei Polier (Bd. 1. S. 281 —), und die Hauptscene wird selbst nach Ayodhya verlegt, wodurch im Grunde alle Hindukönige für unrechtmäßige Herrscher erklärt werden. Daß der Ramayana, auf welchen sich Polier bei dieser Erzählung beruft, nicht der alte Ramayana des Walmiki ist, versteht sich von selbst.

Man glaube aber ja nicht, daß die Gegenpartei dazu still schwieg und dieselbe Sage nicht zu ihrem Vortheil benutzte! Polier liefert (Bd. II, S. 107 —), als Uebersetzung, eine lange Rede, welche im Maha-Bharata dem Bischma, Oheim der Pandavas, in den Mund gelegt wird. Parasu-Rama ist Avatar, hat die fremden Könige vernichtet, lebt aber mit den alten Hindukönigen im besten Einverständniß. Er besucht den Vater des Bischma und unterrichtet diesen in den Waffen. Nach dieser Zeit prahlt Parasu-Rama einmal mit seiner Tapferkeit und behauptet: niemand auf der Erde könne einen Kampf mit ihm bestehen. Dies empört den Stolz des jungen Kriegers, der sich selbst als Gegner stellt. Der Kampf ist fürchterlich und dauert zwölf Jahre; da kommen Brahma, Wischnu und Siva an der Spitze aller Götter, um Friede zu stiften. Sie dringen in Bischma, er solle seinem Gegner sich unterwerfen, da dieser ein Brahman und ein Avatar des Wischnu sey, allein der junge Kschatra hat seine Lection gut gelernt; wenn, antwortet er den Göttern, die Bücher, welche ihr uns gegeben habt, göttlich sind, so hat der Brahman nichts mit Waffen, nichts mit Herrschen zu thun — dies gehört dem Krieger; seine Pflicht ist Andacht, und so muß Parasu-Rama sich mir unterwerfen; sind diese Bücher aber falsch, so verbrennt sie, und ich will dem Brahman weichen! Darauf konnten die Götter nichts antworten, wendeten sich an Parasu-Rama, stellten ihm sein Unrecht vor und erinnerten ihn an seine Pflicht. Er überzeugte sich und überließ dem Kschatra den Sieg. — Rec. glaubte bei dieser Avatar etwas ausführlich seyn zu dürfen, weil sie klar zeigt, wie einen ganz anderen Sinn manche Mythe enthält, wenn man geschichtlich nach ihrem Ursprunge und ihrer Ausbildung forscht, als welchen die Symboliker hinein erklären. Doch auch diese Erklärung dürfen wir nicht ganz übergehen. Creuzer macht die Sache sich ungemein leicht: statt eigner Forschungen schreibt er eine Stelle aus dem Systema br. des fabelnden Paulinus ab. Dem alten Mönch, der die Urkunden der Hindus sehr wenig kannte, hie und da Brocken auflas, nach Gutdünken zusammensetzte und dann symbolisch darauf los erklärte, ist es zu verzeihen, wenn er die drei verschiedenen Ramas, die der Symboliker selbst als drei verschiedene Avatars aufzählt, den Paraschri-Rama, einen unverheiratheten Brahman, den Rama-Tschandra, Gemahl der Sáta und König von Ayodhya, den Ueberwinder des vorigen, und Bala-Rama, den ältern Bruder des Krisna, in eine Person zusammenschmilzt, diese als einen Sohn des Sternbildes Rohini und der Sonne, oder als die Sonne selbst nimmt, ihr die Gestalt des Parasu-Rama, die Gattin des zweiten Rama und die Pflugschaar des dritten

gibt und die Handlungen aller drei Helden bunt durch einander mischt. Was soll man aber zu einem gelehrten Mythologen sagen, der den Ramayana, Bhayavata, der Polier, die As. Researches, Wilks, kurz alle Hülfsquellen besitzt, die erforderlich sind, hier klar zu sehen, doch jenes Gemisch abschreibt (Bd. 1. S. 605 —) und im Ernst commentirt! Noch auffallender ist, wenn (S. 608) gesagt wird: „In der Vergleichung des Schri-Rama mit dem Bacchus war schon W. Jones dem Pater Paulinus vorangegangen," und dann eine Stelle aus Kleukers Uebersetzung abgeschrieben wird, in welcher kein Wort vom Schri-Rama steht, sondern die allein von Rama-Tschandra handelt! — Sind nun auf diese Weise die drei Ramas in eine Person zusammengeschmolzen, so ist von den beiden andern auch gar nicht die Rede, und es folgt (S. 618) Krisna.

Obgleich hier Polier's Auszüge, mit den aus dem Maha-Bharata bekannten Bruchstücken und dem Bhayavat-Purana höchst wichtig sind, so werden sie doch gar nicht benutzt, sondern nur „der Kürze wegen" einige Seiten aus Kleukers Uebersetzung von Paulinus Systema brahmanicum abgeschrieben. Das möchte hingehn, da Paulinus eben auch aus dem Bhayavat-Purana einen Auszug gibt; wenn nur die gröbsten Fehler von denen, welche die Arbeiten des Paulinus so häufig entstellen, etwas verbessert wären, wenn er nicht gegen die Pandavas stritte und sie besiegte, da er umgekehrt für sie kämpft und ihre Feinde besiegt, u. s. w. Ob es eine Berichtigung heißen kann, wenn Kleuker schrieb: „Krisna — — befriedigte 16,108 Weiber" (As. Abhandlungen B. 4. S. 68), und der Symboliker daraus macht: „er — beschlief 16,108 Weiber," mag dahin gestellt seyn. Paulinus sagt: Krisna, d. i. eine schwarze Person — und gründet darauf seine Erklärung: der Mythus sey astronomisch, Krisna bedeute die Sonne in ihrer Verfinsterung, und „dies verdient," nach Creuzers Bedünken, „Beifall" (S. 623). Aber Krisna, schwarz, ist von jeher in Indien und bis auf diesen Tag ein oft vorkommender Mannsname und bedeutet eben so wenig eine schwarze Person als der Name Schwarz in Deutschland. So mangelhaft aber auch die aus Paulinus abgeschriebenen Nachrichten von Krisna sind, so kommen sie doch der wirklichen Mythe von dieser Avatar nahe. Er ist der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie (der achte, nicht der siebente, wie angegeben wird), führt in der Jugend ein lockeres Leben, stiehlt Butter, führt blutige Kriege, heirathet 16,108 Weiber u. s. w. Was soll man aber denken, wenn der Symboliker im dritten Bande (S. 121) von demselben Krisna schreibt: „er ist der zehnte unter den einundzwanzig Incarnationen des Wischnu, der, von einer

Jungfrau geboren, das göttliche Wesen reiner als irgend ein Gottmensch vor ihm in diese leibliche Hülle herunterbrachte." Als Beweis steht unten ein Citat aus Sonnerat Bd. 2. S. 39. Dieses Citat müßte bei seinem Widerspruch mit allen den angeführten Umständen schon befremden und zur Untersuchung einladen, selbst dann, wenn Sonnerat dergleichen sagte; schlägt man das Buch aber auf, so findet man kein Wort davon. Wo dieser nichts weniger als zuverlässige Reisende von Krisna spricht (Bd. 1. S. 141.), macht er ihn zum neunten Kinde seiner Mutter; in der von dem Symboliker angeführten Stelle ist von der Religion der Einwohner von Pegu und Siam die Rede, und wird ganz unrichtig behauptet, der jetzt verehrte Godeman (Buddha) sey der fünfte, da er der vierte ist, und es würden noch zwei Buddhas erwartet, da nur noch einer erwartet wird; aber Sonnerat sagt dabei: „er (Buddha) scheint mit dem Wischnu einerlei Gottheit zu seyn." Diese Worte waren dem Symboliker wichtig und veranlaßten unstreitig das Citat. Die Gründe, auf welche Sonnerat dieses „scheint" bauet, wurden nicht aufgesucht; sie stehen Bd. 1. S. 138. Die alte Hauptstadt der Sonnenkinder, Ayodhya am Dewa, scheint ihm das Reich Siam zu seyn; folglich läßt er den Rama von Siam aus nach Lanka ziehn und macht aus ihm und dem Buddha der Siamer Eine Person. Da nun Rama und Buddha eins sind, so ist auch Wischnu und Buddha eins. Obwohl der sonst so leichtgläubige Jones diese Annahmen und diese Art zu schließen „ganz ungegründet" nennt (As. Abhandl. Bd. 1. S. 222), so findet der Symboliker sie doch ganz gegründet und schließt weiter: da Rama, Buddha und Wischnu eins sind, so ist auch Krisna, weil er mit Wischnu eins ist, mit Buddha eins. Nun ist die Jungfrau-Mutter gefunden! Denn in den Zusätzen, welche Kleuker seiner Uebersetzung der As. Researches beifügt, gibt er (Bd. 2. S. 13) einen Auszug aus de Guignes Geschichte der Hunnen, worin es heißt: „nach dem Vorgeben der Indier, ward seine (Buddhas) Mutter, eine Jungfrau, durch ein ihr erschienenes Licht schwanger und brachte ihn durch die rechte Seite zur Welt." Daß dieser Buddha 1027, Rama etwa 1600, und der Buddha der Siamer 544 Jahr vor Christus gesetzt werden, hindert den Symboliker nicht, sie in Krisna als eins, und in der Mutter desselben, obwohl sie schon sieben Kinder geboren hatte, eine Jungfrau zu sehen.

Abgesehen von der nicht lobenswerthen Art, wie Krisna hier zu einer Jungfrau-Mutter kommt, wäre es doch jedem andern Forscher wohl eingefallen nach den Quellen zu fragen, aus welchen de Guignes dies „Vorgeben der Indier" geschöpft habe.

Hatte er seine Gewährsmänner auch richtig aufgefaßt? Daran ist um so mehr zu zweifeln, da er zugleich über die Religion der Hindus sehr einseitige Behauptungen aufstellt. In der berühmten Inschrift, welche auf einer Silberplatte in einer Höhle bei Islamabad gefunden wurde (As. Res. II. p. 383), wird die Geschichte eines östlichen Buddha erzählt. Seine Mutter ist Maha Maya, Gattin des Königs Sutha (Siwas), Beherrschers [illegible] Kailas. Obwohl, sobald Buddha in ihren Schooß herabsteigt, um von ihr geboren zu werden, ihr Leib hell wird wie ein Krystall, ist sie doch Gattin und keine Jungfrau. Allein diese Maha Maya ist bei den Hindus eins mit Bhavani, und heißt bei den Vedaverehrern auch Aadikumari d. i. erste, Ur-Jungfrau. Das blieb sie zwar nicht, sobald sie durch den Purusa, Urmann, Bhavani, die Allgebärerin wurde, behielt aber den Namen. In der spätern Vedanta wurde Bhavani, oder Maya, bloßer Schein, Täuschung, woraus Paulinus dann folgendes herauserklärte: Buddha — natus est ex imaginatione, ex *Maya*, quae imaginationis dea est, ex mente, ex voluntate *virgine*, et sine complexu carnali etc. (Syst. br. p. 158 —). Man sieht, aus welcher rücksichtslosen Durcheinandermischung von Vorstellungen die Jungfrau-Mutter des Buddha und Krisna hervorging; je weiter man solche Angaben der Symboliker verfolgt, je deutlicher wird die Scheidewand, welche zwischen ihnen und der historischen Wahrheit hinläuft! Ueber die beiden letzten Avatars, Buddha und den „Weltrichter," beide fremden Ursprungs, werden wir nachher einige Bemerkungen mittheilen, jetzt aber die eigentliche Bedeutung der Avatars überhaupt näher ansehen.

So wie die Avatars des Brahma einen gemeinschaftlichen Charakter hatten, der sich auf den spätern Begriff von Brahma gründete, so auch die Avatars des Wischnu. Wischnu wurde, nachdem man den Göttern besondere Wirkungskreise angewiesen hatte, als Erhalter und Beschützer betrachtet, als Besieger der Feinde der Menschen und der Natur; daher wurden alle sich auszeichnenden Helden, Eroberer oder Beschützer des Volks Avatars des Wischnu; die frühern, als Schildkröte u. s. w. entstanden aus symbolischen Darstellungen und sind zum Theil, wie der Fisch, buddhistischen Ursprungs. Bei dieser Ansicht der Avatars darf man sich nicht wundern, wenn die Zahl derselben so verschieden angegeben wird, einige neun, andere neunzehn, noch andere einundzwanzig zählen. Die dem Vedaverehrer eigenthümliche Ansicht dieser Avatars geht aus seinem ganzen Religionssystem von selbst hervor; dies ruht auf der Emanationslehre; jede Seele ist, wenn es erlaubt ist dem Symboliker einen Ausdruck abzuborgen, ein Fleisch gewordner Gott, eine Offenbarung Gottes im Fleisch;

daher wird alles, was der Geist des Menschen hervorbringt, in einen ganz eigenthümlichen Gesichtspunct gestellt; die Heilkunst, Grammatik, Musik, Mathematik u. s. w., ja die Theorien der mechanischen Künste sind dem Hindu Offenbarungen Gottes, und die Hauptwerke darüber gehören zu den heiligen Schriften (As. Res. I. p. 340 —). Zeigt ein Mensch vorzügliches Talent zur Dichtkunst, so offenbart sich Brahma in ihm; ist er Krieger und überwindet die Feinde — es ist Wischnu; treibt ihn ein Feuereifer wie Sankara — es ist Siva. Vergleichen wir diese Ansicht der Avatars mit allem, was die Mythe davon erzählt, so erhebt sie sich zur Ueberzeugung. Wischnu verkörpert sich zu gleicher Zeit in den vier tapfern Söhnen des Königs Dasaratha; während diese aber auf der Erde Kriege führen, bleibt der Gott ruhig im Himmel; Parasu-Rama war nicht Avatar des Wischnu, bis er den Krieg gegen die Kschatras anfing; dann ward er schnell Avatar, obgleich er nicht als solche geboren war (Polier I. p. 286.) Dieser Brahman und Anhänger des Siva hatte früher keine kriegerischen Talente gezeigt. Die beiden Brüder Bala-Rama und Krisna, beide Helden und Eroberer, sind beide Avatars des Wischnu. Von den vier Brüdern zu Ayodhya zeichnete sich Rama-Tschandra vor allen aus und wird deswegen gewöhnlich allein als Avatar genannt; bei Bala-Rama und Krisna war die Unterscheidung schwerer. Einige schätzen die Thaten des Bala-Rama höher, halten ihn daher für die Hauptavatar und übergehn den Krisna; die meisten ziehn den Krisna vor und übergehen den Bala-Rama. Man darf diese Avatars nie als die Götter selbst nehmen, welche man in ihnen verehrt; diese leben ruhig in ihren Paradiesen, während die Avatars auf der Erde leben und selbst nach ihrem Tode, als verschieden von den Göttern, in den Paradiesen derselben fortleben. Vergleichen wir damit die Erklärung des Symbolikers.

„Die Wandelungen des Birmah," heißt es (Bd. 1. S. 634 —) „sind ganz anders zu fassen, als die des Wischnu, welche von Gott selber veranstaltete, wunderbare Incarnationen sind. Weil nämlich die Welt jeden Moment in Gefahr wäre in das Chaos zu versinken, wenn sich Gott ihrer nicht annähme, so muß das rettende Princip aus der Gottheit Wischnu selber in der Welt erscheinen und sie immer wieder herstellen." Wie ist es möglich, diese Vorstellungen mit dem reinen Pantheismus der indischen Religionslehre zu vereinigen, nach welchem Gott und Welt durchaus eins sind? — Doch weiter: die Wandelungen des Birmah „sind Regenerationen, wie sie jeder Mensch zu bestehen hat, der zu Gott kommen will." — „Im einigen, absoluten Wesen, Parabrahma, sind nach indischer Anschauung (!) gesetzt zwei Kräfte oder Aeußerungen: die eine ist die Centripetalkraft, vis con-

servatrix, hypostasirt als Wischnu, d. h. die Gottheit äußert sich zwar, allein was von ihr ausgeht, bleibt doch der Neigung nach in ihr, und alle Emanation sucht wieder zu dem zurückzukehren, wovon sie emanirt ist." — „Aber es zeigt sich auch in der Gottheit eine entgegengesetzte Kraft, die Centrifugalkraft, vis effectrix, vis emanans, welche, personificirt, Birmah ist. Gott setzt sich mit Erschaffung der Welt außer Gott, er geht aus sich heraus, es ist in ihm gleichsam die Tendenz, die Richtung von sich weg, aus sich herauszutreten, sich zu entäußern. Jede solche Entäußerung ist aber eben dadurch schon ein Minus von Gott; daher ist eben diese schöpferische Kraft (personificirt als Birmah) die geringere, und die ihr entgegengesetzte, welche eben derselben das Gleichgewicht hält, die resorbirende (personificirt als Wischnu), die edlere." — Wir wollen nicht einmal untersuchen, ob diese Vorstellungen überhaupt schicklich auf die Gottheit angewendet werden können: der Hindu würde vor dem Materiellen, was darin liegt, erschrecken — wollen nicht wiederholt fragen, wo denn die dritte Person der Dreieinigkeit bleibt? sondern nur darauf aufmerksam machen: daß dem Symboliker bei seiner Deutung alles, was von den Brahmanen selbst in den Upanisads so wiederholt zur Erklärung ihrer Mythen gesagt worden, so gut als gar nicht vorhanden ist; daß die Mythen der Brahmaiten, wie sie im Ramayana, Maha-Bharata u. s. w. zu lesen, in welchen Brahma als der höchste Gott, seine Beschlüsse als das Schicksal, und Wischnu und Siva nur als Vollstrecker seiner Befehle erscheinen, so gut als gar nicht vorhanden sind; daß dies mit den Mythen der Sivaiten derselbe Fall ist; daß dagegen die Mythen der Wischnuiten wie Polier sie vorträgt, ganz einseitig aufgefaßt und nach Grundsätzen und Ansichten gedeutet worden sind, die einer kleinen, mystischen Partei in Deutschland angehören, und von denen jeder, „der sich durch recht genaues Studium der indischen Urkunden in den Geist derselben setzt, und die Evolutionen des ewigen Wesens der Gottheit nach jenen Systemen versteht," überzeugt ist, daß sie nie in eines Hindu Kopf gekommen sind!

Ehe wir zu der Untersuchung über die Lehre von der Dreifaltigkeit, den Lingam, den Stier und die Deutung des Symbolikers übergehn, wie über Buddha und den „Weltrichter," müssen wir nothwendig einige geschichtliche Rückblicke vorausgehen lassen. Die Einrichtung der vier Giadi oder erblichen Stämme, der Brahmanen, Kschatras, Waisyas und Sudras, steigt in die frühesten Zeiten des Volks hinauf. Doch ist die religiöse Ansicht derselben, welche ihre Abgeschlossenheit auf den Glauben an Seelenwanderung gründet, sicher spätern Ursprungs. Wenn daher Richter in seiner Uebersicht (S. 5) sagt: die vier Giadi seyen von Brah-

mas vier Söhnen entsprossen, die aus seinem Munde, seinen Armen, Hüften und Füßen hervorgingen, so ist dies nicht ganz richtig. Dieser Mythus ist eine spätere, allegorische Darstellung des ausgebildeten Verhältnisses der vier Stände, des Priesters, Kriegers, Kaufmanns und Grundbesitzers und des gemeinen Dienstmanns gegeneinander, wodurch man diesen Verhältnissen einen göttlichen Ursprung gab, und bei der Gesetzgebung diesen Mythus der Bestimmung der Pflichten jedes Standes zum Grunde legte. Die Manugesetze leiten die vier Giadi von vier Manusöhnen ab, so daß jeder Stand einen eigenen Stammvater hat. Das steht aber im Widerspruch mit dem Ridschveda, welcher (As. Res. VIII. p. 413 —) drei Manusöhne und einige Kschatrafamilien anführt, von welchen Brahmanen abstammen. Der Bhayavat-Purana zählt fünf verschiedene Brahmanenstämme auf, von denen nur einer auf einen Manusohn zurückgeführt wird, die andern gehn aus Kschatrafamilien hervor (As. Originalschriften, Bd. 1. S. 143. 149. 161. 163). Der Rudra Yamala Tantra zählt (As. Res. V. p. 53 —) zehn verschiedene Brahmanenstämme u. s. w. Die Krieger führt das Gesetzbuch, gleichfalls im Widerspruch mit allen übrigen Quellen, auf einen Manusohn zurück. Im allgemeinen werden zwei Hauptstämme angenommen: die Sonnenkinder, an deren Spitze Manu und Ikswaku stehn, (Hauptsitz: Ayodhya am Deva, nicht am obern Ganges, wie Richter S. 9 angibt), und die Mondkinder, an deren Spitze Buddha und Dschudschad stehen, (Hauptsitz: Hastnapur am Yumna, wahrscheinlich das alte Delhi). Zu den Kschatras wurden von jeher nur die Herrscherfamilien und ihre Angehörigen gezählt; ein Krieg zwischen ihnen und den Priestern hat nie statt gefunden, wie schon aus den oben untersuchten mythischen Sagen von Parasu-Rama hervorgeht, auf welche man allein den Beweis eines solchen Kampfs gründete. Als besondere Kaste, gleich den übrigen, haben die Kschatras nur auf der Küste von Malabar, als Nayrs existirt, und sind als solche auch noch jetzt dort vorhanden; wir haben aber oben gezeigt, daß dies Verhältniß durch Eroberung entstand, und diese Kschatras kein Hindustamm sind. Da die alten Herrscherfamilien durch fremde Eroberer vertilgt oder vertrieben wurden, erlosch die Giadi, doch zählen sich noch jetzt viele Familien zu derselben, die ihre Abstammung von den alten Herrschern behaupten.

Da die Brahmanen alle Menschen als von Brahma abstammend betrachten, so folgt, daß sie alle ihnen bekannt werdenden Völker als aus ihren vier Giadi ausgegangen oder ausgestoßen betrachten. Sind die Völker zahlreich, kriegerisch, so gehörten sie ursprünglich zur Kriegerkaste; so werden die Marhaten und Radschpulen noch jetzt in Masse dazu gerechnet; sind es un-

bedeutendere Stämme, so zählt man sie zu den Mischkasten, wobei jedoch die Ansichten der verschiedenen Schriftsteller sehr abweichen. So sind z. B. nach einigen die Paundrakas von der Kriegercaste ausgegangen (Manu X. 44); nach dem Yamala Tantra (As. Res. V. p. 61) sind sie eine Mischcaste, welche Seidenwürmer wartet u. s. w. Was Richter (S. 7) als wahrscheinlich vorträgt, daß die Sudras, Parias u. s. w. unterjochte Eingeborne seyen, kann wohl nicht bezweifelt werden. Nach Wilks (Hist. Sketches I. p. 150 —) bestand in Kanara ein Reich der Parias, dessen letzter König Hubasika in Banawaßi residirte. Im Jahr 1450 vor unserer Zeitrechnung wurde er von einem fremden Volke angegriffen, sein Reich erobert, und er und seine Unterthanen zu Sclaven gemacht. Dies Volk gehörte aber nicht zu den Hindus, die bis auf Krisna, welchen der Bhagavat-Purana etwa 714 vor Christus setzt, gegen Süden das Vindhya-Gebirg nicht überschritten, wie aus den deutlich bestimmten Gränzen des alten Hindulandes im Gesetzbuch und den spätern geschichtlichen Sagen hervorgeht. Jenes erobernde Volk gehörte zu den Vorfahren der Dschainas, welche in Banawassi eine Dynastie gründeten, von der 77 Könige aufeinander folgten.

Wir kommen hier zu einem Punct in der Geschichte der indischen Völker überhaupt, den man bisher fast ganz übersah, und von dem, nach des Rec. Ueberzeugung, das richtige Verstehen und die deutliche Auffassung des gesammten indischen Alterthums abhängt. Man nimmt, nach der gewöhnlichen Sage der Brahmanen, vom Indus bis Ceilon nur ein herrschendes Volk an, in welchem sich die gesammte indische Cultur entwickelte, und in welchem sich die verschiedenen Religionsparteien als Secten bildeten, und wo *eine* herrschende Meinung von der andern verdrängt wurde. Die ältern Forscher zu Calcutta, unter denen H. T. Colebrooke *alle* andern überragt, begannen vorzüglich mit Erlernung der *alten* Sprache, wurden durch das Sanskrit in die Literatur der Hindus eingeweiht und betrachteten das indische Alterthum aus dem einseitigen Gesichtspunct der Brahmanen, welche ihr Volk als das Urvolk, und alle andern Völker als von demselben ausgehend, alle andern Religionen als von ihnen sich trennende Secten betrachten. Diese Ansicht bemächtigte sich durch die As. Researches fast aller europäischen Forscher und ist bis diesen Augenblick die herrschende. Anders beurtheilt Wilks (Hist. Sketches I. p. 511) diesen Gegenstand. Er hatte sich mehr um die alten Einrichtungen und geschichtlichen Ueberlieferungen der Bewohner von Maysur und Kanara bekümmert, und da er fand, daß sowohl die Dschainas als Brahmanen behaupten, die ältere Partei zu seyn, welche die Urreligion bewahre; dagegen jede Partei die andere be-

schuldigt, durch Irrthümer abgewichen zu seyn; so schloß er: beide wären ursprünglich ein Volk und eine Religionspartei gewesen, welche sich aber in zwei Secten getrennt hätte, welche Trennung er jedoch vor die Zeiten Alexanders setzt. Eine abweichende Hypothese stellen die Forscher in Bombay auf, welche ihre Arbeiten in den Transactions of the Lit. Soc. of Bombay niederlegen und durch genaue und zahlreiche Abbildungen alter Denkmäler uns wichtige Dienste leisten. Erskine und Sykes, welche hier sich auszeichnen, nehmen an, daß es eine ältere Geschichte der Hindus nicht gebe; sie halten sich daher allein an die alten Denkmäler, vorzüglich zu Elephante, Salsette und Elora. Sie überzeugten sich bald, daß die erklärenden Erzählungen der Brahmanen spätere Erdichtungen, zum Theil ganz unpassend und von Unwissenheit zeugend, seyen, und erkannten über die Hälfte der Tempel zu Elora als Buddhatempel. Erskine theilt die alten Felsentempel daher (Transactions III. p. 494) in drei Arten: 1) reine Buddhatempel (er zählt dabei die Dschainas zu den Buddhisten), 2) reine Brahmanentempel, und 3) gemischte Tempel, welche den Vedaverehrern und Buddhaverehrern gemeinschaftlich angehörten. Die Merkmale des Unterschiedes dieser Tempel werden aus der Religionslehre beider Secten hergenommen. Die Buddhisten, heißt es, verehren nur vergötterte Menschen, daher können in ihren Tempeln nur menschliche Gestalten sich finden; die Mythologie der Brahmanen aber ist voller phantastischer Ideen, und daher gehören die Tempel mit einfachen Buddhabildern den Buddhisten, die Tempel mit vielköpfigen oder mit Thiergestalten verbundenen Bildern den Brahmanen, und wo beide Arten von Bildern sich finden, beiden Parteien an. Daraus wird nun in geschichtlicher Hinsicht geschlossen: ursprünglich standen Buddhalehre und Vedalehre friedlich neben einander; dann wurde die Buddhalehre vorherrschend und verdrängte die Vedalehre; dann aber veränderte sich das Verhältniß, die Vedalehre wurde herrschend, und die Buddhalehre verdrängt. Die ganze Ansicht ruht auf einer fehlerhaften Vergleichung; der Sinn der Buddhalehre, wie der Europäer ihn auffaßt, wird mit der Mythologie der Brahmanen verglichen, als ob die Buddhisten überhaupt und die westlichen oder Dschainas insbesondere keine Mythologie hätten. Dies ist so unbegreiflicher, da aus den Aufsätzen von Buchanan, Joinville, Mahony, Mackenzie, Colebrooke u. s. w. in den As. Researches deutlich hervorgeht, daß sie eine sehr reiche Mythologie besitzen.

Rec. suchte sich durch diese Hypothesen, welche die Gründe ihrer Verwerflichkeit in sich tragen, einen Weg zu bahnen, der der Wahrheit näher brächte; denn klar muß jedem einleuchten

daß wir nicht eher im Stande seyn werden das indische Alterthum genügend zu erklären, ehe nicht das Räthsel dieser Felsentempel und ihrer vieldeutigen Bildwerke gelöst seyn wird. Die Reihe von Erzählungen, durch welche die jetzigen Brahmanen diese Bildwerke zu erklären und dadurch die Tempel ihren Vorfahren beizulegen suchen, stehen offenbar mit der Religion und Mythologie, wie mit der Geschichte ihres Volks, im Widerspruch. Wenn im Kailastempel zu Elora, dem herrlichsten von allen, welchen die Brahmanen dem Siva geweiht seyn lassen, Siva selbst, wie auch Brahma und Wischnu, einzeln und zusammen in Fesseln gelegt erscheinen (Transactions III. p. 288), und der unwissende Brahman erklärt: die drei Götter wären einmal Gefangene des Riesenkönigs Ravana gewesen, so sieht wohl jeder, daß dieses mit der wahren Mythologie und Religion der Brahmanen ganz unverträglich ist. Aus dem Ramayana, Maha-Bharata und Bhagavat-Purana geht ganz unwiderleglich hervor, daß die Besitzungen der Hindus bis auf Krisna, wie auch die Manugesetze sie angeben, sich südlich nicht über den Vindhya erstreckten. Die Züge Ramas gingen östlich vom Hochlande an der Küste bis Lanka, und hatten keine bleibende Eroberung zur Folge. Bis gegen das siebente Jahrhundert vor Christus konnte also kein Hindukönig oder Hindustamm die Felsentempel in Dekhan gründen. Im letzten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung lebte am Hofe der Wikramaditya Kalidasa, der in seinen zahlreichen Gedichten die ganze Geschichte und Mythologie seines Volks behandelt, aber von der Gründung dieser außerordentlichen Werke nichts sagt — es hätte dies sonst Colebrooke, Wilford und andern unmöglich entgehen können; überhaupt findet sich in keiner Hindusage einige Auskunft über diese Tempel. Langlé's und anderer Meinung, daß alle diese Werke in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von äthiopischen Künstlern ausgeführt worden seyen, verdient keine ernste Widerlegung; nach unverdächtigen Zeugnissen herrschten in den Gegenden, in welchen die größesten Tempel sich finden, bis zur Eroberung durch die Mahomedaner, die Dschainreligion bekennende Könige.

Sehen wir die geographische Lage dieser Felsentempel, welche man nicht genug berücksichtigt hat, genauer an, so ergibt sich ein anderer wichtiger Grund, sie den Vedaverehrern abzusprechen. Sie sind von dem alten Hindulande, wie dies in den Manugesetzen bestimmt wird, durch eine geographische Linie getrennt, und in dem Vaterlande des Volks ist nicht ein Felsentempel zu finden. Die heiligsten Orte und Tempel, wohin das Volk noch jetzt wallfahrten, liegen in den Gebirgen des Himavat, wo an den Ufern der heiligen Ströme allenthalben senkrechte Felswände sich darbie-

ten, aber nirgend sind sie zu Tempeln benutzt. Einige kleine unverzierte Grotten (As. Res. X. p. 458) ohne Andeutung einer religiösen Bestimmung, und wohl nur zu Ruhestellen der Pilger bestimmt, können nicht in Betracht kommen; ja wo an den heiligsten Orten die Natur selbst Höhlen darbot, benutzte man sie nur, kleine Tempelchen hinein zu bauen (As. Res. XI. p. 525); so fern lag den alten Brahmanen die Idee dieser Felsentempel. Diese finden sich alle in den Ländern, welche der alten Hindusage zufolge von Asuras und Rakschasas bewohnt wurden. Was versteht die Sage nun unter diesen Asuras oder Rakschasas, deren Länder, Hauptstädte, Könige, und zwar in genealogischen Verzeichnissen, mit ihren Ministern, Priestern und Harems aufgezählt werden, und mit welchen die Hindus in beständigen Kriegen lebten? Vergleicht man ohne vorgefaßte Meinung die Mythen und Sagen der Brahmanen von den Suras und Asuras, von ihrem Ursprunge, in dem allegorischen Mythus von der Hervorbringung des Amrita an, in welchem sie so beschrieben werden: „Vormals im ersten Weltalter verachteten sich die gewaltigen Söhne der Diti und Aditi, stolz und nach Herrschaft strebend, wechselseitig; sie waren glücklich, mächtig, wahrhaft tugendhaft, Söhne des großen Kasyapa, Brüder und Kinder zweier Schwestern, welche Gattinnen eines Mannes waren" — (Ramayana Bd. 1. p. 410) bis zu dem entscheidenden Kampf zwischen Krisna und dem Großkönig der Asuras, oder Daiteyas (Daints bei Polier) in Magadha: so kann durchaus kein Zweifel übrig bleiben, daß hier von zwei zwar stammverwandten, sich aber von jeher feindlich gegenüberstehenden Völkern die Rede ist; daß die Sura's, d. i. wie der Sinn des allegorischen Mythus es klar gibt, die Gläubigen, die Vorfahren der Brahmanen sind; die Asuras d. i. die Ungläubigen, oder was völlig gleichbedeutend ist, die Rackschasas, Riesen, aber die Vorfahren eines Nachbarvolks der Hindus bezeichnen, von denen ihr Land nordwestlich, gegen und über den Indus hin, westlich und südlich über den Vindhya hin, umgeben war. Die Könige dieses Volks, welche die Hindus bekriegten und zu Zeiten unterdrückten, werden in vielen Sagen genannt, z. B. Sund, Bali, Taraka, Rawana, Dscharasandha u. s. w., so auch ihre Hauptstädte: Multan, Mahabalipur, wie ihre Hauptsitze Magadha, Lanka u. s. w. Aus allen Sagen geht ferner hervor, daß dies Volk den Hindus nicht allein an Macht, sondern auch an Wissenschaft und Kunst weit überlegen war. Vergleicht man diese Sagen mit den Ueberlieferungen der Dschainas, so behaupten diese: daß ihre Vorfahren alle die Länder beherrschten, von denen hier die Rede ist, daß sie unter vielen Königen standen, welche wieder Oberkönigen und oft einem Großkönig unterworfen waren,

und in den Verzeichnissen derselben fallen sofort dieselben Namen auf, welche in den Hindusagen als Rakschasakönige erschienen, als: Bali, Taraka, Rawana, Dscharasandha u. s. w., welche hier als große glückliche Monarchen angeführt werden. Wir sind demnach gezwungen die Dschainas als die Nachkommen jenes einst großen Volks anzuerkennen und folglich auch anzunehmen, daß jene Tempel ursprünglich den Dschainas gehörten und ihrer Religion geweiht waren.

Rec. konnte hier blos den Gang andeuten, den er bei seiner Forschung einschlug, die Ausführung der Gründe würde ein eignes Werk fordern; doch hat das gefundene Resultat einen Vorzug, der selten den Ergebnissen historischer Forschungen zu Theil wird, vorzüglich wenn sie auf einem Boden geführt werden müssen, der so wenig feste Stützpuncte darbietet; und dieser besteht in einer Probe, wodurch die Wahrheit oder Falschheit desselben vollständig dargethan werden kann. Diese Probe geben die Bildwerke, mit denen alle jene Tempel bedeckt sind, und die sich alle ganz unbestreitbar auf mythische und religiöse Gegenstände beziehen. Gehören diese Tempel wirklich den Vorfahren der Dschainas, so müssen die Bildwerke in denselben sich auch nothwendig aus der Mythologie dieser Religionspartei erklären lassen. Zwar fließen uns die Quellen, aus denen hier geschöpft werden muß, noch sehr sparsam, doch hinreichend, um entscheiden zu können. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, der für die nähere Kenntniß des gesammten indischen Alterthums von der größesten Bedeutung ist, macht die Angabe einiger Hauptpuncte hier nöthig, die jedoch der zugemessene Raum auf das Wesentlichste beschränkt. Colebrooke führt (As. Res. IX. p. 30 —) ein Namenverzeichniß der vierundzwanzig Buddhas der Dschainas mit dem *einen* jeden bezeichnenden Symbol an. Der erste aufmerksame Blick auf die Bildwerke jener Tempel, wie sie uns vorzüglich in den Transactions von Bombay, verglichen mit Niebuhrs Zeichnungen aus dem Tempel von Elephante vorliegen, gibt uns die Ueberzeugung, daß fast alle diese Buddhas mit ihren Symbolen in jenen Tempeln wirklich abgebildet sind. So finden wir in den mehrsten Tempeln zu Elora und Salsette 1) den hochverehrten Buddha Parswa (Parswanata, Paris-nath) mit seinem Symbol der Schlange, oft stehend, während die Schlange sich hinter ihm in die Höhe windet und ihre sieben (auch fünf) Häupter als einen Schirm über ihn ausbreitet; oft sitzt er auf ihr in der gewöhnlichen Stellung des Buddha mit untergeschlagenen Beinen, und sie streckt ihre Köpfe über ihn hin; oft ruht er auf ihr und unter ihren Häuptern im Schlummer. Einmal, in Salsette, geht sein Unterleib in zwei Schlangen über, welche die Stelle der Schenkel ver-

treten, sich dann hinter ihm heraufwinden und sieben Häupter über ihn ausstrecken; oft findet sich die Schlange allein statt des Gottes. Parswa kommt in Umgebungen vor, welche die Erklärung der Brahmanen, die den Wischnu darin finden wollen, schlechthin unmöglich machen, z. B. im Tempel der Dschaggan-nath zu Elora (Transactions of the L. S. of Bombay. III. nr. 2), wo er von mehrern Buddhas mit ihren Symbolen umgeben ist. 2) Buddha Risabha mit seinem Symbol, dem Stier. In Salsette faßt er mit der linken Hand den Stier bei einem Horn, in der rechten hält er einen Scepter, um welchen eine Schlange sich windet, vor ihm liegt eine viereckige Tafel, die ihn oft allein bezeichnet und sich auf das Gesetz zu beziehen scheint, welches er als erster Buddha den Menschen gab. Oft findet sich statt des Gottes sein Symbol, der Stier, allein; in einem Dschaintempel auf Java ist der Gott selbst mit zwei Stierhörnern am Kopfe gebildet. 3) Buddha Abschita, bald auf seinem Elephanten reitend, noch öfter mit Elephantenkopf. 4) Abhinandana, ein sehr verehrter Buddha, mit seinem Affen; in Elora machen ihn die Brahmanen zum Wiswakarman. 5) Padmaprabha und 6) Nami mit dem Lotus; der eine trägt die volle Blume, der andere die Knospe. 7) Tschandraprabha, mit dem Monde. 8) Puspadanta, mit dem Seethier; der Unterleib geht gewöhnlich in eine Art von Fisch über. Die Brahmanen machen eine Avatar des Wischnu daraus. 9) Sitala mit der Kreuzblume. 10) Wasupudschya, auf seinem Büffel. 11) Mahavira, der jetzt herrschende Buddha, auf seinem Löwen. Dieser Löwe, auf welchem Buddha oft reitet, oft ruhig sitzt, oder der neben ihm liegt, oder vor und an den Tempeln unzählige Mal dargestellt ist, entscheidet hier sehr viel. Die englischen Beschreiber wundern sich über die Gestaltung dieses Löwens, dessen Verhältnisse ganz von der natürlichen Löwengestalt abweichen: er hat ein menschenähnliches Gesicht und eine ganz besondere Art von Mähne. Die Künstler, glauben sie, welche die übrigen Thiere so naturgemäß zu bilden wußten, hätten den natürlichen Löwen niemals gesehen. Sie stehn dabei im Irrthum; dieser Löwe, mit dem Menschengesicht, ist ein der Mythologie der Buddhisten eigenthümliches Fabelwesen und soll kein natürlicher Löwe seyn. Nach Buchanans Auszügen aus den Schriften der Burmas, im siebenten Bande der As. Researches, lebt auf dem Meru ein Löwe, der ein Menschengesicht hat, und nur auf der Erde sichtbar wird, wenn ein Gott, d. i. Buddha, erscheint. Dieser Buddhalöwe, der auch den Chinesen als Kirin bekannt ist, und den sie nur auf der Erde sichtbar werden lassen, wenn ein Sesin (Buddha) erscheint (Kämpfer Bd. 1. S. 139. Tab. 19. F. 1) findet sich in allen diesen Tempeln wiederholt; sieht man

ihn von vorn, so ist das Gesicht menschlich; sieht man ihn aber von der Seite, so zeigt sich unten ein furchtbarer Löwenrachen. Die Bildungen weichen indeß, wie dies bei einem bloßen Phantasiethier zu erwarten steht, oft etwas von einander ab, und in jüngern Werken, z. B. in Madura, nahet er sich der Greifenform. Daß man dabei an den Martichoras des Ktesias und die Löwengestalten auf den Ruinen zu Persepolis erinnert wird, bedarf kaum bemerkt zu werden. Da dieser Buddhalöwe aber der gesammten Mythologie der Brahmanen völlig fremd ist, so gibt er ein sicheres Merkmal, daß, wo er sich findet, man Werke der Buddhisten vor sich hat. Einige Engländer, vorzüglich Sykes, versetzen diesen Löwen auf eine gewaltsame Weise in die Hindumythe Da er mit seinem Menschengesicht nun einmal keinem natürlichen Löwen gleicht, kann er auch, meinen sie, einen Tiger vorstellen sollen, und so wird er, wo sie ihn auch (wie Transactions III, Nr. 1. Fig. 2) getreu mit Mähne und Löwenschweif zeichnen, doch ohne weiteres für den Tiger der Parvati erklärt, um die Bildwerke der Hindumythe anzupassen. Nehmen wir auf die Beschreibungen von Niebuhr, Erskine, Sykes, Goldingham, Malet u. s. w. Rücksicht, so finden sich in den Tempeln noch: Buddha Sambhawa, auf seinem Pferde reitend oder mit Pferdekopf; Wimala, mit dem Eber, oder mit Eberkopf; Kuntha, mit der Ziege, und mit Ziegen- oder Bockskopf u. s. w.

Sehen wir auf die Darstellungen, welche sich auf ganze Mythen beziehen, so schließt ihr unzweifelhafter Sinn den Mythus der Brahmanen gänzlich aus. Aus der Hauptmythe von Buddha, wie sie Buchanan (As. Res. VII. p. 211) und Joinville (daselbst S. 413) erzählen, finden sich vier Momente in fast allen Tempeln dargestellt. 1) Wie die geraubte Assuratochter dem Buddha als Braut zugeführt wird. Es ist kaum begreiflich, wie die Brahmanen eine Vermählung des Siva mit Parvati daraus machen können, da die Darstellung mit der Mythe, welche diese Begebenheit erzählt, im größten Widerspruche steht. Dort begibt sich Siva mit allen Göttern zu der ihn erwartenden Braut hin; hier wird die sich furchtsam sträubende dem Räuber zugeführt. 2) Schlachtscenen aus dem Kriege, der sich über diesen Raub mit dem Vater der Geraubten, dem König der Assuras, erhebt, der anfangs unglücklich für Buddha läuft, in welchem er zuletzt siegt und den Assurakönig unter den Meru zurückwirft. Die Brahmanen machen aus diesen Scenen Schlachten aus dem Ramayana, Maha-Bharata, oder den Kampf der Durga, oder ersinnen, wo dies alles nicht ausreicht, Schlachten zwischen Siva und den Assuras, wovon die alte Mythe nichts weiß; gute Abbildungen fehlen noch; doch besitzen wir eine, welche Crowfurd (Trans-

actions II. p. 162. Pl. VII.) aus einem Dschaintempel auf Java mittheilt. Hier sitzt Buddha in seiner gewöhnlichen Stellung, zu seiner Linken steht die Gattin, ihm eine Blume reichend, zu seiner Rechten tobt noch unentschieden die Schlacht. Die Rats, welche die Heere bilden, werden oft menschlich, oft als Ungeheuer, mit dicken Bäuchen, Eberköpfen, oder als Affen dargestellt. Doch scheint die Affengruppe bei Moone (Pantheon Nr. 53) verdächtig, da wenigstens die eingeschriebenen Sanskritnamen, und wohl noch manches andre, neuer Zusatz sind. Wie sehr man hier auf seiner Hut seyn muß, mag folgendes Beispiel beweisen. Müller theilt Tab. III. Fig. 94 eine Abbildung des vermeintlichen Wisvakarman aus dem Tempel desselben zu Elora mit, welche ihm von Malet selbst, doch ohne Zweifel von dem Hinduzeichner desselben, verfertigt übersandt wurde. Vergleicht man diese mit der genauern Zeichnung desselben Gegenstandes, welche Sykes (Transactions III. Nr. 13) liefert, so entdeckt man wesentliche Verfälschungen, um aus dem Buddha den Wisvakarman zu machen; so ist zwischen den Rats am Dhagop ein Auge, ein Senkblei und Richtscheid angebracht, und den Wächtern sind Maßstab und Setzwage in die Hand gegeben, eine Säule ist daneben gestellt u. s. w. Der dritte Moment ist, wo Buddha mit der Gattin auf dem Gipfel des Meru sitzt, die vier Schutzgötter der Welt um ihn her als Wachen stehen und der Assurakönig unter dem Meru als in einen Kerker eingesperrt ist; kleine Rats, bald als Affen, bald als Menschen gestaltet, sitzen an den Seiten des Bergs, um seine Unternehmungen zu belauern. 4) Da er der Mythe nach, nur auf einen Augenblick lauert, wo die Wachen nicht gehörig thätig sind, um den Buddha anzugreifen, so ist ein solcher Moment des Angriffs, im Tempel zu Salsette, dargestellt. Er greift die Säulen an, auf welchen dieser Mythe zufolge der Meru steht, und hat schon eine zerbrochen; da sind aber die vier Schutzgötter mit ihren furchtbar gestalteten Ratheere schon da, um ihn zu bändigen. Die Fabel der herumführenden Brahmanen, welche in den alten Siva und Parvati sehen wollen, deren Sitz von Ravana getragen wird, steht mit dem Ramayana im vollkommensten Widerspruch.

Noch bedeutender sind die Aufschlüsse, wenn wir diese Tempel überhaupt nach dem in die Augen fallenden Sinne ihrer Bildwerke betrachten. Sie zerfallen, wie noch jetzt die Tempel der Dschainas, in zwei verschiedene Arten: in Tempel, welche nur einem Buddha geweiht sind, und in allgemeine Tempel. Diese letztern, welche den Vedaverehrern völlig fremd sind, werden uns am wichtigsten, da die Hauptideen der Religion der Dschainas in denselben auf das sinnreichste dargestellt sind, und sie die

Philosophie und Kunstansicht dieses alten Volkes vor Augen legen. Die alte Philosophie der Dschainas, wie der Buddhisten überhaupt, ist die Sankhya. Es würde hier zu weit führen, wenn wir zeigen wollten, daß diese Philosophie in der Vedalehre sich nicht entwickeln konnte, da sie derselben in ihrem Grundprincip widerstrebt, sich aber eindrängte und nach den Veda's modificirte. Sie nimmt zwei Grundwesen an, gleich ewig und selbstständig, Gott und Welt, oder Geist und Materie. Die letztere, unendlich fein und unsichtbar, ist an sich todt, aber belebungs- und bildungsfähig. Bei der Schöpfung der Welt durchdringt und belebt Gott diesen Stoff, theilt ihm anziehende Kräfte mit; dann wird er durch Zusammentreten der feinen Theilchen sichtbar und so bildet sich die Welt. Diese Durchdringung und Belebung des Stoffs zur Bildung aller Weltwesen, wird als Erzeugung betrachtet und unter dem Bilde des Lingam dargestellt. Gott oder der Geist ist nun Purusa, Urmann, Urvater; die Materie Prakriti, Urfrau, Urmutter. Daher ist der Lingam Hauptsymbol in allen diesen Tempeln, obgleich die Dschainas den Lingamdienst der Brahmanen tief verachten, da sie keineswegs dies Bild verehren, sondern durch dasselbe nur den Grundbegriff ihrer religiösen Weltansicht darstellen. Diese Idee wird nun erweitert und auf vielfache Weise dargestellt. Zuerst geht die Idee des Lingam in die des Dhagop über. Der Dhagop ist eine gewöhnlich aus dem lebendigen Fels gehauene runde Säule, oben mit einer Halbkugel, oder auch einem elliptischen Gewölbe bedeckt. In dem großen Tempel zu Salsette, wie zu Karli nimmt er im Hintergrunde, unter einem hohen Dome den Hauptplatz ein, hält im Umkreise 49 und in der Höhe 20 Fuß; oft ist die Bildung schlanker und die Höhe übersteigt den Umfang; oft findet er sich in Nebenkapellen, in Nischen und mannigfaltig verziert. Die Gestalt gleicht dem aufgerichteten Lingam, doch fehlt die Yoni, und die Bedeutung wird dadurch verschieden. Er ist ein Bild des Weltgebäudes überhaupt, nach der Vorstellung der Buddhisten. Die Erde halten sie für eine runde Scheibe von ungeheuerem Durchmesser; als eben solche Scheiben erheben sich über derselben in immer größern Entfernungen die zweiundzwanzig Himmel der noch körperlichen Nats, dann folgen die vier Himmel der Körperlosen bis zum blauen Gewölbe hinauf. Diese Gestalt wird im Dhagop dargestellt, daher ist er zuweilen offen und hohl, und dann sitzt in ihm Buddha in betrachtender Stellung, als Regent der Welt. Man kann die Darstellung dieser Ideen noch weiter verfolgen. Der noch unbelebte Weltstoff, welcher auch im Sanskrit Wasser heißt, wird in diesen Bildwerken als das Meer dargestellt; über demselben entfaltet sich die Lotusblume,

das Bild der werdenden Welt; auf ihr thront Prakriti, in der Stellung des Buddha, mit vollem Busen, den sie mit beiden Händen stützt, als biete sie allen Wesen ihre Brüste dar. Unten auf dem Meere stehen zwei Elephanten, welche mit Krügen das Wasser schöpfen und es zwei andern über ihnen stehenden Elephanten zureichen, die dann die gefüllten Krüge über die alles nährende Göttin ausgießen (Transactions III, Nr. 8). Die Elephanten, oft auch nur ein Elephantenkopf, erscheinen in diesen Bildwerken immer als Sinnbilder der Macht und Weisheit Gottes, und diese Darstellung ist überhaupt eben so klar als sinnreich. In andern Bildwerken gießen die Elephanten ihre Krüge aber auch über den Dhagop aus, um welchen Opfernde knien, oder auf einen großen Baum, das Sinnbild der Welt, unter dem zwei Lingams aufgerichtet stehen, die beiden Urwesen, aus welchen der Baum emporwächst, anzudeuten (man sehe die verschiedenen Zeichnungen Salts aus den Tempeln auf Salsette im ersten Bande der Transactions der l. S. von Bombay). Es ist unmöglich den Sinn dieser Bildwerke zu verfehlen, wenn man sie unter einander und mit der Lehre der Buddhisten, nach Buchanan (As. Res. VII, p. 211 —) und der Philosophie derselben nach Taylor [Prabod'h Chandro'daya p. 116 —) vergleicht.

Der Buddhist kann sich ferner die Welt nicht anders denken, als in einer Folge von Werden, Bestehen und Vergehen. Hat der ewige Geist den Stoff durchdrungen und die Welt gebildet, so überträgt er ihre Regierung einem Buddha; hat sie die von ihm bestimmte Zeit bestanden, so zieht er sich aus der Materie zurück, welche wieder in ihre feinen Theilchen zerstiebt, bis wieder eine neue Durchdringung erfolgt. Eine solche Weltdauer umschließt fast den ganzen Kreis der religiösen Vorstellungen des Buddhisten; sie ist die große Wanderungszeit aller Geister, in welcher sie streben müssen sich wieder zum Urgeist emporzuschwingen; sonst trifft das Loos der Vernichtung schonungslos ihre Körper und sie müssen nach unendlicher Zwischenzeit die Wanderung von neuem beginnen. Es läßt sich also erwarten, daß jene drei Hauptmomente, des Werdens, Bestehens und Vergehens der Welt eben so werden dargestellt seyn, als die Idee der beiden Urwesen im Lingam; und so finden wir sie überall, und in genauer Beziehung auf den Lingam, in den bekannten Trimurtibildern. In Elora finden sich zwölf oder vierzehn kleine Tempel; in der Mitte steht jedes Mal der Lingam, und an der Wand, dem Eingange gegenüber, die Trimurti (d. i. die Dreigestalt); in dem großen Tempel zu Elephanta findet sich dieselbe Einrichtung. Von den Bildern in Elora theilt Sykes (Trans-

actions III, Nr. 6) eine äußerst genaue Abbildung mit. Jedem Kopfe gehören hier zwei Arme. Der linke Kopf, sichtbar ein Bild des jugendlichen Alters — über dem Scheitel erhebt die Schlange, dies Bild des Lebens, ihr Haupt stolz empor — blickt in einen Spiegel, welchen eine Hand ihm vorhält, die andere faßt ein Instrument, wie noch jetzt die Frauen in Indien gebrauchen, um ihre Augenlieder schwarz zu färben; in dem mittlern Kopfe ist das männliche Alter eben so sinnvoll dargestellt. Eine Hand wiegt eine Frucht — das Bild der That — die andere hält den Rosenkranz, das Bild der Religion; aber oben an der geschmückten Tiare erscheint schon die Mondsichel, das Bild der Veränderlichkeit. Der dritte Kopf stellt das Greisenalter eben so sprechend dar; die eine Hand führt eine Schaale mit Heiltrank zu dem halbgeöffneten lechzenden Munde; die andere hält noch die Schlange, das Bild des Lebens fest, an der das matte Auge hängt, aber diese wendet sich weg. Die Darstellung der drei Stufen des Menschenlebens sind hier eben so unverkennlich, als daß sie, in Verbindung mit dem vor ihnen stehenden Lingam, nur Sinnbilder von etwas anderem sind, das ohne Bild sich nicht darstellen läßt, der drei Alter der Welt. Diese faßte der Künstler der riesenhaften Trimurti im Tempel zu Elephanta selbst in's Auge, wie theils aus der Bildung selbst, noch mehr aus den sie umgebenden Bildwerken hervorgeht. Denn ist diese Ansicht richtig, so muß in jenen Bildwerken das Werden, das Bestehen und die Vernichtung der Welt dargestellt werden, und so ist es wirklich. Nur einige Züge verstattet der Raum hier als Beweis anzuführen, denen wir noch folgende Bemerkungen voranschicken. Unter vierundsechzig Weltvernichtungen trifft nur eine das ganze Weltgebäude, nur acht reichen bis an die Himmel der Rupa, d. i. der Nats, welche feine ätherische Körper haben und geschlechtslos sind; die übrigen treffen nur die Erde und die untern Himmel der Tschama, d. i. der Nats mit gröberm Körper, welche noch in Geschlechter getheilt sind und sich fortpflanzen. In diesen Bildwerken ist nur eine der geringern Weltzerstörungen und Wiederbildungen dargestellt, in welchen die Himmel der Tschama und Rupa unverletzt bleiben. Daher erblickt man in allen diesen Bildwerken unten die Erde, auf welcher die Hauptfiguren stehen; in der Mitte den Himmel der Tschama und diese herzuschwebenden Nats; unter ihnen finden sich fast immer Brahma und Wischnu (sie gehören als Sonne und Luft in diese Region), aber niemals Siva. Dieser steht mit seinem Dreizack unten auf der Erde (als Feuer). Oben erblickt man den Himmel der Rupa mit ihren idealischen Gestal-

In den beiden Bildwerken rechts und links von der Tri-

murti wird die Entwicklung des Lebens in der sich neu bildenden Welt dargestellt. In fast allen großen Tempeln scheint diese Darstellung in drei Momenten zu finden zu seyn. Eine hohe Gestalt, halb weiblich, halb männlich, mit vier Armen, erscheint bald wie im Kampf begriffen und in jeder Hand eine Streitaxt schwingend, während an ihrer Seite die Schlange, das Bild des Lebens, sich in die Höhe windet (so beschreibt sie Goldingham in den Ruinen von Mahabalipur As. Res. V, p. 69 —), bald als nach vollendetem Kampf ruhend und auf den Stier sich lehnend, während sie die Schlange nun ergriffen hat und mit der rechten hoch in die Höhe hebt. Dies ist der Moment in Elephanta; oben sieht man die in beiden Himmeln herzuschwebenden Nats Blumen herabstreuen. Links von der Trimurti ist die Entwicklung vorgerückt, die in der vorigen Gestalt vereinigten Geschlechter haben sich getrennt, und stehen hier als Mann und Frau neben einander; noch hält der Mann die Schlange in der rechten Hand, aber sie wendet sich hinter seinen Rücken herum und blickt zwischen beiden der Frau ins Gesicht; das Uebrige des Bildes ist dem vorigen gleich, nur haben unten die Figuren sich gemehrt, und wenn Siva mit dem Dreizack nicht mehr zu erkennen ist, so liegt dies wohl nur daran, daß fast alle Gestalten beschädigt und Hände und Symbole verloren sind. Dieser Gang in der Entwicklung des Lebens ist nach Buddhistischen Ideen der allgemeine; selbst die neuen Menschen auf der jungen Erde sind lange Zeit geschlechtslos; erst wenn sie Früchte genießen und Begierden bekommen, entwickeln sich die Geschlechter und die Fortpflanzung beginnt, und diesen dritten Moment hat Niebuhr (B. II, Tab. VIII, A.) mitgetheilt; Mann und Frau sitzen hier neben einander, neben ersterem sitzt ein größeres Kind, zwischen beiden trägt die Wärterin ein kleineres im Arm u. s. w. Von dem zweiten Momente, dem Bestehen der Welt unter der Regierung eines Buddha, ist schon die Rede gewesen, weil zu diesem die oben beschriebenen Darstellungen aus der Geschichte des Buddha u. s. w. gehören; der dritte Moment, die Weltzerstörung fehlt in keinem großen Tempel. Die Hauptfigur dieser Darstellung liefert Niebuhr (B. II, Tab. X); allein er zeichnete nur — wie er selbst bemerkt — die Hauptfiguren der Bildwerke mit Sorgfalt, die Nebenfiguren wurden oft nur angedeutet, oft fehlen sie, wie hier der Fall ist, ganz, wodurch das Bild räthselhaft wird. Erskine liefert das Bildwerk im I. Bande der Bombay-Transactions vollständig, und Sykes im III. Bande aus einem Tempel zu Elora. Der Zerstörer, mit acht Armen und allen Sinnbildern der Vernichtung, thut einen gewaltigen Schritt über die Erde, und schlaff hängt an

seinem Arm die Schlange herab; die beiden hintern in die Höhe gehobenen Hände halten eine große Decke, welche den Hintergrund verbirgt — bald wird sie auf die vernichtete Welt herabsinken und sie auf ewig bedecken! Aber im obern Himmel steht noch der Dhagop, und die Rupa beten an, und zur Seite des Zerstörers erblickt man das Haupt eines Elephanten, das Bild der Macht und der Weisheit Gottes. Statt des Himmels mit dem Dhagop sitzt in Elora neben dem Zerstörer Prakriti auf einem Felsensitz und sieht der Vernichtung zu — der Sinn ist ganz derselbe. —

Eine weitere Ausführung dieses Gegenstandes ist ohne Abbildungen nicht wohl möglich, auch wird das Gesagte schon hinreichen zu beweisen, daß die Bildwerke dieser Tempel religiöse Vorstellungen und Gegenstände aus der Mythologie der Dschainas, keineswegs aber der Brahmanen enthalten. Dies Ergebniß führt uns zu einem Zeitraum voll großer Begebenheiten in der Geschichte jener Völker, durch welche die Macht des einst großen Volks der Dschainas gebrochen, der Einfluß der Vedaverehrer überwiegend, ihre Lehre die herrschende wurde; die überwältigte Buddhalehre aber nicht ausrottete, sondern nur umgestaltete und in sich aufnahm. Ueber dem Geschichtlichen dieses Zeitraums schwebt noch ein großes Dunkel; jedoch nicht ohne einzelne lichte Puncte, nach welchen der Forscher sich einigermaßen orientiren kann. Dieser Gegenstand liegt indeß außer den Grenzen dieser Beurtheilung, bei welcher nur die aus dieser ganzen Untersuchung hervorgehende Ansicht der Mythologie der Hindus überhaupt in Betracht kommt. Diese zerfällt nun in zwei Hauptabschnitte: 1) in die alte, reine Vedamythologie, vor der Vermischung mit dem Buddhismus, und 2) in das jüngere, durch Einmischung des Buddhismus — in seiner westlichen Form als Dschainlehre — entstandene Mythensystem. Als Quellen der erstern scheinen von den uns bekannten Schriften nur die Veda's, der Ramayana und Maha-Bharata angenommen werden zu dürfen; als Quellen des letztern die meisten Puranas und jüngern Gedichte. Rec. wagt dabei folgende Sätze aufzustellen: daß, ehe wir nicht die vier Veda's, den Ramayana und Maha-Bharata ganz oder größtentheils besitzen, es nicht möglich seyn wird die alte Mythologie der Brahmanen rein und vollständig aufzustellen; und ehe wir nicht die vorzüglichsten Schriften der Dschainas besitzen und ihre Mythologie schärfer und vollständiger auffassen können, als bis jetzt der Fall ist, kann auch die spätere, durch diese umgeformte Mythologie der Hindus nicht ganz erklärt werden.

Soweit wir aber auch noch von dieser vollständigen Kenntniß entfernt sind, so liegen doch schon einige einflußreiche Gegen-

stände ziemlich klar vor Augen. Dahin gehört der Mythus vom Buddha, als einer Avatar des Wischnu. Wer sich die Mühe gibt, alle Nachrichten aus den uns zugänglichen Quellen und glaubwürdigen Schriftstellern zu sammeln, wird die Ueberzeugung gewinnen: daß ein Buddha als Avatar des Wischnu nie vorhanden war; daß die Brahmanen, indem sie die Länder südlich vom Ganges und die Tempel der Dschainas in Besitz nahmen, sich eine allgemeine Idee vom Buddha bildeten, darin ihren Wischnu erblickten, und da sie das Verbot des Tödtens, des Weintrinkens u. s. w. in ihre Lehre verwebten, diesen Buddha als einen Reformator der Veda's betrachteten, da diese das Schlachten der Thiere zum Opfer befahlen. Aber nur südlich vom Ganges fand diese Idee Eingang; nördlich von dieser Grenze, in dem alten Hindulande, blieb die alte Lehre in Kraft, und reine Thiere werden geopfert und gegessen. Daher die doppelte Ansicht von Buddha: während ein Theil in ihm den Wischnu verehrt, erblickt der andre in ihm einen Betrüger, der in der Welt erschien eine falsche Religion zu lehren. Noch auffallender zeigt sich die Zusammenmischung in der Mythe von der zehnten oder zukünftigen Avatar des Wischnu als Kalki. Es liegt derselben der zunächst zu erwartende Buddha zum Grunde, doch sehr umgeformt. Während die Buddhisten in ihm einen neuen Religionslehrer und Weltregierer erwarten, erwarten die Brahmanen in ihm einen tapfern Krieger, der die Miletscher und Unreinen ausrottet, ihr Volk von allen Unterdrückern befreit und das goldene Zeitalter für dasselbe zurückbringt. Die christliche Idee des „Weltrichters", von der in den Quellen sich nichts findet, wird von den Symbolikern hineinerklärt (As. Res. II, p. 121. Polier II, p. 170 —). Die Buddhisten glauben, die Welt werde nach der Erscheinung dieses Buddha noch so lange dauern, als seiner Lehre und seiner Herrschaft zu bestehen bestimmt ist; nach Polier wird das goldne Zeitalter, während Kalki und seine Nachkommen über Indien herrschen, 780 Jahre dauern, dann tritt das Ende der Welt ein. Nach Baldäus (S. 552) ist Kalki ein weißes geflügeltes Pferd, das auf drei Beinen steht (den drei verflossenen Zeitaltern); setzt es den vierten Fuß auf die Erde, so wird es mit demselben so stark darauf drücken, daß sie im Meere versinkt und alles Lebendige untergeht. Wie war es möglich in alle diese Sagen den christlichen Sinn eines Richters der Lebendigen und Todten hineinzuerklären? Aber die ganze Lehre vom Weltuntergange ging bloß aus der Mythologie der Dschainas in die Lehre der Brahmanen über; sie ruhet auf der Ansicht der ewigen, von Gott verschiedenen Materie: nach den Veda's ist die Welt ein Ausfluß von Gott, ist Gott selbst und

durchaus ohne Ende. Die Einzelwesen sind zwar im beständigen Wechsel, aber das Ganze bleibt, ist ein Baum, dessen Wurzel Brahm ist, dessen Laub zwar immer wechselt, der selbst aber keines Verderbens, keiner Vernichtung fähig ist. „Die ganze Welt ging aus Brahm hervor, bewegt sich in Brahm und Brahm ist unendlich" (Oupnek'hat II, p. 322). Gleichwohl ging die ganze Lehre von der periodischen Vernichtung und Wiederbildung der Welt, wie der Buddhist sie glaubt, in den Mythus über und gab der Ansicht der drei großen Götter, als Naturwesen, eine andre Gestalt, sie wurden sterblich. Am leichtesten ließ diese neue Lehre sich mit den Mythen von Brahma verbinden. Dieser erlitt als Sonne manche Veränderung im Lauf des tropischen Jahrs, denn „Brahma, die Sonne und das ganze Jahr sind eins" (Oupn. II, p. 263). Daher sagt ein alter Mythus: Brahma stirbt alle Jahre und wird alle Jahre von neuem geboren; mit ihm stirbt auch Parvati, Siva's Gattin (die Wärme), alle Jahr und wird gleichfalls alle Jahre wieder geboren; aber Siva sammelte die Häupter des gestorbenen Brahma, wie die Gebeine der Gattin und reihete sie auf einer Schnur an einander, die er als Halsband trug. (Man zählte in den alten Feuertempeln nach dem Sinken und Steigen der Sonne und dem Wechsel der Wärme und Kälte die Jahre.) An diese alte Mythe, welche Baldäus (S. 438 — 439) mittheilt, scheint man die neue Lehre vom Tode der Götter geknüpft zu haben; doch dehnte man das Leben des Brahma auf eine große Weltdauer aus, gab Wischnu, der Luft, ein längeres Leben, weil das frühere Vergehn der Sonne beim Weltende allgemeiner Glaube gewesen zu seyn scheint; am längsten ließ man Siva, das Feuer, dauern, weil dies als Zerstörungsmittel der übrigen betrachtet wurde. Der Gang, den der Mythus bei dieser Idee vom Tode der Götter nahm, läßt sich genau verfolgen; man hatte längst die Idee dieser Wesen von der Vorstellung jener Naturwesen zu trennen angefangen, sie hatten in der Ansicht das Vedantatheologen ihre Persönlichkeit verloren und galten nur als Eigenschaften des Urwesens, und so hatte man nichts dagegen, daß man sie als Naturwesen in den mythischen Gedichten sterben ließ. Aber warum erwähnt der Symboliker dieser wichtigen Mythen, dieser Lehre vom Tode der Götter, so umständlich sie auch von Polier vorgetragen wird, mit keinem Wort bei seiner Lehre der Dreieinigkeit? Der Grund scheint folgender zu seyn: jene drei Götter werden nun einmal als göttliche Dreieinigkeit, als Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist dargestellt, und damit stimmt es wenig überein, wenn diese drei Personen, welche eins seyn sollen, als sterblich dargestellt werden, und nicht etwa in ihren Avatars, son-

dern als sie selbst. Was kann aus einer Dreieinigkeit werden, von der zuerst der Vater stirbt, der Sohn nun in einer Zweiheit noch einmal so lange lebt, dann gleichfalls stirbt, und so der heilige Geist noch einmal so lange als Einheit lebt, dann aber gleichfalls stirbt? Die Antwort scheint selbst der Symbolik zu schwer zu seyn und deshalb wird sie zu dem Unwesentlichen gerechnet, und man kann thun als ob die Lehre gar nicht vorhanden wäre. Sie ist nun aber einmal da und hätte wohl veranlassen können eine Untersuchung anzustellen: ob die Hindus auch wohl überhaupt eine solche Dreieinigkeit kannten? Rec. muß dies nach einer sorgfältigen und unbefangenen Untersuchung geradehin verneinen und Erskine beitreten, wenn er (Transactions of th. L. S. of B. 1, p. 214 —) behauptet: die Europäer würden in Indien nie eine Dreieinigkeit gefunden haben, wenn sie nicht mit ihrer Idee einer Dreieinigkeit dorthin gekommen wären. In keiner uns bekannten indischen Quelle kommt etwas vor, das auf eine Trinitätslehre hindeutet. So lange die drei Götter als Naturwesen verehrt wurden und jede Secte in ihrem Gott den Höchsten verehrte, die beiden andern aber herabsetzte, war die Entstehung dieser Idee nicht einmal möglich, und der Entwicklung des Pantheismus, in welchem die Götter überhaupt ihr persönliches Seyn verloren und als bloße Begriffe des Verstandes oder Ideen betrachtet werden, entspricht eine Lehre von drei Personen in einem Gott noch weniger.

Da diese Lehre bloß in die Religion der Hindus hineinerklärt wird, darf man sich nicht wundern, wenn die Symboliker über die Art und Weise wie sie dort sich finden soll, gar nicht übereinstimmen. Creuzer macht, wie wir oben anführten, Brahma zum Gott Vater, Siva zum Sohn und Wischnu zum heiligen Geist, führt die Idee aber wenig consequent durch, da er den Brahma als Centrifugalkraft der Gottheit betrachtet und ihn Wischnu der Centripetalkraft unterordnet. Müller rügt dies mit Recht und trägt die Lehre so vor: „Rein wie die heilige Dreifaltigkeitsmyste des Christenglaubens, zeigt sich die Urantike der Trimurtilehre; nur ein Gott und — hier — Dreifachheit in der Kraftäußerung nach außen; später erst drei Symbolpersonen und diese drei eins. Auch hier gilt: tres sunt et hi tres unus sunt. Brahma, Ahnherr der Welt, Gott Vater; Wischnu, auch Krisna, der in Einfleischungen erscheinende Menschheit- und Weltretter; Heiland am Rande des Verderbens, der gesandte Sohn des urheiligen Brahm, Mittler zwischen ihm und dem Menschen; Siva — im guten Sinne — Geisteslicht, Geisteswärme, Herzensglut, Lichtzünder, Gnadenspender, Reiniger, Erhalter, Entwickler — der heilige Geist" (S. 161 — 165).

Und worauf gründet sich nun überhaupt die Ansicht jener drei Hindugötter? Genau genommen allein auf jene Trimurtibilder, wo entweder drei Köpfe auf einer Brust, oder drei Leiber auf einem Bein sich finden; die ursprünglich den Dschainas angehören und deren Sinn wir schon kennen gelernt haben, welche aber jetzt, nach der Erklärung der Brahmanen, Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter und Siva als Zerstörer darstellen sollen. Diese Erklärung bot sich von selbst dar, da man dies Bild der Hindumythe anpassen wollte. Aber angenommen, diese Bilder hätten ursprünglich jene drei Götter als Schöpfer, Erhalter und Zerstörer darstellen sollen; welche Aehnlichkeit fände auch dann zwischen ihnen und der christlichen Dreieinigkeit statt? Kann das Bild anders als aus den schriftlichen Urkunden der Hindus erklärt werden? Nach diesen sind sie zuerst drei Götter, nicht einer; dann werden sie drei Söhne, oder Emanationen eines Urwesens, und lösen zuletzt in drei Eigenschaften sich auf. Wollte man einzelne abgerißne Sätze aus den pantheistischen Upanisads für jene Lehre anführen, so wäre dies leicht, im Zusammenhange aber machen sie diese Trinitätslehre unmöglich. So sagt im neunten, zum Atharvan gehörenden Upanisad, ein Sivait zu Rudra: „Du bist Brahm der Schöpfer, du bist einzig, aber die Unwissenheit stellt dich als zwei (Brahm und Maya) und wegen der drei Eigenschaften, Schaffen, Erhalten und Zerstören, als drei dar. — Die Welt und was außer der Welt ist, bist du! Du bist groß und klein, bist der Ort und die Stelle von allen u. s. w." Im neunzehnten, zum Yadschus gehörenden Upanisad, sind ganze Seiten mit der Aufzählung von Dingen gefüllt, welche alle Rudra sind. Er ist die Sonne, Herr aller Heere, Herr der Welt, Herr aller Oberflächen und Inbegriff aller Oberflächen, ist das Grüne in grünen Dingen, Welle des Meeres, rauschendes Meer, besaamte Erde, Getraideernte u. s. w., Rudra ist alles. Eben so stellt der Brahmait den Brahma, der Wischnuit den Wischnu, der Indrait den Indra dar; und statt einer Dreieinigkeit, träte nothwendig eine Viereinigkeit auf. Die Willkür bei der Wahl von drei Namen, welche Müller aus den Mythologien aller alten Völker als Dreiheiten aufstellt, und die oft eben so willkürlichen Voraussetzungen der Bedeutung derselben liegen außer dem Zweck dieser Beurtheilung.

Ueber die Einführung des Lingams und des Stiers in den Cultus der Vedaverehrer nur noch einige Worte. Indem sie die Tempel der Dschainas, als ihren Göttern geweiht, in Besitz nahmen, mußten sie dem Lingam eine andere Bedeutung geben, als die er ursprünglich hatte. Die Wischnuiten betrachteten ihn

als ein Symbol des Wischnu, gaben ihm indeß eine sehr gezwungene Erklärung. Der weibliche Theil, behaupten sie, bedeutet Wischnu's Nabel, aus welchem der Lotusstengel — das männliche Glied — hervorwuchs, in dessen Blume Brahma, der Schöpfer aller Dinge, entstand (As. Res. III, p. 358). Daß die alte Mythologie eben so wenig den Ursprung als den Tod des Brahma kennt, geht aus dem Ramayana klar hervor, wenn es heißt: „Unbeschreiblich ist Brahma's Ursprung; ewig, unzerrüttbar immer derselbe." (B. I, p. 574). Die Mythe von dem Ursprunge des Brahma aus Wischnu's Nabel läßt sich aus buddhistischen Ideen nachweisen. Leichter war es dies Symbol dem Siva beizulegen, weil es allerdings in der alten Mythe von der Erzeugung des Karlikeya schon vorbereitet war. Gleichwohl ist auffallend, daß weder in den Veda's noch alten Gedichten, so weit wir sie kennen, dieses Symbols gedacht wird — wäre dies Stillschweigen erklärlich, wenn es ursprünglich den Hindus angehörte? Entscheidend darüber sind die Mythen und Sagen, wodurch die Sivaiten den Ursprung und die Bedeutung des Symbols zu erklären suchen. Abraham Roger erhielt über diesen Gegenstand folgende Auskunft: Ein Heiliger wollte einst den Siva besuchen, wurde aber von den Thürstehern nicht eingelassen, weil der Gott eben seine Gattin umarmte. Ungeduldig, weil er so lange warten mußte, sprach er den Wunsch aus: Siva möge werden, was ihn so lange beschäftige! Die Wünsche der Heiligen gehn immer in Erfüllung; doch können ihnen die großen Götter widerstehen und Siva stellt den Heiligen über den Wunsch zur Rede; dieser entschuldigt sich, kann ihn aber nicht zurücknehmen und so willigt der Gott ein, daß er unter der gewünschten Gestalt (des Lingams verehrt werde (Offne Thüre. S. 247). Eine andre Erklärung theilen Sonnerat (B. I, S. 149), auch Müller (B. I, S. 297) mit, welche aus dem Skanda-Purana genommen ist. Einige Heilige hatten schöne Frauen, und Siva entschloß sich dieselben zu verführen. Zugleich befahl er dem Wischnu in Gestalt eines schönen Mädchens die Büßer selbst zu versuchen. Der Plan gelang, und die beleidigten Heiligen beschlossen sich an Siva zu rächen. Da alle Mittel dem Gott zu schaden fehlschlugen, greifen sie ihn zuletzt mit der Kraft ihrer Buße an; diese fuhr, ein unaufhaltsames Feuer, auf den Gott zu und riß ihm das Zeugungsglied vom Leibe. Aber dies Glied fuhr nun verzehrend über die Erde hin, setzte alles in Brand und würde die ganze Welt vernichtet haben, hätten nicht schnell Wischnu und Brahma sich entschlossen sie zu retten. Der erste nahm die Gestalt des weiblichen Geschlechtstheils, der zweite die Gestalt eines Fußgestells an; so nahmen sie Siva's Glied in sich auf, und so ent-

stand aus allen dreien das Lingambild, wie es gewöhnlich in den Tempeln erscheint. Daß diese Erklärung, in welcher Siva das Bild der Wärme, Wischnu das Bild der Feuchtigkeit und Brahma das Bild der Erde ist, durch deren Zusammenwirken alles erhalten wird, sowohl mit der wahren Bedeutung jener drei Wesen als mit den übrigen Erklärungen, welche in dem Lingam nur Siva und Parvati sehen, im großen Widerspruch steht, fällt von selbst in die Augen. Eine andere Erklärung, welche Baldäus (S. 437) mittheilt, geht noch weiter davon ab. Der Lingam ist hier das Ursprüngliche und hat drei Rinden; aus der äußern, gröbern wurde Brahma (die Erde); aus der zweiten, weichern, Wischnu (Luft und Wasser), aus der dritten und zartesten, Siva (die alle Wesen durchdringende Wärme). Was übrig blieb, verbrannte, die Asche fiel in die Yoni zurück und wurde dem Siva zu verwahren anvertraut, der deshalb den Namen des großen Gottes (Mahadewa) erhielt. Ein Sivait suchte den Sinn des Symbols nach der Sankhya durch Begriffe der Vedalehre auszudrücken. Einer andern Nachricht zufolge, welche Sonnerat (Bd. 1. S. 148) mittheilt, soll Wanadschuren, ein Sohn des Riesenkönigs Bali, die Verehrung und das Bild des Lingam erfunden haben; eine Sage welche auf der geschichtlichen Thatsache ruhet, daß der Lingamdienst von den Rakschasas zu den Vedaverehrern überging; aber welche Bedeutung diese ihm auch immer gaben, als „Bild des Todes und des Lebens" wurde der Lingam von ihnen nicht betrachtet.

Ueber den Stier, sowohl als Vahan des Siva, wie als Gegenstand der Verehrung überhaupt, läßt sich vor jetzt nur wenig mit Bestimmtheit sagen. Der alte Hindu scheint in der That den Stier nur als Symbol der Gerechtigkeit zu kennen; so führt ihn Manu's Gesetzbuch an (VIII, 16), und nennt weiterhin den Uebertreter der Gesetze den Stierwürger. In den alten Liturgien bedeutet gleichfalls das Brüllen des Stiers die Stimme des Gesetzes, und Dherma, der Gott der Gerechtigkeit, wird daher in der Gestalt des Stiers verehrt. Dieser Stier sollte doch wohl von dem Stier des Siva, der gewöhnlich als sein Reitthier gesattelt neben ihm liegt, unterschieden werden; dies scheint aber nicht der Fall zu seyn. Sehen wir nun, daß in den alten Dschaintempeln Buddha Risabha als Siva genommen wird, und neben diesem sein Symbol, der Stier, immer liegt oder steht, so wird man geneigt anzunehmen, daß dieser Stier erst in der jüngern Mythologie dem Siva als Symbol oder Vahan beigelegt wurde. Rec. bricht die Verfolgung dieser Gegenstände hier ab, um noch einige Worte über das Werk des geistreichen N. Müller zu sagen.

Müller sucht eigentlich nur die philosophische Aufgabe zu lösen; daher liegt die gesammte Geschichte, Untersuchung über Echtheit oder Unechtheit der Quellen, Zeit und Raum und Kritik völlig außer seinem Wege. Der Zeitraum von drei bis vier tausend Jahren wird als ein Moment betrachtet und dem alten Feueranbeter zugeschrieben, was der junge Idealphilosoph lehrt. Freilich legt der letztere seine Ideen in die rohen Vorstellungen des erstern, oder wenn man will, entwickelt sie aus denselben; aber das unbebrütete Ei ist doch noch kein Adler! — Neben den Veda's und Purana's erscheint der von einem Missionair untergeschobene Ezour-Vedam und neben diesem Moses, die Psalmen Davids, Kant, Herder, Görres u. s. w. als Autoritäten. Dagegen wäre wenig zu sagen, wenn die so gefundenen Resultate nicht auch geschichtlichen Werth haben sollten; aber schon der Titel des Werks: Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt — stellt dasselbe auf einen rein historischen Standpunct. Und wie wird dieser begründet? Der Verf. nimmt mit allen Symbolikern an, daß die Menschen ursprünglich in einem Zustande der Unschuld und Heiligkeit lebten, daß aber in der großen Masse des Volks die Lust des Aufflugs ins Uebersinnliche erstorben sey und man sichtbare Zeichen forderte, die an Gott erinnerten; da hätten die Volksväter der Nothwendigkeit weichen müssen und Bilder als Erinnerungszeichen an die Gottheit und ihre Offenbarung erfunden (Bd. 1. S. 91, 103, 131 —). Wenn der Verf. nun auch die Behauptung der Pantheisten, ihre Lehre sey die ursprüngliche, ohne Untersuchung als richtig annimmt, so sucht doch kein einziger derselben den Ursprung der Symbole in absichtlichen Erfindungen, um in ihnen dem Volk Erinnerungszeichen an die Gottheit zu geben. Die Anhänger der Vedanta und Mimansa betrachten sie als Verirrungen vom rechten Wege, welche sie durch Erklärungen zu entfernen suchen; die Verehrer des Ekhummeschà sehen in ihnen Priesterbetrug, um das Volk zu täuschen. Unser Verf. nimmt aber die eben angeführte Hypothese, welche psychologisch die Möglichkeit zu erklären sucht, wie man von der reineren Erkenntniß in das mystische Symbolwesen verfallen konnte, als geschichtlich an und legt sie seinen Erklärungen zum Grunde: weil ohne diese absichtliche Einkleidung eines schon vollendeten Systems in die mannichfachsten Symbolhüllen, das Wiederherauserklären dieses Systems, welches der Verf. unternimmt, aus einem andern Gesichtspunct betrachtet werden würde, als aus dem er selbst es betrachtet.

Wer die philosophische Aufgabe der Mythologie zu bearbeiten unternimmt, muß nothwendig eine philosophische, bestimmte

und klare Weltansicht zum Grunde legen, mit welcher er die verschiedenen mythischen Weltansichten besonderer Völker vergleicht, weil er nur dadurch die einzelnen mythischen Ideen scharf aufzufassen und auf die allgemeine Natur des Menschengeistes zu beziehen vermag. Rec. hat sich alle Mühe gegeben das System des Verfs. in dieser Hinsicht bestimmt aufzufassen, muß aber bekennen, daß er damit nicht ganz auf's reine gekommen ist. S. 126 heißt es: „Ob es eine metaphysische Evidenz gibt, das heißt eine außer Anschauung liegende, a priori erweisliche Erkenntniß der Dinge, ihrer Kräfte und Zwecke? Diese Frage hat Kant mit Nein beantwortet, in welches Nein wir mit allen seinen Freunden, Rehberg an der Spitze, im allgemeinen einstimmen." Die Weltansicht des Verfs. ginge also aus der kritischen Philosophie hervor, wenn die unterstrichnen Worte: im allgemeinen — nicht schon auf etwas anderes hindeuteten, das wir in demselben §. kennen lernen. Es heißt: „Auf die Weltschöpfer-Idee waren diese Weisen (Brahmanen) wie alle Denker hingewiesen, welche gleich Kant aus den Grundsätzen der Beharrlichkeit, Caussalität und Gemeinschaft einen Zusammenhang der sinnlichen Erscheinungen mit einem Etwas concludiren, das kein Gegenstand der Erscheinungen seyn kann und das durch die Ideen von Dingen an sich, von Kraft, Urgrund, Urwesen, demnach von Geist, Gott, ausgedrückt wird." Der Verf. läßt hier die „Hinduweisen," Kant und die ihm Gleichdenkenden auf eine Weise schließen, die in seinem eigenen System gegründet seyn mag, die aber der Kantischen Philosophie eben so ferne liegt, als der Philosophie der Brahmanen. Gleichwohl schiebt er den letztern überall Schlußreihen der Art unter (siehe 118 u. s. w.) und leihet ihnen so sein eignes System, in welchem er mit dem Kriticismus durch die oben angeführte, Kant untergeschobene Schlußreihe, den Dogmatismus zu verbinden, oder als einen auf sichern Schlüssen ruhenden Glauben beizufügen sucht. Nun ist aber ein System der Art den Brahmanen so fremd, daß sie es schwerlich begreifen würden.

Mit so vieler Belesenheit, Scharfsinn und Witz der Verf. die kaum übersehbaren Mythen und Symbolgebilde nach seinem Systeme erklärt, so sind doch alle diese Erklärungen, ungeachtet ihrer psychologischen Richtigkeit, sobald sie einen geschichtlichen Werth haben sollen — nur Schüsse ins Blaue. Ueberall geht aus dem Buche hervor, daß der Verf. den eigentlichen Geist der Philosophie der Hinduweisen gar nicht aufgefaßt hat. Wie wäre es sonst möglich, in dem ganzen Buche von dem ausgebreitetsten, sich allein für rechtgläubig ausgebenden System

der Vedanta und dem diesem als ketzerisch gegenüberstehenden System der Tscharwaka gar nichts, von den Systemen der Mimansa und Nyaya aber nur zu lesen, was S. 527 und 536 angeführt ist? Rec. hat schon oben bemerkt, daß die Nyaya oder Sankhya eine fremde Philosophie unter den Brahmanen ist. Sie gehört ursprünglich den Buddhisten und nimmt zwei gleich ewige Grundwesen, Gott und Materie, an. Es ist Irrthum, wenn Müller S. 121 diese Lehre eine Vedalehre nennt, da sie mit der Emanationslehre im geraden Widerspruche steht. Sie wurde zwar von den Brahmanen aufgenommen, aber in einem sehr veränderten Sinne, wie aus den Upanisads hervorgeht. Sie nehmen die Ewigkeit der Materie nur in dem Sinne an, daß Maya als Grund derselben von Ewigkeit her in Gott vorhanden war, und so schließen sich ihre — zahlreichen — Anhänger in den letzten Principien an die Vedanta oder an die Mimansa, und wir können sie hier ganz übergehen. Da der Verf. sein eignes philosophisch-religiöses System den Brahmanen unterschiebt, so findet er bei ihnen auch überall nur ein System, eine Theologie, eine Moral wieder, und alle Unterschiede und alle Secten schmelzen in einer Ansicht zusammen, die streng genommen keiner von allen zukommt. Hier ins Einzelne zu gehen, würde zu weit führen; Rec. will statt dessen versuchen die Systeme der Hinduphilosophen, wie sie in den Upanisads enthalten und in dem Prabod'h Chandrodaya des Krisna Misra (englisch von J. Taylor, London 1812) klar und bestimmt dargestellt sind, in ihren Grundzügen zu entwerfen.

Die Philosophie der Brahmanen entwickelte sich aus der Emanationslehre. Unser Verf. sagt dies selbst (S. 463 —), entfernt sich aber in seinen Erklärungen ganz von dem Wege, den der Hindu ging, und gelangt folglich zu einem andern Ziele. Den Hindu führte sein Weg zum Pantheismus, welcher die Grundlage seiner gesammten Religionsphilosophie bildet. Gott und Welt, oder Geist und Materie sind eins; dies ist der allgemeine Ausdruck des Pantheismus. Allein innerhalb der Grenzen desselben kann die Speculation dennoch drei verschiedene Richtungen verfolgen und drei von einander abweichende Systeme aufstellen, und mit großer Consequenz haben die Brahmanen diese Richtungen verfolgt und in den drei Systemen zu erschöpfen gesucht. Es wird erlaubt seyn, daß Rec. bei der Darstellung derselben sich einiger unserer Philosophie angehörenden Ausdrücke bedient, weil er mit denselben durch ein Wort bezeichnen kann, was er in der philosophischen Sprache der Hindus weitläufig umschreiben müßte.

Geist und Materie, oder das vorstellende Subject und das

vorgestellte Object sind zwar eins, aber es läßt sich doch bei diesem Einsseyn

erstens: das vorgestellte Object von dem vorstellenden Subject ableiten; pantheistischer Idealismus, oder System der Vedanta. Nur der Geist (Gott) ist wirklich, hat reales Seyn; die Materie ist nicht wirklich, ist bloßer Schein, oder Täuschung der Maya. Maya ist ein unbegreiflicher Grund in Gott; wer ihn zu erklären wagt, nennt ihn bald Liebe, bald Wille, oder noch öfter in Rücksicht auf die Emanationslehre, weibliches Urprincip in Gott. Dieser Grund bewegt den Urgeist sich vorzustellen: ich bin, ich bin geboren, habe diese Aeltern, diese Geschwister, diese Frau, diese Kinder, Freunde, Güter u. s. w. und diese Vorstellung ist der Mensch, der also kein wirkliches Daseyn hat, sondern im Grunde Gott selbst ist, dem nur eine Vorstellung als Wirkung der Maya vorschwebt. Diesem System gerade entgegengesetzt, läßt sich

zweitens: das vorstellende Subject von dem vorgestellten Object ableiten; pantheistischer Materialismus, oder das System Tscharwaka. Nur die Materie ist wirklich, hat reales Seyn, der Geist aber ist nur Schein. Das Leben besteht nur in dem Zusammenwirken oder in dem Gleichgewicht der Kräfte in einem organischen Körper und hört folglich auf, wenn durch die Zerstörung des Körpers dies Zusammenwirken oder dies Gleichgewicht der Kräfte aufgehoben wird.

Diese beiden Systeme sprechen also dem Menschen die Fortdauer des persönlichen Bewußtseyns nach dem Tode ab; nach der Vedanta löset es sich in die allein seyende Gottheit, nach der Tscharwaka in die allein seyende Materie auf. Zwischen beide Systeme stellt sich nun ein

drittes System, welches weder das vorgestellte Object vom vorstellenden Subject, noch dieses von jenem ableitet, sondern beide als Aeußerungen eines und desselben Wesens betrachtet; Pantheismus schlechthin, oder System der Mimansa. Das Urwesen sondert sich in sich selbst, das Eins wird Vieles, oder wie es in einem Veda heißt: das Urwesen bringt in sich, oder aus sich, Einzelwesen hervor, senkt sich in dieselben und schauet in ihnen und durch sie sich selbst an. Nach diesem System dauert das persönliche Bewußtseyn des Menschen ewig.

Die Verschiedenheit dieser drei Systeme, welche die gesammte Philosophie der Brahmanen umfassen, da alle Unterabtheilungen derselben doch in den Hauptprincipien mit ihnen zusammentreffen, offenbart sich vorzüglich in ihrer Anwendung auf das sittliche Le-

ben. Nach der Tscharwaka besteht die Moral bloß in der Klugheit, sich mit den Gesetzen abzufinden; ihre Anhänger werden daher verachtet und mit dem Namen Atheisten belegt. Zwischen der Vedanta und Mimansa findet ein endloser Streit statt, dessen Hauptgegenstand das besondere Seyn der Einzelwesen betrifft, welches die Vedanta schlechthin leugnet, die Mimansa aber annimmt. Für das sittliche Leben bringt diese Verschiedenheit, bei der folgerechten Anwendung, zwei ganz verschiedene Ziele des menschlichen Strebens hervor. Nach der Vedanta erreicht der Mensch seine Bestimmung allein durch Denken, Betrachten, sein höchstes Gut ist Erkenntniß, weil er sich dadurch schon hier als eins mit Gott weiß; nach der Mimansa erreicht der Mensch seine Bestimmung durch Handeln, sein höchstes Gut ist Tugend, weil er dadurch sich ewige Glückseligkeit verschafft. — Diese kurzen Grundzüge werden hinreichend seyn zu beweisen: wie wenig Uebereinstimmung in den Systemen — selbst den Moralsystemen — der Brahmanen zu finden ist, und wie weit unsere Symboliker sich von der Wahrheit entfernen, wenn sie ein System aufstellen und allen Brahmanen aneignen. Rec. muß die Vergleichung der von den Symbolikern aufgestellten Sätze über die Ethik der Hindus mit diesen Grundzügen — des Raums wegen — den Lesern überlassen; so wie die sich selbst darbietende Vergleichung der oben aufgestellten, von den Brahmanen seit wenigstens tausend Jahren bearbeiteten Systeme, mit den drei Systemen unserer Identitätsphilosophen, dem Fichtianismus, Schellingianismus und Hegelianismus — weil sie außer den Grenzen dieser Beurtheilung liegt.

Nachdem wir die wesentlichsten Puncte dessen, was Symboliker und Historiker über die Hindus, ihren Glauben und ihre Mythologie sagen, untersucht haben, drängen sich noch einige Fragen auf, die hier nicht übergangen werden dürfen. Der Symboliker und Historiker nehmen einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen den mythischen Ideen der Hindus und Griechen an; nur lassen sie die Mittheilung in entgegengesetzter Richtung erfolgen. Während die Symboliker Indien zum Ur- und Mittelpunct aller Mythen machen, läßt Voß umgekehrt die Hindus von den Griechen borgen. Findet, muß man nur fragen, ein solcher geschichtlicher Zusammenhang zwischen den Mythen beider Völker wirklich statt? Und wenn dies ist, in welcher Richtung geschah die Mittheilung? Welches Volk borgte von dem andern? Oder floß, was beiden gemeinschaftlich ist, vielleicht aus einer dritten Quelle, aus der beide schöpften? — Nach allem, was Rec. über diese Gegenstände schon beigebracht hat, möchte sich wohl ergeben, daß eine genügende Beantwortung dieser Fragen zur Zeit noch unter die Unmöglichkeiten

gehöre, wenn jener alte Ideenverkehr zwischen den Völkern des Osten und Westen auch sehr wahrscheinlich ist und durch jede neue Entdeckung noch an Wahrscheinlichkeit gewinnt. So ist z. B. die Mythe von der schönen Tilottama im Maha-Bharata (Ardschuna von Bopp S. 43) und die bekannte Mythe von der Pandora beim Hesiod, ungeachtet des verschiedenen Gepräges, welches ihr die abweichende religiöse Ansicht im Osten und Westen aufdrückte, im Grunde dieselbe. Zwei Brüder beleidigen die Götter; da beschließt der höchste der Götter sie zu strafen. Zu dem Ende läßt er von dem Bildner der Götter eine wunderschöne Frau machen, schickt sie zu den Brüdern und erreicht durch sie seinen Zweck — die Strafe. Dies ist der Kern beider Mythen, und — sollte diese Uebereinstimmung nur Zufall seyn? Noch mehr tritt diese Uebereinstimmung zwischen den Sagen, Gebräuchen und manchen gesetzlichen Einrichtungen der Hindus und der semitischen Völker hervor, die hier als ein Glied in der Kette von Westen nach Osten nicht unbeachtet bleiben dürfen. Die Erzählung von der großen Fluth beim Moses und die Erzählung von dieser Fluth im Bhagavat-Purana, wie W. Jones sie übersetzt (As. Res. I, p. 230 —), sind, troß der großen Verschiedenheit in der Einkleidung, in welcher die abweichende religiöse Weltansicht jedes Volks sich ausspricht, doch eine und dieselbe. In beiden Erzählungen sind die Menschen verderbt und deshalb beschließt Gott sie durch eine Fluth zu vertilgen; in beiden kündigt Gott einem frommen Mann an, diese Fluth werde nach sieben Tagen hereinbrechen; in beiden verspricht Gott diesen Mann und noch sieben andere Personen zu retten; in beiden entsteht die Fluth dadurch, daß das Meer über seine Ufer tritt, und gewaltige Regen herabfallen; in beiden wird die Rettung durch ein großes Schiff bewirkt, welches der Wind auf der Fluth forttreibt; in beiden muß der fromme Mann allerlei Speise in das Schiff bringen und von *allen* Thieren je ein Paar mit hineinnehmen; in beiden Erzählungen endlich pflanzt der gerettete Mann, nachdem die Fluth sich verlaufen hat, das Menschengeschlecht von neuem fort. Diese Uebereinstimmung kann nicht Zufall seyn. Daß diese Erzählung, wie der Bhagavat sie liefert, eigentlich nicht den Brahmanen, sondern den Dschainas angehört, ist schon bemerkt worden; allein bei dem gleichfalls schon angedeuteten ursprünglichen Verhältniß der Asuras zu den Suras, ändert dies hier in der Sache nichts. Noch auffallender ist folgende Uebereinstimmung in einem sonderbaren Gebrauch, der sich nicht wie eine Sage mittheilen läßt, sondern ein anderes Verhältniß voraussetzt. Wenn (wie wir aus Deuter. 25, 7 und Ruth 4, 7 ersehen) unter den alten Hebräern jemand ein Erbschaftsrecht an einen andern abtreten wollte, zog er

einen Schuh aus und überreichte ihm den, wodurch der Act vollvollzogen war, und dies wird eine von Alters her geltende Gewohnheit genannt. Denselben Gebrauch finden wir nun bei den alten Hindus. Als Dasaratha, König von Ayodhya stirbt, fällt der Thron nach dem Recht der Erstgeburt an Rama; dieser lehnt die Regierung ab; allein Bharata, der zweite Sohn, weigert sich dieselbe zu übernehmen, weil er kein Recht dazu hat. Da zieht Rama seine Schuhe aus, überreicht sie dem Bharata, und sofort tritt dieser als rechtmäßiger König die Regierung an (Ramayana. Bd. 1. S. 12). Nicht minder merkwürdig ist die Uebereinstimmung mancher gesetzlichen Einrichtungen, z. B. die Erhaltung der Linien erstgeborner Söhne durch Nachzeugung jüngerer Brüder, wenn jene ohne Söhne starben u. s. w. — Alles was bis jetzt zur Erklärung dieser Thatsachen gesagt werden kann, beruht auf Vermuthungen, ist mehr oder minder wahrscheinliche Hypothese. Es bietet sich hier ein für die älteste Geschichte höchst wichtiges Problem dar, zu dessen Auflösung uns vielleicht einst die Hülfsmittel aus den reichen Bibliotheken der Baramas und Tibetaner zufließen, oder noch früher aus den noch übrigen Schriften der Dschainas. Der älteste Hauptsitz der Vorfahren dieses letztgenannten Volks scheint das noch in seinen unermeßlichen Felsentrümmern heilige Bamian am Hindukusch zu seyn, und ihre Mahabalis (Großkönige) waren wohl eins mit den Mahabadiern des Dabistan, und vielleicht die ältesten Könige unsers Geschlechts.

Rec. hat über die Gegenstände, welche er zu untersuchen sich vornahm, die Ansichten, welche seine Forschungen ihm gewährten, frei aufgestellt und, wie der Raum es zuließ, zu begründen gesucht. Er ist dabei weit von dem Dünkel entfernt, zu glauben: daß er überall schon das Rechte und Wahre getroffen habe; einem Dünkel, der ihm bei dem jetzigen Stande unserer Kenntniß der Schriften und Denkmäler jener alten Völker unverzeihlich scheint! Er wird seinen Zweck schon für erreicht halten, wenn es ihm gelungen seyn sollte, auf die — noch so häufig verkannte — Wichtigkeit des Gegenstandes überhaupt, auf manche falsche Gesichtspuncte, aus denen er bis jetzt so vielfach betrachtet wurde, und auf den richtigern Weg aufmerksam gemacht zu haben, auf welchem hier das Ziel verfolgt werden muß, wenn es erreicht werden soll.

VII.

Uebersicht der vorzüglichsten seit dem Jahre 1813, besonders durch Codices rescripti neuentdeckten Stücke der griechischen und römischen Literatur.

Der Zusammenhang des gegenwärtigen europäischen Lebens mit dem des griechischen und römischen Alterthums ist viel enger und unmittelbarer, als der große Abstand der Zeit erwarten läßt. Nicht allein ist unsere Religion, das Christenthum, eine Ueberlieferung dieser Vorzeit, und das römische Recht, bald rein, bald in neuere Formen gekleidet, bis auf den heutigen Tag die Richtschnur der vorzüglichsten Völker geblieben; sondern die ganze gegenwärtige Bildung Europas ist aus den Geisteswerken, welche Griechenland und Rom hinterließen, hervorgegangen. Und noch immer wird sie durch diese genährt und gefördert! Die allgemeine Bewunderung und Verehrung, welche ihnen gezollt wird, bedarf schon deshalb keiner Rechtfertigung und man kann nur bedauern, daß verhältnißmäßig so wenige derselben auf unsere Zeit gekommen sind. Wie mangelhaft dadurch unsere Geschichtskenntniß ist, wird von Einsichtigen anerkannt; aber fast noch mehr möchte man die Fülle großer Gedanken betrauern, welche auf immer dem Grabe der Vergessenheit verfallen sind; denn vieles ruft der Genius nur einmal hervor! Wie viel aber auch unwiederbringlich verloren seyn mag, so hat es doch keinen Zweifel, daß sich noch manches kostbare Stück, der Welt unbewußt, erhalten hat. Die Bibliotheken und Archive sind noch immer nicht so durchforscht, daß man von allem, was sie enthalten, genau und vollständig unterrichtet wäre; manches mag sich auch zerstreut in den Händen Einzelner befinden, welche nicht ahnen was sie besitzen. Ein altes Pergament wird leicht von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, ohne daß jemand nur auf den Gedanken kömmt seinen Inhalt zu prüfen, oder ein Mann der hierzu fähig wäre, sein Daseyn erfährt. Die Freunde des Alterthums haben daher wohl nie ganz die Hoffnung aufgegeben, daß noch verloren geglaubte Werke wieder aufgefunden werden würden, und dieser Hoffnung hat auch der Erfolg von Zeit zu Zeit entsprochen. Kannte man doch vor dreißig Jahren einen Schriftsteller kaum dem Namen nach, von dem nun mehrere Werke gedruckt in den Händen der Gelehrten sind! Wir meinen den Joannes Laurentius aus Philadelphia in Lydien, von welchem Nicolaus Schow zuerst 1794 die Bruchstücke de mensibus aus einer vaticanischen Handschrift edirte, während schon 1784 die Handschrift der Bücher de magistratibus populi Romani und de ostentis in der Bibliothek des Constantinus Morus zu

Konstantinopel durch Villoison entdeckt war, welche sich gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris befindet. In den letzten zwölf Jahren ist aber mehr Neues der Art gefunden worden, als in den letzten Jahrhunderten, und mehr, als man zum Theil je finden zu können gehofft hatte. Diese Entdeckungen haben manchen Zweigen der Alterthumswissenschaft eine ganz neue Aufregung gegeben, das Streben für das Wiederauffinden verborgener Werke neu belebt und ihrem Inhalte nach so reiche Ausbeute geliefert, daß sie einen Glanzpunct in den Bestrebungen unserer Zeit bilden. Sie nehmen daher die allgemeine Theilnahme in Anspruch, insofern alles was auf eine bedeutende Weise in's Leben eingreift, jeden gebildeten Mann angeht, wenn er auch als Gelehrter nicht unmittelbar durch sein Fach darauf geführt wird, oder gar nicht zu den zünftigen Gelehrten gehört.

Dabei entsteht zunächst die Frage: wie es gekommen ist, daß gerade die letzten Jahre so glücklich in diesen Entdeckungen waren? Wir heben vorzüglich zwei Ursachen hervor: die erste besteht in dem Umstande, daß überhaupt eifriger nachgeforscht wurde wie früher. Man hat dem vorigen Jahrhunderte in mehr als einer Rücksicht Schlaffheit zum Vorwurfe gemacht — worüber zu entscheiden hier nicht der Ort seyn würde; aber soviel ist gewiß, daß es die offenbarsten Spuren zur Entdeckung wichtiger Schätze des Alterthums auf die unverzeihlichste Weise unbenutzt hat liegen lassen. In Italien war zwar damals wie jetzt die Richtung der Gelehrten mehr auf die Kunstwerke als auf die Literatur des Alterthums gerichtet; in Deutschland fand aber das umgekehrte Verhältniß statt, und doch ist auch von deutschen Gelehrten in der ganzen Zeit so wenig für diesen Gegenstand geschehen. Einige Entschuldigung liegt darin, daß die meisten zu erwähnenden Entdeckungen in Italien gemacht wurden, daß Deutschland im Verhältnisse zu diesem Lande nur wenige Handschriften griechischer und römischer Werke besitzt; aber eine Rechtfertigung kann dies nicht seyn: denn theils war man gegen die im Lande vorhandenen Schätze nicht minder gleichgültig, theils ist Italien bei wahrem Eifer zur Sache kein unzugängliches Land! Dagegen sind in unserer Zeit ausgezeichnete Männer recht eigentlich darauf ausgegangen zu retten was noch zu retten war, und dieses preiswürdige Bestreben hat den herrlichsten Erfolg gehabt.

Die Anregung hierzu wurde in Italien gegeben. Ein Mann, dessen Daseyn vorher wenigen Gelehrten bekannt gewesen seyn mag, machte auf einmal durch sein Beispiel und den glücklichen Erfolg seiner Nachforschungen darauf aufmerksam, daß noch im neunzehnten Jahrhunderte längst aufgegebene Werke der Alten wiedergefunden werden könnten. Dieser Mann war der Ab-

bate Angelo Mai, dessen Ruhm gegenwärtig durch ganz Europa verbreitet ist! Seit dem Jahre 1813 hat er in mehrern Bibliotheken Italiens nach verlornen Werken des Alterthums geforscht, und fast ist kein Jahr seit jenem Anfangspuncte vorübergegangen, wo er nicht etwas Bedeutendes an's Licht gezogen hätte. Herr Mai war Bibliothekar der Ambrosiana in Mailand, bis ihn im Jahre 1820 der unvergeßliche Consalvi an die Vaticana nach Rom berief. Hatte er dort schon seinen Namen durch eine ganze Reihe von Entdeckungen berühmt gemacht, so bezeichnete er hier seine ersten Schritte durch neue Entdeckungen, welche außerordentliche Erwartungen erregten. Als Nachforscher und Entdecker hat er sich auf diese Weise große Verdienste erworben, denen man um so mehr Anerkennung schuldig ist, je weniger die wissenschaftliche Lauheit seines Vaterlandes ein solches Streben aufmuntern konnte. Ganz anders muß man von ihm als Herausgeber urtheilen; in dieser Rücksicht sind seine Schwächen eben so groß, als ihm jeder Unbefangene das obige Verdienst ohne Neid und Scheelsucht zusprechen wird.

Daß Herrn Mai's Entdeckungen in Deutschland mit *allgemeiner* Theilnahme aufgenommen wurden, bedarf kaum einer Erwähnung. Hiernach hätte man erwarten sollen, daß sie für deutsche Gelehrte bald eine Anlockung, eigne Nachforschungen in Italien anzustellen, geworden wären, um so mehr als die Schwächen, welche Herr Mai als Herausgeber an den Tag gelegt hatte, nichts mehr wünschen ließen, als daß die erste Herausgabe dessen, was noch entdeckt werden könnte, Männern zu Theil werden möchte, welche mit der Gründlichkeit und Genauigkeit, welche deutschen Philologen eigen zu seyn pflegt, an's Werk gingen. Doch man sah der Sache mehrere Jahre lang unbekümmert zu; ohne Zweifel übten die großen Ereignisse, welche Deutschland bis in das Jahr 1815 bewegten, ihren Einfluß! Aber im Jahre 1816 ging Herr geheimer Staatsrath Niebuhr nach Italien, und diesem verdanken wir, wenn auch nicht so zahlreiche Entdeckungen wie Herrn Mai, doch solche, welche ihrem innern Gehalte nach die seinigen vielleicht übertreffen. Deutschland hat keinen Mann aufzuweisen, der mehr dazu berufen gewesen wäre den classischen Boden zu einem solchen Zwecke zu betreten: denn es hat keinen, der neben so außerordentlicher Gelehrsamkeit das Alterthum mit solcher Größe, Tiefe und so männlichem Geiste aufgefaßt hätte. Zwar ging Herr geheimer Staatsrath Niebuhr als königlich preußischer Gesandter an den römischen Hof, aber man kann nicht zweifeln, daß die weise Einsicht seines Königs nicht ohne Rücksicht auf die Wissenschaft gerade ihn gewählt hätte, und daß er selbst seine Reise mit dem bestimmten Vorsatze antrat in Biblio-

theken und Archiven zu forschen, beweist der Umstand, daß er schon in Würzburg und München auf der Durchreise in dieser Rücksicht thätig war (Vergl. v. Savigny, Eichhorn und Göschen Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. 3. S. 133) und seine Erklärung in der Epistola ad Jaegerum vor der berliner Ausgabe des Fronto p. V. Utinam nunc sanior sit mens eorum, quibus abdita bibliothecarum Italicarum perscrutari licet: *nosmet nobis gratulamur, quod brevi futurum speramus, ut in mediis illis gazis versemur.*

Niebuhr's erste Entdeckungen bezogen sich auf das römische Recht und setzten daher die historisch-philologisch gebildeten Juristen Deutschlands in die größte Bewegung. So kam es, daß sich nun der Eifer in ähnlicher Weise nachzuforschen unter diesen sehr verbreitete, daß mehrere von ihnen nicht allein Italien, sondern auch andere Länder zu dem Ende durchreisten. Doch wird über diese und ihre Erfolge besser erst später bei der nähern Beschreibung der neu aufgefundenen Stücke des römischen Rechts geredet. — Eigentliche Philologen haben sich nach Niebuhr der guten Sache wenig angenommen, wenn wir Herrn Professor Becker's Aufenthalt in Italien abrechnen. Dagegen hat Herr Amadeus Peyron, Professor der orientalischen Sprachen am Athenaeum zu Turin, die Schätze der dortigen königl. Bibliothek so eifrig und mit so glücklichem Erfolge durchforscht, daß ihm ein vorzüglicher Platz neben Mai und Niebuhr gebührt.

Wie nun auch jeder der genannten Männer auf seine Weise thätig war — so ist soviel aus dem Bisherigen entschieden, daß, nachdem Herr Mai die Anregung gegeben, ausgezeichnete Männer zusammen wirkten, und daß diese eifrigen Nachforschungen der erste Grund sind, welcher in so kurzer Zeit so viele Entdeckungen hervorrief.

Der zweite Grund ist die sorgfältigere Beachtung der Codices rescripti! Dies sind Handschriften, deren gegenwärtige Schrift erst, nachdem man sie von einer frühern gereinigt hatte, aufgetragen ist. Bei solchen zweimal beschriebenen Pergamenten ist von der ersten Schrift häufig soviel stehen geblieben, daß sie bei näherer Untersuchung, auch wohl unter Anwendung künstlicher Mittel gelesen werden kann. Daß Handschriften von dieser Beschaffenheit aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, hat man seit langer Zeit gewußt, aber es selten der Mühe werth gehalten, den Inhalt des ursprünglichen Textes näher zu prüfen. Dies ist nun bei vielen derselben in der neuesten Zeit mit großer Sorgfalt geschehen, und auf diese Weise sind die meisten zu beschreibenden Entdeckungen gemacht.

Die Sitte, Pergamente wegen der Kostbarkeit des Materials

auf die angegebene Weise zweimal zu benutzen, scheint so alt zu zu seyn als der Gebrauch derselben zur Schrift. Zu Cicero's Zeiten war sie in Rom sehr verbreitet. Dasselbe Verfahren wurde auch beim ägyptischen Papiere angewandt; bei diesem bediente man sich bloß eines Schwammes zum Abwaschen der Tinte, beim Pergamente außerdem wohl des Radirmessers und des Abreibens mit Bimsstein. Vergl. Bilder und Schriften der Vorzeit, dargestellt von Ulrich Friedrich Stopp, T. 1. p. 187 und folgende. Manheim 1819. Die Römer nennen die Codices rescripti mit einem griechischen Worte *Palimpsesti* von *πάλιν* und *ψάω*. Ihr Verfahren wurde das ganze Mittelalter hindurch fortgesetzt, wie Herr geheimer Rath Stopp ausführlich nachgewiesen hat; nur hätte es einer Widerlegung der Ansicht Montfaucon's, daß man erst im zwölften Jahrhunderte angefangen habe Handschriften zu rescribiren, kaum bedurft; theils war die Unrichtigkeit derselben schon von den Benedictinern (Nouveau traité de diplomatique T. IV. p. 458, not. 1) gerügt, die auch einen Palimpsest aus dem 5ten oder 6ten Jahrhunderts erwähnen (Cod. regius), welcher Fragmente des Euripides unter den Briefen des Paulus enthält, theils hatte schon Knittel in seiner Ausgabe des Ulphilas die richtige Ansicht über die Sache festgestellt; er sagt (p. 206): pestis ista — — antiquissimis seculis nata, per omnia secula fluxit et manavit; dann bemerkt er p. 207, daß die herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel rescribirte Handschriften aus dem siebenten bis ins funfzehnte Jahrhundert habe, und zuletzt stellt er p. 209 die Ansicht auf, daß die Verfertigung von Palimpsesten am stärksten im siebenten Jahrhunderte getrieben sey. Die allgemeine Kirchenversammlung, welche Kaiser Justinian II. im Jahre 692 zu Konstantinopel halten ließ (Synodus quini-sexta) sah sich genöthigt in ihrem 68. Kanon den Geistlichen das Rescribiren der Bibelhandschriften bei Strafe einjähriger Suspension zu verbieten. Daß man im Mittelalter, namentlich im Occident, vielmehr Pergamente rescribirte, als es die Alten gethan hatten, versteht sich bei der größeren Kostbarkeit und Seltenheit des Materials von selbst; auch lag es ganz in dem Zustande der damaligen Zeit, daß gerade die Handschriften, welche Werke des griechischen und römischen Alterthums enthielten, am häufigsten ihrer bisherigen Schrift beraubt wurden. Mönche, welche jene Werke nur als verdammungswürdige Reste der heidnischen Vorzeit betrachteten, waren die einzigen Personen, welche sich mit der Vervielfältigung von Handschriften beschäftigten, und diese mußten es natürlich sehr passend finden, das kostbare Pergament für christliche Werke zu benutzen. Auf diese Weise sind unzählige Werke des Alterthums zu Grunde ge-

gangen! Daher enthält der neuere Text der meisten Codices rescripti Stücke der Bibel, Kirchenväter, Concilien u. s. w. Daß aber auch Handschriften christlichen Inhalts nicht immer verschont wurden, geht schon aus dem obigen Beschlusse der Kirchenversammlung hervor, außerdem aus den zahlreichen noch vorhandenen Palimpsesten, deren Urtext Stücke der Bibel enthält. Mehrere dergleichen finden sich in der bodleianischen Bibliothek zu Oxford; die Bibliothek des Trinity College zu Dublin besitzt einen Palimpsest, dessen alte Schrift das Evangelium Matthäi liefert; eine Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris (Cod. reg. Nr. 1905) enthält in der ersten Schrift Theile des alten und neuen Testamentes, in der zweiten die Werke des Patriarchen von Antiochien, Ephraem aus dem sechsten Jahrhundert. Montfaucon Palaeographia graeca, p. 213; auf der königl. Bibliothek zu München fand Niebuhr eine Handschrift, welche Stücke der Bibel unter Schriften des H. Hieronymus und Gennadius enthielt; auf der wolfenbüttler Bibliothek befindet sich eine ganze Reihe rescribirter Handschriften, deren erste Schrift Bibeltexte enthält. Vergl. Knittel a. a O. p. 507 und folgende.

Die Art und Weise, wie man im Mittelalter bei der Verfertigung von Palimpsesten verfuhr, war sehr verschieden. Diese Abweichungen haben auf die heutige Beschaffenheit solcher Handschriften und auf die Möglichkeit, Werke des Alterthums aus ihnen zu retten, einen großen Einfluß.

Bisweilen vertilgte man die bisherige Schrift durch bloßes Abwaschen: in diesem Falle ist häufig so viel davon stehen geblieben oder allmälig nachgedeutelt, daß sie, dem bloßen Auge sichtbar, vollkommen oder unvollkommen gelesen werden kann. Jenes ist z. B. der Fall bei der Handschrift des Dionysius Areopagita in der colbertschen Bibliothek, welche Montfaucon Palaeogr. graeca p. 233 mit der Bemerkung beschreibt, daß er nicht wisse, ob die alte Schrift absichtlich oder durch Zufall so erhalten sey; ferner bei der vaticanischen Handschrift des Cicero *de Republica*, bei der pariser das Ephraem, bei der des Isidorus zu Wolfenbüttel, unter welcher sich die gothische Uebersetzung des Paulus an die Römer von Ulphilas befindet, bei der des Valerius Maximus eben daselbst, unter welcher Gratian's Decret steht. Vergl. Knittel a. a. O. p. 515. §. 2.

Bisweilen bediente man sich aber des Radirmessers entweder auf beiden Seiten des Blattes oder bei dünnen Häuten nur auf der einen, wie bei der veronesischen des Gajus. In diesem Falle hängt alles davon ab, wie tief das Messer gedrungen ist; oft ist jede äußere Spur der Schrift vertilgt. Schimmert nun in Folge

dieses Verfahrens oder einer starken Auswässerung des Pergamentes gar nichts mehr von der alten Schrift durch, so würde man die Handschrift nicht als Codex rescriptus erkennen können, wenn nicht die gelbe Farbe oder die Rauheit des Pergaments darauf aufmerksam machten — oder die tief in dasselbe eingedrückten Pünctchen, welche die Zeilen abgetheilt hatten, oder stehen gebliebene Randlinien, oder einzelne Schriftzüge, wie bei der Handschrift der Vitä des Hieronymus und Gennadius der Bibliothek von *St. Germain des Prés* (Nr. 1278). Vergl. Nouveau traité de diplomatique T. III. p. 52 und 53. Eine solche Beschaffenheit der Handschrift darf jedoch von ihrer nähern Untersuchung nicht abschrecken. Ist nämlich nur noch Tintenstoff von der verlöschten Schrift im Pergamente enthalten, so wirkt die Befeuchtung desselben mit chemischen Reagentien eine neue Färbung der alten Züge, so daß man an der Wiederbelebung des Todten nicht verzweifeln darf, bis dies Mittel vergebens angewandt ist. Wo aber aller Tintenstoff zerstört ist, können natürlich auch die Reagentien keine Hülfe leisten, während sie da um so wirksamer sind, wo die Schrift, obgleich unleserlich, doch überhaupt noch durchschimmert. Den Gebrauch dieses Mittels kannten übrigens schon die Benedictiner, sie bedienten sich desselben mit gutem Erfolge bei der eben berührten Handschrift des Hieronymus, und machten die früher als Geheimniß behandelte Bereitung der von ihnen angewandten Galläpfeltinctur öffentlich bekannt. Nouveau traité de diplomatique T. IV. p. 459 not. 1. Jetzt hat man freilich viel wirksamere Mittel (vergl. Blume, iter Italicum Bd. I. p. 260 und 261) und ist mit ihrer Anwendung nicht so ängstlich wie früher. Sie können zwar, während sie die erste Schrift wieder hervorheben die zweite vernichten, wie es Herrn Professor Peyron bei der Handschrift des Julius Valerius ging, unter welchem die von ihm herausgegebnen Bruchstücke des Codex Theodosianus lagen; aber theils ist dies nicht immer der Erfolg, theils wird niemand Bedenken tragen einen oft gedruckten Kirchenvater u. dergl. zu opfern, um ein Werk des Alterthums zu gewinnen. Lächerlich ist es, wenn Knittel a. a. O. p. 219 den Gebrauch chemischer Mittel schlechthin für unstatthaft erklärt und den Augen des Lesers eine Sehkraft zumuthet, zu welchen die bisherigen Menschenaugen nun einmal nicht geschaffen sind.

„Die Unleserlichkeit der Palimpsesten hat ihren Grund aber nicht immer bloß darin, daß die erste Schrift durch Abwaschen oder Ausradiren zu sehr vertilgt ist, sondern auch in der Stellung, in welcher die neuaufgetragene Schrift über die alte hinläuft. In dieser Beziehung finden drei Modificationen statt: die neuen

Zeilen laufen entweder zwischen der alten durch, oder gerade über sie hin, oder durchkreuzen sie. Der erste Fall ist der günstigste, der zweite, wo alte und neue Zeilen sich unmittelbar decken, der schlimmste; im dritten geschieht dies zwar auch leicht, aber nicht so durchgängig, weil die neue Zeile, so oft sie zwei alte durchkreuzt, einen freien Zwischenraum durchschreitet. Von dieser Beschaffenheit ist die veronesische Handschrift des Gajus, die ambrosianische des Cicero pro Scauro, die des Hieronymus und Gennadius von St. Germain des Près. Bisweilen drehte der Schreiber auch das Blatt geradezu um, so daß die alte Schrift unter der neuen auf dem Kopfe steht, wie bei der ambrosianischen Handschrift der Reden des Symmachus und der vaticanischen, aus welcher Mai die Juris civilis antejustinianei reliquiae edirt hat.

Die bisher beschriebene Behandlung der Palimpsesten ist jedoch nicht der einzige Umstand, der es so schwer macht, etwas Zusammenhängendes aus ihnen zu gewinnen. Die Handschrift, welche rescribirt werden sollte, wurde zur Reinigung des Pergaments auseinander getrennt; dadurch ging manches Blatt ganz verloren, unter den übrigen Blättern wurde die Ordnung, in welcher sie bisher aufeinander gefolgt waren, aufgehoben; nur selten benutzte man ihre Gesammtheit für dasselbe neue Werk, setzte auch Blätter verschiedner Handschriften zu einer neuen zusammen. Die Folgen dieses Verfahrens liegen sehr nahe. Die Wiederherstellung des Zusammenhanges der geretteten Blätter hat gewöhnlich die größte Schwierigkeit; die meisten Entdeckungen, welche man gemacht hat, sind Fragmente, indem nur ein Theil der alten Blätter für den neuen Codex, welcher sich erhalten hat, benutzt wurde; und nur selten ist man so glücklich in einer andern Handschrift die Fortsetzung derselben zu finden. Dazu wird die Entdeckung eines solchen Zusammenhanges noch dadurch außerordentlich erschwert, daß die Handschriften, in welche dasselbe Werk auf die angegebene Weise vertheilt ist, sehr gewöhnlich an ganz entgegengesetzte Pole verschlagen sind. So befinden sich z. B. Stücke derselben Handschrift der Pharsalia Lucans in Palimpsesten zu Neapel, zu Rom und zu Wien. Sehr oft wurden auch die Pergamentblätter nicht allein an den Seiten beschnitten, wodurch häufig ein Theil der Schrift unwiederbringlich verloren ging, sondern auch in mehrere Stücke zerlegt, um sie in andere Formate zu bringen, z. B. aus einem Folianten einen Quartanten, aus einem solchen einen Octavband zu bilden, was denn die Wiederauffindung ihres Zusammenhanges wieder zu einem sehr schwierigen Geschäfte macht.

Dies im allgemeinen über Wesen und Beschaffenheit der Palimpsesten. — Dabei möchten wir nur noch bemerken, daß es

auch Codices bis rescripti gibt, indem ein bereits rescribirtes Pergament nach Vertilgung der zweiten Schrift zum dritten Male beschrieben wurde, wie dies zum Theil bei der veronesischen Handschrift des Gajus der Fall ist, (vergl. *Niebuhr*, M. Tulli Ciceronis orationum pro M. Fronteio et pro C. Rabirio fragmenta, p. 25); ferner daß man auch Handschriften von Baumwollenpapier rescribirte, wovon ein Beispiel bei Montfaucon Palaeogr. graeca p. 231., und daß die wolfenbüttler Bibliothek einen Palimpsest besitzt, dessen zweiter Text gedruckt ist. Vergl. Knittel a. a. O. p. 215.

Daß man erst in den letzten Jahren recht angefangen hat die vorhandnen Codices rescripti zu untersuchen, und daß dadurch die meisten neuen Entdeckungen gemacht sind, ist schon bemerkt worden. Von dem, was in früheren Zeiten hierfür geschehen ist, hat noch nicht geredet werden können. Dies hervorzuheben ist aber um so nothwendiger, weil dadurch manche oben ausgesprochne Urtheile gerechtfertigt werden müssen. Wer zuerst Codices rescripti entdeckt und untersucht hat, können wir nicht bestimmen; so viel ist gewiß, daß schon Montfaucon in seiner Palaeographia graeca, welche 1708 zu Paris erschien, sehr viele Handschriften der Art beschreibt. Hierauf machte Maffei darauf aufmerksam, daß die Bibliothek des Domcapitels zu Verona rescribirte Handschriften besitze. Vergl. dessen Opuscoli ecclesiastici, Trento 1742 fol. p. 57. Ihm folgten die Benedictiner in ihrem großen diplomatischen Werke, wovon der erste Theil 1750 zu Paris erschien. Vergl. Nouveau traité de diplomatique, T. III. p. 52. 53. T. IV. p. 458, not. 1. 459, not. 1. Bis dahin hatten sich deutsche Gelehrte wenig mit der Sache beschäftigt. Aber im Jahre 1756 entdeckte der Archidiakonus Knittel zu Wolfenbüttel, auf der dortigen Bibliothek unter einer Handschrift der Origines des Isidorus Hispalensis Stücke der gothischen Uebersetzung des Briefes Pauli an die Römer von Ulphilas und edirte sie im Jahre 1761 zu Braunschweig unter dem Titel: Ulphilae versionem Gothicam nonnullorum capitum epistolae Pauli ad Romanos — — eruit — Knittel. 4. Dieses Werk ist für die Geschichte der Palimpsesten sehr wichtig. Denn außer dem Besagten enthält es eine gründliche Belehrung über Wesen und Alter derselben und im Appendix die Beschreibung von neunzehn rescribirten Handschriften, die, ehemals im Kloster Weissenburg befindlich, gegenwärtig der Bibliothek zu Wolfenbüttel gehören. Dabei ist nur sehr zu bedauern, daß Knittel viele derselben gar nicht untersucht hat, weshalb er auch geradezu gesteht, er wisse nicht, was ihre erste Schrift enthalte. — Im Jahre 1772 fand Bruns, der in der Folge Professor und

Bibliothekar zu Helmstädt wurde, auf der Vaticana einen Codex rescriptus, welcher unter dem neuern Texte ein Bruchstück des verlornen 91. Buches des Livius enthielt. Er edirte dies Fragment zu Hamburg 1773 in Fol., während eine andere Ausgabe desselben gleichzeitig zu Rom von Cancellieri besorgt wurde. Daß er später noch die Palimpsesten der bodleianischen Bibliothek untersuchte, ist bekannt. Endlich beschrieb Faustinus Arevalus in den Prolegemonis zu seiner Ausgabe der Opera omnia Isidori Hispalensis. Romae 1797. fol., mehrere Palimpsesten der Vaticana. Wir sind vergeblich bemüht gewesen dies Buch zu Gesicht zu bekommen. Dies sind die vorzüglichsten Bemühungen um die Codices rescripti bis auf Mai! Daß sie nicht sehr erbaulich sind, liegt auf der Hand. Neu entdeckt und herausgegeben waren nur die Bruchstücke des Ulphilas und des Livius; niemand hatte sich die Mühe gegeben weiter nach Palimpsesten zu forschen, nicht einmal die bekannten zu Paris, Rom, Verona und Wolfenbüttel gehörig zu untersuchen.

Um so mehr muß man Herrn Mai's Verdienst anerkennen: denn er ist es gewesen, der in unserer Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten wie kein früherer auf diese Handschriften geführt hat; die rastlosen Nachforschungen, welche er seit dem Jahre 1813 in den vorzüglichsten Bibliotheken Italiens anstellte, waren vorzüglich auf Palimpsesten gerichtet, und was er aus ihnen entzifferte, hat alle Erwartungen übertroffen. Er ist der Erste, welcher die Palimpsesten so benutzt hat, als sie es verdienen! Ihm folgten Niebuhr, Peyron und andre. Jetzt kommt es aber darauf an, daß man auf dem so herrlich eröffneten Wege nicht still stehe! Das Meiste ist gewiß noch zu thun! Wer hat die pariser Palimpsesten gehörig untersucht und wer die wolfenbüttler? Zwar wissen wir, daß sich Herr geheimer Staatsrath Niebuhr mit den letztern im Sommer 1824 beschäftigte, aber die Resultate seiner Forschungen sind nicht bekannt geworden. In Paris wäre Herr Hase der Mann, dem seine Stellung und seine Gelehrsamkeit die dringendste Aufforderung geben müßten, Herrn Mai's Beispiel nachzuahmen — aber was ist ein Mann bei einer solchen Anzahl von Palimpsesten, als sie nach Montfaucon's Aeußerungen und besondes den Angaben der Benedictiner dort vermuthet werden müssen! Nichts können wir mehr bedauern, als daß es Herrn Professor Blume in Halle nicht vergönnt war, nach seiner Rückkehr aus Italien die pariser Schätze zu prüfen; gewiß wüßten wir dann schon mehr von den Scholien des Asper zum Virgil und den Bruchstücken des Codex Theodosianus, welche sich unter den Vitä des Hieronymus und Gennadius in der Handschrift von St. Germain des Près befinden!

Zum Schlusse der bisherigen Betrachtungen über die Codices rescripti machen wir noch auf das ehemalige Kloster zu Bobbio aufmerksam. Fast alle die Palimpsesten, in denen die neueren Entdekkungen gemacht wurden, befanden sich früher in der Bibliothek dieses Klosters und man kann nicht bezweifeln, daß sie auch von den eignen Mönchen desselben rescribirt wurden. Der sonst unbedeutende Ort ist dadurch für die Geschichte der alten Literatur so wichtig geworden, daß wir nicht umhin können, etwas Näheres über ihn zu bemerken. (Vergl. Peyron's Vorrede zu seiner Ausgabe der Reden Cicero's, und Mai's Vorrede zu Cicero de republicae).

In einem Thale der ligurischen Apenninen liegt rings von Bergen eingeschlossen, an den Quellen der Trebia die Stadt Bobbio. Hier errichtete der H. Columban, am Anfange des siebenten Jahrhunderts aus Irland einwandernd, ein Kloster, dessen Mönche ihre Zeit zwischen Landbau, theologischen Studien und der Vervielfältigung von Handschriften theilten. Schon der Stifter versah das Kloster mit einer reichen Manuscriptensammlung, von denen er einige vielleicht selbst aus Irland mit sich geführt, die meisten aber in Frankreich und Italien zusammengebracht hatte. In den ersten Jahrhunderten nach ihrer Stiftung wurde die Sammlung fortwährend sehr vermehrt, besonders durch die eignen Sammlungen, welche viele aus dem Auslande kommende, in das Kloster aufgenommene Mönche demselben bei ihrem Tode hinterließen, wie ganz besonders der Schotte Dungal. Wie groß der Bücherschatz war, sieht man aus dem Verzeichnisse, welches Muratori in Bobbio fand, und in seinen Antiquitates Italicae medii aevi, T. III. p. 818 — 824 abdrucken ließ. Es zählt sechshundert achtzig Bände, gibt aber, da es am Anfange und in der Mitte eine Lücke hat, doch noch keine vollständige Uebersicht aller vorhandnen Manuscripte. Die meisten darin aufgezeichneten Werke sind zwar kirchlichen Inhalts; desungeachtet ist die Zahl der griechischen und römischen Classiker sehr beträchtlich. Von Virgil werden vier Bände, eben so viel von Lucan, zwei von Juvenal erwähnt; ferner: Martial, Persius, Horaz, Lucrez, Ovid, Terenz, die Scholiasten Donatus, Honoratus, Porphyrius, und die späteren Dichter, Claudian, Ausonius, Juvencus, Dracontius, Sedulius; von den Prosaikern Demosthenes, Aristoteles, Plinius; Cicero: Topica, de petitione oratoria, de senectute, in Catilinam; libri *Pompeii* III, und eine außerordentliche Anzahl Grammatiker und Rhetoren, unter denen manche fast ganz unbekannte; so werden erwähnt: libri *Ourici* duo, liber *Papirii* de analogia, liber *Sympnosii*, liber *Flaviani* de consensu nominum et verborum. Manche Namen sind jedoch in dem Verzeichnisse offenbar entstellt: so Aster gramma-

ticus für Asper; der obige Ouricus ist wohl *Aggenus Urbicus* de controversiis agrorum. Leider ist es von unsern Philologen wenig berücksichtigt.

Eine solche Sammlung mußte natürlich unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Richtung der Mönche stehen. So lange gelehrte Thätigkeit bei ihnen einheimisch war, sie namentlich die römischen Classiker zur Bildung ihres lateinischen Styls eifrig studirten (woraus sich die große Anzahl der Grammatiker in ihrer Bibliothek erklärt), waren die Handschriften wohl aufbewahrt. Gegen das zehnte Jahrhundert verlor sich aber nach und nach der wissenschaftliche Sinn aus dem Kloster, und von nun an mußten besonders die Classiker oft kirchlichen Schriften Platz machen; die Mehrzahl derselben wurde rescribirt. Daraus erklärt sich, wie unter so vielen bobbischen Palimpsesten gerade Stücke der römischen Literatur entdeckt werden konnten. Wie viele Handschriften zu jener Zeit von den Mönchen rescribirt wurden, zeigt aber auch das in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts abgefaßte Verzeichniß der damals vorhandenen Codices des Klosters, welches Peyron unter den zu Turin befindlichen bobbischen Papieren entdeckte und in seiner Ausgabe des Cicero pro Scauro, pro Tullio et in Clodium p. 1 — 68 hat abdrucken lassen. Während bei Muratori gegen siebenhundert Bände verzeichnet sind, werden hier kaum dreihundert aufgezählt, und die vielen dort erwähnten Classiker sind verschwunden bis auf einen Band des Aristoteles, zwei Bände Virgil's, ein Band Cicero's in Catilinam, Vegetius, Dracontius und sieben Bände Grammatiker. Dagegen finden sich sehr zahlreiche Missalia, Psalteria und ähnliche Schriften, welche in dem muratori'schen Verzeichnisse nicht erwähnt werden.

Mit dem Verfall der Wissenschaften sank auch die Disciplin und überhaupt der Glanz des Klosters; die Zahl der Mönche nahm ab; am Anfange des funfzehnten Jahrhunderts war es fast ganz verlassen; der Erzbischof von Bobbio sah sich genöthigt, um den gänzlichen Eingang des Klosters zu verhindern, die Benedictiner der Congregatio S. Justinae zu Padua zu einer neuen Besetzung desselben aus ihrer Mitte zu bestimmen. Jetzt wurde die Regel des H. Benedict eingeführt; mit ihm kehrte ein schwacher Schein von Wissenschaftlichkeit und einige Sorge für die Bibliothek zurück. Der Abt Gregor von Crema füllte die Lücken vieler verstümmelten Handschriften aus; Franciscus de Janua ließ zur Vermehrung der Sammlung wieder Bücher abschreiben; das von Peyron aufgefundene Inventarium wurde verfertigt. Im Ganzen half aber die Restauration wenig; der alte wissenschaftliche Eifer kehrte nicht wieder, die Zahl der Mönche

blieb fortwährend gering. Die französische Republik beschloß die Aufhebung des Klosters; gegenwärtig bezeichnen nur noch verödete Mauern den Ort, in welchem einst die Geister Griechenlands und Roms gastliche Aufnahme und Schutz gegen die Barbarei gefunden hatten.

Das Schicksal der Handschriften läßt sich unter den angegebenen Umständen leicht erwarten: seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts hatten die Mönche kein Bedenken, sie durch Verkauf und Schenkung zu verschleudern. Zuerst erwarb Georg Merula 1494 einen Theil derselben; dann noch mehr am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Thomas Inghirami, Bibliothekar des Vaticans. Seine Acquisition bestand aus Grammatikern und den Agrimensoren: Aggenus Urbicus, Hyginus, Balbus, Frontinus. Vergl. das vollständige Verzeichniß aus Raphael Volaterranus bei Peyron in der Vorrede zu Cicero's Reden p. XVIII—XXII; daraus geht hervor, daß das oben beschriebene Inventarium des Klosters aus dem funfzehnten Jahrhunderte nicht vollständig seyn kann, da es alle diese Werke mit Stillschweigen übergeht. Wohin die von Inghirami erworbenen Handschriften gekommen sind, ist nicht ganz gewiß; Peyron meint a. a. O. p. XX, daß sie größtentheils der Vaticana einverleibt wären; richtiger ist Niebuhr's Ansicht, daß die Grammatiker nach Neapel und Wien kamen, die Agrimensoren sich jetzt zu Wolfenbüttel befinden (Blume, Iter italicum p. 60). Verstehen wir Herrn Mai (Frontonis op. Ed. II. Romae MDCCCXXIII. p. 416) recht, so ist auf der neapolitanischen Handschrift des Charisius gerabezu bemerkt, daß sie früher der Bibliothek zu Bobbio gehört. — Einen noch größern Verlust erlitt die Sammlung im Jahre 1606: der Cardinal Friedrich Borromäus kaufte einen großen Theil derselben für die von ihm gegründete ambrosianische Bibliothek zu Mailand; Peyron konnte mit Hülfe seines Inventarii unter den ambrosianischen Handschriften über dreißig bobbische erkennen. Vergl. Praef. l. c. p. XXIII. Einen vierten Verlust erlitt das Kloster 1618, indem Papst Paul V. die Mönche bestimmte, ihm einen Theil der noch vorhandnen Manuscripte zu schenken; das Verzeichniß dieser bei Peyron praef. p. XXV—XXVIII; später kamen sie in die Vaticana. Vergl. Mai praef. ad Cic. de rep. p. XXIV. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kamen mehrere Handschriften aus Bobbio auf die königliche Bibliothek zu Turin. Wie viele einzeln verkauft oder verschenkt seyn mögen, läßt sich nicht bestimmen! Soviel ist aber gewiß, daß Mabillon am Ende des siebzehnten Jahrhunderts und der Abbate Rossetti im Jahre 1795 kaum noch hundert Handschriften vorfanden (Peyron p. XXIX. XXX) und unter diesen nur

sehr wenige Classiker von neuerer Hand. — Als die französische Republik die Aufhebung des Klosters und die Deportation ihrer Bibliothek nach Paris beschlossen hatte, griff in Bobbio jeder wer da wollte nach den Handschriften: die Mönche, die Bürger, die städtischen Behörden. — Jeder occupirte was er erhalten konnte. So kam der noch vorhandene Rest der Bibliothek zwar nicht in die Hände der Feinde, wurde aber unter Privaten zerstreut, welche ihre Beute größtentheils nach Frankreich verkauften. Peyron hat später einige sechzig dieser zerstreuten Manuscripte entdeckt und mehrere derselben für die turiner Bibliothek erworben.

Dies ist die kurze Geschichte der bobbischen Sammlung. Hieraus erklärt es sich, wie die ehemaligen Handschriften des Klosters an so verschiedenen Orten — Turin, Mailand, Rom, Neapel — zu Entdeckungen führen konnten. Man erkennt sie am einfachsten aus der gewöhnlich auf dem Titel stehenden Inschrift: „*S. Columbani de Bobbio.*"

Was der folgenden Darstellung zur Einleitung und Erläuterung dienen konnte, ist entwickelt. Wir gehen zu der nähern Auseinandersetzung der einzelnen Entdeckungen über! Dabei dient es zur Erleichterung der Uebersicht, die ganze Masse des Gefundenen in die Schriften, welche römisches Recht darstellen, und in die nicht juristischen Classiker zu zerlegen. Die letztern gehören theils der griechischen, theils der römischen Literatur; von jenen wird, da sie die Minderzahl bilden, passend zuletzt gehandelt. Bei den römischen Autoren ist nun aber zu reden: von den neuentdeckten Werken des Cicero und dem Scholiasten desselben, von den Bruchstücken des Livius und Seneca, von Fronto, Symmachus, Plautus, Terenz, zuletzt von den *Interpretes veteres Virgilii*, den neuentdeckten Grammatikern, dem *Itinerarium Alexandrinum*, dem Julius Valerius und dem Merobaudes.

I. Cicero. Von keinem römischen Schriftsteller sind so zahlreiche Werke auf die Nachwelt gekommen, als von diesem, und doch sind wir nicht einmal im Stande den Verlust, welchen wir auch an ihm erlitten, zu übersehen! Manche seiner Werke, die wir nicht mehr haben, werden bei den Alten erwähnt — hier kann man über den Verlust urtheilen; aber wie viele mögen zu Grunde gegangen seyn, ohne daß sich auch nur die Nachricht ihres frühern Daseyns erhalten hat! Zu dieser Betrachtung wird man unwillkürlich durch den Umstand geführt, daß sich unter den von Mai entdeckten Stücken eine Rede befindet, welche früher nicht einmal dem Namen nach bekannt war. — Was von Cicero verloren ist, muß doppelt betrauert werden: jedes seiner Werke ist eine selbständige Quelle des römischen Sprachschatzes, und wo

finden ſich ſo reiche und zuverläſſige Nachrichten über das innere Leben des römiſchen Staats? Um ſo erfreulicher iſt es, daß ein großer Theil der neuen Entdeckungen gerade ihn betrifft! Hier verdanken wir alles Mai, Peyron und Niebuhr.

Herr Mai eröffnete den Kreis ſeiner Entdeckungen mit den Reden des Cicero: pro *Scauro*, pro *Tullio*, pro *Flacco*. Unter den aus Bobbio gekommnen Handſchriften der Ambroſiana befindet ſich auch die des chriſtlichen Dichters Sedulius, welche in Peyron's Inventarium als Nr. 142 verzeichnet iſt. Mai fand bei näherer Unterſuchung dieſes Codex im Jahre 1814, daß er reſcribirt ſey, und war ſo glücklich, unter dem neuen Texte vier Reden des Cicero, die drei genannten und die pro *Caelio*, zu entdecken. — Die Handſchrift iſt gegenwärtig in Octav. Ehe ſie reſcribirt wurde, waren die Blätter, welche die Reden enthalten, in Quart; der Schreiber hatte den Codex auseinandergenommen, die Blätter unter einander geworfen und in die neue Form zuſammengefaltet. Durch dies Verfahren wurde aller Zuſammenhang unter ihnen aufgehoben, und Herr Mai ſah ſich, zur Wiederherſtellung derſelben, genöthigt die Handſchrift nochmals aufzutrennen und die Blätter in die alte Form zurückzubringen. Sechs der ſo gebildeten Quartblätter enthielten nur die Rede pro Scauro, drei und ein halbes die pro Tullio, eins die pro Flacco, eins die pro Caelio. Von dem ganzen Codex des Cicero waren alſo nur eilf Blätter für den Sedulius benutzt. Jedes Blatt hat drei Columnen in ſchöner altrömiſcher Capitalſchrift; Mai ſetzt daher die Verfertigung der Handſchrift in das Zeitalter der Antonine (Praef. ad tres orationes pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco cap. VI, vergl. mit Praef. ad tres orationes in Clodium et Curionem etc. cap. XIV). Dies hohe Alter kann man wenigſtens *nicht* unwahrſcheinlich finden, wenn man Niebuhrs Bemerkungen über dieſen Gegenſtand in der Vorrede zu den von ihm herausgegebenen Fragmenten des Cicero S. 18 — 22 geleſen hat. Die Schrift des Sedulius, welche die alte durchkreuzt, iſt dagegen eine ſchöne Uncial, nach Mai's Anſicht aus dem achten Jahrhundert. Die Entzifferung der Reden war zwar mit vielen Schwierigkeiten verbunden; aber Herr Mai erwähnt doch nicht der Anwendung chemiſcher Mittel. Das Schwerſte war ohne Zweifel die Wiederherſtellung des Zuſammenhanges, vergl. Praef. cap. VIII; und darin war auch Hr. Mai, wie ſpäter gezeigt werden wird, bei der Rede pro Scauro ſehr unglücklich.

Ueber den Umfang dieſer erſten Entdeckung kann man ſchon nach dem Bisherigen urtheilen; ſo wenige Blätter konnten nur Fragmente liefern. Dennoch iſt der Gewinn ſehr beträchtlich.

Denn von der Rede pro Scauro kannte man bisher nur einige unzusammenhängende kurze Stellen aus den Scholien des Asconius Pedianus; einige eben so unbedeutende Stellen aus der Anführung andrer Classiker und den Gegenstand der Rede aus dem Argumentum des Asconius. — Die Rede pro Tullio war bisher nur aus den Erwähnungen andrer Schriftsteller bekannt; sie selbst war wie die pro Scauro verloren gegangen. - - Die Rede pro Flacco hatte sich zwar in selbständigen Handschriften erhalten und war oft gedruckt, hatte aber vor dem dritten und vor dem neunten Capitel eine Lücke; hier ist es nun ein günstiges Schicksal, daß das von Mai gefundne Fragment gerade in die erste Lücke paßt. Die Rede pro Caelio gehört ebenfalls zu den längst bekannten; Mai hat daher nur die Varianten der Handschrift edirt.

Endlich ist die Rede pro Scauro in der Handschrift mit alten bisher unbekannten Scholien versehen, welche sehr interessante Bemerkungen enthalten. Sie sind mit kleiner gedrängter Quadratschrift geschrieben — sichtbar von zwei Händen: denn bei einigen ist die Schrift viel schlechter und unleserlicher wie bei den übrigen. Daß sie später geschrieben wurden wie der Text, ist gewiß; Mai setzt die Schrift in das vierte oder fünfte Jahrhundert und hält den Asconius Pedianus für den Verfasser der Scholien. Vergl. Praef. cap. VI und Praef. ad tres orat. in Clodium etc. cap. XIV.

Der erste glückliche Fund konnte Herrn Mai nur zu neuen Nachforschungen unter den Handschriften der Ambrosiana ermuntern. Seine Aufmerksamkeit fiel noch in demselben Jahre auf den Codex E. 147, part. sup. Die Handschrift ist aus Bobbio, in Peyron's Inventarium Nr. 135 (Sinodus Chalcedonensis in quo continentur actiones XIV. incomplete et primo), auf Pergament in Folio und enthält auf 452 Seiten eine lateinische Uebersetzung der Acta concilii primi Chalcedonensis, doch nicht vollständig: denn gleich am Anfange fehlt der größte Theil der ersten Actio. Am Ende ist sie ebenfalls verstümmelt, indem sie noch vor dem Schlusse der Actio XIV mitten in der Rede abbricht; Act. XV und XVI fehlen ganz. Die Schrift, welche die größte Aehnlichkeit mit der des Sedulius in der vorigen Handschrift hat, setzte Herr Mai anfangs (Praef. ad Cic. orat. trium in Clodium et Curionem etc. Fragmenta cap. II) in das achte Jahrhundert, später, nachdem Niebuhr sie für jünger erklärt (Praef. ad Frontonis rel. Ed. Berol. pag. XXXIV, not. 3) kurz vor das zehnte (Praef. Oper. Front. Ed. II, p. X). Den größten Theil der Blätter dieses Codex fand Herr Mai palimpsest und entdeckte in der ersten Schrift Bruch=

stücke verschiedener Werke des Alterthums, von Cicero folgendes: die Rede in Clodium et Curionem, die Rede de aere alieno Milonis, die Rede de rege Alexandrino, alle drei mit Scholien; ferner denselben Scholiasten zu den Reden pro Archia, pro Sylla, pro Plancio, in Vatinium. Die Schrift dieser Stücke ist große schöne Uncial, Mai setzt sie in das vierte oder fünfte Jahrhundert. Vergl. Praef. cap. XIV inf.

Die Entzifferung hatte dieselbe Schwierigkeit wie im vorigen Falle, eben so die Wiederherstellung des Zusammenhanges, da der Rescribent alle Blätter unter einander geworfen hatte. Doch der Aufwand von Zeit und Kräften war nicht unbelohnend: denn was der Codex enthielt, waren ganz neue Entdeckungen. Daß Cicero eine Rede in Clodium et Curionem gehalten und deren Veranlassung ist aus seiner eignen Darstellung der Sache, Epistolae ad Atticum I, 15 und den Angaben vieler andrer Classiker bekannt, die Rede selbst aber verloren. Was nun Mai entziffert hat, besteht in einem ausführlichen Argumentum, welches die Veranlassung erzählt, und aus größtentheils unzusammenhängenden Bruchstücken der Rede, welche mit eben so ausführlichen als reichhaltigen Scholien untermischt sind. Diese sind die Hauptsache, die Rede selbst ist noch immer so gut als verloren. — In der Rede de aere alieno Milonis haben wir ein bisher ganz unbekanntes Werk des Cicero kennen gelernt; obgleich die Alten der ungeheuern Schulden des Milo mehrfach gedenken, so findet sich doch nirgends eine Andeutung der Rede. Leider konnte Herr Mai auch hier der Handschrift nicht mehr abgewinnen als im vorigen Falle: ein Argumentum und Bruchstücke mit sehr ausführlichen Scholien. Dasselbe gilt von der Rede de rege Alexandrino, nur daß das Argument fehlt; bekannt war früher nichts von ihr, als aus den Nachrichten anderer Classiker, daß Cicero sie gehalten. Die Scholien zu den längst bekannten Reden pro Archia, pro Sylla, pro Plancio, in Vatinium sind ebenfalls eine ganz neue Entdeckung. Mai legt auch diese dem Asconius bei, desgleichen die bei weitem kürzeren Scholien zu der vierten catilinarischen Rede, der pro *Marcello*, pro *Ligario*, pro rege *Deiotaro*, welche er gleichzeitig in einem alten nicht rescribirten Codex des Cicero auf der Ambrosiana entdeckte, so daß wir nunmehr dessen Commentar zu zwanzig ciceronianischen Reden hätten: denn zu neun hatte ihn schon Poggio im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zu St. Gallen gefunden, und zu eilf fand ihn nach seiner Ansicht Herr Mai.

Soviel über die von Mai auf der Ambrosiana zu Mailand entdeckten Reden des Cicero; jetzt noch eine kurze Erwähnung der

von ihm besorgten Ausgaben. Die von ihm zuerst gefundnen Reden edirte er allein unter dem Titel:

M. T. Ciceronis trium orationum pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco, partes ineditae, cum antiquo Scholiaste item inedito ad orationem pro Scauro, invenit, recensuit, notis illustravit Angelus Maius. Mediolani typis Joannis Pyrotae MDCCCXIV. 8. Davon ein Nachdruck: Francofurti ad Moenum in libraria Hermanniana 1815. 8.

Hierauf edirte er alles unter dem Concilium Chalcedonense Gefundne, nebst den Scholien aus der nicht rescribirten Handschrift, ebenfalls allein unter dem Titel:

M. Tulli Ciceronis trium orationum, in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino fragmenta inedita. Item ad tres praedictas orationes, et ad alias Tullianas quatuor editas, commentarius antiquus ineditus, qui videtur Asconii Pediani. Scholia insuper antiqua et inedita quae videntur excerpta e commentario deperdito eiusdem Asconii Pediani ad alias rursus editas orationes. Omnia ex antiquissimis MSS. cum criticis notis edidit Angelus Maius. Mediolani, typis Joannis Pyrotae MDCCCXIV. 8.

Drei Jahre später besorgte er eine zweite verbesserte Ausgabe der sämmtlichen bisher beschriebenen Entdeckungen unter dem Titel:

M. Tulli Ciceronis sex orationum partes ante nostram aetatem ineditae, cum antiquo interprete ante nostram aetatem item inedito, qui videtur Asconius Pedianus, ad Tullianas septem orationes. Accedunt scholia minora vetera. Editio altera, quam ad codices Ambrosianos recensuit, emendavit et auxit ac descriptione codicum CXLIX. Vita Ciceronis aliisque additamentis instruxit Angelus Maius. Mediolani, regiis typis MDCCCXVII. 4. u. 8.

Diese Ausgabe enthält außer dem, was die vorigen lieferten, noch verschiedne Anhänge, worunter eine Beschreibung von 149 Handschriften des Cicero, welche die Ambrosiana besitzt, und zwei Abhandlungen: De editione principe Mediolanensi fragmentorum Ciceronis und De editione principe Mediolanensi operum Frontonis, die sich auf bald zu berührende Streitigkeiten mit Niebuhr beziehen, das Wichtigste sind. Inzwischen war ein neuer Abdruck aller von Mai gefundnen Stücke in England erschienen:

M. Tullii Ciceronis sex orationum fragmenta inedita cum commentariis antiquissimis item ineditis. Invenit, recensuit, notis illustravit A. Maius. Denuo impressum (?) Londini apud I. Mawman MDCCCXVI.

und zwei ausgezeichnete deutsche Gelehrte hatten eine neue Ausgabe der drei zuerst entdeckten Reden besorgt; der Titel ist derselbe wie bei der ersten Mai'schen Ausgabe, nur mit dem Zusatze:

Cum emendationibus suis et commentariis denuo ediderunt *Andr. Guil. Cramerus*, Jurisconsultus, et *Carol. Friedr. Heinrichius*, Philologus. Kiliae, apud Aug. Hesse, 1816. 4.

Nach diesen Angaben können wir auch von dem reden, was Herr Mai als Herausgeber geleistet hat. Wird ein Werk des Alterthums neu entdeckt, so kommt es zunächst nur darauf an, daß die Handschrift mit gewissenhafter Sorgfalt und Genauigkeit entziffert und ein treuer Abdruck derselben gegeben werde. Dabei könnte der erste Herausgeber stehen bleiben. Geht er aber darauf aus, die in der Handschrift befindlichen Corruptionen des Textes zu emendiren, so muß er dies überall thun, sonst lädt er den Verdacht auf sich, die Corruption da gar nicht bemerkt zu haben, wo er sie nicht verbessert oder anzeigt, also entweder leichtsinnig oder ohne die erforderlichen Kenntnisse an's Werk gegangen zu seyn. Dagegen mag die Erläuterung des Inhalts vorläufig andern überlassen bleiben. Nach diesem Maßstabe wird es Niemand Herrn Mai zum Vorwurfe machen, daß man in seinen Ausgaben so treffliche sacherklärende Noten vermißt, wie sie Cramer und Heinrich gegeben haben; daß er aber bei seiner ersten Ausgabe in Entzifferung der Handschrift so unerhört nachlässig gewesen ist, und während er an vielen Stellen emendirte, an andern die sinnentstellendsten Corruptionen stehen ließ, kann nicht entschuldigt werden, um so weniger als die genannten deutschen Bearbeiter einige hundert Meilen von der Handschrift entfernt, fast alle jene Fehler, bloß vermöge tüchtiger Sprach- und Sachkenntniß erkannten und in ihrer Ausgabe auf eine Weise verbesserten, welche, wie sich aus Herrn Mai's zweiter Ausgabe ergibt, mit der Handschrift gewöhnlich auf's genaueste übereinstimmte. Mit dieser zweiten Ausgabe hat es indessen auch eine eigne Bewandniß. Die wichtigsten Verbesserungen, welche Cramer und Heinrich vorgeschlagen, finden sich hier im Texte, z. B. pro Scauro cap. III, postea *nec* constitutum, cap. III, *adcisceretur*; pro Tullio cap. II, soleo descendere für *non* soleo, cap. III ut *his*, cap. IV *Coactisve*, cap. II ..*iret*, cap. IX *ambularet*, in agro für amputaret in agro, . X *manuque* und ebendaselbst *neque* repugnantes. Den-

noch erklärt Herr Mai in der Commentatio de edit. principe Mediol. fragmentor. Ciceronis §. 10. feierlich, daß er die kieler Ausgabe nicht benutzt habe, da er sie erst empfangen, als sich seine zweite Ausgabe schon unter der Presse befunden; jene Verbesserungen verdanke er theils einer nochmaligen Durchsicht des Palimpsest, theils seiner eignen Kritik! Dies mag man immerhin glauben; schmeichelhaft ist es für Herrn Mai's erste Ausgabe auf keinen Fall, desto ehrenvoller für den deutschen Scharfsinn. Aber auffallend ist doch immer eine so präcise Uebereinstimmung, und eben so sehr der Umstand, daß Mai bei manchen andern von Cramer und Heinrich vorgeschlagnen Verbesserungen erklärt: die Handschrift stände ihnen entgegen, — Comment. §. 16 — während die später von Peyron zu Turin entdeckte Handschrift dergestellt damit übereinstimmt, daß man gegen die angeblichen Abweichungen des ambrosianischen Codex leicht mißtrauisch wird, z. B. pro Tullio cap. II, *modiceque* für modique, cap. X sibi *vi* manuque für sibi manuque, mittit für *dimittit*, *illi* für illa. — Doch wollen wir auch nicht verschweigen, daß Mai auch einige gute Verbesserungen hat, wo die Deutschen irrten und Peyron's Handschrift seine Lesart bestätigt, z. B. pro Scauro V avos pro Tullio, cap. VI diceretur. Dagegen dringt sich uns fast unwillkürlich ein neuer Zweifel auf: sollte Herr Mai auf die Entzifferung der drei unter dem Concilium Chalcedonense liegenden Reden die gehörige Sorgfalt verwandt haben? Sollte der Handschrift wirklich nicht mehr abzugewinnen seyn? Sind Reagentien angewandt? Da wir die Handschrift nicht aus eigner Ansicht kennen, so können wir Herrn Mai leicht Unrecht thun; — aber die Leichtfertigkeit, welche er bei der ersten Ausgabe der Reden pro Scauro, pro Tullio, pro Flacco und später beim Fronto bewiesen, gibt der Vermuthung Raum, daß ihm zunächst mehr daran gelegen habe, durch schnelle Herausgabe einiger Bruchstücke neuen Ruhm zu ärnten, als durch lange fortgesetzte Anstrengungen, wie sie Göschen, Hollweg und Blume beim Gajus bewiesen, etwas Reelles zu erlangen. Auf jeden Fall ist nichts so sehr zu wünschen, als daß die Handschrift recht bald von einem tüchtigen deutschen Gelehrten nochmals geprüft werde — um so mehr als schon Herr Professor Peyron bei seiner Untersuchung des Codex eine ganze Reihe von Stellen fand, wo Mai die Handschrift theils unrichtig entziffert, theils in seiner Ausgabe nicht treu wiedergegeben hatte (Peyron Ciceronis Orat. fragm. p. 235. 236).

Daß auch andern Männern, außer Cramer und Heinrich, die Mängel der ersten Mai'schen Ausgabe des Cicero nicht verborgen blieben, versteht sich. Niebuhr erklärte sich darüber,

noch ehe die Kieler Ausgabe der Reden pro Scauro etc. erschienen war, in der Vorrede der berliner Ausgabe des Fronto p. 6 unter der besondern Bemerkung, daß Herr Mai die einzelnen Blätter der Rede pro Scauro nicht richtig geordnet habe. Worin aber das Versehen bestehe und die Gründe seines Ausspruchs fügte er nicht hinzu, und veranlaßte dadurch Herrn Professor Heinrich, in den Addendis zu seiner Ausgabe der Ciceronischen Reden p. XXIV zu einer mißbilligenden Erklärung über eine solche unerwiesne Beschuldigung gegen einen Mann wie Herrn Mai. Dieser berief sich nun in der Commentatio de editione principe Med. fragm. Cic. §. 6 u. 12 wieder auf das Urtheil des Herrn Professor Heinrich, ohne sich weiter zu rechtfertigen, wozu er auch nicht füglich im Stande war, da sich Niebuhr noch immer nicht weiter erklärt hatte. Erst im Jahre 1820 setzte dieser seine Ansicht in der Vorrede zu den Bruchstücken der Rede pro Fonteio und pro Rabirio p. 27 — 33 dahin auseinander: daß das zwölfte bis sechzehnte Capitel (nach der zweiten Mai'schen Ausgabe) den Anfang machen müßte, so daß sich der Schluß des sechzehnten Capitels unmittelbar an das erste Mai'sche anknüpfe. Die Richtigkeit dieser Anordnung setzte Niebuhr so klar auseinander, daß Einsichtigen kein Zweifel übrig bleiben konnte. Hierdurch ist das obige Urtheil: Herr Mai sey in Wiederherstellung des Zusammenhanges der Rede pro Scauro sehr unglücklich gewesen, gerechtfertigt. Wir dürfen nur noch hinzufügen, daß Niebuhr's unvergleichlichem Scharfsinne bald darauf die glänzendste Genugthuung zu Theil ward. Das von Herrn Peyron zu Turin entdeckte vollständigere Manuscript enthält ganz den von ihm vorgeschlagenen Zusammenhang.

Sollte man es nun glauben, daß gerade dieser Umstand, der wegen der auf Niebuhr gemachten voreiligen Angriffe jeden rechtlichen Mann mit Freude erfüllen mußte, in Italien den verachtungswürdigsten Neid gegen unsern großen Landsmann erregte? Der Herausgeber der Biblioteca Italiana schämte sich nicht im Octoberstücke des Jahres 1820, S. 141 — 143 ein Bruchstück aus dem Briefe seines Correspondenten in Verona — Squarcio di lettera scritta da Verona intorno ai frammenti di antichi Autori latini pubblicati in Roma dal Sig. Niebuhr — über dessen Person und geheime Zuträger wir uns aller, obgleich nahe liegenden, Vermuthungen enthalten, — abdrucken zu lassen, worin außer mehreren andern eben so grundlosen als verächtlichen Angriffen gegen Niebuhr die Behauptung ausgesprochen wurde: er habe in dem Augenblicke, wo er seine Ansicht über den Zusammenhang der Rede pro Scauro öffent-

lich bekannt gemacht, bereits durch die piemontesische Zeitung gewußt, daß Herr Peyron diesen Zusammenhang in dem turiner Palimpsest gefunden — also mit einem Worte, das was er von da erfahren als seine Vermuthung ausgegeben. Eine so abscheuliche Beschuldigung mußte in einem Mann von so gerader und großartiger Gesinnung, wie Niebuhr, einen gerechten Unwillen aufregen. Man kann es daher nur billigen, daß er sowohl den Herausgeber der Biblioteca Italiana als dessen saubern Correspondenten in einer eignen Lettre au rédacteur de la Biblioteca Italiana par B. G. Niebuhr, Rome, Décembre 1820, 8. auf eine sehr nachdrückliche Weise zurechtwies. In dieser Brochure bewies er vollständig, daß er beim Niederschreiben jener Vorrede von Peyron's Entdeckung des Cicero noch gar nichts gewußt, und seine Ansicht bereits im August des Jahres 1815 in einer von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vorlesung entwickelt habe.

Inzwischen hatte sich auch Herr Mai von neuem über die Anordnung der Rede pro Scauro im Giornale Arcadico, Roma, Settembre 1820, p. 349 und Ottobre p. 117 erklärt. Hierüber können wir leider keinen nähern Aufschluß geben, da uns die Einsicht in diese Stücke der Zeitschrift nicht vergönnt war.

Damit endigte der Streit über den Zusammenhang jener Rede, der für den Hrn. geheimen Staatsrath Niebuhr eben so ehrenvoll war, als er die Italiener in mehr als einer Rücksicht in ihrer Blöße zeigte. Dies sollte aber nicht die einzige Fehde zwischen Niebuhr und Mai seyn. Ein zweiter Streit betraf den neuaufgefundnen Scholiasten zu Cicero's Reden. Schon in der Vorrede zu der ersten Ausgabe der Reden pro Scauro, pro Tullio et pro Flacco erklärte Mai: daß er die bei der Rede pro Scauro gefundnen Scholien für den Commentar des Asconius Pedianus halte. Dieselbe Ansicht eröffnete er in der Vorrede zu den unter dem Concilium Chalcedonense entdeckten Stücken über die dort gefundnen Scholien, nebst einer sehr detaillirten Auseinandersetzung seiner Gründe. Auch über diesen Gegenstand erklärte sich Niebuhr in der Vorrede zum Fronto: „Der Scholiast habe zwar großen Werth, sey aber nicht Asconius Pedianus, sondern derselbe, welcher die Reden in Verrem commentirte, aus dem vierten Jahrhunderte nach Christus. Der Commentar zu diesen Reden werde nämlich mit Unrecht dem Asconius Pedianus beigelegt und er zweifle nicht, daß sich derselbe in der Abschrift, welche Poggio von dem St. Gallen Manuscript genommen (wonach die erste Ausgabe des Asconius, Venetiae MCCCCLXXVII gemacht wurde) gar nicht befinde,

sondern anderswoher edirt sey." Bald darauf bemerkte auch Cramer in der kieler Ausgabe S. 4, daß er die Scholien zu der Rede pro Scauro nicht dem Asconius, dem sie weder im Gehalte noch im Style gleich kämen, beilegen könnte.

Gegen diese Einwürfe der deutschen Gelehrten suchte sich Herr Mai in seiner Commentatio de editione principe Mediolanensi fragmentorum Ciceronis und in einem kleinen Anhange zu der Commentatio de ed. principe Med. Frontonis p. 35 — Rursus de Ciceronis interprete sive Asconio — zu vertheidigen. Man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wenigstens Niebuhr's Ansicht über den Scholiasten der verrinischen Reden vollständig widerlegt hat, indem er darthut, daß die noch zu Florenz befindliche von Poggio eigenhändig genommene Abschrift des St. Gallen Manuscripts wirklich den Commentar zu jenen Reden enthalte, und daß er insofern ohne Zweifel dem Asconius Pedianus beigelegt werden müsse. Damit hat aber Herr Mai noch immer nicht bewiesen, daß die von ihm gefundenen Scholien ebenfalls von Asconius sind. Seine Gründe geben der Sache zwar einen Anstrich von Wahrscheinlichkeit, aber von Gewißheit kann nicht die Rede seyn. Denn alles was er zum Beweise anführt, kann auch auf andre Weise erklärt werden. — Leider hat das Publicum nicht erfahren, welche Aufschlüsse Herr geheimer Staatsrath Niebuhr bei seinem späteren Aufenthalte in St. Gallen über den Scholiasten der verrinischen Reden erhalten.

Auf Mai's Entdeckungen folgen der Zeit nach diejenigen, welche Niebuhr in Rom machte. —

Die vaticanische Bibliothek besitzt eine Handschrift (Codex Palatinus XXIV) der Bücher Tobiä, Judith, Hiob und Esther in der lateinischen Uebersetzung des H. Hieronymus. Indem Bruns im Jahre 1772 diese Handschrift für Kennikott verglich, bemerkte er, daß sie palimpsest sey, und als er nach dem Inhalte der ersten Schrift weiter forschte, fand er die Worte: Incipit Roscio.. Die hierauf folgenden Worte stimmten mit dem Anfange der Rede pro Sexto Roscio Amerino nicht überein; Bruns glaubte daher den verloren gegangnen Anfang der Rede pro G. Roscio Comoedo gefunden zu haben. Doch sah er bald seinen Irrthum ein, nachdem er dem gelehrten Giovennazzi seine Entdeckung mitgetheilt und die Handschrift mit diesem nochmals näher untersucht hatte. Denn nun fand sich, daß sie doch nur die Rede pro S. Roscio Amerino enthielt. Der frühere Irrthum war dadurch entstanden, daß die bemerkte Inschrift etwas unter dem Anfange der Rede an den Rand gesetzt war, so daß Bruns die unmittelbar daran stoßen-

den Worte für den Anfang hielt, die denn natürlich mit dem bekannten Anfange jener Rede nicht übereinstimmten. — Die getäuschte Hoffnung schreckte ihn von der weiteren Untersuchung der Handschrift ab; Giovennazzi aber beharrlich fortblätternd entdeckte bald an einem andern Orte unter dem neuen Texte eine schöne leserliche Schrift; einige Zeilen konnten sogleich entziffert werden. Nun trat Bruns wieder hinzu und entdeckte nach der Ueberschrift der Seiten blickend auf der einen die Worte: Lib. XCI, auf der andern: Titi Livi. So wurde das bereits oben berührte Fragment des einundneunzigsten Buches des Livius entdeckt. Viele Stellen desselben konnten aber von Bruns und Giovennazzi nicht entziffert werden, und auf der andern Seite ließ sich vermuthen, daß in der Handschrift noch mehr als bisher entdeckt werden könnte. Herr geheimer Staatsrath Niebuhr wirkte daher vom Cardinal Consalvi die Erlaubniß aus, sie nochmals unter Anwendung chemischer Mittel untersuchen zu dürfen, und kam auf diesem Wege zu folgenden Entdeckungen:

1. Sechs Seiten des Codex enthalten Bruchstücke bisher ganz unbekannter Werke des L. Annäus Seneca; eine Seite den Anfang der Schrift de vita patris, die übrigen fünf Seiten eine Abhandlung über die Freundschaft; ob diese den Titel de amicitia gehabt, will Niebuhr nicht entscheiden; später las Mai am obern Rande eines Blattes die Ueberschrift: Annaei Senecae quemadmodum amicitia continenda sit (Frontonis op. ed. II. Romae MDCCCXXIII, p. 331). Der Codex, dessen Bruchstücke sich auf diese Weise erhalten, war wie der jetzige des Hieronymus in Octav; die einzelnen Seiten correspondiren daher ganz denen des letzteren. Sie bilden darin S. 10, 15, 39, 40, 43, 44. Doch haben sie durch Feuchtigkeit so gelitten, daß sie an vielen Stellen nicht mehr entziffert werden können. Die Schrift ist halbe Minuskel, und wie Niebuhr auf eine Weise, die keinen Zweifel übrig läßt, dargethan (S. 14), aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts.

2. Zwei Seiten des Codex enthalten Bruchstücke von Lucan's Pharsalia, aus dem sechsten Buche, Vers 21 — 62, 228 — 267, aus dem siebenten Vers 458 — 537. Die ursprüngliche Handschrift war wie die des Seneca in Octav, nur in etwas größerer Form, so daß die Blätter beim Eintragen in den neuen Codex beschnitten werden mußten und dadurch auch einen Theil des Textes verloren.

3. Zwei Seiten, S. 38 und 45, Bruchstücke eines mythologischen Werks, die thebanische Heroensage von Oedipus und seiner Descendenz darstellend. Niebuhr glaubt, daß sie zu dem Werke gehören, welches unter dem Namen Hygini liber fabu-

larum bekannt ist. Die Schrift ist Uncial. Das ursprüngliche Format der Handschrift war längliches Quart, so daß über ein Drittheil weggeschnitten wurde, um den Blättern die gegenwärtige Octavform zu geben.

4. Zwei Seiten, S. 41 und 42, welche ein Verzeichniß von Arzneimitteln nebst Angabe der Quantitäten, welche zu gewissen Compositionen von ihnen genommen werden sollen, enthalten. — Merkwürdig ist, daß sich der Schreiber zur Bezeichnung der Gewichte an drei Stellen arabischer Zahlzeichen bediente.

5. Zwei Seiten, S. 46 und 53, mit zwei Columnen so kleiner Quadratschrift, daß Niebuhr sie nicht lesen konnte. Später entdeckte Mai darin ein Fragment des Fronto.

6. Sechs Seiten, S. 47 — 52, welche durch Zusammenfaltung dreier ursprünglicher Quartseiten entstanden sind. Die Schrift ist mit so blasser Tinte geschrieben und so sehr vertilgt, daß sie bis auf einzelne Worte nicht gelesen werden konnte. Aus diesen geht jedoch hervor, daß zwei jener Quartblätter eine unbekannte Rede aus der Zeit des Pompejus enthalten: denn seiner wird an drei Stellen im Präsens gedacht. Dagegen vermuthet Mai a. a. O., daß auch diese Blätter Fragmente des Seneca enthielten.

7. Vier Seiten, S. 73, 75, 76 und 78, ebenfalls durch Zusammenfaltung aus Quart in die jetzige Octavform gebracht, mit dem Bruchstücke des Livius. Jede Seite hat zwei Columnen, nach der Angabe von Bruns und Niebuhr's Fac simile zu urtheilen, in schöner römischer Capitalschrift, fast ganz wie die des ambrosianischen Codex der Rede pro Scauro, nur daß die letztere sorgfältiger ausgeführt ist. Unerklärlich ist uns unter diesen Umständen das Fac simile, welches Cancellieri seiner Ausgabe beigelegt hat, wobei wir aber gern gestehen, es nur nach dem von Ernesti besorgten Abdrucke — Leipzig, 1773. 8. — zu kennen. Diese liefert eine ganz andre Schrift. Ueber das Alter des Codex macht Herr geheimer Staatsrath Niebuhr sehr beachtungswerthe Bemerkungen. Er beweist, daß die Schrift vom ersten Jahrhundert nach Christus bis über das achte hinaus im Gebrauch gewesen, daß man daher nach ihr durchaus nicht mit Zuverlässigkeit bestimmen könne, wann der Codex geschrieben sey. Aus andern Gründen vermuthet er, daß dies gegen das Ende des weströmischen Reiches geschehen.

8. Sechs Seiten, welche wieder durch Zusammenlegung dreier Seiten größern Formats entstanden sind, S. 74 und 77, 81 und 86, 100 und 101 — Bruchstücke von Cicero's Rede pro M. Fonteio enthaltend. Die Schrift ist sehr alt, aus

der Römerzeit. Näheres läßt sich auch hier nicht darüber bestimmen. Vergl. Niebuhr S. 22 — 25.

9. Acht Seiten, S. 122 — 128[b] ebenfalls aus vier Blättern eines größern Formats entstanden; zwei und ein halbes von diesen enthalten Stücke der Rede pro C. Rabirio, ein und ein halbes den Anfang der Rede pro S. Roscio Amerino bis zu den Worten firmo praesidio des zweiten Capitels. Diese Blätter haben sehr durch Beschneiden gelitten. Die Schrift ist viel neuer wie bei den Fragmenten pro Fonteio.

10. Vierundzwanzig Seiten mit einem Theile der Noctes Atticae des Gellius; das Bekannte — nicht einmal neue Lesarten.

Dies alles fand Herr geheimer Staatsrath Niebuhr in demselben Palimpsest. Ganz neu sind darunter, außer dem mythologischen Fragmente, die Bruchstücke des Seneca, die pro Fonteio, ein Theil der pro Rabirio. Die beiden letzteren bedürfen nur einer besondern Betrachtung.

Die Rede pro Fonteio hat sich in einer einzigen, im Archive der Peterskirche zu Rom aufbewahrten Handschrift erhalten, und da von dieser die vier ersten Quaternionen fehlen, so hatten wir bisher nur die letzte Hälfte der Rede. Die von Niebuhr gefundnen Blätter gehören nur der ersten Hälfte an und sind, obgleich weit entfernt das Fehlende auszufüllen, schon deshalb sehr wichtig, weil sie durch Angabe mehrerer der gegen Fonteius erhobnen Anschuldigungen neues Licht über den Gegenstand der Rede verbreiten. Wir verdanken aber Herrn geheimen Staatsrath Niebuhr nicht allein diese Ergänzung, sondern auf eine ganz eigenthümliche Weise noch eine zweite. Zwischen dem fünften und dem sechsten Capitel des bekannten Stückes der Rede stehen in der Handschrift die Worte: Omnia de crimine vinario, de bello Vocontiorum, de dispositione hibernorum desiderantur. Bisher nahm man auch hier eine Lücke an; daß aber eine solche, ungeachtet jener Erklärung, nicht vorhanden ist, hat Niebuhr S. 40 sehr überzeugend dargethan. Der jüngere Plinius erzählt nämlich in seinen Briefen (I. 20, 7): Cicero habe bisweilen eine Rede kürzer herausgegeben, als er sie gehalten, und dann das Weggelassene nur durch eine kurze Angabe der Gegenstände angedeutet, wie bei der Rede pro Muraena und pro Vareno. Nun stehen aber zwischen dem siebenundzwanzigsten und dem achtundzwanzigsten Capitel der Rede pro Muraena die Worte: Ea omnia, quae et Posthumio et Ser. Sulpicio adolescenti responsa sunt, desiderantur. Man kann nicht zweifeln, daß dies die von Plinius angedeutete

Stelle ist; daraus ergibt sich, daß so wenig wie hier in der obigen Stelle pro Fonteio eine eigentliche Lücke ist.

Von der Rede pro Rabirio hat sich eigentlich auch nur eine einzige Handschrift aus dem Alterthum erhalten, denn alle sonst noch vorhandnen sind nur Copien dieser einen, erst seit der Restauration der Wissenschaften geschrieben. Jene knüpft unmittelbar an die Rede pro Rabirio die pro Q. Roscio Comoedo, hat aber zwischen beiden einige Blätter verloren. Daher fehlt uns der Schluß der ersteren, der Anfang der letzteren. Diesen glaubte Bruns in dem vaticanischen Palimpsest entdeckt zu haben, jenen hat Niebuhr wirklich darin gefunden. Von den Blättern pro Rabirio, welche in die Handschrift aufgenommen sind, enthält nämlich eins Bekanntes, das fünfte Capitel von dem Worte *exspectatio*, und das sechste bis zu den Worten si mihi esset, ein und ein halbes, den bisher unbekannten Schluß der Rede. Leider ist diese aber auch hierdurch noch nicht vollständig geworden: denn was Niebuhr fand, schließt sich nicht unmittelbar an die Worte improborum civium,.... mit denen das bisher bekannte Stück abbricht, an; hier ist immer noch eine bedeutende Lücke.

Die beschriebenen Bruchstücke pro Fonteio und pro Rabirio sind das Einzige, was Niebuhr von Ciceros Werken entdeckt hat, und es könnte gleich von seiner Ausgabe die Rede seyn, wenn wir nicht vorher noch etwas näheres über das Fragment des Livius bemerken müßten. Die beiden bisherigen Originalausgaben desselben, die von Bruns in Hamburg und die nach Giovennazzi's Papieren von Cancellieri in Rom besorgte, haben zwei Eigenthümlichkeiten, theils daß sie sehr bedeutende Lücken enthalten, wo der Palimpsest nicht gelesen werden konnte, theils daß sie in der Vollständigkeit so von einander abweichen, daß man auf den ersten Anblick nicht begreift, wie beide nach derselben Handschrift gemacht seyn können. Bei Bruns sind viele Lücken der römischen Ausgabe, wenn auch nicht vollständig, doch durch einzelne Zeilen und Worte, welche dort gänzlich fehlen, ausgefüllt. Dies erklärt sich aus den Mißhelligkeiten, welche während der Entzifferung der Handschrift zwischen ihm und Giovennazzi entstanden waren; während sie früher gemeinschaftlich gearbeitet hatten, setzte Bruns später seine Untersuchung allein fort und erlangte dadurch eine vollständigere Abschrift. Niebuhr's Bemühungen haben nun auch hier die seiner Vorgänger bei weitem übertroffen: ihm gelang es die Handschrift bis auf wenige Worte vollständig zu entziffern; auch die noch bei Bruns vorhandnen Lücken sind ausgefüllt.

Herr geheimer Staatsrath Niebuhr hatte die beschriebnen

Entdeckungen schon im Anfange seines Aufenthalts in Rom gemacht; mit der Herausgabe des Gefundnen eilte er aber so wenig, daß er sich erst drei Jahre später dazu entschloß. Alles wurde in einen Band zusammengestellt:

M. Tullii Ciceronis orationum pro M. Fonteio et pro C. Rabirio fragmenta; T. Livii lib. XCI fragmentum plenius et emendatius; L. Senecae fragmenta ex membranis bibliothecae Vaticanae edita a. B. G. Niebuhrio C. F. Romae 1820 ex Typographia de Romanis. 8.

Diese Ausgabe kann jedem ersten Herausgeber einer Handschrift, besonders einer rescribirten, zum Muster dienen. Voran steht eine vollständige Belehrung über die Beschaffenheit des Manuscripts, namentlich unter genauer Angabe der Seiten, welche das Entdeckte enthalten. Dann sind die wichtigsten Stücke, die Fragmente des Cicero und die neuentzifferten des Livius doppelt gegeben, einmal in den Columnen der Handschrift, einmal in der Auflösung des Herausgebers. In der Entzifferung des Textes ist Niebuhr so genau gewesen, daß nichts zu wünschen übrig bleibt, und der Commentar, womit er die einzelnen Fragmente versehen, enthält einen Schatz von Gelehrsamkeit, wie er nur von einem solchen Kenner des römischen Alterthums erwartet werden konnte. Wir enthalten uns hier aller Vergleichung mit Herrn Mai's erster Ausgabe der Fragmente des Cicero.

Doch kommen wir nun in einer andern Beziehung auf Hrn. Mai zurück. Zu den untergegangnen Werken Cicero's gehören auch dessen Bücher de Republica. Was bisher von ihnen übrig war, bestand in unzusammenhängenden Fragmenten, welche andre Classiker; besonders aber Lactantius und Augustinus überliefert haben. Am bekanntesten ist das somnium Scipionis bei Macrobius. Herr Mai ist nun so glücklich gewesen einen ansehnlichen Theil des Werkes wieder aufzufinden, und von dieser Entdeckung ist gegenwärtig zu reden.

Die vaticanische Bibliothek zu Rom besitzt eine Handschrift der Enarrationes in Psalmos des Kirchenvaters Augustinus (Nr. VMDCCLVII) auf Pergament in Folio. Die Bemerkung auf dem Titel: *Liber s. Columbani de Bobio* bezeichnet hinreichend ihren früheren Aufenthalt. Mai glaubt, daß sie unter den Handschriften gewesen, welche Papst Paul V. aus Bobbio geschenkt erhielt; aber in dem von Peyron gegebnen Verzeichnisse dieser Handschriften haben wir sie nicht finden können. Die Schrift scheint älter zu seyn als das zehnte Jahrhundert. Das erste Blatt des Codex ist jedoch von neuerer Hand später an die Stelle eines verlornen eingerückt. Die folgenden alten Blätter enthalten Augustins Commentar vom hun-

dertundneunzehnten bis zum hundertundvierzigsten Psalm. Ursprünglich hatte die Handschrift einen größeren Umfang; sie bricht nämlich plötzlich beim hundertundvierzigsten Psalm mit einem zerrissenen Blatte ab; da sich aber Augustins Werk über alle Psalme, also bis zum hundertundfunfzigsten erstreckte, so ging auch die Handschrift wahrscheinlich so weit; sie hat also am Ende fast ein Drittheil ihres Volumens verloren. Auf der andern Seite finden sich in ihr die Quaternionenzeichen bis XXII; von diesen zweiundzwanzig Lagen sind aber drei, Quat. II. VII. XVI., ganz ausgefallen, und in den noch übrigen neunzehn fehlen hin und wieder einzelne Blätter, so daß die Gesammtzahl der noch übrigen hunderteinundfunfzig beträgt, oder dreihundertundzwei Seiten. So Herr Mai Praef. ad Cic. de Rep. §. IX und X. Diese Rechnung kann aber nicht richtig seyn: denn neunzehn volle Quaternionen zu sechzehn Seiten machen gerade dreihundertundvier Seiten, es können daher entweder nicht so viel Seiten mehr vorhanden, oder aus jenen Quaternionen keine Blätter ausgefallen seyn. Wirklich sagt Herr Mai an einer andern Stelle p. 267 not. c., es wären nur zweihundertzweiundneunzig Seiten vorhanden.

Die gesammten zweihundertzweiundneunzig alten Seiten dieser Handschrift sind nun palimpsest, und Herr Mai entdeckte in der ersten Schrift Cicero's Bücher *de Republica*. Doch nicht das vollständige Werk — denn es fehlen alle die Blätter des ursprünglichen Codex des Cicero, welche für die Handschrift des Augustinus benutzt, nach den obigen Angaben von dieser abhanden gekommen sind, und alle, welche gar nicht für die neue Handschrift verwandt wurden. Die vollständigen sechs Bücher de Republica sollen also noch immer gefunden werden! Wie viel sich in der vaticanischen Handschrift erhalten hat und wie viel verloren ist, läßt sich leicht berechnen: man sieht auf den einzelnen Blättern noch die alten Quaternionenzeichen; diese zählen bis XLI; gegenwärtig hat die Handschrift noch neunzehn Quaternionen, es fehlen also zweiundzwanzig, also von sechshundertundsechsundfunfzig Seiten dreihundertzweiundfunfzig, und wenn man noch die aus den vorhandnen Quaternionen ausgefallnen zwölf Seiten hinzurechnet, dreihundertvierundsechzig. Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich auch der Umfang des ganzen Werkes de Republica bestimmen: das erste Buch erstreckt sich bis an's Ende der dreizehnten Quaternio; das zweite war eben so stark und das dritte erstreckte sich nur wenig über Quat. XLI hinaus. Man kann also auf jedes der sechs Bücher im Durchschnitt dreizehn Quaternionen rechnen, so daß das Ganze achtundsiebenzig Lagen betrug; die Handschrift des Augustinus hat nur

noch neunzehn, liefert also ungefähr ein Viertel des ganzen Werkes; nimmt man hierzu die einzelnen Fragmente, welche sich auf andre Weise erhalten, so ist ungefähr ein Drittheil desselben vorhanden. Vom sechsten Buche enthält die vaticanische Handschrift gar nichts, vom fünften und vierten nur wenige Capitel, einige mehr vom dritten, das Meiste vom zweiten und ersten; doch sind in jenem bei weitem zahlreichere und größere Lücken als in diesem; auch der Anfang des Werkes ist nicht gerettet.

Die Schrift des Cicero läuft parallel unter der neuaufgetragenen hin: die schönste und größte Uncial, die man bisher in Palimpsesten bemerkt hat, gewiß aus der Römerzeit. Sie schimmert so deutlich unter der neuen durch, daß sie überall vollkommen und wenige Stellen ausgenommen ohne Schwierigkeit gelesen werden kann. Jede Seite hat zwei Columnen von funfzehn Zeilen, auf die Zeile kommen im Durchschnitt zehn Buchstaben. Hieraus erklärt sich genügend, wie die Handschrift von 292 Seiten doch nur eine so geringe Ausbeute gewähren konnte. An mehreren Orten enthält sie den vollständigen Titel des Werks; S. 156 ist ganz von der Inschrift: De Re Publica Inc. Lib. II eingenommen; in der zweiten Columne der zweiten Seite findet sich die Ueberschrift: M. Tulli Cicer. de Rep. Liber II. Exp. Inc. Lib. III. Ueber den einzelnen Seiten finden sich keine Ueberschriften.

Im Jahre 1822 erschien Mai's Ausgabe des neuentdeckten Werkes gleichzeitig zu Rom und zu Suttgart:

M. Tulli Ciceronis de Re Publica quae supersunt, edente Angelo Maio, Vaticanae bibliothecae praefecto. Romae in collegio urbano apud Burliaeum. MDCCCXXII. 4. — Stuttgartiae et Tubingae in Libraria Cottae. MDCCCXXII. 8.

und von dieser Arbeit läßt sich viel mehr Rühmliches sagen, als von den früheren des Herausgebers. Herr Mai hatte an Niebuhr's Ausgabe des Fronto, der Fragmente pro Fonteio und pro Rabirio, vorzüglich auch an Göschen's Bearbeitung des Gajus gelernt, wie Palimpsesten zu behandeln sind und was der erste Herausgeber seinem Autor und dem Publicum schuldig ist. Herr Mai ist so gelehrig gewesen, daß er die Ausgaben unsrer Landsleute genau copirt hat; doch soll ihm dies um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als er dadurch das Beste von allem, was früher oder später aus seinen Händen hervorgegangen, lieferte. Die Entzifferung des Textes ist viel besser gelungen, als bei den Reden — denn die Handschrift konnte ohne Schwierigkeit gelesen werden. Auch die Wiederherstellung des Zusammenhanges konnte um so eher gelingen, als sich die alten Quater-

nionenzeichen fast durchgängig auf den einzelnen Blättern erhalten haben; nur dreizehn Doppelblätter sind unbezeichnet. Diesmal hat Herr Mai nach Göschen's und Niebuhr's Vorgange eine vollständige Belehrung über das Verhältniß seines gedruckten Textes zur Handschrift gegeben, was bei seinen frühern Ausgaben sehr vermißt wurde; schon die Vorrede enthält S. XI eine vollständige Tabelle, welche angibt, welche Blätter der Handschrift zu derselben Quaternio des ursprünglichen Codex gehören, und welche ein Doppelblatt bilden; dann ist aber beim Texte überall am Rande bemerkt, von welchem Papier die Handschrift angenommen ist. Unter den Text sind zunächst, wie bei der berliner Ausgabe des Gajus, kritische, darunter in zwei Columnen sacherklärende Noten gesetzt, welche sich durch fleißige Nachweisung der Parallelstellen auszeichnen.

Außer dem neu aufgefundnen Texte liefert Herr Mai alle sonst auf uns gekommenen Bruchstücke des Werkes an den Orten wo sie hin gehören. Das ganze sechste Buch wird bloß in diesen Fragmenten gegeben, eben so größtentheils das fünfte, vierte und dritte.

Herr geheimer Staatsrath Niebuhr hat die Brauchbarkeit der Ausgabe durch Hinzufügung eines von ihm verfaßten Index historicus und Index latinitatis erhöht. Ueberhaupt haben wir uns der Vermuthung nicht erwehren können, daß sein Aufenthalt in Rom noch manchen andern wohlthätigen Einfluß auf Mai's Bearbeitung gehabt haben möge.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch eine Bemerkung: als sich die Nachricht von Herrn Mai's Entdeckung verbreitet hatte, mußte die Erwartung von dem Inhalt der Bücher de Republica um so mehr gespannt werden, als der Verlust gerade dieses Werkes seit der Restauration der Wissenschaften ganz vorzüglich betrauert war. Neue Aufschlüsse über die Geschichte und die Verfassung Roms waren wohl das Mindeste was man erwartete; in Bezug auf die Staatsweisheit des Cicero mochte mancher schon im voraus bescheidnere Hoffnungen haben. Leider hat nun die Wirklichkeit die schönen Erwartungen in jeder Rücksicht getäuscht! Ueberall die bekannte Sage von Entstehung, Erweiterung und innerer Ausbildung des Staates! In der philosophischen und politischen Beurtheilung nirgends eigne, große, männliche Gedanken! Vielleicht war auch unsere Erwartung zu groß — und unser Urtheil würde bei mäßigeren Voraussetzungen anders lauten; so können wir nun aber nicht leugnen, daß wir das Buch nach Beendigung seiner Lectüre fast unwillig aus der Hand gelegt haben! Sehr zerstreut finden sich jedoch einige neue Angaben, und schon deshalb muß jedem, der sich einmal an die Mosaikarbeit der Alterthumswissenschaft gewöhnt hat, der Wunsch bleiben, daß das

Werk noch einmal vollständig aufgefunden werde! Welche Aussichten sich hierzu in der neusten Zeit eröffnet haben, wollen wir kurz erwähnen:

Im Jahre 1585 erschienen zu Frankfurt: Septentrionalische Historien oder wahrhafte Beschreibung der fürnembsten polnischen, liffländischen, moscowiterischen, schwedischen und andern Geschichten, so sich bei Regierung beeder Koenige in Polen, Stephani und Sigismundi des dritten dieses Namens, von Anno 1576 bis 1593 her zugetragen, in zwei Büchern kurz gefaßt. Deren das Erste hiebevor durch D. Laurentium Müllern, damals F. Churländischen Hofrath, beschrieben und in Druck gegeben, das ander aber sampt ein Appendice und Continuation des ersten, jetzt newerlich durch Liebhaber der Historien mit großem Fleiße zusammengezogen worden. 4. In diesem Werke erzählt der auf dem Titel genannte D. Laurentius Müller, daß er im Jahre 1581 mit dem wohlinischen Edelmann Woinusky ein Reise in die Moldau gemacht, und bemerkt bei dieser Gelegenheit von seinem Reisegefährten: „Derselbe hatte aus der Bibliothek in der Wallachey, als der Despot vom Herrn Lasky eingesetzt und der türkische Gubernator der Alexander geschlagen worden, herrliche schöne Monumenta scripta bekommen, darunter auch die libri *Ciceronis de Republica ad Atticum* mit güldenen Buchstaben auff Pergament geschrieben, waren in einem umbschlage mit einem unbekannten Siegel verpitzschiert gewesen, wie man noch sehen kondt: Und mußte sie etwa ein großer Herr in Werth gehalten haben."

Hieraus geht hervor, daß Müller die Handschrift selbst gesehen hat, daß sie also am Ende des sechszehnten Jahrhunderts noch im südlichen Polen existirte. Auf diese Erzählung und die durch sie gegebene Möglichkeit, die Handschrift wiederzufinden, machte Schmauß in den hannöverschen gel. Anzeigen von 1750. St. 9. aufmerksam. Damals scheint der Gegenstand keine weitere Beachtung erhalten zu haben; aber Mai's Entdeckungen führten um so lebhafter darauf zurück. Dieser selbst kennt die Nachricht wenigstens aus den sachentstellenden Angaben von Bullast académie des sciences et des arts T. I. p. 87, hält sie aber für eine Fabel. Praef. ad Cic. de Rep. §. VII. Jetzt ist ein ganzes Buch von beinahe drittehalb hundert Seiten groß Octav darüber geschrieben:

M. Tulli Ciceronis libri de Republica, notitia codicis Sarmatici facta, illustrati quantumque fieri potuit restituti a D. Guilielmo Münnich — Professore Cracoviensi. Goettingae apud Carol. Eduard Rosenbusch MDCCCXXV.

Nach diesem Titel erwartet man nichts Geringeres als eine Wiederherstellung der Bücher de Republica durch die sarmatische Handschrift, eine Vervollständigung dessen was die Vaticana gegeben. Daran ist aber kein Gedanke, und man kann die Täuschung, welche der Titel veranlaßt, nur der fast auf jeder Seite unangenehm hervortretenden Neigung des Verfassers zu gelehrter Praleret beimessen. Die Schrift zerfällt nämlich in zwei Bücher: in dem ersten wird auf hundertunddreiundvierzig Seiten gehandelt: De codice librorum Ciceronis de Republica Sarmatico, im zweiten: De similitudine inter Ciceronis libros de Republica et *Goslicii* Poloni opus de perfecto senatore obvia. Dort erfährt man nun über die Schicksale der Handschrift in der Hauptsache nicht mehr, als bisher bekannt war; aber die Leser werden auf eine sehr langweilige Weise mit den Vermuthungen des Verfassers über die Art, wie die Handschrift in jene Gegenden gekommen, unterhalten. Herr Münnich läßt seiner Phantasie so freien Lauf, daß er S. 89 und folgende ernstlich zu zeigen sucht, das an der Handschrift befindliche Siegel müsse eine arabische Inschrift aus dem Koran gehabt haben. Statt dieser weitläufigen Excurse, die durchaus kein sicheres und brauchbares Resultat geben, hätte er der Handschrift selbst nachforschen sollen; aber davon verlautet nichts, und die Fragen, ob die Handschrift noch existirt, und wo — sind eben so unbeantwortet wie früher. In dem zweiten Buche ist Herr Münnich zu zeigen bemüht, daß das Werk des polnischen Bischofs Laurentius Grimaldus Goslicky: De optimo Senatore libri duo, Venetiis MDLXVIII. 8. nichts sey als eine Ueberarbeitung von Cicero's Büchern de Republica, welche der Verfasser aus der Handschrift des Woinusky erhalten, und daß man daher aus ihm die auch nach Mai's Entdeckungen fehlenden Theile restituiren könne. Nach unserm Dafürhalten eine höchst abenteuerliche Idee! Zu einer vollständigen Widerlegung ist hier aber der Ort nicht, wir können nur einiges hervorheben! Die innern Gründe, welche Herrn Münnich bestimmten, laufen darauf hinaus, daß in manchen Puncten eine Uebereinstimmung zwischen Goslicky und Cicero obwalte: so handle jener nicht bloß de optimo Senatore, wie der Titel besage, sondern wie dieser überhaupt von der besten Staatsverfassung; seine Ansichten über diesen Gegenstand träfen oft ganz mit Cicero's Urtheilen zusammen; an diesen erinnerten auch die überall aus der griechischen und römischen Geschichte entlehnten Beispiele und das Latein des Verfassers. Diese Gründe können niemanden überzeugen! Die hervorgehobenen Uebereinstimmungen erklären sich bei einem Manne, der sich, wie Goslicky, sein ganzes Leben hindurch mit dem Stu-

dium der Alten beschäftigte, sehr füglich ohne die Annahme einer an Cicero begangnen Veruntreuung. Dieser steht aber direct entgegen, daß Herr Münnich nicht eine einzige Stelle aus dem Buche de optimo Senatore hat anführen können, welche mit einer Stelle aus Cicero de Republica wirklich übereinstimmte, weder mit den früher bekannten Fragmenten, noch mit den von Mai entdeckten. Um so auffallender ist es, wenn er von einer Wiederherstellung der Bücher de Republica aus dem Goslicky'schen Werke spricht! Unter solchen Umständen können wir Herrn Münnich nur auffordern, diese Wiederherstellung recht bald selbst zu übernehmen, oder das Publicum wenigstens mit den Stellen bekannt zu machen, welche Goslicky aus Cicero entlehnte. Diese Nachweisung hätte er schon seiner gegenwärtigen Schrift einverleiben müssen, wenn der Titel „quantum fieri potuit restituti" nicht als ein leeres Aushängeschild betrachtet werden sollte. Nach dem Bisherigen ist es kaum nöthig, die äußern Gründe, welche der Verfasser für seine Ansicht vorträgt, zu nennen: Goslicky sey 1586 Bischof von Camyeniec an der Gränze der Moldau geworden, habe daher Gelegenheit gehabt die Handschrift zu benutzen. Dagegen ist schon an einem andern Orte (Göttingen gel. Anz. 1825. St. 89. p. 884. 885.) mit Recht bemerkt worden, daß sich die Handschrift damals nicht mehr in der Moldau befunden, indem sie Woinusky schon 1561 erwarb; ferner daß Goslicky sich um dieselbe Zeit in Italien befand und sein Buch in Padua schrieb. Die Möglichkeit einer früheren Benutzung der Handschrift ist damit freilich nicht ausgeschlossen; da aber das Buch keine Stelle aus Cicero's Werk enthält, so kann auch davon nicht die Rede seyn. Der ganze Octavband, welchen Herr Münnich, übrigens in gewandtem Latein und mit vielfacher Belesenheit, niedergeschrieben, und dessen wesentlicher Inhalt sehr gut auf einem Druckbogen hätte dargestellt werden können, hat also die Aussicht zur Wiedererlangung der verlornen Bücher de Republica nicht im mindesten gefördert. — Daß nun aber in Polen und den anliegenden Provinzen recht ernstlich nachgeforscht werden und Herr Münnich selbst sich diesem Geschäfte unterziehen möge, kann man nicht dringend genug wünschen. Wir unsers Theils wollen aber nicht verhehlen: daß Müller's abenteuerliche Erzählung von dem Grabe Ovid's, welches ihm Woinusky gezeigt, ein großes Mißtrauen gegen die ganze Angabe von der Handschrift des Cicero in uns zurückgelassen hat!

Soweit über Cicero de Republica. — Es bleiben nur noch Peyron's Entdeckungen in Turin übrig!

Auf der königlichen Bibliothek des Athenäums zu Turin befindet sich eine aus Bobbio stammende Handschrift von Augu-

stins Collatio cum Maximino Arianorum Episcopo (D. IV. 22), hundert und zwölf Pergamentblätter in groß Octav aus dem zwölften Jahrhundert. Unter der gegenwärtigen Schrift des Codex bemerkte Herr Professor Peyron eine ältere, die aber so verlöscht war, daß kaum einzelne Sylben gelesen werden konnten. Er entschloß sich daher sogleich zur Anwendung chemischer Mittel. Aber der erste Versuch mit Galläpfeltinctur mißlang gänzlich. Desto befriedigender war der zweite, welcher von dem Prof. der Chemie, Herrn Giobert, angestellt wurde. Dieser wusch die Pergamente zuerst mit gewöhnlichem Wasser, benetzte sie dann mit Acidum muriaticum, hierauf mit Prussiatum potassae; zuletzt wurden die Blätter wieder mit Wasser gereinigt, um die nachtheilige Wirkung des Acidum muriaticum auf das Pergament zu verhindern. Dies Verfahren hatte, ohne der neuern Schrift zu schaden, den glücklichen Erfolg, daß es die alte vollkommen leserlich machte.

Nun nahm Herr Peyron die Handschrift auseinander, um den zu Octav zusammengelegten Blättern die frühere Quartform wiederzugeben. So entstanden sechsundfunfzig Quartblätter. Von diesen enthielten funfzig Fragmente des Cicero, drei die Rede pro Quintio, fünf die pro Caecina, eins die pro lege Manilia, zwölf die Rede pro Cluentio, drei und ein halbes die pro Coelio, sechs und ein halbes die in Pisonem, fünf die pro Milone, acht und ein halbes die pro Tullio, ein und ein halbes die pro Scauro, eins die in Clodium, eins Epistolae ad familiares. Die noch übrigen sechs Blätter waren theils leer, theils mit einzelnen Glossen zum Cicero beschrieben.

Die Schrift der Reden ist schöne römische Capital, ganz wie die der ambrosianischen Handschrift pro Scauro, daher mit gleicher Wahrscheinlichkeit in das zweite oder dritte Jahrhundert nach Christus zu setzen. Wie jene steht sie queer unter der neuen, doch nur in zwei Columnen auf jeder Seite. Einige überall wiederkehrende kleinere Abweichungen in den Schriftzügen zeigen auch, daß sie von verschiednen Händen geschrieben sind. Die Schrift der Briefe, große schöne Uncial, vielleicht aus dem sechsten oder siebenten Jahrhundert n. Chr.

Nun über den Werth dieser Entdeckungen! — Die Briefe sind nicht neu, sondern nur Bruchstücke des bekannten neunten und zehnten Briefes des sechsten Buches ad diversos; sie haben aber einige abweichende Lesarten und sind wegen der Abkürzung mancher Stellen, wodurch sie fast als Auszüge erscheinen, merkwürdig. Herr Peyron vermuthet (Ed. p. 179), daß schon zu den Zeiten der Römer zwei verschiedne Ausgaben von Cicero's Briefen vorhanden gewesen sind, eine vollständige und eine abge-

kürzte; von der letztern enthalte der turiner Palimpsest ein Uebetbleibsel. Auch die Reden sind längst bekannt, bis auf die pro Scauro, pro Tullio, in Clodium, von denen erst Mai Bruchstücke aus dem ambrosianischen Palimpsest edirte. Diese Reden sind es aber gerade, wegen welcher Peyron's Entdeckung so sehr wichtig ist. Bei der Rede pro Scauro hat zuvörderst die turiner Handschrift die Anordnung des Zusammenhangs, welchen Niebuhr gegen Mai's fehlerhafte Anordnung vorgeschlagen hatte; dann liefert sie bedeutende Stücke, welche in der ambrosianischen Handschrift fehlen, nach Herrn Peyron's Ausgabe nämlich §. 2.... dis suae rerumque bis §. 8, dann §. 25 aratorum bis 29, dann 46.... (consti) tuisse templo bis zum Ende, im Ganzen achtundsiebenzig Zeilen in Quart. Diese größere Vollständigkeit findet noch in viel höherem Grade statt bei der Rede pro Tullio; hier lieferte der turiner Palimpsest acht gedruckte Quartseiten mehr als der mailänder, nämlich erstens den Anfang bis (ten) ore, putavit ad officium, dann das große Stück von turbarunt (Ed. Peyron p. 103 nr. 24) bis zu den Worten ne ipse posterius occideretur (Ed. Peyron 109); zwischen diesen beiden ganz neuen Stücken befindet sich dann das auch von Mai gefundene in der Mitte. Einen ganz besondern Werth hat die turiner Handschrift aber noch darin, daß die schon von Mai edirten Stücke der Reden pro Scauro und pro Tullio viel fehlerfreier in ihr dastehen, wie in der ambrosianischen.

Das Fragment der Rede in Clodium nimmt zwar nur ein einziges Quartblatt in der Handschrift ein und wiederholt alle die Stellen, welche schon Mai in seiner Ausgabe cap. IV. und V. gegeben hat; aber es liefert zugleich alles was zwischen jenen aphoristischen Stellen bei Mai fehlt, stellt also Cap. IV und V im Zusammenhange dar, und hat dadurch seinen eigenthümlichen Werth.

Nicht minder wichtig sind wegen der vielen neuen Lesarten, die sich in ihnen finden, die Bruchstücke der längst bekannten Reden, welche der Palimpsest enthält. Außerdem die Blätter pro Milone noch aus einem ganz besondern Grunde:

Diese Rede wurde bisher einstimmig für vollständig gehalten; jetzt beweist die turiner Handschrift das Gegentheil. Die Vulgata läßt im dreizehnten Capitel der Rede auf die Worte irasci certe non debeo unmittelbar die Anrede an die Richter: P. Clodii praeturam etc. folgen; unser Palimpsest hat aber von diesen Worten eine ganze Columne und zwei Zeilen, im Ganzen dreiundzwanzig Zeilen, welche bisher ganz unbekannt waren und den Worten: P. Clodii praeturam etc. einen ganz andern Sinn und Zusammenhang geben.

Zugleich bemerkte Herr Peyron noch eine zweite Lücke in der Rede pro Milone, zu deren Annahme ihn auch der turiner Palimpsest wenigstens bestärkte. Im zwölften Capitel schienen ihm die Worte: Et aspexit me illis quidem oculis .... mit dem vorangehenden Redesatze in keinem gehörigen Zusammenhange zu stehen; zwischen ihnen und den Worten: deferre posses muß etwas fehlen. Um zu zeigen, daß Milo den Publius Clodius nicht angegriffen, vielmehr von diesem überfallen, sich vertheidigt und ihn bei dieser Gelegenheit umgebracht habe, untersucht Cicero im zwölften Capitel die Frage: wem von Beiden am Tode seines Gegners am meisten hätte gelegen seyn müssen, dem Clodius oder dem Milo? Er zeigt, daß Clodius den Tod des Milo hätte wünschen müssen, weil er als Prätor gewisse Gesetze hätte durchsetzen wollen, deren Abfassung ihm unter Milo's Consulat nicht gelungen seyn würde. Dann um diesen Ausspruch zu motiviren, fordert er den Schreiber des Publius Clodius, Sextus Clodius auf, das von ihm geschriebene Buch, worin jene Gesetze vorläufig aufgezeichnet wären, vorzuzeigen. Hier bricht die Betrachtung über die Gesetze, welche Clodius in Vorschlag bringen wollte, ab, sie werden nicht weiter beschrieben, der Redner hat seinen Satz nicht bewiesen. Es muß also etwas fehlen; diese Annahme unterstützt der turiner Palimpsest auf folgende Weise: unter den fünf Blättern pro Milone befindet sich eins (25. 30), welches mit den Worten: sunt partim cum ad raedam des zehnten Capitels anfängt, und mit den Worten: in his personis valeat, in den ersten Zeilen des zwölften Capitels anfängt; das folgende Blatt des Palimpsest (24. 31) fängt gleich mit den Worten des dreizehnten Capitels: fuerit occidi Milonem (nach Peyron's Ausgabe) an; es ist also ein Blatt ausgefallen, welches die Fortsetzung des zwölften Capitels enthielt. Nun nimmt aber der Inhalt jedes der beiden vorhandenen Blätter, zwischen denen jenes ausfiel, in dem gedruckten Exemplare, welches Herr Peyron zur Vergleichung vor sich hatte (Ed. Patavina ad usum Delphini a. 1754. 4.) sechsunddreißig Zeilen ein; was dagegen auf dem fehlenden Blatte stand, wird in dreißig und einer halben Zeile gegeben, es fehlen also nach jener Ausgabe von diesem Blatte fünf Zeilen. Dies bestätigt die Lücke. Ihre Ergänzung hat Herr Peyron auf folgende Weise versucht:

Was zur Ausfüllung des Fehlenden dienen soll, muß dem Zusammenhange nach die Gesetze näher bezeichnen, welche P. Clodius, so lange Milo lebte, nicht hätte durchsetzen können. Dem entspricht eine Stelle, welche Quinctilian Inst. orat. IX, 2. als Beispiel anführt, wie der Redner des Effects wegen etwas verschweigen könne: An huius ille legis, quam Clodius a se

inventam gloriatur, mentionem facere ausus esset, vivo Milone, ne dicam Consule? De nostrum enim omnium — non audeo totum dicere, so vollkommen, daß sie der gegenwärtigen Lücke vindicirt werden muß, um so mehr als schon verschiedne Herausgeber Quinctilians, namentlich Geßner ad h. l. bemerkten, die Stelle müsse aus Cicero pro Milone genommen seyn, und nur weil sie keine Lücke in dieser Rede kannten, der Vermuthung Raum gaben, Cicero habe sich jener Worte wohl nur beim mündlichen Vortrage bedient, dann aber in der Ausgabe weggelassen. Durch die Stelle aus Quinctilian kann aber die Lücke noch nicht ausgefüllt seyn; die Worte huius ille legis beziehen sich auf ein bestimmtes Gesetz, von dem die Rede gewesen. Dies ist also zunächst auszumitteln und darüber gibt der von Mai edirte Scholiast ad orationem de aere alieno Milonis Aufschluß: Cap. IV. 1. stehen die Worte des Textes „Nec suffragia dabis quibus ostentas; dazu bemerkt der Scholiast: P. Clodius habe ein Gesetz de suffragiis libertorum geben wollen, was Asconius Pedianus ad Cic. pro Milone XXXII bei den Worten: Incidebantur jam domi leges, quae nos nostris servis addicerent, so erläutert: Significasse iam puto nos: fuisse inter leges P. Clodii, quas ferre proposuerat, eam quoque, qua libertini qui non plusquam in urbanis tribubus suffragium ferebant, possent in rusticis quoque tribubus, quae propriae ingenuorum sunt, ferre. Dann folgen bei Mai l. c. IV. 2, die Worte des Textes: nec vero illam nefariam libertatem; dazu bemerkt der Scholiast in der Handschrift noch einen kleinen unleserlichen Zwischenraum: legis mentio fit in oratione, quae habita est pro Milone, und führt die Stelle der Rede, wo Cicero des Gesetzes über die nefaria libertas gedachte, folgendermaßen an: Atque per ..... de nostrorum omnium non audeo totum dicere. Videte, quid ea vitii lex habitura fuerit, cuius periculosa etiam reprehensio est. Also zwischen den Worten Atque per und de nostrorum omnium wurde das Gesetz angeführt, die letzteren sind aber dieselben, welche Quinctilian in der obigen Stelle anführt; daraus folgt, daß in unsrer Lücke gerade dieses Gesetzes oder in der von Asconius bezeichneten Verbindung gedacht wurde. Jetzt fehlt nur noch die Bestimmung des Inhalts des Gesetzes. Mai glaubt in seiner Ausgabe des Scholiasten, daß auch hier wie in der frühern Stelle von dem Gesetze de suffragiis libertorum die Rede sey, und supplirt daher den angegebnen Zwischenraum der Handschrift vor den Worten: Legis mentio fit in oratione, quae habita est pro Milone, durch: *suffragii scilicet libertinorum, cuius* mentio fit etc. Daß dies nicht richtig sey,

hier vielmehr ein zweites ganz andres Gesetz, welches Clodius rogiren wollte, erwähnt werde, bemerkte schon Garatoni (M. T. Ciceronis oratio pro Milone cum adnotat. Bononiae 1817 p. 212): denn es ist klar, daß Cicero IV. 1, von einem Gesetze über die suffragia libertorum, IV. 2, im Gegensatze desselben von einem Gesetze, welches eine nefaria libertas bezweckte, redete. Herr Peyron verwirft daher Mai's Emendation: „suffragii scilicet libertinorum", liest einfach: hujus legis mentio fit etc. und nimmt an, Clodius habe durch sein Gesetz bestimmen wollen, was später die Lex Junia Norbana vorschrieb: daß Sclaven, welche vermöge einer unfeierlichen Freilassung bisher nur in libertate morabantur, wirklich frei werden und den freigebornen Bürgern gleich das Stimmrecht in den tribus rusticae haben sollten. Dies schließt er aus zwei Stellen der Rede pro Milone, cap. 33: „lege nova, quae est inventa apud eum cum reliquis legibus Clodianis, *servos nostros libertos suos fecisset*" und cap. 32: „incidebantur iam domi leges, *quae nos nostris servis addicerent*" und restituirt nun die ganze Lücke durch folgende Worte:

Atque *permultas leges praeter ius et aequitatem excogitatas quum recitare possem, unam tantum exponam, iudices, ceterarum omen atque firmamentum. Ille enim maiora suis legibus suffragia, atque latrociniis arma comparaturus, constituerat, ut servis, qui privata dominorum voluntate manumissi in libertate morabantur, justa libertas ac civitas Romana cum suffragio in rusticis tribubus ipso jure daretur.* An huius ille legis, quam Clodius a se inventam gloriatur, mentionem facere ausus esset, vivo Milone, ne dicam Consule? De nostrorum enim omnium: — non audeo totum dicere. Videte, quid ea vitii lex habitura fuerit, cuius periculosa etiam reprehensio est. Et aspexit me etc.

Dabei ist nur noch eins nachträglich zu bemerken: Mai hat die hier aufgenommene, von dem Scholiasten citirte Stelle, Atque per ..... de nostrorum enim omnium etc. in seiner Ausgabe IV, 3 nicht, wie bisher vorausgesetzt wurde, als ein Citat des Scholiasten, welches mit den Worten: huius legis mentio fit in oratione, quae habita est pro Milone, zusammenhängt, sondern von diesen geschieden als Worte der Rede de aere alieno Milonis behandelt und im Druck dargestellt. Dies ist aber ganz gegen die Handschrift: diese unterscheidet nämlich die Scholien vom Texte im allgemeinen gar nicht, alles geht in einer Reihe und mit derselben Schrift fort; nur ist der erste Buchstabe des Textes, wo dieser anhebt, größer wie die übrigen und aus

der Columne hinausgerückt. Bei den Worten Atque per ..... womit nach Mai's Meinung der Text wieder anheben soll, ist dies aber nicht der Fall, sie sind daher eine Fortsetzung der Scholien und, wie oben geschehen, mit ihnen in Verbindung zu setzen.

Wir haben bisher, alles eigne Urtheil zurückhaltend, bloß Herrn Peyrons Ansichten über die zweite Lücke in der Rede pro Milone vorgetragen. Unsre Ansicht darüber ist diese: das Daseyn der Lücke ist unleugbar; eben so gewiß gehört die Stelle bei Quinctilian und dem Scholiasten hierher; diese Verbindung macht Herrn Peyron's Scharfsinn alle Ehre, desgleichen können wir die Aenderungen, welche er in Bezug auf den Scholiasten gegen Mai vorgenommen, nur billigen. Aber mit dem, was er zur Ausfüllung der Lücke zwischen: Atque per und An huius ille gesetzt hat, sind wir nicht ganz zufrieden. Da die ganze Lücke nur ungefähr fünf Zeilen nach der Editio Patavina beträgt, so hat Herr Peyron zuviel Worte, daneben aber auch einen Zusatz gemacht, den wir für sehr willkürlich, ja für durchaus unstatthaft halten. Dies sind die Worte *cum suffragio in rusticis tribubus*. Mag man immerhin aus den Worten: Servos nostros libertos suos fecisset (Cic. pro Milone cap. 33) schließen, daß Clodius etwas Aehnliches im Sinn gehabt habe, als die Bestimmung der spätern Lex Junia; daraus folgt aber noch nicht, daß das Stimmrecht in den ländlichen Tribus auch für diese Freigelassenen habe gelten sollen. Dafür kann man auch nicht die Worte: leges, quae nos nostris servis addicerent (pro Milone cap. 32) anführen: denn diese bezieht Asconius Pedianus ausdrücklich auf das Gesetz über die suffragia libertorum, welches doch in der Rede de aere alieno Milonis, wie oben bemerkt ist, genau von dem zweiten hier allein in Frage stehenden über die nefaria libertas unterschieden wird. Gerade dieser Umstand scheint uns anzudeuten, daß sich das Stimmrecht in den ländlichen Tribus nicht auf diese Freigelassenen beziehen sollte. Gesetzt aber auch, dies sey wirklich der Fall gewesen, so geht doch aus dem Scholiasten des ambrosianischen Palimpsest so viel hervor, daß Cicero zwischen den Worten: Atque per und An huius ille nur des Gesetzes über die nefaria libertas, nicht des andern über die suffragia gedachte, da er nur bei jenem, nicht aber bei diesem bemerkt, es sey desselben in der Rede pro Milone Erwähnung gethan.

Nachdem Herr Peyron die beschriebnen Entdeckungen gemacht, hielt er es zunächst für das Wichtigste, sich eine genaue Abschrift des ambrosianischen Palimpsestes zu verschaffen, um die Eigenthümlichkeit des turiner in den Stücken, welche beide gemeinschaftlich haben, richtig beurtheilen zu können. Auf Herrn

Mai's Ausgaben mochte er sich nicht verlassen: denn „mihi conferenti utramque editionem a viro praestantissimo adornatam multa se offèrebant secundis curis emendata, alia tamen videbantur criticam expectare manum. Supererant enim loca manifestis vitiis deturpata, quae antequam ex coniectura emaculanda susciperem, cupiebam in ipso palimpsesto attentissime rimari, si forte vestigia fugientium litterarum ad novam eamque probabiliorem lectionem me ducerent." (Praef. ad fragm. Cic. p. 7.) Er begab sich daher persönlich nach Mailand, entzifferte die Handschrift von neuem und kehrte mit einer eigenhändigen Abschrift versehen nach Turin zurück. Erst jetzt fing die sorgfältige und vollständige Entzifferung des Palimpsest, die Ordnung der Blätter, die Bereitung der Ausgabe an. Dies alles hatte Herr Peyron schon anfangs Juni 1821 beendigt, denn aus dieser Zeit ist seine Vorrede datirt. Aber die cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart beendigte den Druck erst in den letzten Monaten des Jahrs 1824; über drei Jahre hatte sie die Handschrift liegen lassen! Die Ausgabe erschien unter folgendem Titel:

M. Tulli Ciceronis orationum pro Scauro, pro Tullio et in Clodium fragmenta inedita, pro Cluentio, pro Coelio, pro Caecina etc. variantes lectiones, orationem pro T. A. Milone a lacunis restitutam — ex membranis palimpsestis bibliothecae R. Taurinensis edidit et cum Ambrosianis parium orationum fragmentis composuit Amadeus Peyron. Idem praefatus est de bibliotheca Bobiensi, cuius inventarium Anno MCCCCLXI confectum edidit atque illustravit. Stuttgardiae et Tubingae in libraria Joannis Georgii Cottae. MDCCCXXIV. 4.

Ehe wir Herrn Peyron's Bemühungen prüfen, berichten wir den Inhalt des Bandes, um so mehr als der Titel weniger angibt als er wirklich enthält. Den Anfang macht die Abhandlung de Bobiensi bibliotheca, eine Geschichte des Klosters und seiner Büchersammlung auf XXXVI Quartseiten, viel ausführlicher und gründlicher, als bei Mai in der Vorrede der ersten Ausgabe der Reden cap. IV und zu den frühern de Republica cap. VIII. Hierauf folgt der Abdruck des von Peyron gefundnen Verzeichnisses der Handschriften des Klosters vom Jahre 1461, wofür man dem Herausgeber nicht genug danken kann (p. 1 — 68.) Dann Adnotationes in inventarium bis p. 228, welche viele höchst schätzbare Bemerkungen und Aufschlüsse über Beschaffenheit und Schicksale der Handschriften enthalten. Nun die Praefatio ad fragmenta orationum Ciceronis (p. 1 — 10);

dann die Bruchstücke pro Scauro, pro Tullio, in Clodium und die Briefe; vor der Rede in Clodium ist ein neuer Abdruck des ambrosianischen Bruchstücks pro Flacco eingeschaltet, was der Titel nicht bemerkt. Alle diese Stücke sind doppelt gegeben: einmal in den Columnen der Handschrift ohne alle Interpunction, ganz wie sie in derselben dastehn; einmal in der Auflösung und kritischen Berichtigung des Herausgebers (p. 13—120). Hierauf folgen Adnotationes zu den voranstehenden Fragmenten bis p. 180, dann die Varianten der turiner Handschrift zu den Reden pro Cluentio, Coelio, Caecina, lege Manilia, in Pisonem, pro Quintio, und Varianten zu Cicero in Verrem Act. II. lib. I. cap. XVII. deren der Titel ebenfalls nicht gedenkt, aus einem bisher noch nicht erwähnten turiner Codex rescriptus. Die Bibliothek des Athenäums besitzt nämlich eine bobbische Handschrift, welche mehrere Stücke der Schriften des Kirchenvaters Cyprianus enthält; das letzte Blatt dieser Handschrift, ungefähr im neunten Jahrhundert an die Stelle eines verloren gegangenen von späterer Hand supplirt, ist palimpsest und seine erste Schrift das bezeichnete Fragment in Verrem. An die Varianten schließt sich die Abhandlung de lacunis orationis pro T. Annio Milone (p. 218—246), daran eine neue Ausgabe der ganzen Rede pro Milone (bis p. 318); Adnotationes zu dieser bis p. 340 schließen das Ganze.

Bei der Beurtheilung dessen, was Herr Peyron bei seiner Ausgabe leistete, wird man fast unwillkürlich zu einer Vergleichung mit Herrn Mai bestimmt: denn beide sind durch Bearbeitung desselben Gegenstandes in eine natürliche Verbindung zu einander getreten. Hier können wir uns nun einer allgemeinen Vorbemerkung nicht entwehren: Herr Peyron zeigt sich als einen ganz andern Charakter, als Herr Mai sich bisher consequent dem Publicum präsentirt hat; er will nicht glänzen, nicht blenden, er geht mit keinem Worte darauf aus, das Urtheil der Leser über den Werth seiner Entdeckungen und seiner Arbeiten zu präoccupiren, wie Herr Mai fast überall in seinen pomphaften Vorreden gethan; wo er zweifelt, macht er selbst darauf aufmerksam, wie in der Praef. ad fragmenta orat. Cic. p. 9, wo er über seine Zusammenstellung der Blätter pro Tullio geradezu Niebuhr's Urtheil in Anspruch nimmt, was seiner Bescheidenheit eben soviel Ehre macht, als es zeigt, welche Hochachtung auch das Ausland diesem Gelehrten zollt. Aber auch in vielen andern Beziehungen beurkundet er die liebenswürdigste Anerkennung fremden Werthes und Verdienstes, während Herr Mai in Zorn geräth, sobald ein andrer nur Miene macht dasselbe Feld zu betreten, auf welchem er nach seiner Meinung allein zum Herrscher berufen ist, oder

nicht geradezu auf seine Lehre schwört — wie seine Streitigkeiten mit Niebuhr genügend beurkundet haben.

Endlich müssen wir noch den großartigen Sinn öffentlich rühmen, mit welchem Herr Peyron die Bestrebungen andrer Gelehrten, namentlich unsrer reisenden Landsleute unterstützt. Herrn Prof. Blume trat er geradezu die Herausgabe der so wichtigen Handschrift der longobardischen Gesetze zu Vercelli ab, und verschaffte ihm durch Empfehlungen die Gelegenheit zur gehörigen Benutzung des Codex (Codicis Theodosiani fragm. ined. p. 8. not. 1. Blume: Iter Italicum lib. I. p. 87). Dagegen machte Herr Dr. Perz eine ganz entgegengesetzte Erfahrung an Herrn Mai: dieser verweigerte ihm auf der vaticanischen Bibliothek die Benutzung einiger Handschriften unter dem Vorwande, daß sie abhanden gekommen, welche er nicht lange vorher Herrn Minister von Stein selbst vorgelegt hatte. (Perz, italienische Reise S. 7).

Unsere bisherigen Bemerkungen über Herrn Peyron müssen schon eine gute Meinung von seiner Arbeit begründen; denn von einem Gelehrten, welcher überall soviel Wahrheitsliebe beurkundet, kann man nur etwas Gründliches erwarten. Die nähere Betrachtung seiner Ausgabe rechtfertigt diese Erwartung vollkommen. Mit Recht legte Herr Peyron den größten Werth auf genaue und sorgfältige Entzifferung des Palimpsestes; diese ist ihm auf eine ausgezeichnete Weise gelungen, und dadurch hat er zugleich das Vertrauen bestimmter bezeichnet, welches man zu Herrn Mai's Ausgaben haben darf. Seine Revision der ambrosianischen Handschrift hat nämlich bei unzähligen Stellen der Fragmente pro Scauro, pro Tullio und pro Flacco bewiesen, daß Herr Mai selbst bei seiner zweiten Ausgabe falsch gelesen, nicht da wo die Handschrift unleserlich ist, sondern häufig, wo die richtige Entzifferung nicht die mindeste Schwierigkeit hatte. Alle diese Stellen sind in den Adnotationes nachgewiesen und damit hat Hr. Peyron stillschweigend ausgesprochen, wie das Compliment zu nehmen sey, welches er Monsignor Mai in der Vorrede p. 7 machte. Man kann daher erst Peyron's Text der genannten Bruchstücke als einen zuverlässigen Repräsentanten der Handschrift betrachten; deshalb verdient er auch den allgemeinen Dank der Gelehrten für den nochmaligen ebenfalls vielfach berichtigten Abdruck des Fragments pro Flacco. Hiernach kann man nicht zweifeln, daß er die Stücke, welche der turiner Palimpsest allein hat, mit derselben Sorgfalt und Genauigkeit gegeben habe. Einen besondern Werth hat seine Ausgabe dadurch, daß sie nach Niebuhr's Muster alle edirten Stücke erst ganz in den Columnen und der übrigen Gestalt der Handschrift diplomatisch getreu hinstellt, ehe sie die zusammenhängende und berichtigte Auflösung folgen läßt. Da-

durch ist man in den Stand gesetzt, über diese selbst, über die Lücken des Codex und die Berichtigungen des Herausgebers zu urtheilen, während Herr Mai sich bisweilen nicht gescheut hat seine Emendationen als Lesarten der Handschrift hinzustellen; davon ein Beispiel in Peyron's Abhandlung de lacunis orationis pro T. Annio Milone p. 235 am Ende. Doch ist Herr Peyron nicht bei einem bloßen Abdrucke der Handschrift stehen geblieben; er hat zugleich die Fehler derselben, unter beständiger Rücksicht auf Herrn Professor Heinrich's Kritik, dessen Conjecturen die turiner Handschrift in der Mehrzahl der Fälle bestätigt hat, sorgfältig berichtigt. Einige Fehler sind zwar auch ihm entgangen, einige hätten besser emendirt werden können, wie schon die jenaische allgemeine Litt. Zeitung 1825 Nr. 115 und 116 bemerkt hat; gegen diese wird aber jeder billige Richter, bei einer im übrigen so vortrefflichen Arbeit, nachsichtig seyn. Von Verstößen, wie sie Heinrich und Cramer Herrn Mai nachweisen konnten, ist natürlich nicht die Rede. Die weitere Erörterung und Berichtigung der bezeichneten kleinen Flecken überlassen wir Herrn Professor Beier in Leipzig, von dem eine neue Ausgabe unsrer Fragmente zu erwarten steht.

Jetzt bleibt uns noch zu berichten, was die Rede pro Milone durch Herrn Peyron's Ausgabe gewonnen hat. Das Wichtigste ist ohne Zweifel die Ausfüllung der beiden Lücken, besonders der von uns zuerst beschriebenen im dreizehnten Capitel. Im übrigen hat Herr Peyron den garatonischen Text gegeben, aber mit Berichtigung durch Hülfsmittel, welche bei diesem nicht benutzt wurden, theils nicht benutzt werden konnten. Unter den letztern verstehen wir die fünf Blätter des turiner Palimpsestes, welche viele ganz neue, zum Theil vortreffliche Lesarten darboten. Unter jenen zwei andre turiner Handschriften, von geringerem Werthe, und die vollständige lagomarsini'sche Collation zu dieser Rede, welche ihm Herr geh. Staatsrath Niebuhr aus Rom überschickt. Der gelehrte Jesuit Hieronymus Lagomarsini unternahm und vollendete nämlich im vorigen Jahrhunderte die ungeheure Arbeit, alle in Italien vorhandnen Handschriften des Cicero, die mailändischen allein ausgenommen, und die vorzüglichsten ältern Ausgaben mit der gronov'schen, Lugduni Batav. 1692 zu vergleichen und die sämmtlichen Varianten, gute und schlechte, zu sammeln. Zuerst wurden die einzelnen Collationen in kleine Hefte aufgenommen, dann in eine große Sammlung für jedes Wort des Textes zusammengetragen. So entstanden zwölf Foliobände, die Arbeit war beendigt; nun bemerkte aber der Verfasser, daß er manches zu flüchtig excerpirt, verwarf sein bisheriges Werk und unternahm die ganze Arbeit von neuem. Die

Frucht dieſer zweiten Collation waren dreißig Folianten, von denen noch achtundzwanzig, nebſt vielen der kleinern Hefte, in der Bibliothek des Collegii Romani vorhanden ſind. Zwei Bände ſind verloren, unter denen man den letzten, den Schlüſſel zu den Zahlen, welche in der Sammlung die verglichnen Codices bezeichnen, am ſchmerzlichſten vermißt. Ueber den Werth dieſer großen Variantenſammlung iſt ſehr verſchieden geurtheilt; Manche haben ihr alle Zuverläſſigkeit abgeſprochen; dem widerſpricht aber Niebuhr's Urtheil, der ſich lange und ſorgfältig mit ihr beſchäftigte. Soviel iſt wohl gewiß, daß ein großer Theil der Arbeit durchaus unnütz iſt — denn Lagomarſini verglich alle Handſchriften, während doch nur die wenigen alten, von welchen alle übrigen Copien ſind, Grundlage der Kritik ſeyn können. Dieſe Betrachtung beſtätigte ſich vollkommen bei der Collation der Rede pro Milone. Niebuhr war ſo glücklich, durch angeſtrengten Fleiß aus den kleinern Heften die Beſtimmung der Handſchriften und Ausgaben zu gewinnen, welche die Zahlen der Sammlung bezeichnen; aber unter den zweiundzwanzig Handſchriften hat nur eine einzige, die florentiniſche von St. Croce (Cod. 43) Werth; bekanntlich befinden ſich überhaupt die beſten Handſchriften der Rede pro Milone in Deutſchland. Auf dieſe Weiſe konnte Herr Peyron, wie er ſelbſt erklärt, aus der lagomarſini'ſchen Collation keinen großen Gewinn ziehen. Desungeachtet geht aus dem Bisherigen leicht hervor, daß bei der vorliegenden Ausgabe mehr Hülfsmittel benutzt wurden als bei irgend einer frühern, und da dieſe von einer fähigen Hand gut verwandt wurden, ſo zweifeln wir nicht den peyron'ſchen Text für den beſten zu erklären, welchen die Kritik bis jetzt geſchaffen hat. Die Adnotationes, welche der Herausgeber dem Texte angehängt, ſind größtentheils kritiſch und gewähren eine vollſtändige Einſicht in die Motive ſeiner Recenſion.

Hiermit ſchließt ſich der Bericht über die neuentdeckten Werke des Cicero; gewonnen haben wir: die ambroſianiſchen und turiner Bruchſtücke der Reden *pro Scauro*, *pro Tullio* und *in Clodium*, die ambroſianiſchen der Reden *pro Flacco*, *in Clodium et Curionem*, *de aere alieno Milonis*, *de rege Alexandrino*, die vaticaniſchen der Reden *pro Fonteio* und *pro Rabirio*; der ambroſianiſchen Scholiaſten zu den eben bezeichneten Reden, endlich einen Theil der Bücher *de Republica*.

II. Fronto. Die zweite große Entdeckung, welche Herr Mai bekannt machte, ſind die Werke des M. Cornelius Fronto. Bisher war faſt nur der Ruhm dieſes Redners und Grammatikers, des Erziehers und Freundes der göttlichen Brü-

der, Marcus Aurelius und Lucius Verus, auf uns gekommen. Seine zahlreichen Schriften waren verloren bis auf wenige Fragmente, welche Gallius Charisius, Consentius, Isidorus Hispalensis und Servius Honoratus aufgenommen, und eine grammatische Abhandlung: De Differentiis vocabulorum (in Grammaticae Lat. auctores antiqui — opera et studio H. Putschii p. 2191 — 2207). Eine andre grammatische Schrift wurde ihm mit Unrecht beigelegt. Einige Bibliotheken Italiens enthalten nämlich Handschriften dieses Werkes unter dem Titel: M. Cornelii Frontonis exempla elocutionum, aber eine neapolitanische Handschrift gibt dasselbe Werk unter dem Titel: Arusiani s. Volusiani Messi quadriga, weil die Exempla aus vier Schriftstellern, Terenz, Virgil, Cicero, Sallust, entlehnt sind. Hiernach theilten sich die Meinungen über den Verfasser: die Gelehrten des sechzehnten Jahrhunderts schrieben es allgemein dem Fronto zu, die Neueren, nachdem Heinsius die neapolitanische Handschrift entdeckt, entschieden sich um so mehr für Messus, als das barbarische Latein, worin sie abgefaßt sind, unmöglich von Fronto oder einem andern Autor seines Zeitalters herrühren kann. Dennoch erklärte sich Herr Mai für die ältere Meinung (Opera Frontonis Ed. I. p. 483 — 86); dagegen vertheidigte Niebuhr die entgegengesetzte (Ed. Front. Berol. p. XXXI — XXXIII); dann Mai wieder die seinige mit schwachen Gründen in der Comment. de ed. principe operum Frontonis, hinter der zweiten Ausgabe von Cicero's Reden. Doch hätte er auch hier besser gethan sich mit einem Gelehrten, der ihn erdrükken könnte, in keinen Streit einzulassen, denn zuletzt hat er sein Unrecht selbst öffentlich eingestehen müssen; er fand nämlich später eine Stelle bei Cassiodor (Inst. divin. litt. cap. XV.), welche die Exempla elocutionum, quadriga Messii nennt, so daß nun jeder Streit über den Gegenstand aufhört und ihm nur die Vermuthung bleibt, Messus könnte ein größeres Werk des Fronto excerpirt haben. Vergl. Opera Frontonis ed. II. Romae 1823. p. 361. Die Schrift des Messus kann also nicht zu den bisher bekannten Werken des Fronto gezählt werden, und wir dürfen ohne weitern Aufenthalt zu den neuen Entdeckungen übergehen.

Daß die ehemalige bobbische, jetzt ambrosianische Handschrift der lateinischen Uebersetzung der Acta concilii primi Chalcedonensis außer den Fragmenten von Cicero's Reden nebst dem Scholiasten noch verschiedne andre Werke des Alterthums unter ihrem gegenwärtigen Texte aufbewahre, ist oben bemerkt worden. Ein großer Theil ihrer Blätter enthält nur lauter bisher unbekannte Werke des Fronto in zwei Columnen auf jeder Seite wie bei den Fragmenten des Cicero (Opera Front. Ed. II. Ro-

mana p. XII. sub. 1); auch die Schrift, welche in gleicher Richtung unter der neuen hinläuft, ist fast ganz wie beim Cicero, nur daß die größern Redeabsätze durch Puncte unterschieden sind; Mai setzt sie zu früh in den Anfang des fünften Jahrhunderts (Comm. praevius p. CI.) Eine Merkwürdigkeit der ursprünglichen Handschrift des Fronto ist, daß sie einen Corrector gehabt hat, welcher theils den Text, bisweilen unter Anführung von Varianten, theils dessen Orthographie nach mehrern andern Exemplaren berichtigte, auch hin und wieder Scholien an den Rand schrieb. Daher am Ende mehrere Stücke die Unterschrift: Legi, emendavi qui supra — woraus zugleich hervorgeht, daß der Corrector an einem frühern Orte der Handschrift seinen Namen angegeben hatte. Die Schrift der Scholien und Emendationen ist von der des Textes sehr verschieden, eine kleine Cursiv, wie man sie seit dem fünften Jahrhundert in Urkunden findet; Herr Mai hielt sie daher Anfangs für viel später als die des Textes, aus dem sechsten Jahrhundert (Com. praevius Ed. Mediol. p. CIII); doch änderte er seine Ansicht, nachdem Niebuhr darauf aufmerksam gemacht, daß sie gewiß *gleichzeitig* mit dem Texte geschrieben, dieser aber jünger sey als das vierte oder fünfte Jahrhundert (Praef. Ed. Berol. p. XXXV et XXXVI); denn später erklärte er: nihil vetat quin hae duae scripturae contemporales prope habeantur. (Praef. Ed. II. Romanae p. XV. p. V.) Ueber die weitere Beschaffenheit der Handschrift bemerken wir nur noch, daß die Entzifferung häufig große Schwierigkeit hatte, indem die Membranen beim Rescribiren sehr mitgenommen wurden, und daß die Blätter des Fronto auf's ärgste unter einander geworfen sind; die Ordnung derselben war daher ein nicht minder schwieriges Geschäft als die Entzifferung.

Was Herr Mai aus der Handschrift gewonnen, edirte er unter folgendem Titel:

M. Cornelii Frontonis opera inedita, cum epistulis item ineditis Antonini Pii, M. Aurelii, L. Veri et Appiani, nec non aliorum veterum fragmentis invenit et commentario praevio notisque illustravit Angelus Maius. Mediolani. Regiis typis MDCCCXV. II T. 8.

Der erste Band enthält außer der Dedication an den Grafen Mellerio einen Commentarius praevius von hundert und fünf Seiten, dessen Pars I de vita et scriptis M. Frontonis, Pars II. de scriptis trium Caesarum, Antonini Pii, M. Aurelii et Lucii Veri, so wie von der Beschaffenheit der Handschrift und dem Plane der Ausgabe handelt, endlich außer den Testimoniis veterum de Frontone folgende Stücke:

M. Frontonis epistularum ad Antoninum Pium liber unicus, dem ein in der Handschrift befindlicher Index der einzelnen Briefe vorangeht; dann M. Frontonis epistularum ad Marcum Caesarem liber I et II; dann M. Frontonis epistularum ad Verum Imperatorem Aurelium Caesarem liber I et II; dann M. Frontonis epistularum ad amicos liber I et II, wobei wieder vor jedem Buche der Index der einzelnen Briefe steht; dann M. Frontonis de feriis Alsiensibus, ebenfalls Briefe zwischen Fronto und Marcus Aurelius; dann M. Frontonis de Nepote amisso, Briefe zwischen denselben Personen.

Im zweiten Bande finden wir:

M. Frontonis ad M. Antoninum de orationibus liber I et II, lauter Bruchstücke; dann Pars orationis de testamentis transmarinis; dann Extrema pars orationis de hereditate Matidiae; dann Pars orationis pro Volumnio Sereno; dann ein Supplementum von einigen Briefen, welche in die obigen Sammlungen gehört hätten, vom Herausgeber aber erst bemerkt wurden als jene schon gedruckt waren; dann Fragmenta quaedam Frontonis aut M. Aurelii et Excerpta ex Sallustio; M. Frontonis ad M. Antoninum de bello Parthico, ein Bruchstück; M. Frontonis ad M. Antoninum principia historiae, Bruchstücke; M. Frontonis laudes fumi et pulveris; M. Frontonis laudes negligentiae, beides Bruchstücke humoristischer Briefe an Marcus Aurelius; dann M. Frontonis Arion, die bekannte Geschichte des Sängers nach Herodot erzählt; endlich M. Frontonis epistularum Graecarum liber cum editoris interpretatione. So weit die neuentdeckten Schriften; angehängt sind noch die bei den Classikern zerstreuten Stellen aus den Werken des Fronto, die grammatische Abhandlung de differentiis vocabulorum und die dem Fronto irrig beigelegten Exempla elocutionum.

Aus dieser Darlegung würde sich ergeben, daß wir jetzt Briefe und Reden von Fronto besäßen. Aber dies ist nur Täuschung! Was Herr Mai für Reden ausgibt, sind ebenfalls Briefe; von Fronto dem Redner ist nichts auf uns gekommen. Die ganze Entdeckung reducirt sich auf die Principia historiae und Briefe; diese sind jedoch von doppelter Beschaffenheit: die Mehrzahl Briefe im eigentlichen Sinne des Wortes, einige mehr Abhandlungen in Briefform gekleidet. Unter jenen befinden sich auch Briefe von Antoninus Pius, M. Aurelius, Lucius Verus und dem Geschichtschreiber Appianus.

Ueber den innern Werth dieser neuen Entdeckungen haben

sich zwei Stimmen gebildet. Herr Mai kann in dem Commentarius praevius seiner Ausgabe nicht Worte genug finden, die Vortrefflichkeit seines Autors zu preisen; Reinheit und Schönheit der Sprache, Geist und Fülle der Gedanken, Reichthum des historischen Inhalts zeichnen seine Werke aus — überall die größte Aehnlichkeit mit Cicero. Ganz entgegengesetzt haben deutsche Gelehrte geurtheilt, Niebuhr (Epistola ad Jaegerum. Ed. Front. praef.), Eichstädt (Progr. quo novi prorectoratus auspicia die III. Febr. MDCCCXVI rite capta indicit Academia Jenensis. Fol.) und Fr. Roth (Bemerkungen über die Schriften des M. Cornelius Fronto und über das Zeitalter der Antonine. Nürnberg 1817, 4.), denen sich auch Herr Prof. Peyron anschließt Adnot. ad invent. Bibl. Bob. p. 185). Herr Mai hätte, um den Werth seiner Entdeckung zu erhöhen, nicht nöthig gehabt sich in eine so lächerliche Lobpreisung zu verlieren; die Werke des Fronto haben ihren entschiednen geschichtlichen Werth! Sie beweisen auf eine ganz neue Weise, wie tief die so oft gefeierte Zeit der Antonine gesunken war, die Zeit welche einen Fronto als den ersten ihrer Redner, Grammatiker, Philosophen und Schriftsteller bewundern konnte. Denn wahrlich das Alterthum hat uns keinen so seichten, an Geist und Gemüth gehaltlosen Autor überliefert wie diesen; leere, geplättete, gedankenlose Phrasen — das sind seine Werke! Nicht einmal die Sprache kann Gewinn daraus ziehen; der Afrikaner schrieb mit römischen Worten, nicht mit dem Ausdrucke der Römersprache; zwar manches neue Wort, aber „*pessimae notae.*“

Noch weniger Beifall als mit seiner Anpreisung konnte Herr Mai durch seine Ausgabe gewinnen! Diese wird ein ewiger Makel seines literarischen Rufes bleiben! Darüber hat aber ein andrer Gelehrter dem Publicum längst die Augen geöffnet: nachdem im Jahre 1816 die Herrmann'sche Buchhandlung in Frankfurt am Main einen neuen Abdruck der mailändischen Ausgabe des Fronto geliefert, erschien in demselben Jahre eine ganz neue Bearbeitung seiner Werke unter folgendem Titel:

M. Cornelii Frontonis reliquiae ab Angelo Maio primum editae. Meliorem in ordinem digestas suisque et Ph. Buttmanni, L. F. Heindorfii ac selectis A. Maii animadversionibus instructas iterum edidit B. G. Niebuhrius C. F. Accedunt liber de differentiis vocabulorum, et ab eodem A. Maio primum edita Q. Aurelii Symmachi octo orationum fragmenta. Berolini impensis G. Reimeri. MDCCCXVI. 8.

Diese ist die beste Beurtheilung der Mai'schen Ausgabe! Herr geheimer Staatsrath Niebuhr bemerkte gleich beim ersten Durch-

lesen derselben, daß Herr Mai in der Anordnung seines Stoffes höchst willkürlich verfahren, daß er getrennt was die Handschrift verbunden, daß er verbunden was diese getrennt, daß er Ueberschriften und Abschnitte angenommen, wovon diese nichts weiß. Dies alles ergaben theils innere Gründe, theils des Herausgebers eigne Aeußerungen, indem er nicht selten erklärte: er sey von der Handschrift abgewichen, oder habe „ex coniectura" hinzugefügt, was ihm diese nicht gegeben. Um nur einiges zu nennen, so findet sich in der Handschrift keine Spur von einer besonderen Sammlung griechischer Briefe; Herr Mai fand es aber für gut, diese in andere Sammlungen zerstreuten Stücke von ihrem Standorte wegzunehmen und zu einem besondern: Epistularum Graecarum Liber zusammenzustellen. Der Codex hat Epistulae ad L. Verum, Herr Mai machte daraus Epistularum ad Verum Imperatorem liber I et II; mit vier Briefen de orationibus ad M. Antoninum Augustum verbindet er willkürlich eine Reihe Fragmente von Briefen ad M. Caesarem und macht aus diesem Ganzen: de orationibus liber I et II. — Einen Brief ad Verum, d. h. an Marcus Aurelius, der bekanntlich vor seiner Adoption M. Annius Verus hieß, setzt er diesen mit jenem verwechselnd zwischen die Briefe ad L. Verum Imperatorem (Nr. X); die in der Handschrift befindlichen Briefe ad M. Antoninum Augustum stellt er unter die Briefe ad Marcum Caesarem, ungeachtet des Charisius Zeugniß, wonach Fronto die Briefe ad Antoninum Augustum besonders gesammelt hatte. Aus einem Briefe ad M. Caesarem macht er unter selbsterfundener Ueberschrift eine Oratio de testamentis transmarinis, aus einem Briefe ad Antoninum Augustum eine Oratio de hereditate Matidiae, aus einem Briefe mit der Ueberschrift: Arrio Antonino, der ohne Zweifel unter die Epistulae ad amicos gehört, eine: Oratio pro Volumnio Sereno. Diese und viele andere Willkürlichkeiten, die großen Theils aus Mangel an Ueberlegung und Einsicht in das Wesen der einzelnen Stücke, welche die Handschrift enthielt, hervorgegangen sind, legte Herr geheimer Staatsrath Niebuhr in seiner Ausgabe auf's bündigste dar.

Herr Mai hat es auch für überflüßig gehalten, eine Uebersicht der Reihenfolge zu geben, in welcher die Handschrift die einzelnen Stücke liefert; eben so wenig ist angegeben, in welcher Quaternio und auf welcher Seite der Handschrift sich dieselben befinden. Ueber alle diese Puncte nur hin und wieder eine beiläufige Bemerkung! Dadurch ist dem Leser die Möglichkeit genommen, Herrn Mai's Anordnung mit der ursprünglichen der Handschrift zu vergleichen — ein sehr schlimmer Umstand bei einem

solchen Herausgeber! Bei den zahlreichen Lücken des Textes wird nirgends berichtet, wie viel in der Handschrift fehlt, so daß man nicht weiß, ob ein Wort, eine Seite oder noch mehr ausgefallen ist. Für die Aufzählung der vielen Sünden, welche Herr Mai sich in der Kritik, besonders der Interpunction des Textes zu Schulden kommen ließ, fehlt uns der Raum.

Nimmt man dies alles zusammen, so folgt das Urtheil über Herrn Mai's Ausgabe von selbst. Aber wie soll man Herrn geheimen Staatsrath Niebuhr dafür danken, daß er es mit seinen Freunden Buttmann und Heindorf unternahm, dem Herrn Abbate Dienste zu leisten, wie Herkules dem König Augias? — Dadurch ist zugleich das Verdienst der berliner Ausgabe bezeichnet! Sie gibt die Werke des Fronto als das was sie sind und in ihrem ursprünglichen Zusammenhange, so weit dies ohne Einsicht in die Handschrift möglich war. Der Liber epistularum Graecarum ist daher aufgelöst, die Briefe sind ihrem früheren Standorte zurückgegeben; aus den zwei Büchern Epistulae ad L. Verum ist eins, aus den zwei Büchern de Orationibus sind vier Briefe ad M. Antoninum Augustum de orationibus geworden, und die von Mai zwischen sie aufgenommenen Briefe ad Marcum Caesarem unmittelbar hinter der größeren Briefsammlung ad Marcum Caesarem zusammengestellt, unter der Ueberschrift M. Cornelii Frontonis epistulae ad M. Aurelium Caesarem de eloquentia; diese findet sich aber nicht in der Handschrift, daher wäre sie der Consequenz wegen besser weggelassen. Der einzelne Brief ad Verum ist von den Briefen ad L. Verum Imp. geschieden, und als das einzige Stück dieser Art unter der besondern Ueberschrift: M. Cornelii Frontonis epistula ad M. Annium Verum, vor die Briefe ad Marcum Aurelium Caesarem gesetzt; von diesen sind die von Mai zwischen sie aufgenommenen Briefe ad M. Antoninum Augustum nach Angabe des Charisius geschieden und als selbständige Sammlung hinter die Epistulae ad Marcum Aurelium Caesarem de eloquentia gesetzt. Die Reden de testamentis transmarinis, de hereditate Matidiae, pro Volumnio Sereno sind verschwunden; sie stehen als Briefe in den Sammlungen, denen sie angehören.

Hieraus folgt, daß man viele Abschnitte der mailändischen Ausgabe so vergeblich in der berliner suchen würde, als manche Abschnitte dieser in jener. Sehr verändert ist aber auch die Stellung einzelner Briefe, theils weil Herr Mai manche in die unrichtige Sammlung aufnahm, theils weil er sie unpassend auf einander folgen ließ. Beide Fehler hat die berliner Ausgabe verbessert, indem sie namentlich in der letzteren Beziehung überall

nach einer chronologischen Folge der Briefe strebte, wo nicht schon die Indices der Handschrift die Ordnung angeben.

Alles was die berliner Ausgabe vor der Mai'schen in der Zusammenstellung des Stoffes auszeichnet, rührt von Niebuhr her; die Mehrzahl der kritischen Berichtigungen des Textes sind von Heindorf und Buttmann. Von Mai's Noten ist das Vorzüglichste beibehalten. Einen Anhang bildet der Liber de differentiis vocabulorum; die Exempla Elocutionum sind mit Recht weggelassen.

Daß diese deutsche Rectification seiner Arbeit Herrn Mai nicht gleichgültig seyn konnte, versteht sich. Er protestirte dagegen in einer eigenen Abhandlung der schon öfter erwähnten „Commentatio de editione principe Mediolanensi operum Frontonis, hinter der zweiten Ausgabe der neuentdeckten Rede des Cicero. Der leidenschaftliche Ton, welcher dieser Schrift oft ein wahrhaft dramatisches Ansehn gibt, zeigt, wie ihrem Verfasser zu Muth war: er verwirft alle Aenderungen der berliner Ausgabe und vertheidigt die Vortrefflichkeit seines Autors gegen Niebuhr's und Eichstädt's Urtheile. Diese Oratio pro domo ist, wir dürfen es kaum hinzufügen, sehr traurig ausgefallen; hier war keine Vertheidigung möglich. Nur in zwei Puncten dürfte er nicht Unrecht haben: darin, daß er annimmt, die Principia historiae wären an Marcus Aurelius, nicht an L. Verus gerichtet, und daß sich die chronologische Zusammenstellung der Briefe nicht immer mit der Handschrift verträgt.

Wir haben bisher über die zu Mailand entdeckten Werke des Fronto geredet — damit ist aber der Kreis der hier zu berichtenden Entdeckungen noch nicht geschlossen: denn Herr Mai fand später neue Werke des Fronto in Rom; von diesen handelt die folgende Darstellung.

Die ambrosianische Handschrift des Concilii Chalcedonensis, in welcher sich die Werke des Fronto, die Reden des Cicero nebst dem Scholiasten und andere Stücke fanden, ist, wie oben bemerkt wurde am Anfange und am Ende verstümmelt: dort fehlt der größte Theil der ersten Actio, hier sind, außer dem Schlusse der vierzehnten, die funfzehnte und sechzehnte Actio ganz weggefallen. Unter diesen Umständen liegt die Vermuthung, daß auch die von der Handschrift abgelösten Blätter palimpsest gewesen, daß sie noch andere Werke des Fronto, des Cicero u. s. w. enthalten, sehr nahe, und es würde nur darauf ankommen, die noch auf andern Bibliotheken vorhandenen aus Bobbio stammenden Handschriften der lateinischen Uebersetzung der Act. Conc. Chalced. zu untersuchen. Eine solche besitzt nur die Vaticana Nr. VMDCCL. Gleich auf der ersten Seite fällt die Inschrift:

liber s. Columbani de Bobio in's Auge; dann folgen bis S. 94 incl. die gewöhnlichen Stücke, welche den Acten des Conciliums zur Einleitung dienen; S. 95 beginnt die Actio prima synodi und erstreckt sich von da bis an's Ende der Handschrift S. 286; hier bricht sie plötzlich bei den Worten: preces quae a viro religioso Eutyche presbytero invictissimis principibus porrectae sunt — ab. Diese stehen in der Labbe'schen Sammlung der Concilien T. IV, p. 248 (1.), Zeile 6; dagegen fängt der ambrosianische Codex mit den Worten: frui justum est, Theodorus Episcopus Damascenae, welche bei Labbe S. 260 stehen, an. Daraus folgt, daß die vaticanische Handschrift den Anfang, die ambrosianische den Schluß der ersten Actio enthält, und daß zwischen beiden sechs Seiten des Labbe'schen Textes ausgefallen sind (anscheinend zwölf, aber die sechs Seiten des griechischen Textes bei Labbe müssen abgerechnet werden). Da nun beide aus Bobbio stammen, beide dasselbe Format haben, beide dieselbe Schrift von derselben Hand, so ist ausgemacht, daß sie Theile desselben Manuscripts sind. Endlich ist auch der vaticanische Theil wie der mailändische *palimpsest*, und Herr Mai entdeckte darin, außer andern Stücken, auf welche wir später kommen, — neue Werke des Fronto auf 106 Seiten, auf jeder zwei Columnen Scholien, Schrift, Orthographie und Correctur des Textes, alles wie in dem ambrosianischen Codex. So gehören die vaticanischen und die mailändischen Blätter des Fronto in gleicher Weise zusammen wie die des Concilii.

Auch diese zweite Entdeckung liefert nur Briefe, unter denen die Mehrzahl von Marcus Aurelius an Fronto, die Minderzahl von diesem selbst; ihre Gesammtzahl beläuft sich über hundert; fast alle sind vollständig erhalten, da die Handschrift bei weitem leserlicher ist wie die mailändische. Im einzelnen liefert sie: acht Seiten mit Briefen, die noch zum zweiten Buche der Epistolae ad M. Caesarem gehören, dann das dritte (auf sechsundzwanzig Seiten), vierte (auf vierundzwanzig Seiten) und fünfte (auf einundzwanzig Seiten) Buch dieser Briefe, wovon der ambrosianische Codex gar nichts hat; ferner: auf dreizehn Seiten, das erste Buch der Briefe ad Marcum Aurelium Augustum, welches im Cod. Ambros. fehlt, und auf vier Seiten Fragmente von Briefen ad Marcum, die Herr Mai für das zweite Buch der so eben genannten hält; dann: auf vier Seiten ein Fragment ad Verum, d. h. Marcus Aurelius von der Adoption, und auf acht Seiten noch Briefe ad L. Verum Imperatorem mit bedeutendern Lücken.

Außerdem gewährt die Handschrift noch einige andere Aufschlüsse. Dahin gehört, daß fast auf allen Blättern die alten

Quaternionenzeichen stehen, durch deren Vergleichung mit den wenigen, welche sich in den ambrosianischen Blättern befinden, ein neues Licht über die Anordnung der Handschrift verbreitet wird, z. B., daß die Briefe an Antoninus Pius hinter die an Marcus Aurelius gestellt sind, während Mai und Niebuhr mit ihnen den Anfang gemacht hatten; dem letzteren kann dies nicht zum Vorwurfe gereichen, da er die Handschrift nicht vor sich hatte; da aber schon der ambrosianische Codex wie man nun erfährt bei den Briefen ad Pium das Quaternionenzeichen XXX hat, so hätte Herr Mai daraus abnehmen müssen, daß mit ihnen nicht der Anfang gemacht werden könne, um so weniger als er damals statt XXX — XXXX gelesen. Interessant ist auch die Unterschrift des dritten Buches der Epistolae ad Marcum Caesarem: Caecilius saepe rogatus legi et emendavi. Hier haben wir den Namen des Correctors und Scholiasten, der in den mailändischen Blättern vergebens gesucht wurde.

Soviel über die neuentdeckten Briefe! Zuletzt war Hr. Mai doch noch so glücklich, Fragmente einer Rede des Fronto zu finden. Wie früher bemerkt wurde, konnte auch Niebühr zwei Blätter des vaticanischen Palimpsests, in welchem Bruns das Fragment des Livius gefunden — Fol. 46 und 53 — nicht entziffern; Herrn Mai gelang es bei den beiden Columnen der rechten Seite des Fol. 46, von denen die zweite mit den Worten: M. Frontonis Gratiar. Actio in Senatu pro Cartaginiensibus schließt, bis auf wenige Buchstaben; von den übrigen Columnen konnten nur wenige Zeilen gelesen werden. Die Schrift ist eine kleine aber sehr schöne Capital, ohne Zweifel älter wie die der Briefe.

Die beschriebnen Entdeckungen auf der Vaticana veranlaßten Herrn Mai zu einer Ausgabe der sämmtlichen nun vorhandnen Werke des Fronto:

M. Cornelii Frontonis et M. Aurelii Imperatoris epistulae. L. Veri et Antonini Pii et Appiani epistularum Reliquiae. Fragmenta Frontonis et scripta Grammatica. Editio prima Romana, plus centum epistulis aucta ex Codice rescripto Bibliothecae Pontificiae Vaticanae curante Angelo Maio, Bibliothecae eiusdem praefecto. Romae in Collegio Urbano apud Burliaeum. MDCCCXXIII. 8.

Das Wesentlichste dieser Ausgabe besteht darin, daß sie die früher in Mailand gefundnen Stücke, verbunden mit den neuen vaticanischen, liefert, also von jenen der zweite, durch Herrn Mai besorgte, von diesen der erste Druck ist. Um im übrigen zu beurtheilen, was der Herausgeber für sie gethan, unterscheiden wir

ſeine Bemühungen um die neuen und die um die früher gefundnen Stücke.

In der erſten Beziehung zeichnet ſich dieſe Arbeit höchſt vortheilhaft vor der erſten Ausgabe der ambroſianiſchen Stücke aus. Wir möchten wiederholen, was ſich uns oben bei der römiſchen Ausgabe des Cicero de Republica aufdrang: Herr Mai war durch eine große Schule gegangen, die berliner Ausgabe des Fronto hatte ihn auf alles aufmerkſam gemacht, was bei dieſem Schriftſteller zu beobachten ſey; außerdem hatte er viele treffliche Muſter in Behandlung der Palimpſeſten vor ſich; kurz man mag ſagen: erſt in Rom iſt Herr Mai reif geworden! Die Zuſammenſtellung der neuen Stücke iſt im Ganzen untadelhaft, war aber auch mit weniger Schwierigkeiten verbunden, da die Quaternionenzeichen der Handſchrift die Bahn beleuchteten. Dann gewährt Herr Mai dem Leſer eine deutliche Einſicht in das Verhältniß ſeiner Ausgabe zur Handſchrift, indem er theils in der Vorrede eine Tabelle über die Stellung der einzelnen Blätter in der Handſchrift des Concilii, unter Nachweiſungen der Quaternionen, zu welchen ſie früher gehörten, gegeben, theils am Rande des Textes die in der Handſchrift befindlichen Quaternionenzeichen wiederholt hat. Auf die Kritik und die Interpunction des Textes iſt ebenfalls größere Sorgfalt verwandt, wie bei der mailändiſchen Ausgabe.

Bei der neuen Bearbeitung der ambroſianiſchen Stücke haben wir kaum unſern Augen getraut! Hierin hat ſich Hr. Mai ſelbſt übertroffen — gut hat er ſeine Sache gemacht, aber wie? Mit einem Worte: die wichtigſten Verbeſſerungen, welche Niebuhr und ſeine Freunde in der berliner Ausgabe dem Publicum vorgelegt, dieſe Verbeſſerungen, wogegen Herr Mai ſechs Jahre früher höchſt leidenſchaftlich, ja beleidigend proteſtirte, ſind ſtillſchweigend recipirt, ohne daß dabei ihrer Quelle auch nur mit einem Buchſtaben gedacht würde!! Dies iſt das ſtärkſte Stück, welches wir von Herrn Mai kennen! Doch wir müſſen die Sache näher erläutern: Der Liber Epistularum graecarum iſt nach Niebuhr's Rath aufgelöſt; die Briefe ſind, wie dieſer gethan, vertheilt. Die zwei Bücher Epistularum ad Verum Imperatorem ſind wie bei Niebuhr zu einer Sammlung unter der Ueberſchrift: Epistulae ad L. Verum geworden. Aus den Briefen de orationibus ad M. Antoninum Aug. ſind die Briefe ad M. Caesarem abgeſondert und wie bei Niebuhr unter der Ueberſchrift: de eloquentia als beſondere Sammlung gegeben; daher iſt auch nicht mehr von zwei Büchern de orationibus die Rede. Der einzelne Brief ad Verum, d. h. Marc. Aurel vor der Adoption iſt nach Niebuhr's Beiſpiel von der

Epist. ad L. Verum Imp. getrennt und nebst einem neuen Briefe ad Verum, welchen der vaticanische Palimpsest gegeben, als besondere Sammlung bezeichnet. Die Briefe ad Antoninum August. sind wie bei Niebuhr und nach Anweisung der vaticanischen Handschrift von denen ad Marcum Caesarem getrennt; sie bilden jetzt zwei Bücher, von denen das erste ganz neu hinzugekommen, das zweite durch Verbindung der alten mit einigen neuen Briefen entstanden ist; daß dies übrigens nicht das erste ist, wie Niebuhr nach dem ambrosianischen Codex glauben mußte, geht aus dem vaticanischen deutlich hervor. Die angeblichen Reden de testamentis transmarinis, de hereditate Matidiae, pro Volumnio Sereno sind verschwunden und als Briefe in die Sammlungen aufgenommen, in welche sie Niebuhr zurückgewiesen. Bei dieser Sache benimmt sich Herr Mai aber wieder ganz eigen: daß er darauf verzichtet jene Stücke noch länger als Reden zu vertheidigen, zeigt schon der Titel der römischen Ausgabe: M. Cornelii Frontonis et M. Aurelii Imp. *epistulae*, während die mailänder Ausgabe M. Cornelii Frontonis *opera* gab; dem gemäß sagt er in der Praef. cap. X. Ego Frontonem *Epistolographum* edo, in der Notitia der Gratiarum actio p. 330: inventis multis epistulis, oratio Frontonis *nulla* se adhuc obtulit. Dagegen sucht er seine alte Meinung in der Note zu dem Briefe über die Testamenta transmarina p. 16 wieder geltend zu machen, auf eine Weise, die fast ein Lächeln ablockt „Hac *epistula*, seu potius *oratione*“ — „Habemus igitur specimen quoddam eloquentiae Frontonianae.“ — Auch hat Herr Mai die berliner Ausgabe nicht blos in der Anordnung des Stoffes, sondern auch in der Kritik des Textes und den Noten fleißig in rem suam vertirt; doch würde uns die Nachweisung dieses Punctes im Einzelnen zu weit führen.

Hieraus mag man abnehmen, wie viel von der römischen Ausgabe der berliner gehört. In vielen andern Puncten weichen beide sehr von einander ab. Der Text ist nach der Handschrift an vielen Stellen auf eine Weise vervollständigt und berichtigt, die von einer ohne handschriftliche Hülfsmittel gemachten Bearbeitung nicht erwartet werden kann. In der Stellung der Briefe in den einzelnen Sammlungen ist Herr Mai fast überall seinen eignen Gang gegangen. Auch hierüber können wir mit ihm am gegenwärtigen Orte nicht rechten.

Einiges müssen wir an der ganzen Ausgabe loben: daß Herr Mai, was bei der Ed. Mediol. so sehr vermißt wurde, überall angegeben, wie viel in den Lücken fehlt; daß er sich viel gewissenhafter an die Handschrift gehalten wie früher. So sind

die Ueberſchriften getreu wiedergegeben wie ſie dort ſtehen, und der Text ich auch bei verdorbnen Stellen ſo gelaſſen wie ſie ihn gab — die Verbeſſerung ſteht in der Note; früher war es umgekehrt. Doch erklärt Herr Mai in der Vorrede S. XV, daß er ſich ungeachtet aller angewandten Sorgfalt in dieſer Bearbeitung noch nicht genüge, und gibt daher Hoffnung zu einer dritten Ausgabe, für welche er das Beſte von einer neuen perſönlich unternommenen Durchſicht des ambroſianiſchen Palimpſeſts erwartet: denn bei der gegenwärtigen mußte er ſich in zweifelhaften Fällen mit den Berichten ſeiner mailänder Freunde begnügen.

Von der übermäßigen Anpreiſung ſeines Autors iſt Herr Mai ebenfalls zurückgekommen. Praef. cap. X. Er kleidet die Sache fein ein: das große Lob, welches die Alten dem Fronto beigelegt (und ihn beſtochen), beziehe ſich nur auf die Reden, nicht auf die Briefe; über dieſe müſſe man daher nach eignem Bedünken urtheilen, ohne den Maßſtab der Alten anlegen zu können.

Die grammatiſchen Schriften des Fronto, d. h. die Fragmente aus Gellius, und die Schrift de differentiis vocabulorum ſind auch wieder mit abgedruckt. Zu der letzteren außerdem (S. 416 — 421) die Varianten aus der alten neapolitaniſchen ſonſt bobbiſchen Handſchrift, der Inst. Gramm. des Chariſius, in deren fünftes Buch ſie mit aufgenommen iſt. Die Abweichungen ſind von großer Anzahl, worunter die merkwürdigſte, daß der jüngere Plinius als Verfaſſer der ganzen Schrift genannt wird. Alle dieſe Mittheilungen erhielt Herr Mai durch Niebuhr. Die Exempla elocutionum ſind ebenfalls mit angehängt und haben inſofern gewonnen, als ſich der Herausgeber die Mühe gegeben zu den Citaten aus Cicero, Virgil ꝛc. die nähere Bezeichnung der Stellen, welche gemeint ſind, nachzutragen.

III. Symmachus. Von dieſem berühmten Redner der ſpäteren Römerzeit hatte ſich nur eine Briefſammlung in zehn Büchern erhalten. Die Reden waren untergegangen wie die des Fronto. Jetzt hat Herr Mai auch einige von dieſen an's Licht gezogen. Zuerſt fand er in dem oft beſprochnen Palimpſeſt der Ambroſiana, deſſen neueren Text das Concilium Chalcedonense bildet, Bruchſtücke von acht Reden, von denen drei Lobreden auf Kaiſer, viere für Privatperſonen geſprochen wurden: Laudes in Valentinianum Seniorem Augustum I. Laudes in Valentinianum Seniorem Aug. II. Laudes in Gratianum. Laudes in Patres. Oratio pro Patre. Oratio pro Trygetio. Oratio pro Synesio. Oratio pro Severo.

Die Schrift des Codex iſt große ſchöne Uncial; Herr Mai

setzt sie in die Mitte des sechsten Jahrhunderts. Die Ausgabe erschien unter folgendem Titel:

Q. Aurelii Symmachi V. C. octo orationum ineditarum partes: invenit notisque declaravit Ang. Maius, Bibl. Ambros. a linguis Orientalibus. Accedunt additamenta quaedam. Mediolani, typis Regiis. MDCCCXV. 8.

Die auf demselben bezeichneten Additamenta sind zweierlei. Herr Mai fand in demselben Palimpsest drei Blätter des Panegyricus des Plinius, aus derselben Zeit und von derselben Hand wie die des Symmachus; die abweichenden Lesarten werden mitgetheilt. In einem andern Codex der Ambrosiana (Nr. G. 58. part. sup.), der auch aus Bobbio stammt (in Peyron's Inventar. Nr. 82), entdeckte er zwei Blätter, deren Schrift er ebenfalls in's sechste Jahrhundert setzt; sie enthalten Fragmente einer Lobrede auf eine unbekannte fürstliche Frau. Ueber diese hat Herr Mai verschiedne Vermuthungen; am wahrscheinlichsten ist ihm, daß Stilicho's Gemalin Serena gemeint und Symmachus der Redner sey. Das Letztre scheint uns noch zweifelhafter wie das Erstere: Symmachus ist doch nicht so schwülstig und abgeschmackt, wie dieser Laudator. — Später fand Herr Peyron zwischen den bobbischen Papieren der turiner Bibliothek zwei Pergamentblätter, von derselben Größe, Schrift und sonstigen Beschaffenheit wie die ambrosianischen. Sie enthalten Fragmente zweier Reden ohne Zweifel desselben Anonymus; in der ersten dankt der Redner dem Kaiser für das ihm ertheilte Consulat; die zweite ist eine laudatio auf einen Kaiser, welcher über die Gallier triumphirte. Herr Peyron hat beide in den Adnot. ad Invent. Bibl. Bobiens. p. 182 — 184 abdrucken lassen.

Einen neuen Beitrag zu den Reden des Symmachus gewann Herr Mai später aus der vaticanischen Abtheilung der Handschrift des Concilii Chalcedonensis; zwei Doppelblätter, von denen das eine die erste Lobrede auf Valentinian, das zweite die Rede pro Synesio vervollständigt, und Fragmente einer ganz neuen Rede pro Valerio Fortunato liefert. Diese Entdeckung veranlaßte ihn zu einer neuen Ausgabe des Symmachus, nachdem früher in Deutschland zwei Abdrücke seiner ersten Ausgabe, einer in der Herrmann'schen Buchhandlung zu Frankfurt a. M., der andere hinter der berliner Ausgabe des Fronto, mit einigen Noten von Niebuhr und Heindorf, erschienen waren. Die neue Mai'sche Ausgabe wurde nicht als selbständiges Buch, sondern als Anhang zu einem andern Werke gegeben:

Juris civilis antejustinianei reliquiae ineditae ex codice rescripto bibliothecae pontificiae Vaticanae, curante Angelo Maio. Romae in Collegio Urbano apud Burliaeum. MDCCCXXIII. 8.

Auch das Fragment des anonymen Laudator ist hier wiederholt, und Herr Mai äußert die neue Vermuthung, Cassiodor möchte der Verfasser, und das Frauenzimmer eine der drei Töchter Theodorichs seyn.

Ueber den Werth der neuentdeckten Reden des Symmachus dürfen wir nur wenige Worte hinzufügen. Herr Mai hat es mit diesem Gegenstande in der Vorrede zu seiner ersten Ausgabe so gemacht wie in der neuen Ausgabe des Fronto mit der Frage: ob die von ihm früher als Reden gegebenen Stücke wirklich Reden oder Briefe sind — d. h. auf der einen Seite Ja, auf der andern Nein, auf der dritten wieder Ja gesagt. Zuerst überschätzt er ihn ebenso wie anfangs den Fronto, dann modificirt er sein Lob und kommt zuletzt doch wieder auf die übertriebene Anpreisung zurück. Entschiedner und mäßiger urtheilt er in den Prolegom. der zweiten Ausgabe p. LIX seq. In Deutschland wurde von denselben Männern, welche ihre Stimme über den Werth des Fronto abgaben, bald nach ihrem Entscheiden auch über Symmachus Reden mit gleicher Gründlichkeit geurtheilt. Herr geheimer Staatsrath Niebuhr empfahl sie wegen der Aufschlüsse, welche sie über einzelne Puncte der spätern römischen Staatsverfassung und Geschichte gewähren, denen welche diesen Theil der Alterthumskunde zum Gegenstande ihres Studiums machen (Ep. ad Jaeger. Front. praef. p. XVI). Ueber die Sprache und den Styl der Reden entschied Herr geheimer Hofrath Eichstädt (Progr. Indici lectionum in univers. litterar. Jenens. per aestatem anni MDCCCXVI instituendarum, praemiss.), indem er dasselbe auf sie anwandte, was Heyne (Censura ingenii et morum Q. Aurelii Symmachi, in opuscul. Acad. T. VI, p. 10) von den Briefen gesagt hatte: A sententiarum veritate et naturali enuntiatione sermonisque proprietate, perspicuitate, et, si res ita ferret, venustate ex verborum dilectu, collocatione et numeris, aberratum est ad verborum fucos, cincinnos et calamistrum, sententia aut neglecta aut obscurata; dumque acumen nimium, etiam in vulgaribus, scriptor venatur, inepta et frigida in medium attulit.

IV. Plautus und Terenz. Daß diese beiden Dramatiker nur in einem sehr schlimmen Zustande dem allgemeinen Verderben des Mittelalters entgangen sind, und uns von Plau-

tus viele Stücke fehlen, ist bekannt. Um so erfreulicher ist es, daß Herr Mai auch zu ihnen eine Beisteuer geben konnte.

Eine ambrosianische Handschrift verschiedener Stücke des alten Testamentes, angeblich aus dem siebenten Jahrhundert, ist palimpsest. Herr Mai entdeckte unter der gegenwärtigen Schrift einen Codex des Plautus, in der schönsten altrömischen Capital die man sehen kann; daß sie sehr alt und aus der Römerzeit ist, hat keinen Zweifel; ob gerade aus dem Zeitalter der Antonine, wie Mai annimmt, steht dahin. Der Codex liefert alle sonst auf uns gekommene Stücke des Plautus, ausgenommen den Amphitruo, den Curculio, die Asinaria und Aulularia, und Fragmente eines Stückes, welches Varro (bei Gellius III, 3) zu den einundzwanzig echten zählt, von dem wir bisher nichts hatten — der Vidularia. Aber leider reducirt sich das Neugefundene auf einundfunfzig Zeilen, die so lückenhaft und verstümmelt sind, daß ihnen kein Zusammenhang abgewonnen werden kann. Wichtiger sind die Beiträge, welche die schon bekannten Stücke aus der Handschrift erhalten. Zu der Casiva sind Act. V, Sc. 4. sieben neue Zeilen hinzugekommen; dagegen konnten neun andere, ebenfalls unbekannte so wenig entziffert werden, als einige unedirte Zeilen der ersten und zweiten Scene dieses Acts. Für die Cistellaria lieferte der Palimpsest auf fünf Blättern gegen hundertundachtzig bisher unbekannte Zeilen, zum Theil im vollkommnen Zusammenhange, zum Theil sehr lückenhaft. Im Epidicus haben nur einige zweifelhafte Stellen ihre Berichtigung erhalten. In der Mostellaria zwei unedirte Zeilen. In der Menächmen einige unedirte Zeilen, andere konnten nicht gelesen werden. Vom Mercator gilt dasselbe, wie von der Mostellaria. Beim Pseudolus steht ein unbekanntes metrisches Argumentum fabulae in funfzehn Versen voran; im Stücke selbst nur Varianten und einige neue Zeilen. Im Pönulus sehr wichtige Abweichungeu der Lesart. Im Persa einige neue Zeilen. Im Rudens Varianten. Im Stichus eine größere Anzahl unedirter Stellen und einige im Truculentus.

Eine neue Ausgabe des Plautus wird durch diese Beiträge sehr gewinnen; wie viel mehr sich nach dem Palimpsest durch wiederholte sorgfältige Untersuchung abgewinnen ließe, können wir nicht beurtheilen; — daß die Handschrift die größte Aufmerksamkeit verdient, versteht sich.

Neue Stücke des Terenz hat Herr Mai nicht gefunden, da die sechs Stücke, welche er nach den Zeugnissen der Alten schrieb, längst bekannt sind. Aber eine Handschrift der Ambrosiana, ungefähr aus dem neunten Jahrhundert, gewährte ihm auch für diesen Schriftsteller einige interessante Zugaben. Unedirte Scholien zum

Eunuchus, Heautontimorumenos, Phormio, den Adelphen und der Hecyra. Dann ein unbekanntes Gemälde zu Act. III. Sc. 3, v. 32. Chremes und Syrus im Gespräch darstellend; endlich vor den Adelphen und dem Phormio Abbildungen von acht Theatermasken, welche von den bekannten abweichen. Außerdem enthält der Codex dieselben Gemälde, welche aus dem berühmten vaticanischen öfter edirt sind.

Eine andere vaticanische Handschrift enthielt eine unedirte Vita Terentii.

Was Herr Mai für Plautus und Terenz gewonnen, gab er in folgendem Bande:

M. Acci Plauti fragmenta inedita, item ad P. Terentium commentationes et picturae ineditae, inventore Angelo Maio, Bibl. Ambros. A. LL. Or. Mediolani, Regiis typis. MDCCCXV. Fol.

V. *Virgilii interpretes veteres.* Die Bibliothek des Domcapitels zu Verona ist durch die Entdeckung des Gajus berühmt geworden. Weniger bekannt wurden die übrigen Palimpsesten, welche sie besitzt, obgleich auch in diesen sehr schätzbare Reste des Alterthums verborgen liegen. Dahin gehört ganz vorzüglich die (Cod. XXXVIII.) Handschrift der Enarrationes S. Gregorii ad Jobum. Sie enthält in der alten Schrift: auf einigen Blättern Fragmente aus dem vierzehnten und funfzehnten Buche eines unbekannten Geometers; auf vielen Blättern Stücke der Bukolika, Georgika und der Aeneis Virgils. Am Rande der letztern befinden sich die bisher unbekannten Scholien, von denen hier die Rede ist.

Die Entdeckungen der Deutschen waren nämlich für Herrn Mai eine Anlockung, sich im Herbste des Jahres 1817 persönlich von den Schätzen der genannten Bibliothek zu unterrichten. Bei Untersuchung des Cod. XXXVIII entdeckte er am Rande des Virgils (den übrigens schon Herr Prof. Becker erkannt hatte) Scholien und dabei die Namen folgender Scholiasten: Asper, Cornutus, Haterianus, Longus, Nisus, Probus, Scaurus, Sulpicius, Milestos, Metrodorus; bei einigen ist der Verfasser nicht genannt. Dies ist eine ganz neue Entdeckung: bisher hatten wir nur Servius und Donatus zur Aeneis, Philargyrius, zu den Eklogen und den Georgicis, und zu denselben den sogenannten Pseudo-Probus. Die neu gefundenen Scholiasten Virgils waren als solche dem Namen nach, bis auf Haterianus und Sulpicius, aus den Angaben der Alten, namentlich des Servius (woraus sich ergiebt, daß sie älter wie er sind) bekannt, aber ihre Scholien vermißten wir. Nur wußte man aus dem Nouveau traité de diplomatique, was Herr Mai unberührt läßt, daß ein pariser Palimpsest die

Scholien des Asper enthalte — näher waren aber auch diese nicht bekannt geworden.

Was die Beschaffenheit des Codex betrifft, so muß man den Text des Virgils und die Scholien unterscheiden. Jener ist mit großer schöner Capital geschrieben, nach Mai's Vermuthung aus dem vierten Jahrhundert, und vollkommen erhalten; eine Vergleichung desselben ist sehr zu wünschen. Die Scholien hingegen sind mit kleiner unleserlicher Schrift geschrieben und haben traurige Schicksale gehabt; als der Codex rescribirt und in die gegenwärtige Form gebracht wurde, schnitt man den äußern Seitenrand, auf welchen ein großer Theil von ihnen geschrieben war, ganz weg; die noch vorhandnen stehen daher auf den Rändern über und unter dem Texte, haben aber ebenfalls durch Beschneiden verloren.

Was Herr Mai entziffern konnte, edirte er im folgenden Jahre:

Virgilii Maronis interpretes veteres: Asper, Cornutus, Haterianus, Longus, Nisus, Probus, Scaurus, Sulpicius et Anonymus, edente notisque illustrante Angelo Maio. A. C. D. Regii Belgici instituti sodali. Ad Leopoldum principem Etruriae heredem. Mediolani, Regiis typis MDCCCXVIII. 8.

hinter:

Philonis Judaei de cophini festo et de colendis parentibus, cum brevi scripto de Jona, editore ac interprete Angelo Maio. Mediolani, regiis typis. MDCCCXVIII. 8.

Nach dem Titel, welchen Herr Mai seiner Ausgabe gegeben, sollte man glauben, er habe selbständige Scholien aller der genannten Verfasser entdeckt. In den That ist es nur ein Scholiast, der Anonymus; dieser hat Stellen aus den Scholien Andrer in seinen Commentar aufgenommen und dabei die Namen ihrer Verfasser genannt; darum sehen wir auch nicht ab, weshalb Herr Mai, wenn er einmal diese alle auf dem Titel nennen wollte, den Milestos oder Melissus und den Metrodorus überging.

Von dem Werthe der neuen Interpretes können wir im Ganzen nicht viel rühmen; größtentheils unbedeutende Bemerkungen. Damit soll nicht geleugnet werden, daß sie einzelne interessante Nachrichten enthalten, ja wir sind überzeugt, daß man noch anders über sie urtheilen wird, wenn sie erst vollständig aus der Handschrift an's Licht gefördert sind. Dies ist nämlich durch Herrn Mai sehr unvollkommen geschehen; er selbst entschuldigt sich Praef. cap. IV mit der Kürze seines Aufenthalts zu Verona, und Herr

Prof. Blume hat schon eine wesentliche Berichtigung einer der wichtigsten Stellen, der über das Testamentum in procinctu, mitgetheilt. Vergl. Pernice Geschichte, Alterthümer und Institutionen des röm. Rechts. Ed. II. Halle 1824 S. 376.

VI. Grammatiker. Die ambrosianische Handschrift, aus welcher Herr Mai die Exempla elocutionum hinter der ersten Ausgabe des Fronto edirte, enthält auch: Adamantii sive Martyrii de B muta et V vocali. Diese Schrift ist bekannt durch die Excerpte, welche Cassiodor in seinen Liber de orthographia aus ihr aufgenommen hat, ja nach Herrn Mai's Versicherung enthält die Schrift selbst fast nichts mehr als die Excerpte. Er hielt daher einen Abdruck des Ganzen für überflüßig und ließ nur den bisher unbekannten Prologus, welcher ihm zur Einleitung dient, hinter der mailändischen Ausgabe des Fronto p. 548 und 549 abdrucken.

Viel wichtiger sind die Fragmente des Grammatikers L. Caecilius Minutianus Apulius, de orthographia, welche Herr Mai hinter den oben bemerkten Juris civilis antej. reliquiae ineditae, herausgegeben hat. Eine verbesserte und vermehrte Ausgabe dieses Werks haben wir von Herrn Prof. Osann zu erwarten.

Sehr schätzenswerth ist auch des Julius Valerius Ars Rhetorica, Hermogerae, Ciceronis, Quinctiliani, Aquili, Marcomanni, Taciani, welche Herr Mai zum ersten Male aus dem Codex Bibl. Ottob. 1968 edirt hat. Ebenfalls hinter den Juris civ. antej. Rel.

VII. *Itinerarium Alexandri* und *Julius Valerius*. Aus einer ambrosianischen Handschrift des neunten Jahrhunderts edirte Herr Mai zwei auf Alexander den Großen bezügliche Werke in einem Bande:

Itinerarium Alexandri ad Constantium Augustum, Constantini Magni filium, edente nunc primum cum notis Angelo Maio, Ambros. Colleg. Doctore. Mediolani, Regiis typis. MDCCCXVII. fol.

Julii Valerii res gestae Alexandri Macedonis, translatae ex Aesopo Graeco. Prodeunt nunc primum edente notisque illustrante Angelo Maio, Ambros. Colleg. Doctore. Mediolani, Regiis typis. MDCCCXVII. fol.

Das erste ist ein kurzer Abriß des Zuges Alexanders nach Persien, welcher für den Kaiser Constantius zum Behufe seiner Kriege gegen dasselbe Land ausgearbeitet wurde. Der Verfasser ist unbekannt. Das zweite ist eine ausführliche, höchst fabelhafte und abenteuerliche Schilderung der Thaten Alexanders, wie der Titel in der Handschrift besagt, eine Uebersetzung aus dem Grie-

chischen des Aesopus, von Julius Valerius. Daß dies Werk handschriftlich auf mehrern Bibliotheken z. B. in Paris und Oxford existire, war längst bekannt; Herr Mai nimmt daher nur das Verdienst des ersten Herausgebers in Anspruch. In dieser Beziehung verwahrt er sich ausdrücklich und wiederholt gegen die Verwechslung seines Julius Valerius mit der: Historia Alexandri magni regis Macedoniae de proeliis. Argentorati MCCCCXCIV und öfter; diese befinde sich auf der Ambrosiana gedruckt und handschriftlich, habe in der Darstellung und Anordnung des Stoffes Aehnlichkeit mit dem Valerius, sey aber ein ganz anderes Buch. Praef. p. XIII. not. 2. p. XVII. Desungeachtet liest man in der allgem. Literaturzeitung Nr. 242. October 1824. S. 271 bei Gelegenheit der von Peyron herausgegebenen Bruchstücke des Codex Theodosianus folgendes: „Beiläufig gesagt, wie war es möglich, daß Mai diesen Julius Valerius im J. 1817 als ein Ineditum herausgab und daß, soviel dem Rec. bekannt ist, alle Philologen ihn für ein solches gehalten und dem Herausgeber Complimente darüber gemacht haben, da dieser Schriftsteller seit 1486 unter dem Titel: Liber Alexandri Magni de proeliis wenigstens ein Dutzend Mal gedruckt ist, und man sogar vom Dr. Hartlieb eine deutsche Uebersetzung dieses Buches, unter dem Namen Eusebius (Aesopus) hat, welche zuerst zu Augsburg 1722 und dann öfter gedruckt ist.“ Dieser Streit zwischen Herrn Mai und dem hallischen Rec. kann nur durch Vergleichung des Buches de proeliis mit dem Julius Valerius entschieden werden; eine solche ist uns leider nicht möglich gewesen — vergebens haben wir uns um jenes auf drei namhaften öffentlichen Bibliotheken bemüht. Wir müssen die Sache unentschieden lassen; auffallend ist es auf jeden Fall, daß der Herr Rec. Mai's Protestation gegen das Buch de proeliis und dessen Versicherung es bei eigner Vergleichung, als ein ganz anderes Werk befunden zu haben, nicht erwähnt und ihn auf diese Weise indirect einer Frechheit bezüchtigt, die kaum ihres Gleichen haben möchte.

Wir bemerken nur noch, daß die mailändische Ausgabe am Anfange und im zweiten Buche eine Lücke hat, und daß die turiner Handschrift desselben Julius Valerius, unter welcher Herr Peyron die Fragmente des Codex Theodosianus entdeckte, diese Lücken ausfüllt. Vergl. Mai in Praef. ad Virgilii interpret. veteres; Appendix. p. XXXVIII et XXXIX. *)

---

*) Unsere Vermuthung über das Verhältniß des Mai'schen Julius Valerius zu der längst gedruckten Historia Alexandri magni de proe-

VIII. Merobaudes. Nach einer Abwesenheit von sieben Jahren kehrte Herr geh. Staatsrath Niebuhr im Sommer 1823 nach Deutschland zurück. Seinen Austritt aus Italien bezeichnete er auf dieselbe Weise, wie im Jahre 1816 seine ersten Schritte jenseit der Alpen. Wir finden ihn wieder auf der Durchreise mit Handschriften beschäftigt und eine neue Entdeckung bereichert die Literatur. Herr geh. Staatsrath Niebuhr besuchte die Bibliothek zu St. Gallen; mit großer Bereitwilligkeit wurden ihm die Palimpsesten vorgelegt; eben so entgegenkommend theilte ihm Herr von Arx, der Director des Seminars, mit, was er bei eigner Untersuchung derselben unter Anwendung chemischer Mittel bereits entdeckt, daß nämlich die alte Schrift bis auf einen Codex nur Bibelstücke und Kirchenväter liefere, jener aber Fragmente eines unbekannten römischen Dichters zu enthalten scheine, deren vollständige Entzifferung ihm Schwäche des Gesichts nicht verstattet.

Diese Handschrift ist Nr. 908 aus dem neunten Jahrhundert, ein dickes Vocabularium ohne Werth, bis auf einige Blätter rescribirt. In der ersten Schrift entdeckte Herr geh. Staatsrath Niebuhr sehr verschiedenartige Gegenstände: Bruchstücke einer sehr alten Liturgie, eines Werkes über die Auslegung der Träume, des ersten Buches der bekannten Digesta artis mulomedicinae, welche dem (Publius) Vegetius beigelegt werden, paulinische Briefe, eine von der Vulgata sehr abweichende lateinische Uebersetzung des Jeremias, die Schrift eines Kirchenvaters und auf vier Doppelblättern (p. 181 — 188, p. 193 a. b. c. d. p. 194 a. b. p. 195, p. 196) Fragmente fünf unbekannter lateinischer Gedichte nebst zwei Fragmenten in Prosa. —

Die Schrift ist schöne Uncial aus der Mitte des fünften

---

liis hat sich, nachdem die obige Erklärung bereits zum Drucke abgesandt war, vollkommen bestätigt. Durch die große Gefälligkeit des Herrn Hofrath Reuß in Göttingen erhielten wir von dortiger Universitätsbibliothek sowohl das lateinische Buch als die deutsche Bearbeitung von Dr. Hartlieb. Daraus hat sich ergeben: daß Herr Mai ein ganz anderes Werk edirt hat. Beide stimmen jedoch im Faden der Erzählung überein, was schon Herr Mai bemerkte, so daß wir nicht anstehen, die Historia Alexandri M. de proeliis für einen im Mittelalter in barbarischem Latein verfaßten Auszug des Julius Valerius zu erklären, der jedoch nicht allein die meisten Angaben des Originals nach Gutdünken verdreht und entstellt, sondern überall die abgeschmacktesten Zusätze und Ausschmückungen enthält. Zu Herrn Mai's Julius Valerius verhält er sich nicht selten wie Blumauer's Aeneis zu Virgils Epos, und in demselben Verhältnisse steht wieder das deutsche Buch von Hartlieb zu dem lateinischen Originale.

Jahrhunderts. Die Blätter haben durch Beschneiden gelitten. Bei allen ist oben und unten außer dem Rande ein Theil des Textes weggeschnitten; an der Seite hin bei einem Doppelblatte die äußersten Worte jeder Zeile weggeschnitten; bei den drei übrigen verfuhr man anders: an der Seite des einen Blattes wurde über ein Drittheil abgeschnitten; dann faltete man den Rest des ganzen Doppelblattes zu zwei kleinern gleichen Doppelblättern zusammen.

Die prosaischen Fragmente enthalten Reste eines Panegyricus des dritten Consulats des Aetius. Von den poetischen ist das fünfte, in 196 Hexametern, ein Lobgedicht auf denselben, das vierte ein Gelegenheitsgedicht auf den Geburtstag des zweijährigen Sohns des Feldherrn; vom dritten sind nur sieben Verse vorhanden — sie schildern die Gärten des (Anicius Acilius Glabrio) Faustus, der im Jahre 438 Consul war. Von den beiden übrigen besingt das erste (dreiundzwanzig Verse) das Triclinium, das zweite (vierzehn Verse) die Gärten des Kaisers Valentinian III.

Die neue Entdeckung liefert also einen Dichter und Redner des fünften Jahrhunderts. Daraus folgt schon im Allgemeinen sein Werth; doch spricht sich in dem Panegyricus eine edle männliche Gesinnung aus, mit weniger Bombast als in den Reden des Symmachus, und wir haben nichts dagegen, wenn man die Gedichte mit den Arbeiten Claudians vergleicht.

Der Name des Verfassers findet sich in der Handschrift nicht, aber in dem zweiten Fragmente des Panegyricus eine Aeußerung, welche Herr geh. Staatsrath Niebuhr auf eine höchst geistreiche Weise zur Entdeckung desselben benutzte. Der Panegyrist sagt, die Stadt Rom habe ihm in Gemeinschaft mit dem Princeps eine eherne Bildsäule zur Belohnung für seine Laudes Aetii setzen lassen. Dabei erinnerte sich Niebuhr sogleich des Umstandes, daß zehn Jahre früher auf dem Forum Ulpium zu Rom das Fundament einer ehernen Bildsäule mit einer Inschrift ausgegraben wurde, welche, von Fea bekannt gemacht, aussagt: die Stadt Rom habe in Verbindung cum augustissimis principibus Theodosio et Placidio Valentiniano diese Bildsäule dem Flavius Merobaudes zur Belohnung seiner Verdienste als Dichter, Redner und Feldherr, in Foro Ulpio setzen lassen. Hiernach kann man nicht zweifeln, daß der Verfasser des Panegyricus des Lobgedichts auf den Aetius und der andern beschriebenen Stücke dieser Flavius Merobaudes ist, derselbe, von dem Idacius Chronico ad A. 427 sagt: „Merobaudes natu nobilis, et *eloquentiae* merito, vel maxime in *poematis* studio veteribus comparandus, *testimonio etiam provectus statuarum*," derselbe, von dem das Gedicht de Christo: „Proles

vera dei, cunctisque antiquior annis," in poetarum veterum ecclesiasticorum opera christiana, diligentia et studio Georgii Fabricii p. 763 bekannt ist. Nur bei dem Lobgedichte auf den Aetius entstand ein Zweifel über den Verfasser durch die darüberstehenden Worte: EPII. PAETO.

Herr geh. Staatsrath Niebuhr besorgte gleich in St. Gallen eine Ausgabe der neu gefundenen Fragmente:

Fl. Merobaudis carminum orationisque reliquiae, ex membranis Sangallensibus editae a B. G. Niebuhrio C. F. Sangalli 1823 ex officina Wegelini et Rätzeri. 8.

in welcher die durch das Beschneiden der Seitenränder verlorengegangenen Anfangs- und Schlußworte der Zeilen, wenige Stellen ausgenommen, sehr sorgfältig restituirt sind. Reichhaltige erklärende Noten begleiten den Text. Eine neue Ausgabe ließ Herr geh. Staatsrath Niebuhr im folgenden Jahre erscheinen:

Fl. Merobaudis carminum panegyricique reliquiae ex membranis Sangallensibus editae a B. G. Niebuhrio C. F. Editio altera, emendatior. Bonnae 1824. Sumptibus Eduardi Weberi. 8.

Sie unterscheidet sich im Texte von der ersten dadurch, daß die meisten stehengebliebenen Lücken der Anfangs- und Schlußworte der Zeilen ausgefüllt, einige frühere Restitutionsversuche verbessert sind. In beiden Beziehungen nahm Hr. geh. Staatsrath Niebuhr einige Mittheilungen auf, welche ihm Herr Prof. Blume und der Graf Leopardi gemacht hatten. Die Noten sind abgekürzt, die Worte Epii Paeti sehr scharfsinnig aufgelöst ExPlIcIit. PrAeFaTiO., wodurch jeder Zweifel wegfällt. Die Prolegomena sind erweitert durch Mittheilung alles dessen, was wir vor der Entdeckung dieser Fragmente vom Merobaudes wußten! —

Wie wir hören, hat jetzt ein andrer Gelehrter neue Aufschlüsse über ihn und unbekannte Stellen seiner Gedichte gefunden.

(Die Fortsetzung: die griechische Literatur und die neuen Quellen des röm. Rechts betreffend, im folgenden Stücke).

A. W. v. Schröter,
Prof. der Rechte in Jena.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXX. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Weihnachtsgabe von Ludwig Tieck.

In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu haben:

Pietro von Abano oder Petrus Apone.

Zaubergeschichte

von Ludwig Tieck.

8. 1825. Verlag von Josef Max und Comp. in Breslau. Sauber cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Ludwig Tieck, der seit längerer Zeit die gebildete Lesewelt mit seinem begonnenen Novellenkranz hoch erfreut, eröffnet mit obigem seinen längst versprochenen Cyklus von Märchen und Zaubergeschichten, und zwar recht bedeutsam mit dem berühmten Weltweisen, Astrologen und Zauberer Apone. Seine Geschichte, auf historischem Grund und Boden ruhend, lebt noch jetzt in Paduas Sagenwelt, und verdiente eine so meisterhafte Behandlung und Erneuung, als in dem vorliegenden Buche gegeben ist. Wie der Mensch, wenn er in keckem, dünkelhaften Wissen, vom demuthsvollen kindlichen Glauben sich lossagend, und der Schranken der Endlichkeit vergessend, über Gott und Natur sich erheben will, zuletzt unvermeidlich dem Bösen als Opfer verfallen muß, zeigt und lehrt auch hier die wundersame Geschichte Apone's. — Dieser zunächst werden folgen: 1. Herzog Friedrich von Schwaben. 2. Wittich vom Jordan. 3. Die Jugend des Malagys. 4. Die einsame Burg. 5. Die Schwäne.

Neue Verlagsartikel von Georg Friedrich Heyer in Gießen, zur Jubilatemesse 1824, nun um beigesetzte Preise in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Braubach, Dr. Wilh., Abhängigkeit und Selbständigkeit in einigen Beziehungen und Gegeneinanderstellungen, als Einleitung in einen Theil der allgemeinen Pädagogik. 8. 6 Gr.

Ebel, H. Th., Ueber den Ursprung der Frohnen und die Ausführbarkeit der Aufhebung derselben. Gr. 8. 16 Gr.

Feuerbach, Dr. J. P. A. von, Betrachtungen über Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Gerechtigkeitspflege. Zweiter Theil. Auch unter dem Titel: Frankreichs Gerichtsverfassung und gerichtliches Verfahren ꝛc. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Gr.

Hesselbach, Dr. A. K., Beschreibung der pathologischen Präparate, welche in der königl. anatom. Anstalt zu Würzburg aufbewahrt werden. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Hüffell, Ludwig, Katechismus der Glaubens- und Sittenlehre unserer evangelisch-christlichen Kirche. 8. 4 Gr.

Krebs, Dr. J. Ph., Lateinische Schulgrammatik ꝛc. Zweite verbesserte und mit Prosodik und Metrik vermehrte Auflage. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Marezoll, Dr. Theodor, Ueber die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Entziehung und theilweise Schmälerung ꝛc. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Paulizky, Dr. F. L., Anleitung für Landleute zu einer vernünftigen Gesundheitspflege ꝛc. Siebente vermehrte und verbesserte Auflage. 8. (In Commission.) 1 Thlr. 12 Gr.

Petri, Friedr. Erdm., Lehrbuch der Geschichte der Deutschen, auch unter dem Titel: Handbuch für Volksschullehrer über den Denkfreund von J. F. Schlez, sechster Band. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Ritgen, Dr. F. A., Handbuch der niedern Geburtshülfe. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Ritsert's, G. L., Mundkoch des Großherzogs von Hessen, Allgemeines Kochbuch für Deutschland, zum Selbstunterricht. Zwei Theile. Zweite, wohlfeilere Ausgabe. 76 Bogen. 1 Thlr. 6 Gr.

Schlez (Joh. Ferd.), Der Denkfreund, ein lehrreiches Lesebuch für Volksschulen. Siebente verbesserte Auflage. 8. 14 Gr.

— — Handbuch für Volksschullehrer über den Denkfreund ꝛc. Vierter Band, die Naturlehre enthaltend. 8. 14 Gr.

— — Handbuch für Volksschullehrer über den Denkfreund. Sechster und letzter Band, die Geschichte der Deutschen enthaltend, bearbeitet von Fr. Erdm. Petri. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

— — Kurzer Abriß der Erdbeschreibung ꝛc. Zweite verb. Auflage. 8. 5 Gr.

— — Kleines Lesebuch zur Veredelung und Belebung des Lesetons in Volksschulen. Fünfte Auflage. 8. 3 Gr.

— — Sittenlehren in Beispielen. Ein Lesebuch für Mädchenschulen. Vierte, verbesserte und wohlfeilere Auflage. 8. 14 Gr.

Schmidt, Dr. J. E. C., Handbuch der christlichen Kirchengeschichte. Erster Band. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Es sind nun von diesem classischen Werke wieder Exemplare aller sechs Bände um 8 Thlr. 16 Gr. in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen.)

Schmidt, Dr. G. G., Lehrbuch der Naturlehre zum Gebrauche auf Universitäten und Gymnasien. Gr. 8. (Unter der Presse.)

Völcker, Dr. K. H. W., Die Mythologie des japetischen Geschlechts, oder der Sündenfall der Menschen nach griechischen Mythen. 8. 1 Thlr.

Umpfenbach, Dr. H., Lehrbuch der Algebra. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Gr.

Vollgraff, Dr. Karl, Die deutschen Standesherren und ihre gegenwärtige Stellung in den deutschen Bundesstaaten; historisch und staatsrechtlich abgehandelt ꝛc. Nebst Beilagen. Zwei Bände. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Prinz Eugen und sein Hof,

nebst Denkwürdigkeiten des Königreichs Italien unter Napoleons Herrschaft,

bearbeitet von Belmont. 8. Preis 20 Gr. 1824.

Diese Schrift gibt die interessantesten Aufschlüsse über den Standpunkt, auf welchem der vortreffliche Fürst stand, als ihm die Verwaltung des Königreichs Italien anvertraut war.

Bei J. H. Sawitzel in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Hubert, C. A., Amtsrath, Grundsätze über die Bedeckung und Urbarmachung des Flugsandes, oder vielmehr der Sandschellen. Eine von der königl. Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift mit einer Abbildung. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr., auf geleimt engl. Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr.

Schmalz, Th., Geheimerath, Das deutsche Staatsrecht. Ein Handbuch zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Gr. 8. Preis 2 Thlr. 8 Gr.

Herabgesetzte Bücherpreise.

Um den vielfältig an uns ergangenen Ersuchen, unten stehende Bücher im Preise herabzusetzen, zu willfahren, und dadurch auch die unbemittelten Gelehrten in Stand zu setzen, sich dieselben anschaffen zu können, haben wir uns entschlossen, die Preise dieser bis Michaelis 1825 auf die Hälfte herabzusetzen:

Meusel, J. G., Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller. Vierte Auflage. 1ster bis 4ter Theil nebst 13 Nachträgen. Sonst 30 Thlr. 12 Gr., jetzt — 15 Thlr. 6 Gr.

Desselben Werkes fünfte stark vermehrte Auflage. 1ster bis 16ter Bd. Sonst 30 Thlr. 12 Gr., jetzt — 15 Thlr. 6 Gr.

Meusel, J. G., Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der deutschen Schriftsteller im 19ten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Auflage desjenigen im 18ten. 1ster bis 4ter Band. Sonst 7 Thlr., jetzt — 3 Thlr. 12 Gr.

Lemgo, im October 1824.

Meyer'sche Hofbuchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Die Dogen.

Tragödie in fünf Acten, von Fedor Ismar.

Mit Musik für Pianoforte, componirt von Grandjean.

8. St. Gallen 1824. Geheftet. 1 Thlr.

Der erste Versuch eines jungen genialen Dichters, über welchen sich ein unparteiischer und competenter Beurtheiler wie folgt äußert: „Wenn aber auch schon in den ersten Acten manche Vortrefflichkeit liegt, so finden sich deren noch immer mehre und interessantere in dem vierten und fünften Act. Die Pflichten der Regenten, das Glück einer auf redlichen Gehorsam gegründeten Regierung, die Freiheit am Zügel der Ordnung, der Undank des Pöbels und vieles Andere schildert der Verfasser sehr geschickt, und man muß auf einen sehr hohen Grad von Gelehrsamkeit und poetischen Geist desselben schließen. Er verdient daher Aufmunterung zu fernern theatralischen Arbeiten, da wir zwar keinen Mangel an neuen Tragödien leiden, der bessern und vorzüglichern aber immer noch sehr wenige sind."

St. Gallen, im October 1824.

Huber u. Comp.

einst eine so große Rolle in der Geschichte spielten — zu den beachtungswürdigsten auf Erden gehört. Kein Freund ernster Lecture wird dieses Werk, welches ein neuer Zuwachs der Erdkunde ist, unbefriedigt aus den Händen legen. Die beigegebene kleine Karte von Island ist nach den neuesten Vermessungen entworfen, und die beste, die wir bis jetzt besitzen.

(Kostet in allen Buchhandlungen 1 Thlr. 4 Gr.)

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Polytechnisches Journal,

eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Mechanik, der Manufacturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft ꝛc., herausgegeben von Dr. J. G. Dingler, Chemiker und Fabrikanten.

Fünfter Jahrgang, 1824. Neuntes Heft.

Bei J. J. Bohné in Kassel sind so eben folgende interessante Schriften erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Döring, Dr. G., Freikugeln. Prosaische und poetische Schüsse in Erzählungen, Gedichten und Novellen. 8. 1824. 1 Thlr. 10 Gr., oder 2 Fl. 33 Kr. Rhein.

Humoristische Nachtwachen des ehemaligen brittischen Majors Humphry Ravelin Esq. Der zweiten Ausgabe des Originals frei nachgebildet von C. von S. 8. 1825. 1 Thlr. 20 Gr., oder 3 Fl. 18 Kr. Rhein.

Letzteres Werkchen ist insbesondere auch für den gebildeten Militair von vielem Interesse.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

Italienisches Lesebuch

oder zweckmässige Uebungen, auf eine leichte Art die italienischen Prosaisten und Dichter bald verstehen zu können. Von

Dom. Anton Filippi,

Professor der italienischen Sprache und Literatur zu Wien.

Fünfte verbesserte Auflage. Gr. 8. St. Gallen 1824. 20 Gr.

Die öfters wiederholten starken Auflagen dieses italienischen Lesebuchs zeugen genugsam für seine große Brauchbarkeit, und es kann daher mit Recht alle weitere Empfehlungen entbehren. Um die Anschaffung desselben auch weniger bemittelten Schulen zu erleichtern, haben wir bei dieser neuen Auflage den Preis desselben, uneigennützig, möglichst erniedrigt, und man wird denselben, für 19½ Bogen in gr. 8., in Vergleichung mit andern italienischen Lesebüchern, äußerst gering und billig finden.

St. Gallen, im October 1824.

Huber u. Comp.

---

was da vorzüglich zu sehen und zu bemerken ist, was vor Alters geschah und erst neulichst sich ereignete, schildert den Charakter der einzelnen Länder und ihrer Bewohner und versteht es trefflich, überall in teressante Reminiscenzen zu wecken. Er will sein Werk für ein Unterhaltungsbuch für gebildete Leser angesehen wissen, und wir können versichern, jeder Leser aus dieser Classe, der nicht blos Zeitvertreib, sondern eigentliche Unterhaltung sucht, wird solche hier in Fülle finden. *****

(Kostet in allen Buchhandlungen roh 3 Thlr., geb. 3 Thlr. 8 Gr.)

Uebersetzungsanzeige.

Von dem vor Kurzem in England erschienenen Werke:

„Italy and the Italians in the nineteenth century by A. Vieusseux" 2 vols. erscheint nächstens eine, von dem Herausgeber der „Originalien," Georg Lotz, gefertigte deutsche Bearbeitung in unserm Verlage, welches wir zur Vermeidung von Collisionen hierdurch anzeigen.

Berlin, im October 1824.

Vereins-Buchhandlung.

Nachricht.

Den geehrten Herren Abnehmern des Archivs des Apotheker-Vereins im nördlichen Deutschland zeige ich hiermit ergebenst an, daß das verzögerte Erscheinen der noch fehlenden Hefte des Jahrgangs 1824 dieser Zeitschrift einzig und allein an Herrn Varnhagen in Schmalkalden liegt, welcher schon seit geraumer Zeit fast zu diesem ganzen Jahrgange das Manuscript in Händen hat. Ich ersuche daher die geehrten Herren Abnehmer oder respect. Buchhandlungen, in dieser Angelegenheit sich allein an Hrn. Varnhagen zu wenden.

Salzuflen, im September 1824.

Dr. R. Brandes.

Zugleich verbinden wir hiemit die Nachricht, daß für das Jahr 1825 das Archiv bestimmt in unserm Verlage erscheinen wird, Alles eingeleitet ist, daß schon in der ersten Hälfte des Monats Januar 1825 das erste Heft des künftigen Jahrgangs ausgegeben werden kann, und dann dem regelmäßigen Erscheinen dieser Zeitschrift ferner nichts mehr im Wege steht, daher wir um baldige Abgabe der Bestellungen bitten.

Lemgo, im September 1824.

Meyer'sche Hofbuchhandl.

Uebersetzungsanzeige.

In unserm Verlage erscheint binnen Kurzem eine deutsche Uebersetzung von

Le Gil Blas de la révolution par Picard. 5 vols.

Josef Max u. Comp. in Breslau.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXI. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Vorläufige Ankündigung.

Unterzeichnete Buchhandlung beschäftigt sich bereits seit längerer Zeit mit der Herausgabe einer

Bibliothek classischer Romane und Novellen des Auslandes

in neuen vollständigen Uebertragungen, und ist mit diesem Unternehmen jetzt so weit vorgeschritten, daß sie die Erscheinung der ersten vier Bändchen, den Don Quixote von Cervantes in einer neuen, verbesserten Uebersetzung von D. W. Soltau enthaltend, für die nächsten Wochen ankündigen kann. Der Preis des Bändchens, in Duodez auf gutem weißen Druckpapier und geheftet, wird 12 Gr. wol nicht überschreiten, so daß der ganze Don Quixote nur 2 Thlr. bis 2 Thlr. 12 Gr. kosten wird. Jedem Romane ist außerdem noch eine Charakteristik oder Biographie seines Verfassers beigefügt. Ausführliche Anzeigen, die demnächst in allen Buchhandlungen zu erhalten sind, werden den Plan dieser Sammlung näher darlegen, die ein wahres Bedürfniß für unsere Literatur zu sein scheint, und wobei wir uns bestreben werden, Wohlfeilheit des Preises mit anständigem Aeußern und innerer Gediegenheit zu verbinden. Vorausbezahlung wird nicht verlangt; man kann aber einstweilen in allen Buchhandlungen Bestellung machen. Auf den Don Quixote wird zunächst Tom Jones von Fielding, Gil Blas von Le Sage und das Dekameron von Boccaccio folgen.

Leipzig, den 15. Octobr. 1824.

F. A. Brockhaus'sche Buchhandlung.

Die rege Theilnahme, welche den neuerlich erschienenen wohlfeilen Ausgaben von Schiller's und Klopstock's Werken durch ganz Deutschland zu Theil geworden ist, gibt einen hinlänglichen Beweis von der willigen Anerkennung alles Ausgezeichneten, das sich in unserer Literatur vorfindet, und macht es dem Einzelnen zur Pflicht, diese nach allen Kräften zu begünstigen. Ich finde mich demnach veranlaßt, auch den Preis von

J. J. Engel's Schriften

bedeutend herabzusetzen, um solche auf diese Weise ebenfalls den weniger bemittelten Bücherfreunden zugänglicher zu machen, und überlasse

ein Exemplar aller 12 Bände der in 8. gedruckten Ausgabe auf schönem geglätteten Schweizerpapier, welches bisher $58\frac{1}{3}$ Thlr. kostete, von jetzt an für	20 Thlr.
auf holländischem Schreibpapier, bisher $21\frac{1}{2}$ Thlr., für	12 = =

Nach dem Urtheile aller, welche über Literatur eine Stimme haben, nimmt unstreitig Engel, der in Deutschland zuerst zu zeigen wußte, wie man in dem angenehmsten und gefälligsten Gewande die erhabensten und schönsten Gedanken und Wahrheiten vortragen könne, unter unsern classischen Schriftstellern einen hohen Rang ein. Sein Philosoph für die Welt, eine Sammlung der belehrendsten und zugleich unterhaltendsten Aufsätze, seine Reden und ästhetischen Versuche, gehören zu den Mustern des deutschen Styls; sein Lorenz Stark ist einer von den Romanen, der das glückliche Mittel hält zwischen der flachen Sentimentalität der frühern Zeit und der breiten Nüchternheit der spätern. Engel's Mimik bleibt ein unentbehrliches Buch für den darstellenden Künstler, der in demselben eine Menge der feinsten Beobachtungen findet, und zu gleicher Zeit einen Schatz philosophischer Betrachtungen kennen lernt, welche die intellectuelle Ausbildung des denkenden Schauspielers auf das wesentlichste fördern müssen. Die hierzu gehörigen 35 Kupfertafeln von Meil sind eine für die Anschauung sehr willkommene Zugabe, und das Aeußere des Ganzen ist so, wie Engel's Name es verdient.

Berlin, im October 1824.

August Mylius.

Im Verlag der Keßelring'schen Hofbuchhandlung zu Hildburghausen hat so eben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Variationen für's Pianoforte, componirt von *Franz Stöpel.* Op. 10. Fol. 12 Gr. oder 45 Kr.

Der Name des berühmten Hrn. Verfassers ist die beste Empfehlung für dies neue schöne Kunstproduct.

Neue Schrift für Tabackfabrikanten.

Schmidt, W., Die Tabackfabrikation der Franzosen und Holländer, verbunden mit der Tabackbereitung der Deutschen; nach den neuesten Entdeckungen der Chemie und einer 20jährigen Erfahrung. Gr. 8. 2 Thlr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Es ist mir erfreulich, in Beziehung auf die früher angekündigte Ausgabe von

Joh. v. Müller's
Geschichten
Schweizerischer Eidgenossenschaft

denen, welche ein Interesse dafür haben, die angenehme Nachricht ertheilen zu können, daß diese neue Ausgabe durch ein bisher ungedrucktes Fragment aus dem literarischen Nachlasse des Verfassers eine Zugabe und daher Vorzüge vor allen frühern Ausgaben erhalten wird. Es ist dies das vollständige 4te Capitel des 5ten Buchs, nebst den dahin gehörigen Anmerkungen, und umfaßt die J. 1489—99 bis zur Erklärung des Schwabenkriegs.

Ungeachtet dieser wesentlichen Bereicherung und der dadurch vermehrten Kosten finde ich mich dennoch veranlaßt, durch die Umstände begünstigt, den früher festgestellten Preis von 5 Kronenthaler auf 4½ oder

6 Thlr. 18 Gr. Sächsisch zu ermäßigen. Eine andere Ausgabe auf feinem weißen Papier wird $5\frac{1}{2}$ Kr. Thlr., und die auf Velinpapier 7 Kr. Thlr. kosten. Der Ladenpreis wird ansehnlich erhöht werden.

Leipzig, im October 1824.

G. Reimer.

Von Bürger's sämmtlichen Werken, herausgegeben von Karl v. Reinhard, ist nunmehr auch der siebente und letzte Band bei mir erschienen. Statt aller weitern Empfehlung dieser Ausgabe berufe ich mich auf das Urtheil von Göthe, welcher in einem in der Vorrede zu diesem Bande abgedruckten Briefe an den Herausgeber sagt: „daß keine Büchersammlung eines echten Literaturfreundes auch nur in historischer Hinsicht einer so interessanten Mittheilung entbehren könne."

Der Preis dieser 7 Bände ist auf Velinpapier in 8. $5\frac{1}{2}$ Thlr. und auf schönen Velinpapier in gr. 8. . . . . $8\frac{1}{2}$ . .

Berlin, im October 1824.

C. H. G. Christiani.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gemälde

aus der Geschichte des ottomannischen Reichs,

herausgegeben von Belmont. 4 Bände. 8. Preis eines jeden Bandes 20 Gr. 1824.

Der Verfasser, welcher unter Benutzung selten gewordener Quellen und Handschriften eine gedrängte Darstellung des ottomannischen Reichs, seines Emporsteigens und seines Verfalls, eine kurze, aber genaue Charakteristik seiner Herrscher, des Volkscharakters und in anziehenden Erzählungen seine wichtigsten Epochen liefert, wird gewiß den gebührenden Beifall erlangen.

So eben ist bei L. Oehmigke in Berlin erschienen:

Castaing, der zweifache Giftmischer; nach französischen Actenstücken bearbeitet vom Dr. L. Hoffmann. Gr. 8. Preis 1 Thlr. 6 Gr. Cour., oder 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Der Gegenstand dieses Werks ist von solcher Wichtigkeit, daß er ohne Zweifel das Interesse des gesammten gebildeten Publicums in Anspruch nimmt. Sowol der Psychologe, als der Jurist werden hierin Stoff zu mannichfaltigen Betrachungen finden, und da dasselbe seinem Inhalte, wie seiner Sprache nach, eine sehr angenehme Unterhaltung gewährt, der Preis auch mäßig gestellt ist, so wird es hiermit zur Anschaffung in Leihbibliotheken sehr empfohlen.

In allen Buchhandlungen ist zu finden:

L'ami des enfans et des adolescens, par Berquin. Accomp. de l'explication des mots et phrases en faveur de la jeunesse allemande. Par Dr. *J. H. Meynier*. 2 tomes. Nouv. édition. 8. St. Gall. 1824. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein leichteres, zweckmäßigeres und angenehmeres Hülfsmittel zur unentbehrlichen Erlernung der französischen Sprache, für die deutsche Jugend, als dieser längst überall bekannte und beliebte Berquin'sche Kinderfreund, dürfte wol, ohne andern Lehrbüchern nahe treten zu wollen, nicht vorhanden sein. Der Gebrauch und die Einführung desselben in vielen Schulen Deutschlands, haben diese 4te Auflage nothwendig gemacht, und auch

sie ist von dem hochgeschätzten Hrn. Herausgeber, Verfasser mehrer franz. Lehrbücher, auf's Neue revidirt, verbessert und mit erleichternden Noten vermehrt worden.

St. Gallen, im October 1824.

Huber u. Comp.

Bei J. F. Hammerich in Altona ist erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Brasilien
als unabhängiges Reich,
in historicher, merkantilischer und politischer Beziehung, geschildert
vom
Ritter von Schäffer, Dr.,
Major der k. brasilischen Ehrengarde etc. etc. etc. Altona, 1824.

Ohne Zweifel eins der trefflichsten Werke, welches die letzte Messe lieferte. Ein mit den gründlichsten Kenntnissen und reifer Erfahrung ausgestatteter Mann, der weiter in der Welt gekommen ist, wie vielleicht jemals ein deutscher Gelehrter, spendet in demselben, von Wahrheitsliebe beseelt, seine vielseitigen Ansichten über die Entwickelung eines südamerikanischen Reichs, dessen Unabhängigkeit für alle europäischen Staaten, nach den öffentlichen Zeugnissen grosser Staatsmänner, von höchster Wichtigkeit ist. Die Inhaltsanzeige verbürgt bei jedem Unbefangenen den ausgezeichneten Werth dieses Werks, und wir fügen nur hinzu, dass es in einer höchst lebendigen, oft feurig beredten Sprache, die es für Jeden zu einer anziehenden Lecture macht und die Aufmerksamkeit fortwährend fesselt, geschrieben ist.

Inhalt: Zueignung an I. M. Maria Leopoldine, Kaiserin von Brasilien. Vorwort. 1ster Abschn.: Des Verfs. dreimaliger Aufenthalt und Reisen in Brasilien. 2ter Abschnitt: Brasilien, wie es war. 3ter Abschnitt: Brasiliens Fortschritte in der Civilisation und dessen Streben nach Unabhängigkeit. 4ter Abschnitt: Historische Darstellung der Ereignisse in Brasilien nach der Abreise des Königs Joa VI. am 26. April 1821. Nebst (sorgfältig übersetzten) Actenstücken 5ter Abschnitt: Brasilien, als unabhängiges Reich unter Pedro I., gleichfalls mit Actenstücken. Die hier erzählten Begebenheiten gehen bis zum Schlusse des Jahrs 1823. 6ter Abschnitt: Uebersicht der Bestandtheile des brasilianischen Reichs und Vergleichung desselben mit andern Reichen, namentlich mit Oestreich und Russland. 7ter Abschnitt: Brasiliens Handel und Aussichten für denselben. 8ter Abschnitt: Brasiliens Landwirthschaft und Aussichten für dieselbe. 9ter Abschnitt: Brasiliens industriöser Erwerbfleiss und Aussichten für denselben. 10ter Abschnitt: Brasiliens Unabhängigkeit in Beziehung auf Portugal und dem übrigen Continentalsystem Europas. 11ter Abschnitt: Brasiliens Unabhängigkeit in Beziehung auf die übrigen amerikanischen Staaten und auf Grossbritannien. 12ter Abschnitt: Schilderung des Lebens und der Sitten der Brasilier (häusliches Leben des Kaisers und der Kaiserin). 13ter Abschnitt: Die Auswanderung nach Brasilien und Winke für solche, die dahin auswandern möchten. 14ter Abschnitt: Beweis, dass es unmöglich ist, Brasilien wieder zu einer abhängigen Colonie zu machen.

Anhang: Wörtlich getreue Uebersetzung des Constitutions-Entwurfs vom 11ten December 1823, der jetzt allgemein in Brasilien angenommen und im März dieses Jahrs vom Kaiser beschworen ist.

In der Schweighauser'schen Buchhandlung in Basel ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu beziehen:

Briefe über Religion an Bettina.

Von

C. G. Pfeffel.

Ord. Papier. 11 Gr., Schreibpap. 15 Gr., Velinpap. 22 Gr.

Jedem Freunde der Literatur und Religion, besonders aber den zahlreichen Freunden und Zöglingen des verehrten Verfassers, muß die endliche Herausgabe dieses Werkchens erwünscht sein. Der Zweck des ehrwürdigen Greises ging dahin, einen dem kindlichen Gemüthe faßlichen und angemessenen Religionsunterricht für einen geliebten Zögling zu schreiben; wie schön derselbe dieses Ziel erreicht, wird jeder Leser mit Vergnügen erkennen. Seiner Bestimmung zufolge eignet sich das Werkchen also hauptsächlich zum Geschenke an junge Töchter, und wird gewiß Jedem eine angenehme Gabe sein. Dasselbe ist im gleichen Format, wie die früher erschienenen Versuche, gedruckt, und für die Besitzer derselben auch ein Titel als Supplementband beigelegt.

Neue schöngeistige Schriften.

Weisflog, C., Phantasiestücke und Historien. 4 Theile, 5 Thlr. 6 Gr. sind so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben.

Desgleichen:

Salvator Rosa und seine Zeit, aus dem Engl. der Lady Morgan von Th. Hell. 2 Theile. 2 Thlr. 6 Gr.

Laun, Fr., Myrthenzweige. Die ersten drei. 8. Velinpap. 1 Thlr.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen sind folgende sehr empfehlungswerthe Bücher zu haben:

Aufstand der christlichen Nationen in der europäischen Türkei. Nach dem Franz. des Gaudin. 8. 1823. 12 Gr.

Diesterweg, F. A. W., Dr. der Philosophie und Director der königl. Schullehrer-Bildungsanstalt zu Meurs, Leitfaden für den ersten Unterricht in der Formen-, Größe und räumlichen Verbindungslehre, oder Vorübungen zur Geometrie. Für Schulen. Mit Steintafel. 4. 1822. 16 Gr.

Ennemoser, J., Dr. und Professor der Medicin an der Universität zu Bonn rc., Historisch-psychologische Untersuchungen über den Ursprung und das Wesen der menschlichen Seele überhaupt, und über die Beseelung des Kindes insbesondere. Gr. 8. 1824. 18 Gr.

Eschweiler, Fr. G., De fructificatione generis Rhizomorphae commentatio. Acced. novum genus Hyphomycerum. Cum tab. aen. Gr. 4. 1823. 12 Gr.

Gieseler, Dr., und Dr. Lücke, Zeitschrift für gebildete Christen der evangelischen Kirche, in Verbindung mit dem Herrn Consistorialrath Dr. Augusti ꝛc. 4 Hefte. 2 Thlr. 18 Gr.

Radlof, Dr. J. G., Professor in Bonn, Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Deutschen. Gr. 8. 1822. 2 Thlr.

Schwenk, Konrad, Etymologisch-mythologische Andeutungen, nebst einem Anhange von Professor Fr. Gottl. Welcker. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr.

Stein, G. W., Dr. und Prof., Die Lehranstalt der Geburtshülfe zu Bonn, ihr Anfang und Fortgang, ihre Hülfsmittel ꝛc., ihre Erfahrungen und Lehren, ihre Theilnahme am Fache nahe und fern. Mit 2 Kupfern. Gr. 8. 1824. 1 Thlr. 6 Gr.

— — Lehre der Hebammenkunst; aufgestellt, mit Rücksicht auf Aerzte wie Nichtärzte, welche die Ausübung beurtheilen möchten. Mit 2 Kupfern. 8. 1823. 20 Gr.

König Periander und sein Haus. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von K. Immermann. Gr. 8. 1823. 16 Gr.

Christliche Gesänge zum Gebrauch bei der öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung evangelischer Gemeinden. 4 Gr.

H. Büschler in Elberfeld.

Bei Gödsche in Meißen ist so eben erschienen:

Dr. A. C. Serrius,

Das Wort des Herrn

in Stunden des Gebets und der Erbauung, mit Morgen- und Abendgebeten. Mit einem Christuskopfe. 8. 12 Gr. oder 54 Kr. Rhein.

Gersdorf, W. v., Der Zigeunerraub, oder die thüringischen Waffenbrüder, ein historischer Ritterroman aus den Zeiten des Bauernkriegs im 16ten Jahrhundert. Zwei Theile mit einem Kupfer und zwei Vign. 8. 1 Thlr. 14 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Graser, Dr. J. B., Ueber die vorgebliche Ausartung der Studirenden in unserer Zeit. Betrachtungen und Vorschläge, veranlaßt durch die neuesten Nachrichten über Studentenvereine. Aeltern, Lehrern und Vorständen zur Beherzigung. Gr. 8. Broch. Hof, bei G. A. Grau. Preis 20 Gr. Sächs. oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein.

In dieser Schrift hat es der, in der literarischen Welt durch seine frühern auf Jugendbildung abzweckenden Werke, rühmlichst bekannte Herr Verfasser versucht, die Veranlassungen zu den möglichen Verirrungen der studirenden Jugend in unserer Zeit von mehr als einer Seite darzustellen und die Mittel an die Hand zu geben, wie diesem Uebel am zweckmäßigsten abzuhelfen sei. Er war hierzu um so mehr berufen, da sein Wirkungskreis als Kreis-Schulrath ihn während einer Reihe von Jahren diejenigen Erfahrungen machen ließ, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, die noch immer herrschenden Mängel an Schulen und Gymnasien zu beleuchten, und vor denselben zu warnen.

Diese Schrift wird daher sowol den Männern, welchen die oberste

Leitung des Schul- und Erziehungswesens anvertraut ist, als auch den Rectoren der Universitäten, Lyceen und Gymnasien, so wie sorgsamen Aeltern und Allen, welchen das Wohl der Jugend und das Glück der Menschheit am Herzen liegt, eine interessante Erscheinung sein, besonders da sie ihren Gegenstand vielseitig und mit Rücksicht auf die Vorgänge in der neuesten Zeit behandelt.

---

thes unverarbeiteter Hölzer. Auf allerhöchsten Befehl entworfen. Zweite verbesserte Auflage. Broch. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Anweisung zur Waldwerthberechnung. Zweite verbesserte Auflage. 1 Thlr.

— — Anweisung zum Waldbau. Dritte verbesserte Auflage. 2 Thlr.

— — Anweisung zur Forsteinrichtung und Abschätzung (Taxation), 1 Thlr. 4 Gr.

— — Hülfstafeln dazu. 1 Thlr.

— — die Verbindung des Feldbaus mit dem Waldbau, oder die Baumfeldwirthschaft. 1ster Band in 4 Heften. 2 Thlr. 8 Gr.

Verlags- und Commissionsbücher der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg 1824.

Boston-Whist-Tabelle. 4. 2 Gr.

Kartenlegerin, die kleine, oder Kunst aus Karten wahrzusagen, ein Unterhaltungsspiel für frohe Gesellschaften. Fünfte Auflage. 16. 4 Gr.

Koch's, J. F. W., tausendjähriger Kalender, zum schnellen und sichern Auffinden aller kirchlichen Feste und Wochentage jedes Jahrs in diesem Zeitraum. Gr. 8. Geheftet. 8 Gr.

Dessen zwei-, drei- und vierstimmig gesetzte Chorgesänge zu der in dem preuß. Staate angeordneten Liturgie, in Ziffern, 4. 6 Gr., dieselben in Noten, 4. 8 Gr.

Kochbuch, Magdeburgisches, oder Unterricht für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung selbst besorgen will. 1ster Band. Neue vermehrte Auflage, nebst einem vollständigen Sachregister über alle 3 Bände dieses Werks. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Desselben Werks 2ter Band. 8. 1 Thlr.

Desselben Werks 3ter Band 8. 1 Thlr.

Lieder für Soldaten, mit Melodien. Gr. 8. 1½ Gr.

Liedertafel. Eine Sammlung von Liedertexten, von denen Compositionen für 4 Männerstimmen existiren. 16. 8 Gr.

Nagel, Dr. F. G., Die Schule der Verstandesübungen, für Bürger- und Landschulen. 3ter und letzter Theil (alle 3 Theile, 66 Bogen stark, kosten 2 Thlr. 12 Gr.), nebst einer kurzen Theorie der Denkübungen und der Muttersprache, als geistiges Bildungsmittel betrachtet. 8. 1 Thlr.

Dasselbe Buch ohne die kurze Theorie ꝛc. unter dem Titel:

Sammlung zweckmäßiger Epigramme, Räthsel und anderer Spiele des Witzes und des geschärften Nachdenkens, zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die reifere Jugend, herausgegeben von Dr. F. G. Nagel. 8. 22 Gr.

Appart ist auch zu bekommen:

Nagel, Dr. F. G., Ueber Verstandesübungen und den Unterricht in der Muttersprache, als Bildungsmittel der Erkenntnißkräfte, eine theoretische Zugabe zur Schule der Verstandesübungen. 8. 4 Gr.

Nicolai, C. A., Vorlegeblätter zur Erlernung einer einfachen und leichten Handschrift; für Landschulen. 1stes Heft 4. 6 Gr.

Oppermann, Das Armenwesen und die milden Stiftungen in Magdeburg. Vierte Nachricht, vom Jahr 1822. 8. 1 Thlr.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXII. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Gemälde der physischen Welt
oder
unterhaltende Darstellung
der
Himmels- und Erdkunde.
Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet
von
Johann Gottfried Sommer,
Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag.
Fünfter Band.
Geschichte der Erdoberfläche.
Mit fünf Kupfertafeln, 1825. Gr. 8. Stark 28 Bogen.
Preis 1 Thlr. 16 Gr.

1. Bd. (Das Weltgebäude.) Mit 11 Kupfertafeln. 1819. Stark 29 Bogen. . . . . Preis 2 Thlr. 20 Gr.
2. — (Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 14 Kupfertafeln. 1821. Stark 32½ Bogen. . . . . 3 — 6 —
3. — (Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers.) Mit 9 Kupfertaf. 1823. Stark 35 Bogen. . . . . 3 — — —
4. — (Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel.) Mit 4 Kupfertafeln und 2 Steinabdrücken. 1824. Stark 26½ Bogen. . . . . 1 — 16 —

Es würde überflüssig sein, dieses vortreffliche Werk, über dessen Werth sich nicht nur die zahlreichen Abnehmer, sondern auch die gelesensten und berühmtesten öffentlichen Blätter des In- und Auslands ausgesprochen haben, noch weitläufig empfehlen zu wollen. Man begnügt sich daher mit der Anzeige, daß so eben der fünfte Band dieses Werks vollendet und an alle Buchhandlungen versendet worden sei. Er umfaßt einen Gegenstand, welcher unter das Anziehendste gehört, was das Nachdenken jedes Gebildeten aufzuregen vermag, nämlich die Geschichte der muthmaßlichen Entstehung und Ausbildung der jetzigen Oberfläche des Erdkörpers. Der Hr. Verfasser hat Alles, was über diesen merkwürdigen Gegenstand in der neuesten Zeit beobachtet

und geschrieben worden ist, sorgfältig durchgegangen und die Ausbeute dieser Forschungen in dem vorliegenden Bande seines Werks niedergelegt. Der Leser wird hier über die ursprüngliche Entstehung der Erdrinde aus dem Wasser, über die Art, wie sich die ersten Schichten derselben gebildet haben, über die Zerstörungen, welche das neue Gebilde bald wieder erleiden mußte, so wie über die Entstehung der spätern Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsmassen, über die zahlreichen lebendigen Geschöpfe, deren Ueberreste wir noch jetzt im Schoße der Gebirge vorfinden, über den Untergang ganzer Länder und Inseln, über die Sagen der alten Völker von einer großen Flut, über das angebliche hohe Alter des Menschengeschlechts und über die vornehmsten Hypothesen, welche die Weisen aller Zeiten über die Entstehung der Erde gehabt haben, auf's klarste und unterhaltendste belehrt werden. Fünf Kupfertafeln, welche Abbildungen von Gebirgsdurchschnitten und merkwürdigen Versteinerungen enthalten, dienen eben so sehr zur Verdeutlichung als zur Zierde des Ganzen.

Der sechste und letzte Band (Allgemeine Uebersicht der organischen Welt) erscheint binnen Jahresfrist.

Erschienen und versandt ist:

Annalen der Physik und Chemie. Herausgegeben zu Berlin von *J. C. Poggendorff.* Ersten Bandes viertes Stück, oder Jahrgang 1824, Stück acht (der ganzen Folge der Annalen 77ster Band viertes Stück). Gr. 8. Mit zwei Kupfertafeln.

Enthaltend: 1) Berzelius, Einige Versuche mit dem Uranoxid und dessen Verbindungen; 2) Wernekinck, Ueber den Sideroschisolith von Conghonas do Campo in Brasilien; 3) Bischof, eine auffallende Erscheinung, welche gewisse Glassorten darbieten, wenn sie längere Zeit im luftverdünnten Raume der Luftpumpe stehen; 4) Anweisung zur Errichtung der Blitzableiter in Frankreich; 5) Programm der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem für das Jahr 1824; Winkler's meteorologisches Tagebuch der Sternwarte zu Halle, Monat August.

Leipzig, am 20. October 1824.

Joh. Ambr. Barth.

Bei uns sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Robert, Ludw., Kassius und Phantasus oder der Paradiesvogel. Eine erzromantische Komödie mit Musik, Tanz, Schicksal und Verwandlungen, in drei großen und drei kleinen Aufzügen, nebst einer empfehlenden Vorrede von dem berühmten Hunde des Aubry. (Persiflage jetzigen Zustandes der Bühnen ist der Stoff, in geistreicher und origineller Weise ausgeführt, und diese Komödie gefiel auf den Theatern zu Wien, Karlsruhe u. s. w. auch in der Darstellung.) 20 Gr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von Karl v. Holtei. Vierter Jahrgang, für 1825. 1 Thlr. 16 Gr. Inhalt: Die Fledermäuse oder: „Klug soll leben!" Schwank von C. Lebrün. — Er wird zur Hochzeit gebeten, oder die Nichtig n. Lustspiel von Ludwig Robert. — Die Sonntagsperücke. Posse von Sessa (Verf. von „Unser Verkehr" u. s. w.). — Der Oberrock. Drama von Bärmann.

— Die Wiener in Berlin. Liederposse von Karl v. Holtei. — Das Kinderspiel oder die vernünftigen Leute. Lustspiel von Karl Schall. (Dieser Jahrgang zeichnet sich vor jedem frühern aus, wie denn überhaupt der Herausgeber sich immer mehr beeifern wird, gute deutsche Originalstücke in diesem Jahrbuch zu sammeln.)

Berlin, im October 1824.

Vereins-Buchhandlung.

Cours de Style diplomatique, réd. p. H. Meisel. Tome II. 8. Br. 3 Thlr.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Der erste Band kostet 2 Thlr. 6 Gr. und mithin das ganze Werk 5 Thlr. 6 Gr.

Dresden, d. 15. Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandl.

Bei Friedrich Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben
Ferdinands des Siebenten,
Königs von Spanien.
Aus dem Englischen
des Michael J. Quin
übergetragen
von
Friedrich Ritter.
Mit Ferdinands Bildniß.
Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr. 12 Gr.

Dieses, aus sichern Quellen geschöpfte und mit Urkunden belegte Werk eines spanischen Rechtsgelehrten, gibt nicht nur die hellsten Aufschlüsse über den Charakter und die Handlungen des gegenwärtigen Königs von Spanien, sondern berichtet auch Alles getreu, was sich mit demselben vor und auf seiner Reise nach Valencia, und von seinem Aufenthalte daselbst, bis zum Ausbruche der spanischen Revolution, zugetragen hat.

Indem es mit eben so viel Freimuth als Unparteilichkeit und Wahrheit die Umgebungen des Monarchen schildert und von manchen Begebenheiten die geheimsten Triebfedern aufdeckt, beleuchtet es die Ereignisse eines Landes, welches seit mehr als einem Jahrzehend die Aufmerksamkeit aller Politiker auf sich gezogen hat, und liefert somit merkwürdige Materialien für einen künftigen Geschichtschreiber der jetzigen Zeit.

Nachricht wegen Kraft's deutsch-lateinischem Lexikon.

Der zweite Band wird wegen größerer als vermutheter Stärke erst Anfang Decembers und damit die zweite sehr stark vermehrte Ausgabe beendet, was jetzt bestimmt übersehen werden kann. Bis zum Erscheinen gilt zwar der billige zweite Pränumerationspreis von 5 Thlr. oder 9 Fl. Rhein. (wobei die sechsten und bei 15 die fünften Exemplare bei mir frei gegeben werden), wird jedoch nur den bis Ende November gemachten Bestellungen garantirt, sowie die Aufnahme in das Pränumerantenverzeichniß. Sogleich mit Erscheinen tritt (wie ich es stets halte) der Ladenpreis ein.

Leipzig, Ende Octobers 1824.

Ernst Klein's Comptoir.

bedarf, eine systematisch geregelte und gehaltreiche Uebersicht der wichtigsten und nothwendigsten Lehren und Vorschriften für Jugendbildung. Die Grundsätze sind einfach, faßlich, anwendbar und die Frucht einer wohlgereiften, nach wissenschaftlichen Principien geläuterten Erfahrung. Wer den Werth und die Schwierigkeiten der über das leibliche und geistige Wohl des Menschen so viel entscheidenden Familienerziehung kennt, wird die Erscheinung eines Buchs, welches zur Verbreitung besserer Einsichten und zur Verdrängung einer Menge pädagogischer Gebrechen dienen soll, nicht überflüssig finden.

Marburg, im October 1824.

Dr. Käppel.

Den Druck und Verlag des obigen Werks, das im Manuscript den Beifall achtungswerther competenter Männer erhielt, habe ich übernommen, und werde für ein anständiges Aeußere bestens sorgen.

Der Subscriptionspreis bis Ende Januar 1825 ist 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein. Der Ladenpreis wird 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein. sein.

Sammler, welche wenigstens 6 Exemplare nehmen und bezahlen, und sich direct an mich wenden, erhalten bei freier Lieferung bis Frankfurt und Leipzig ein 7tes für ihre Bemühung.

Marburg, am 20sten October 1824.

Ch. Garthe.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Abhandlungen
aus dem
Gebiete der gesammten Akologie,
zur Begründung eines Systems derselben;
von
Julius Vinzenz Krombholz,
Doctor der Medicin und Chirurgie und kaiserl. königl. ordentl. öffentl. Professor der Staatsarzneikunde an der Universität zu Prag.

Erster Theil.

Mit 9 lithographirt. Tafeln. 1825. Gr. 4. Stark 54 Bogen.
Preis 6 Thlr.

Der als praktischer Arzt und öffentlicher Lehrer gleich geschätzte Hr. Verfasser dieses Werks vermißte während einer Reihe von Jahren, wo er die mit seinem Lehramte der chirurgischen Pathologie verbundenen Vorträge über Akologie zu halten hatte, in Hinsicht dieser letztern nur zu sehr die nöthigen Hülfsmittel, besonders im Gebiete der überall nur bruchstückweise und im Auszuge bearbeiteten Instrumenten- und Maschinenlehre. Dies bewog ihn, die in den Werken aller Zeiten und Völker zerstreuten Materialien mit großem Kosten- und Zeitaufwande zu sammeln, zu ordnen, zu beschreiben, abzubilden und zu beurtheilen, jedoch nur in der Absicht, das Gesammelte zur Vervollständigung seiner eigenen öffentlichen Vorträge zu verwenden. Indessen drängte sich ihm bald die Ueberzeugung auf, daß die Bekanntschaft damit überhaupt Jedem, der sich der Operativ-Chirurgie und der damit verbundenen Akognosie widmet, nützlich sein müsse. Daß das Bestreben des Hrn. Verfassers, aus dessen Feder nur Gediegenes fließt, durch den Beifall des mit dieser Wissenschaft vertrauten Publicums sowol, als durch den

des erhabenen Gründers des akologischen Lehramts auf den k. k. östreichischen Universitäten, dessen Namen das Werk an der Stirn trägt, werde gekrönt werden, läßt sich mit Zuversicht voraussagen, und so glaubt denn auch die Verlagshandlung, sich an das alte Sprichwort, daß ein guter Wein keines Kranzes bedürfe, erinnernd, zur Empfehlung dieses vortrefflichen Werks nichts weiter, als das Verzeichniß seines reichen Inhalts hier beifügen zu dürfen:

1. Das Allgemeine und Specielle der Lehre von den Turnikets auf 120 Quartseiten, welcher Gegenstand nirgends in diesem Umfange behandelt wurde und eine Menge noch unbekannter Maschinen mittheilt; 2. von den scharfen Instrumenten, und zwar: a. die Geschichte, Literatur, das Allgemeine und Spezielle von den Lanzetten auf 40 Q. S. b. Bisturis auf 50 Q. S. c. Skalpellen auf 74 Q. S. d. Messern auf 4 Q. S. e. Scheeren auf 56 Q. S. f. Nadeln auf 26 Q. S. g. Feilen auf 3 Q. S. h. Trokars auf 9 Q. S. i. Meiseln auf 3 Q. S. k. Schabern auf 1 Q. S. l. Sägen auf 18 Q. S.

Neun Tafeln in Folio enthalten sehr deutlich und rein lithographirte Abbildungen von 780 Instrumenten und Maschinen, auf die Hälfte verjüngt. Auch das Werk selbst ist correct und sauber gedruckt.

Schriften über Homöopathie, für Aerzte und Nichtärzte.

Vom Dr. S. Hahnemann sind nunmehr wieder neu vermehrt und verbessert erschienen:

Hahnemann, S., Organon der Heilkunst. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Velinpap. 2 Thlr. Dasselbe in französischer Sprache, übersetzt von H. v. Brunnow. Gr. 8. 2 Thlr.

— — reine Arzneimittellehre. 2ter Band, mit einer Abhandlung: Geist der homöopathischen Heillehre. 2te vermehrte Auflage. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Die 2te verbesserte Auflage des Ersten Bandes erschien im vorigen Jahre und kostet ebenfalls 2 Thlr. 12 Gr.

Diese Schriften sind in allen Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bücheranzeige.

Ueber deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter, besonders über die Verfassung von Freiburg im Breisgau, verglichen mit der Verfassung von Köln. Von E. Th. Gaupp, Prof. an der Universität zu Breslau. 8. Jena, Frommann. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Obige Schrift über einen der interessantesten Gegenstände der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte führt auf dem Wege strenger historischer Untersuchung zu Resultaten, deren Wichtigkeit zu bezeichnen die Bemerkung genügt, daß der Herr Verfasser darin eine ganz neue Ansicht über das alte Burggrafenamt und die römisch-deutschen Städte entwickelt, dann aber auch die von dem berühmten Eichhorn neuerdings über das Wort „Weichbild" vorgetragne Meinung sammt der darauf gegründeten

Theorie über den Ursprung der deutschen Stadtverfassung mit geschichtlichen und grammatischen Gründen bestreitet.

Bei Friedrich Franckh in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Memoiren über die Kriege des Kaisers Napoleon in Europa seit 1796 bis 1815. Erster bis vierter Band, enthält: Feldzug des Kaisers Napoleon in Deutschland im Jahre 1809 nebst den besondern Operationen der Armeecorps in Italien, Polen, Sachsen, Neapel und Walcheren. Vom General Pelet, nach seinem ausführlichen Tagebuche, nach seinen bei der Armee auf Befehl angestellten Untersuchungen, und der Correspondenz Napoleons mit dem Major-General etc. etc., mit Belegen und vielen bisher ungedruckten Actenstücken.

Eine nothwendige Ergänzung des Memorial
des
Grafen Las Cases.
Aus dem Franz. übersetzt
von
General J. von Theobald.
Erster u. zweiter Band. Gr. 8. Brosch. 3 Thlr. 21 Gr. S.

Das Werk ist so eben in Paris und gleichzeitig in einer vorzüglichen deutschen Uebersetzung erschienen. Es ist das Wichtigste und Gediegenste, was bis jetzt über das Leben und über die Regierung dieses als Feldherr und Staatsmann gleich außerordentlichen Mannes erschienen ist, und ist deswegen für den Militair, Staatsmann und Diplomaten gleich wichtig.

Schützensystem der Reuterei
von
General Graf v. Bismark.
Gr. 8. Broschirt. 1 Thlr. 8 Gr. Sächs.

Zur Empfehlung dieses Schützensystems reicht der Name des in ganz Deutschland gleich berühmten Herrn Verfassers hin, um die Aufmerksamkeit jedes mit seiner Waffe vertrauten Reuteroffiziers auf sich zu ziehen.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Erinnerungen an Spanien,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.
Mit einzelnen Beziehungen auf den gegenwärtigen Krieg, herausgegeben von Belmont. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

Zur Empfehlung dieser Schrift braucht blos angeführt zu werden, daß der Verfasser derselben, dessen angenehm unterhaltende, lebhafte Manier bereits aus mehren literarischen Produkten rühmlichst bekannt ist — mehre Jahre in Napoleons Heeren an dem Kampfe in dieser Halbinsel thätigen Antheil genommen. Kurze gedrängte Uebersicht des Landes, treue unparteiische Schilderung des Charakters der Bewohner, Zeichnung berühmter Häuptlinge, Darstellung des Guerillaskriegs, diäte-

tische Winke für dortige Krieger fremder Nationen, anziehende Anekdoten, sind darin in einem lebhaften Style vorgetragen, daher denn auch dieses Werkchen, welches noch überdies ein elegantes Aeußere darbietet, gewiß Jedem eine angenehme Unterhaltung verschaffen wird. Sein innerer Gehalt sichert ihm eine längere, als blos ephemere Existenz, da Niemand es gelesen zu haben bereuen oder es gähnend aus der Hand legen wird.

An Gartenfreunde und Botaniker.

Den vielen neuen Entdeckungen zur Folge und dem Wunsche zahlreicher Botaniker und Gartenfreunde gemäß, muß Herr Professor Dietrich die Nachträge zu seinem vollständigen Lexikon der Gärtnerei und Botanik fortsetzen. Der erste Band dieser neuen Folge ist bereits unter der Presse, und man kann in jeder Buchhandlung Bestellung darauf machen, auch daselbst die ältern Theile des Werks noch im Subscriptionspreise erhalten, nämlich alle zwanzig für 45 Thlr., oder einzelne für 2¼ Thlr.

Die Verleger, Gebrüder Gädicke in Berlin.

Bei Joh. Fr. Gleditsch in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben (Preis 2 Thlr., in Maroquin 3 Thlr. 18 Gr.):

Taschenbuch zum geselligen Vergnügen für 1825.

Mit 12 Kupfern und Musik.

Inhalt: Der neue Pygmalion, Novelle von K. Immermann; *die* Deportirten, von L. Schefer; der Apollo von Belvedere, von Fr. von Gaudy. — Gedichte von W. Müller, W. Gerhard, Fr. Rückert, Castelli, Halirsch, Kühnel, Petrik, Seidel, Wendt u. A. m.

Die vollständige Folge dieses Taschenbuchs 1791—1824, oder 33 Jahrgänge, herausgegeben von W. G. Becker, Fr. Kind und A. Wendt, kostet neu gebunden mit Goldschnitt 22 Thlr. 16 Gr.; die neuesten vier Jahrgänge 1821—1824 besonders, mit Beiträgen von H. Clauren, L. Tieck, Helmina von Chezy u. A. m., zusammen genommen kosten anstatt 7 Thlr. 8 Gr. nur 2 Thlr. 16 Gr.

Binnen Kurzem wird in meinem Verlage erscheinen:

Anweisung zum zweckmäßigen Gebrauche der natürlichen und künstlichen Mineralwässer von Karlsbad, Marienbad, Eger, Ems, Pyrmont und Spaa

von

Dr. Friedrich Ludwig Kreysig,

königl. sächs. Hofrath und Leibarzt rc.

Der Herr Verfasser gibt hierin eine Bearbeitung und weitere Ausführung des über diesen Gegenstand für England herausgegebenen Werks, das vor einigen Monaten in London erschienen ist.

Leipzig, 1. November 1824. F. A. Brockhaus.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXIII. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

In unserm Verlage sind so eben nachstehende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslands zu beziehen:

Bremser, J. G., Icones Helminthum, Systema Rudolphii entozoologicum illustrantes. Fasciculus 3ius et ultimus. Fol.

Hiermit ist nun dieses Werk, für dessen Trefflichkeit schon der Name des Hrn. Verfassers Gewähr leistet, beschlossen. Um den Herren Gelehrten noch den Ankauf desselben zu erleichtern, soll der bisherige Pränumerationspreis von 12 Thlr. Sächs., oder 21 Fl. 36 Kr. Rhein. für das ganze Werk in 3 Heften noch bis zu Ende dieses Jahrs fortbestehen, wo sodann aber ein erhöhter Ladenpreis eintritt. Die schönen naturgetreuen Zeichnungen der darin abgebildeten Gegenstände, sowie die vorzüglich gut gestochenen und fein illuminirten Kupfer, werden gewiß jeden Kenner befriedigen, weshalb wir uns auch alles weitern Lobes hierüber enthalten.

Frank, Joh. Pet., Opuscula posthuma, videlicet:

I. Dissertatio de clavis pedum caute secandis.

II. Oratio academica de vita brevi, arte veró longa Hippocratis.

III. Interpretationum clinicarum fragmentum.

IV. Epitomes de curandis hominum morbis pars ab Josepho filio nunc primum edita, cum 6 tabulis aëneis. 8 maj. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Es bedarf nur der Anzeige des vorstehenden Werks, um das medicinische Publicum auf die Erscheinung der hinterlassenen Schriften des verewigten Hrn. Verfassers aufmerksam zu machen, welchen von vielen Seiten mit großem Verlangen entgegen gesehen wurde. Der Name eines so berühmten Mannes bürgt schon für die Trefflichkeit des Buchs, und die von dessen Sohne, dem Hrn. Staatsrath Josef Frank, veranstaltete Herausgabe dieser Werkchen, der auch als Schriftsteller dem gesammten medicin. Publicum rühmlichst bekannt ist, kann nur noch mehr zu dessen Empfehlung beitragen.

Graumann, G. J. M., Kurze Darstellung der heilsamen Wirkungen der Heilquellen in Kaiser Franzensbad bei Eger und Anleitung zum Gebrauche derselben. 8. Geh. 16 Gr. oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Durch den plötzlich erfolgten Tod des Hrn. Verfassers ist vorstehendes Buch, welches schon vor einigen Jahren gedruckt wurde, bisher noch nicht in's Publicum gekommen, wir glauben daher durch die Bekanntmachung desselben allen denjenigen, welche dieses Bad besuchen, einen angenehmen Dienst zu erweisen.

Pessina, I. I., Ueber die Erkenntniss des Pferdealters aus den Zähnen. Mit 9 Kupfertafeln und einer Tabelle. Neue unveränderte Ausgabe. Gr. 4. Geh. 2 Thlr. 16 Gr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Auch die Erscheinung dieses Werks, welches schon seit dem Jahre 1811 im Drucke herausgekommen ist, konnte der Hr. Verfasser leider nicht erleben. Alle Materialien dazu, die er auf höchsten Befehl Sr. k. H. des Erzherzogs Karl sammelte, waren aber noch bei seinen Lebzeiten geordnet, und das Buch wurde in den k. östreich. Staaten mit ungetheiltem Beifall aufgenommen. Mit Vergnügen haben wir uns daher dem uns ertheilten Auftrage, dasselbe auch im Auslande bekannt zu machen, unterzogen, und dies um so mehr, da wir der festen Ueberzeugung sind, daß es unstreitig eins der geschätztesten Werke ist, welches über diesen, allen Herren Cavallerie-Officieren, Thierärzten und Roßtäuschern so interessanten Gegenstand, bis auf die neuesten Zeiten im Drucke erschien.

Petri, B., Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angrenzenden Länder mit besonderer Hinsicht auf die zu beobachtende Pflege und Wartung der Merinos und Charakterisirung derselben. Ein vollständiges praktisches Handbuch, welches diese Wissenschaft in ihrem neuesten Standpunkte nach Grundsätzen, die sich auf Natur und Erfahrung stützen, aufstellt, für Guts- und Schäfereibesitzer, Beamte und Schäfer. Mit 20 Kupfertafeln. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Theile in 3 Abtheilungen. Gr. 8. 6 Thlr. 16 Gr., oder 12 Fl. Rhein.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, alle Herren Oekonomen und Gutsbesitzer auf die Erscheinung des ersten Bandes dieses schon so lange sehnlichst erwarteten Buchs aufmerksam zu machen. Der zweite Theil, welcher aus 2 Abtheilungen besteht, ist bereits unter der Presse und wird auf jeden Fall bis Ende des Jahrs in sämmtlichen Buchhandlungen zu erhalten sein.

Schon die erste Auflage hatte sich der vortheilhaften Auszeichnung zu erfreuen, daß solche in mehren öffentlichen Blättern für das beste Werk, welches über diesen in unsern Tagen so wichtigen Gegenstand der Landwirthschaft erschienen sei, anerkannt wurde. Wir haben nur hinzuzufügen, daß der thätige Hr. Verfasser diese neue Auflage mit dem größten Fleiße ausgearbeitet, dieselbe bedeutend vermehrt und alle neuen Entdeckungen, welche seither in diesem Zweige der Oekonomie gemacht wurden, sorgfältig nachgetragen, auch das Werk überdem mit einigen neuen Kupfertafeln, sowie mit einem von ihm selbst erfundenen und sich sehr bewährt erprobten Wollenwerthmesser bereichert hat. Von Seiten der Verlagshandlung ist zugleich Sorge getragen worden, daß dasselbe in typographischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt.

Petri, B., Die wahre Philosophie des Ackerbaus, oder ein auf die Erhöhung des Grundeigenthums gestütztes ganz neues

Düngersystem. Ein in jeder Rücksicht belehrendes Taschenbuch für Alle, welche Grundeigenthum besitzen oder zu verwalten haben. 8. Geh. 20 Gr., oder 1 Fl. 30 Kr. Rhein.

Durch fortgesetzte mehrjährige Experimente ist es dem Hrn. Verfasser gelungen, in der vorstehenden Schrift ein ganz neues Düngersystem aufzustellen, in welchem das ganze Verfahren deutlich beschrieben ist, und die jedem denkenden Oekonomen um so wichtiger sein muß, als darin klar bewiesen wird, wie fehlerhaft der Dünger bisher behandelt und die edelsten Stoffe desselben verloren wurden. Die allgemeine Theilnahme, welche dieses Werkchen finden wird, kann nur noch erhöht werden, wenn wir bemerken, daß der Hr. Verf. auf den Inhalt desselben von Sr. Majestät dem Kaiser von Oestreich ein ausschließliches Privilegium erhalten hat.

Petri, B., Physiologisch-comparative Versuche über die Nahrungskräfte und Eigenschaften sehr verschiedenartiger Futterpflanzen, sowol in Vergleich der wechselseitigen Wirkungen gegen einander, als auch in Bezug des Effects auf Gesundheit, Lebenskraft und Körperentwickelung, ein Taschenbuch für Oekonomen. 8. Geh. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Dessen Beobachtungen und Erfahrungen über die Wirkungen der Körner- und Häckselfütterung, insofern sie auf Stall- oder Winterfütterung der Schafe, des Hornviehs und der Pferde Bezug hat, verglichen mit den gewöhnlichen Futterarten dieser Thiere. Ein Taschenbuch für praktische Güterbesitzer, Landwirthe, Beamte rc. Neue unveränderte wohlfeilere Ausgabe. 8. Geh. 14 Gr., oder 1 Fl. Rhein.

Dessen Aufruf an alle Herren Herrschafts- und Schäfereibesitzer des östreich. Kaiserthums, die Begründung von Wollmärkten betreffend, nebst zwei auf Erfahrung gegründeten Anhängen über ein verbessertes Verfahren, die Wolle auf dem Körper der Schafe zu reinigen und die ökonomische Sortirung derselben, soweit sie den Producenten betrifft. Neue unveränderte wohlfeilere Ausgabe. 8. Geh. 9 Gr., oder 40 Kr. Rhein.

Auch diese drei Schriften desselben Hrn. Verfassers sind gewiß dem ökonomischen Publicum höchst willkommen, indem derselbe darin Gegenstände abhandelt, die alle Herren Güterbesitzer und Landwirthe mit großem Interesse lesen werden. Die beiden letztern Werkchen sind zwar schon vor einigen Jahren erschienen, wurden aber im Wege des Buchhandels zu wenig bekannt und sind überdies jetzt im Preise bedeutend herabgesetzt.

Schönfeld, J., Ritter von, Adels-Schematismus des östreichischen Kaiserstaats, im Verein mit mehren Freunden dieses Fachs herausgegeben. Erster Jahrgang. Gr. 8. Geb. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Seit langer Zeit war die Erscheinung dieses Werks für den östreichischen Staat ein allgemein gefühltes Bedürfniß, ohne daß sich ein Herausgeber zu einem genealogisch-heraldischen Handbuche der Art finden wollte, da gewiß Jeder, der sich damit befassen konnte, nicht die Schwierigkeiten verkannte, welche sich dabei darbieten. Der Hr. Verf. hat sich

deshalb den Dank einer grossen Menge der angesehensten Familien erworben, und ist Willens, dieses schätzbare Werk auch für die Folge fortzusetzen, da solches mit grossem Beifall aufgenommen wurde.

Wien, im October 1824.

Karl Schaumburg u. Comp.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung zu Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Taschenbuch
zur Verbreitung
geographischer Kenntnisse.
Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.
Zugleich als fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen
herausgegeben
von Johann Gottfried Sommer,
Verfasser des Gemäldes der physischen Welt.
Dritter Jahrgang.

Mit 5 Kupfertafeln. 1825. 12. Stark 19½ Bogen. Preis 2 Thlr.

1823, oder 1ster Jahrgang. Mit 4 Kupfertafeln und 1 Karte. 18½ Bogen stark. Preis . . . . . 2 Thlr.

1824, oder 2ter Jahrgang. Mit 5 Kupfertafeln und 1 Karte. 19½ Bogen. Preis . . . . 2 Thlr.

Die beiden ersten Jahrgänge dieses nützlichen Taschenbuchs sind so günstig aufgenommen worden und haben sowol im In- als Auslande einen so starken Absatz gefunden, daß man deutlich sieht, diese neue literarische Unternehmung des schon früher durch sein Gemälde der physischen Welt rühmlich bekannten Verfassers habe ein wesentliches Bedürfniß der Zeit befriedigt. Die Leser werden in dem vorliegenden Jahrgange, außer einer Allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen, auch zwei Beschreibungen von Hauptstädten (Stockholm und Rio Janeiro) finden, eine Erweiterung des Plans, welche bei den folgenden Jahrgängen beibehalten werden soll. Auch die übrigen Aufsätze, Uebersichten der neuesten merkwürdigsten Reisen und Auszüge daraus, zeugen für das Bestreben des Hrn. Verfassers, nach und nach über alle Gegenden der Erdoberfläche die neuesten Beobachtungen zu sammeln und das Dunkel, welches noch auf einigen liegt, immer mehr aufzuhellen. Am besten wird sich die Wahrheit dieser Bemerkung aus der nachstehenden Inhaltsübersicht ergeben:

Allgemeine Uebersicht der neuesten Entdeckungen im Gebiete der Länder- und Völkerkunde. 1. Stockholm. 2. Arago's Spazierfahrt um die Welt. 3. Chiwa und seine Bewohner. 4. Die Länder am Mississippi. 5. Ueberreste der alten amerikanischen Stadt Huehuetlapallan. 6. Ueber das Erdessen einiger wilden Völker. 7. Die Pyrenäen. 8. Savoyen. 9. Rio de Janeiro. 10. Die Isländer. 11. Ehrenrettung des Montblanc gegen den Monte-Rosa.

Die Kupfertafeln enthalten Nr. 1. Ansicht der Kirche Nossa Senhora da Gloria in Rio Janeiro. 2. Ruinen auf der Insel Tinian. 3. Tigerjagd der Gautschos in Paraguay. 4. Ansicht von Chiwa. 5. Thurmähnliches Gebäude zu Huehuetlapallan.

Bei mir ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Annalen (Allgemeine medic.) des neunzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. *Joh. Friedr. Pierer* und Dr. *L. Choulant*. Jahrgang 1824. September.

Isis, oder encyklopädische Zeitschrift. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1824. Neuntes Heft.

Leipzig, d. 3ten November 1824.

F. A. Brockhaus.

Neue Schriften, welche sich vorzüglich zu
Weihnachtgeschenken
eignen und in allen Buchhandlungen eingebunden zu haben sind:

Richter, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 4 Theile. 8. Velinpap. Eingebunden 4 Thlr. 8 Gr.

Müller, A., Lehrreiches und unterhaltendes Lesebuch, zur leichten und schnellen Erlernung der Gallicismen oder Eigenheiten der französischen Sprache, um die Ausdrücke zu vermeiden, welche dem Geiste derselben zuwider sind. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Förster, K. A., Sammlung auserlesener Gedichte für Gedächtniß- und Redübungen, nach einer fünffachen Abstufung vom Leichten zum Schwerern. Zweite verbesserte Auflage. Geb. Velinpap. 1 Thlr. 12 Gr.

Münnich, K. W. (Prof.), Anfangsgründe der Erdbeschreibung für die Jugend der höhern Stände, in deutscher und französischer Sprache. 8. Geb. 12 Gr.

Technologie, oder die Gewinnung, Benutzung und Verarbeitung der Naturproducte. Zunächst für Bürgerschulen ꝛc. Zweite verbess. Auflage. 21 Bogen. 8. 18 Gr.

Petri, F. E., Handbuch der Fremdwörter in deutscher Schrift- und Umgangsprache; zum Verstehen und Vermeiden jener entbehrlichen Einmischungen. Vierte sehr vermehrte Auflage. 8. Velinpap. Geb. Bis Ende d. J. im Prän.-Pr. 2 Thlr. 8 Gr., nachher im Ladenpreis 3 Thlr.

Dresden, im October 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

C. Corn. Taciti Agricola.

Cum lectionis varietate et annotatione edidit Ernestus Dronke. Confluentibus 1824. 20 Sgr.

Dieses biographische Meisterwerk eignet sich wegen seiner Kürze und, weil es ein abgeschlossenes Ganze bildet, am meisten für die statarische Lecture auf Schulen und Akademien und bereitet am besten vor zum Verständniß der größern Werke des tiefsten aller Geschichtschreiber. Da jedoch der gewöhnliche Text aller kritischen Genauigkeit ermangelt, so hat der Hr. Herausgeber zunächst auf diesen Punkt sein Augenmerk gerichtet und durch neue Vergleichungen einer vatikanischen Handschrift und der zum Theil unverglichenen ersten Ausgaben, einen wohlbegründeten Text herzustellen gesucht. Aber auch für die Sacherklärungen ist, soweit es nöthig schien, gesorgt, und das Brauchbare, was die frühern Ausgaben enthielten, unter dem Namen der Verfasser aufgenommen wor-

den. Somit hofft der Hr. Herausgeber einen doppelten Zweck zu erreichen, nicht nur einen gewöhnlichen Abdruck geliefert zu haben, sondern auch eine Ausgabe, welche höhern Anfoderungen entsprechen soll.

Für die typographische Ausstattung habe ich durch schönes Papier und guten Druck gesorgt.

Koblenz, M. M. 1824. J. Hölscher.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stern, Zepter, Blume,

oder:

Der Stern von Sevilla; Der beste Richter ist der König; Das Krugmädchen;

von Lope de Vega, herausgegeben von F. v. d. Malsburg. Velinpapier. 8. Preis 2 Thlr. 1824.

Die vorliegenden Schauspiele gehören zu den berühmtesten des großen Dichters, und der Stern von Sevilla wird noch heute mit Entzücken auf der spanischen Bühne gesehen.

H. Clauren's Schriften.

Von H. Clauren's Scherz und Ernst sind bis jetzt zwei Sammlungen, jede zu 10 Bänden, erschienen, welche zusammen 20 Thlr. kosten.

Zu Unterdrückung eines verstümmelten wiener Nachdrucks wollen wir bis Ende d. J. den Preis derselben auf 15 Thlr. herabsetzen, wofür solche durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen und in der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag in Commission zu haben:

M. T. Ciceronis

Philosophica:

Cato Major, Laelius, Paradoxa et Somnium Scipionis,

cum notis philologicis, historicis, geographicis atque antiquitates spectantibus, adnexaque germanico-latina phraseologia, ex his opusculis collecta, in usum scholarum

edita ab Ignatio Seibt.

Volumen I.

8. Prag 1825. Stark 18½ Bogen. 1 Thlr. 3 Gr.

Die Verdienste, welche sich der Herr Herausgeber bereits durch mehre philologische Werke um die deutsche und insbesondere um die vaterländische Gymnasialjugend erworben hat, sind allgemein anerkannt und seine Schriften selbst in verschiedenen kritischen Zeitblättern des In- und Auslands günstig beurtheilt und anempfohlen worden. Was seine oben angezeigte neueste Arbeit betrifft, so ist auch hier das Hauptbestreben des Hrn. Herausgebers, außer der Fortbildung in der Sprache, das Gedächtniß des Schülers auch mit einer Menge nützlicher Sachkenntnisse zu bereichern, unverkennbar. Er hat daher, mit Benutzung der besten Vorarbeiten, durch zahlreiche geographische, geschichtliche und antiquarische Anmerkungen nicht nur das Verständniß des Schriftstellers im Ganzen ungemein erleichtert, sondern auch einzelne für den Anfänger weniger deutliche Stellen zweckmäßig erläutert, und mehre falsche Behaup-

tungen der alten Philosophie berichtigt. In philosophischer Rücksicht hat der Hr. Herausgeber vorzüglich die Syntaxis ornata in's Auge gefaßt, macht Bemerkungen über die Stellung einzelner Wörter und ganzer Sätze, zeigt die Verschiedenheit der beiden Sprachen, übersetzt theils einzelne schwierige Stellen, theils gibt er die Bedeutungen der Wörter an, nimmt auf Etymologie und Synonymik Rücksicht, und fügt am Schlusse ein deutsch-lateinisches Wortregister bei. Die Darstellung ist klar, gedrängt und angemessen. Unsers Wissens dürfte es für die studirende Jugend noch keine Ausgabe eines alten Classikers geben, welche so wichtige philologische und andere wissenschaftliche Bemerkungen enthielte, als diese neueste Schrift des Hrn. Seibt, welche sich überdies noch durch gutes Papier und saubern und correcten Druck auszeichnet.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdotenalmanach.
auf das Jahr 1825 (Sechszehnter Jahrgang).
Herausgegeben
von K. Müchler.
Mit 1 Kupf. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ferner ist daselbst erschienen:

Blum, Karl, Vaudevilles für deutsche Bühnen und gesellige Cirkel; nach dem Franz. bearbeitet. (Enthaltend: Der Schiffscapitain. — André. — Die Heirath im zwölften Jahr. — Gänserich und Gänschen. — Der Bär und der Bassa.) 12. Nebst zwei Musikbeilagen. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Rellstab, L., Karl der Kühne, Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. Geh. 16 Gr.

Müchler, K., Vergißmeinnicht. Sammlung auserlesener Stellen aus deutschen, griechischen, römischen, englischen, italienischen und französischen Schriftstellern, in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Erstes Bändchen. Dritte verbesserte Auflage. 18. Mit Kupf. Geh. 1 Thlr.
(Alle drei Bände zusammen, sauber gebunden, 3 Thlr.)

Scott, Walter, Quintin Durward. Aus dem Engl. übersetzt (mit historischen Anmerkungen) von S. H. Spiker. 3 Bände. 12. Geh. 3 Thlr.

Neue schöngeistige Schriften.

Schütze, St., Heitere Stunden. Drei Theile. Jeder 1 Thlr. 3 Gr., zusammen 3 Thlr. 9 Gr.

Weisflog, C., Phantasiestücke und Historien. Erster und zweiter Band. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 18 Gr.

Deren dritter und vierter Band. 8. Velinpapier. 2 Thlr. 12 Gr.

Velde, C. F. v. d., Schriften. 15ter Theil: Das Liebhaber-Theater. Velinpapier. 1 Thlr. 6 Gr. 16ter und 17ter Theil: Der böhmische Mägdekrieg. 1 Thlr. 18 Gr. 18ter Theil: Christine und ihr Hof. 1 Thlr. 12 Gr.

Schilling, G., Schriften. Zweite Sammlung. 26ster und 27ster Band: Die Vorzeichen. Zwei Theile. Velinpap. 2 Thlr. 6 Gr. 28ster Band:

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXIV. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Neue Schriften,

welche in der Stettin'schen Buchhandlung in Ulm erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Anekdoten- und Exempelbuch, historisch-literarisches, Charakteristische Züge von Witz und Aberwitz, Klugheit und Thorheit, Tugend und Laster; aus dem Leben gelehrter und ungelehrter, berühmter und berüchtigter Menschen. Nebst vielen unterhaltenden Beiträgen zur Sitten- und Culturgeschichte für Leser aus allen Ständen. Erstes Bändchen. 8. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr.

Baur, S., Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände. 6ter Band. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 8 Gr.

— — Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen. Zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt. Erster Band. Neue verbesserte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

Briefe über die Generalsynode zu Anspach, 1823. Von einem Beobachter. 8. Brosch. 6 Gr.

Buch, das, der Liebe, oder die Kunst, durch Liebe glücklich zu sein und glücklich zu machen. Allen zärtlichen Jünglingen und Mädchen, allen liebenden Frauen und Männern geweiht von D. Heimreich. 12. Brosch. 14 Gr.

Conz, C. Ph., Gedichte. Neue Sammlung. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Dresch, D. L. von, Geschichte Deutschlands seit der Stiftung des Rheinbundes. Erstes Buch, erste Abtheilung: Deutschland in der Periode des Rheinbundes, von der Stiftung desselben bis zum Kriege mit Oestreich 1809. Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Ebner, G. F., Kurze und gründliche Anweisung zum Flachsbau, oder Rathgeber für denkende Landleute, welche den Flachsbau auf eine vortheilhafte und nützliche Art betreiben und denselben zum höchstmöglichsten Ertrage bringen wollen. 8. Brosch. 3 Gr.

Emporkömmling, der gestürzte, oder die Heirath durch List. Ein Originallustspiel in 5 Aufzügen von Arnim. 8. 12 Gr.

Gräter, F. D., Zerstreute Blätter. Zweite Sammlung. 8. 2 Thlr.

Höck, D. J. C. A., Statistische Darstellung der Landwirthschaft in den deutschen Bundesstaaten. Nebst einem Grundriß der Landwirthschaftspolicei und der Statuten mehrer land- und forstwirthschaftlichen Vereine und Bildungsanstalten. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Hypochondrist, der, ein Originallustspiel in 5 Aufzügen von Dr. Willibald. Allen Hypochondristen in Deutschland gewidmet. 8. 16 Gr.

Johler, E. G., Geschichte, Land- und Ortskunde der souverainen deutschen Fürstenthümer Hohenzollern, Hechingen und Sigmaringen. Beiträge zur Geschichte von Schwaben. Aus gedruckten und geschriebenen Quellen, für Freunde vaterländischer Geschichte gesammelt. 8. 16 Gr.

Martens, G. von, Reise nach Venedig über Ulm, Wien und Triest. 2 Theile, mit 1 Karte, 3 Kupfern und 7 lithogr. Abbildungen. Gr. 8. 6 Thlr.

Melchinger, J. W., Deutliche und gründliche Anweisung zum Rechtschreiben, dem Gebrauch in deutschen Schulen gewidmet. Gr. 8. 10 Gr.

Rösling, Ch. L., Der Galvanismus aus dem Dunkel in's Licht hervorgezogen. 2 Theile. Mit 6 Tafeln. Gr. 8. 6 Thlr.

Schaul, J. B., Italienische Grammatik für Frauenzimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schmidt, M. J., Geschichte der Deutschen. Fortgesetzt von D. L. v. Dresch. 23ster Theil, oder neuere Geschichte 18ter Theil, enthaltend: Deutschlands Geschichte in der Periode des Rheinbundes, von der Stiftung desselben bis zum Kriege mit Oestreich 1809. (Für die Besitzer der ulmer und wiener Ausgabe.) Gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Schwarz, Math., Was kann ein Schullehrer in seinem gesetzlichen Wirkungskreise zur religiösen Bildung seiner Schulkinder beitragen? — Eine gekrönte Preisschrift. Nach seinem Tode zum Besten der verwaisten Familie zum Druck befördert von Joh. Schwarz. 8. 12 Gr.

Sautter, J. G., Freih. von, Die Staatswirthschaft auf die Grundlage der Nationalökonomie und ihre Anwendung auf innere Staatsverwaltung und der Begründung eines gerechten Steuersystems. 3 Theile. Gr. 8. 6 Thlr.

Taschenbuch von der Donau, herausgegeben von L. Neuffer. Zweiter Jahrgang 1825. Mit Kupfern. 12. In Futteral. 2 Thlr.

Weißer, F., Muse und Muße. In einem Kranz von Erzählungen, Lustspielen, Satyren und vermischten Aufsätzen. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Wirth, M., Die Pharisäer. Ein Beitrag zum leichten Verstehen der Evangelii, und zur Selbstprüfung. 8. 20 Gr.

In Commission:

Auberton's, S. G., Musikdirectors und Organisten am Münster zu Ulm und der allgemeinen schweizerischen Musikgesellschaft ordentliches Ehrenmitglied, Leben, Meinungen und Schicksale. Von ihm selbst beschrieben. Mit einem Titelkupfer. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gemälde aus der Geschichte Spaniens von W. A. Lindau. 8. Preis 1 Thlr. 1824.

Diese Schrift enthält zwei nach den besten spanischen Quellen bearbeitete Aufsätze: 1) der Städte Aufstand in Castilien (1520—21), 2) die Unruhen im Erbfolgekriege 1701 — 13, welche beide in diesem Augenblicke von besonderm Interesse sein dürften, da sie, zumal der erste, Stoff zu den anziehendsten Vergleichungen mit den neuesten Ereignissen, und zugleich Aufschluß über viele Ursachen der merkwürdigen Erscheinungen geben, deren Schauplatz Spanien in unsern Tagen gewesen ist.

Ganze ist vollkommen geeignet, die mit der Aufsicht über das Erziehungswesen im Staate beauftragten Beamten, auf manche bisher verborgen gehaltenen Mängel aufmerksam zu machen, deren Abstellung für die Menschheit heilbringend sein würde.

Neue schöngeistige Schriften.

Tieck, L., Novellen. 3ter und 4ter Theil. 8. Velinpap. 1 Thlr. 18 Gr.

Auch unter besonderm Titel:

Die Reisenden und musikalische Leiden und Freuden.

Der erste und zweite Theil enthalten: Die Gemälde und die Verlobung, ebenfalls zu 1 Thlr. 18 Gr.

Sie sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei Enslin in Berlin sind so eben erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Gesammelte Schulschriften
von August Spilleke,
Director des Friedr. Wilh. Gymnasiums und der Realschule in Berlin.
Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

Bibliothek der Kriegswissenschaften,
oder Verzeichniß aller brauchbaren, in älterer und neuerer Zeit, bis zur Mitte des Jahrs 1824 in Deutschland und Frankreich erschienenen Bücher über die Kriegskunst und Kriegsgeschichte, und über deren nöthigste Hülfswissenschaften, nämlich die Fechtkunst, Reitkunst, Pferdewissenschaft, Schwimmkunst und Mathematik.
Nebst einem Materienregister.
Gr. 8. Preis 8 Gr.

Bibliothek der Handlungswissenschaft,
oder Verzeichniß der vom Jahre 1700 bis zur Mitte des Jahrs 1824 in Deutschland erschienenen Bücher über alle Theile der Handlungskunde und deren Hülfswissenschaften, nämlich des Buchhaltens, der Correspondenz, des Geldwesens, Rechnens, Handlungs- und Wechselrechts rc.
Nebst einem Materienregister.
Gr. 8. Geh. Preis 6 Gr.

Anzeige an Aeltern und Erzieher.

Bei Unterzeichnetem ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grimm, A. L., Christblumen. Eine Weihnachtsgabe für Kinder. Auch unter dem Titel: Sammlung kleiner Geschichten für das zärtere Alter. Zwei Bände. 12. Mit 12 illuminirten Kupfern. Geb. 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr. Rhein.

Der durch mehre gediegene Jugendschriften schon rühmlichst bekannte

Verfasser gibt hier nun auch dem zärteren Jugendalter eine Sammlung kleiner Geschichten und Märchen. Bei dem großen Ueberflusse an Kinderschriften mangelt es doch immer noch an guten Schriften dieser Art. Man wird dem Herausgeber dieser Christblumen darum sicher Dank wissen für seine verdienstliche Arbeit. Die in demselben gegebenen Märchen und Geschichten gewähren der Jugend nicht allein eine unschädliche ergötzliche Lecture, sondern sie stellen auch eben so viele Bilder aus einer reichen Gemüthswelt dar, welche gewiß einen bleibenden und wohlthätigen Eindruck auf junge Gemüther machen werden. In dieser Rücksicht sind sie auch ganz passend mit dem Namen der Christblumen bezeichnet, und die erste Geschichte bildet gleichsam eine allegorische Einleitung in die kleine Sammlung.

Frankfurt am Main, im Oct. 1824.

Heinrich Wilmans.

Bei H. Burchhardt in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

**Versuch
eines methodischen Leitfadens
bei'm Unterrichte
in der Elementargeographie
für Landschulen,
von Ferdinand Wilhelmi,**
königl. Schulinspector und Prediger.
Mit einer Kupfertafel. 8. Preis 8 Gr.

Der Titel spricht sich über den Zweck dieses gemeinnützigen Werkchens schon so genügend aus, daß es einer Aufzählung des Inhalts nicht bedarf. Daß übrigens diese Arbeit eine gelungene ist, dafür bürgt der Name des Verfassers, der als Schulinspector und Prediger hinlängliche Gelegenheit fand, zu erforschen, auf welche Weise es am rathsamsten ist, in Landschulen die Elementargeographie vorzutragen.

In einigen Wochen wird der erste Theil versandt von:

F. Lallemand, Anatomisch-pathologische Untersuchungen über das Gehirn und die zugehörigen Theile. A. d. Franz. übersetzt.

Leipzig im Novbr. 1824.

Magazin für Industrie und Literatur.

Arabische Drucke.

Mit königl. Schriften gedruckt, sind so eben erschienen:

1) Tausend und Eine Nacht. Arabisch. Nach einer tunesischen Handschrift. Nebst Erklärung der darin vorkommenden und in den Wörterbüchern, besonders im Golius, fehlenden Wörter. Herausgegeben durch Dr. Max. Habicht. Erstes Heft. 12. Breslau. 1824. Geheftet. 18 Gr.

2) Epistolae Quaedam Arabicae a Mauris, Aegyptiis et Syris conscriptae. Edidit interpretatione latina annotationibusque illustravit et Glossarium adj. Dr. Max. Habicht. 4. Vratislaviae. 1824. 2 Thlr. 12 Gr.

Beide Werke können wir nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, allen

Buchhandlungen à cond. unverlangt einsenden, weshalb wir uns hierauf Bestellungen erbitten. In allen namhaften Universitätsorten, werden wir aber Exemplare niederlegen.

Nach Amsterdam an Müller und Comp., und nach Kopenhagen an Reitzel sind bereits Exemplare gesandt.

Buchhandl. Josef Max u. Comp. in Breslau.

Taschenausgaben.

Bei Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Alfieri's, V., Trauerspiele. Aus dem Italienischen von W. v. Lüdemann und Dr. Adrian. Bd. 1. 2. (Philipp II. — Timoleon. — Virginia. — Pazzi.) Mit 2 Kupfern. Brosch. 18 Gr., roh 16 Gr.

Calderon's, de la Barca, Schauspiele. Aus dem Spanischen metrisch treu übersetzt von Dr. G. N. Bärmann. Bd. 1 bis 4. (Die Brücke von Mantible. — Das Leben ist Traum. — Der Schwarzkünstler. — Mariamne.) Mit 4 Kupfern. Brosch. 1 Thlr. 12 Gr., roh 1 Thlr. 8 Gr.

Shakspeare's, W., Dramatische Werke. Aus dem Englischen von G. Regis und Beaur. Pandin. Bd. 1 bis 3. (Timon von Athen. — König Lear. — Die Irrungen.) Mit 3 Kupfern. Brosch. 1 Thlr. 3 Gr., roh 1 Thlr.

Die Liebhaber dramatischer Literatur erhalten hier den Anfang der sämmtlichen Werke von drei der ausgezeichnetsten Dichter des Auslands in treuen und guten Verdeutschungen, und wir hoffen, daß solchen derselbe Beifall zu Theil werden wird, dessen sich unsere bisher gelieferten Ausgaben zu erfreuen hatten. In dieser Voraussetzung versprechen wir die Fortsetzungen, jedoch ohne Uebereilung, zu liefern, wobei wir bemerken, daß jedes Bändchen einzeln verkauft wird, und man sich nicht auf die Annahme sämmtlicher Werke verbindlich zu machen braucht. Der Druck ist, wie bei allen unsern Taschenausgaben, schön und correct auf feines Schweizer-Velinpap., und die Preise derselben sind so billig gestellt, als bei der Eleganz dieser Ausgaben nur immer möglich ist. —

Zwickau, im November 1824.

Gebrüder Schumann.

Deutsche und französische Buchhandlung von W. Zirges in Auerbach's Hof in Leipzig.

So eben ist bei mir herausgekommen:

Das Urtheil der Geschwornen, oder die Rache eines Weibes. 2 Theile in 8. 1 Thlr. 12 Gr.

Der große Beifall, den diese höchst anziehende wahre, jedoch in das Gewand des Romans eingekleidete Geschichte vor Kurzem in Paris erhielt, wird ihr hoffentlich auch vor der deutschen Lesewelt zu Theil werden, um so mehr, da der interessante Stoff ganz dazu gemacht ist, sie besonders dermalen angenehm zu unterhalten.

Caspari, Dr. C., System des chirurgischen Verbandes. Neue, mit einem Register und zehn lithogr. Figuren vermehrte Ausgabe. Gr. 8. 1824. 1 Thlr. 4 Gr.

Der praktische Werth dieses Werks, das durch die Vermehrung sehr gewonnen hat, ist anerkannt.

In Commission habe ich erhalten:

Mémoires historiques et militaires sur Carnot, rédigés d'après ses manuscrits, sa correspondance inédite et ses écrits, par *P. F. Tissot*. Avec portrait. 8. Paris 1824. Broch. 2 Thlr. 8 Gr.

Sie zeichnen sich unter der Menge in unserer Zeit herausgekommenen Denkwürdigkeiten sehr vortheilhaft aus, und sind dem Militair und neuern Geschichtsforschern unentbehrlich.

Daß wieder 9 neue Nummern meines franz. Sortimentkatalogs bei mir gratis ausgegeben werden, halte ich mich bei dieser Gelegenheit anzuzeigen, sowie mein vollständiges Sortimentslager neuer und neuester französischer Werke nochmals zu empfehlen, für verbunden.

Neue Schrift.

Zu Las Cases Tagebuch über Napoleons Leben ꝛc., in 12 Bänden, mit einer Karte von St. Helena, sind nun noch zwei Bändchen Nachträge unter dem Titel:

Kritische Bemerkungen und noch nicht bekannt gemachte Anekdoten, zur nothwendigen Ergänzung und Berichtigung jenes Werks

erschienen und für 1 Thlr. 12 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben. Alle 14 Bände kosten 11 Thlr. 6 Gr., wovon noch eine kleine Anzahl Exemplare vollständig zu haben sind bei der

Arnold'schen Buchhandlung in Dresden.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellung darauf an.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Policei-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben. September 1824.

Bei W. Engelmann in Leipzig ist erschienen:

Ansichten
wichtiger Gegenstände des höhern, geistigen Lebens
von
J. A. Thiele von Thielefeld.

Zwei Bände. 8. Zweite Auflage.
Preis 2 Thlr.

Inhalt des ersten Bändchens:

Menschenwürde — Stolz — Glaube — Hoffnung — Liebe — Selbstsucht — Großmuth — Freiheit — Licht und Finsterniß — Selbstkenntniß — Veredlung — Uebel in der Welt — Weisheit — Geistesstärke.

Inhalt des zweiten Bändchens:

Muth im Unglück — Wahrheit — Gerechtigkeit — Vernunft — Tugend — Leben — Religion — Gewissen — Christenthum.

Die Gegenstände, mit welchen der, als populairer Schriftsteller im Fache der praktisch-religiösen Wahrheiten rühmlichst bekannte Hr. Verfasser seine Leser beschäftigt, sind schon an sich erhaben und würdevoll, einflußreich auf die Veredlung des innern Menschen; sie liegen dem Her-

zen so nahe und stehen in einer so durchgängigen Beziehung auf das Leben, daß sie gelesen zu werden gewiß verdienen.

Bei C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Gedichte von Fr. Hesekiel.

8. Auf Velinp. Elegant broch. 1 Thlr. 4 Gr., od. 2 Fl. 15 Kr. Rh.

Statt aller Empfehlung dieser Gedichte wird die Anzeige genügen, daß des Dichters Weihe, poetische Epistel, welcher unter den Preisgedichten zur Urania 1818 das Accessit zuerkannt wurde, die Sammlung in einem neuen Abdruck eröffnet, welcher sich die übrigen Dichtungen würdig anschließen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bei J. Hölscher in Koblenz ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Codex diplomaticus Rheno-Mosellanis.

Urkundensammlung zur Geschichte der Rhein- und Mosellande, der Nahe- und Ahrgegend und des Hundsrückens, des Meinfeldes und der Eifel.

Von Wilhelm Günther. Dritten Bandes erste Abtheilung mit 43 Siegelabdrücken. (Enthält die Urkunden von 1300—1350.) Preis 2 Thlr.

Koblenz, M. M. 1824.

Von dem so eben in London erschienenen höchst anziehenden Werke:

Lord Byron's Conversations with Captain Medwin,

erscheint bei mir eine Uebersetzung von C. Richard, Verfasser der Briefe aus Columbien, welches ich zur Vermeidung etwaiger Collissionen hierdurch anzeige.

Aachen, den 1. November 1824.

J. A. Mayer.

Ankündigung

einer wichtigen und unentbehrlichen Schrift für Aerzte und Wundärzte, für Candidaten der Arzneikunst und Zöglinge in medicinischen Lehranstalten.

Auf die vierte, von Neuem stark vermehrte und verbesserte Auflage von:

Dr. K. G. Schmalz,

Versuch einer medicinisch-chirurgischen

Diagnostik

in Tabellen,

oder Erkenntniß und Unterscheidung der innern und äußern Krankheiten, mittelst Nebeneinanderstellung der ähnlichen Formen;

welche in der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden erscheint, wird in allen Buchhandlungen, in Leipzig bei F. A. Brockhaus, bis Ostern 1825 3 Thlr. Vorausbezahlung und bei der Ablieferung des Werks zu Johannis 1825, 1 Thlr. 12 Gr. Nachschuß angenommen. Das Werk erscheint in groß Folio auf sehr schönem Papier, mit mögl. Raumersparung. Der Ladenpreis, welcher mit der Ostermesse 1825 eintritt, beträgt 6 Thlr. — Eine ausführlichere Ankündigung ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu bekommen.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXV. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Uebersetzungsanzeige.

Bei mir erscheint in einigen Wochen eine deutsche Uebersetzung des: Journal of the conversations of Lord Byron, by Thomas Medwin. Esq.

Braunschweig, Novbr. 1824.

Friedr. Vieweg.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Carl Wenzel,

Geh. Rath Dr., über die Krankheiten am Rückgrathe.

(Mit 8 Kupfertafeln, gr. Roy. Folio. Velinpap. Preis 20 Thlr. sächs. oder 36 Fl. Rhein.)

Der schon durch so viele Werke rühmlich bekannte, als praktischer Arzt so sehr geehrte und geschätzte Herr Verfasser, gibt durch die Bearbeitung dieses Werks einen neuen Beweis seines unermüdeten Fleisses und seines regen Strebens für das Wohl der leidenden Menschheit. Bis jetzt besitzt weder unsere Sprache noch die des Auslandes ein vollständiges Werk über diesen schwierigen Gegenstand; um so schwieriger war die Lösung dieser Aufgabe, welche aber auch um so willkommener eine bedeutende Lücke in der Literatur der Medicin ausfüllt.

Die Zusammenstellung einer grossen Zahl von Krankheiten, die an einem so wichtigen Theile des Körpers, als der Rückgrath ist, statt haben, erfordert viele Erfahrung; die umsichtigste Prüfung aller auf diese Krankheit Bezug habenden Fälle und eine richtige Abstraction aus den gesammelten Thatsachen.

Der Herr Verfasser fing seine Betrachtungen der Krankheiten des Rückgraths mit der des anatomischen Baues aller Theile, welche wir zu ihm rechnen, dem Verhalten derselben in den verschiedenen Perioden des Lebens und ihrer natürlichen Verrichtung an.

Um über die Krankheiten des Rückgraths und vorzüglich der Wirbelbeine das mittheilen zu können, was ihm die Erfahrung lehrte, hat derselbe von den innern Krankheitsursachen vorzüglich d i e beschrieben, welche Fehler in der Ernährung der Theile, besonders der Knochen zur Folge haben: die Scrophelkrankheit, die Rachitis, die Osteomalacie, die krankhaft gesteigerten Congestionen des Bluts und die Entzündung. Der Herr Verfasser hat

hierbei Gelegenheit gefunden, über diese Krankheitsursachen selbst einige Bemerkungen zu machen, wie sie ihn die Erfahrung, die sorgfältigste Beobachtung der Kranken, Leichenöffnungen und die genaueste Erforschung vieler Präparaten, die derselbe entweder selbst besitzt oder zu sehen Gelegenheit hatte.

Derselbe hat diese Bemerkungen besonders dahin verwendet, die Krankheiten, welche am Rückgrathe statt haben, deutlicher als es bis jetzt der Fall war, zu erörtern; indem er die krankhafte Verfassung der einzelnen Wirbelbeine, der bandartigen Knorpelscheiben, der Bänder, der Muskeln und der mannichfaltigen Gefässe des Rückgraths beschrieb, um bei vorkommendem Leiden dieses Theils nicht nur die vorzüglichen Ursachen zu kennen, aus welchen sie sich bildeten, sondern auch im Stande zu sein, zu unterscheiden, ob diese auf alle oder nur auf einzelne Theile der Wirbelsäule eingewirkt haben; weil es ihm aus der Erfahrung deutlich wurde, dass wichtige und in ihren Folgen schwer heilbare Krankheiten des Rückgraths sich oft nur aus Fehlern der einzelnen Theile entwickeln.

Diesen Betrachtungen schlossen sich diese Bemerkungen über die Krankheiten des Rückenmarkes und der Nerven an, weil die Begriffe darüber zeither oft unvollkommen und vielfältig irrig waren. Mehr über Vorzüge des Inhalts des Werks zu sagen, halte ich für überflüssig, da ich dafür gesorgt habe, dass es in allen soliden Buchhandlungen vorräthig ist und es jeder dort einsehen kann. Ich begnüge mich daher damit, hier nur noch kurz den Hauptinhalt anzugeben:

Anatomisch-physiologische Betrachtung des Rückgraths.

Betrachtung einiger innerer Krankheitsursachen, vorzüglich in Beziehung auf die Krankheiten des Rückgraths.

Betrachtung der Krankheiten, die am Rückgrathe und seinen verschiedenen Theilen statt haben.

Betrachtung des Heilverfahrens bei den verschiedenen Krankheiten, die am Rückgrathe statt haben, vorzüglich in Beziehung auf Verunstaltung dieses Theils.

Schliesslich erlaube ich mir noch zu bemerken, dass ich für die würdige Ausstattung dieses werthvollen Werks durch Druck, Papier und Kupferstich alles gethan zu haben glaube, was möglich war, und dieses Werk daher in jeder Hinsicht als Prachtwerk auftreten kann. Gern hätte ich dasselbe schon, wie ich auch früher ankündigte, in der letzten leipziger Ostermesse, wo der Druck bereits beendet war, herausgegeben; ich wurde aber wider Erwarten durch den Kupferstecher, dessen Arbeit zwar jetzt nichts zu wünschen übrig lässt, aufgehalten. Diese Erklärung gebe ich aus Gründen, welche vielleicht später durch sich selbst dem literarischen Publicum klar werden.

Bamberg, im October 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

In der Universitätsbuchhandlung zu Königsberg in Preußen ist erschienen:

Philagatho's Andeutungen über das Reich des Guten. Ein Beitrag zur einfachen Verständigung über christliche

religiöse Wahrheit für denkende Freunde derselben. Herausgegeben von Dr. Ludwig August Kähler. 2tes Stück. 18 Gr.

Philagathos begegnet hierin zuerst der rationalistischen Genügsamkeit, welche mit den im Begriff des Gewissens einfach zu Tage liegenden Elementen aller Religionen haushalten zu können meint, durch Hinweisung auf die Idee einer Theologie und das Bedürfniß reuiger Sünder- und schöner Seelen. Dann weist er den ästhetischen Supernaturalismus zurück, insofern dieser aus jener Hinweisung Gründe für seine Nothwendigkeit und Wahrheit ziehen zu können meint. Er zeigt, daß religiöse Gefühlsbearbeitung ohne große Weisheit das natürliche Gleichgewicht schöner Seelen stört und die Verkehrtheit eitler und buhlerischer Frömmigkeit mehrt, daß eine solche Beredsamkeit weder biblisch noch christlich, weder dem deutschen Volke, noch dem Zeitalter angemessen ist: macht dieses durch einige aus dem Leben gegriffene Beispiele anschaulich und kömmt so auf die Nothwendigkeit einer im Gewissen angedeuteten, aber tiefer aufzuführenden Begründung zurück.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Karl André. October 1824.

Bei Tendler u. v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lebensbilder
von Ch. Kuffner.

Enthält:

1. Mariechen's schwarze Stunde. 2. Der Liebesdienst. 3. Der Traum des verirrten Kindes. 4. Die dreizehnte Person. 5. Die Erdbeeren, oder das wandelnde Geschenk. 6. Die Strafe des Rächers.

8. Wien 1824. in Umschlag brosch. 20 Gr.

Da es hier nicht darum zu thun ist, die Versuche eines Neulings der Lesewelt zu empfehlen, sondern um das Werk eines vielseitig bekannten Schriftstellers anzuzeigen, begnügt sich die Verlagshandlung mit der Bemerkung, daß diese Lebensbilder, welche das Leben lebendig darstellen in seinen mannichfachen Gestalten, einen größern Kreis von Leserinnen und Lesern wol schon deshalb finden mögen, weil ihnen hier ein Reichthum von ergreifenden und anziehenden Scenen, Charakteren, Begebenheiten und Verhältnissen des Lebens mit hellem sowol, als mit dunkelm Colorit in Licht- und Nachtstücken, begegnen, folglich Genuß für Ernst, Rührung und Laune gewähren wird.

The Works
of
Walter Scott
Vol. 1—74.

Von der bei uns erscheinenden Taschenausgabe der sämmtlichen Werke Walter Scott's, in englischer Sprache sind bis jetzt 74 vols. erschienen, welche enthalten:

The Lay of the last Minstrel, 2 vols.
The Lady of the Lake, 2 vols.
Rokeby, 2 vols.

Roderick. — The field of Waterloo, 1 vol.
The Lord of the Isles, 2 vols.
Waverley, 4 vols.
Guy Mannering, 4 vols.
The Antiquary, 4 vols.
Rob Roy, 4 vols.
The black Dwarf, 2 vols.
Old Mortality, 4 vols.
The Heart of Mid-Lothian, 5 vols.
The Bride, 3 vols.
Montrose, 2 vols.
Ivanhoe, 4 vols.
The Monastery, 4 vols.
The Abbot, 4 vols.
Kenilworth, 4 vols.
The Pirate, 4 vols.
The Fortunes of Nigel, 4 vols.
Peveril of the Peak, 5 vols.
Quentin Durward, 4 vols.

Diese Ausgabe ist schön und correct auf feines Schweizer-Velinpap. gedruckt und mit Titelkupfern versehen. Die Bände folgen in chronologischer Ordnung auf einander und es ist dies die vollständigste und wohlfeilste Edition, die wir in Deutschland besitzen.

Das Bändchen kostet 8 Gr. roh und 9 Gr. elegant geheftet. Für diesen äußerst billigen Preis erlassen wir auch jeden einzelnen Roman.

Alle solide Buchhandlungen nehmen Bestellungen darauf an.

Zwickau, im November 1824.

Gebrüder Schumann.

Von P. Bland's reichhaltigem Werke:

Nouvelles recherches sur la Laryngo-Trachéite, connue sous le nom de Croup. Paris, 1824.

erscheint in meinem Verlage eine vom Hrn. Dr. Clemens besorgte deutsche Uebersetzung, welches ich hiermit zur Vermeidung von Collisionen öffentlich bekannt mache.

J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

Clauren, H., Der Bräutigam aus Mexico. Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. Velinpap.

ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. zu haben.

Dresden, im Sept. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

In der Buchhandlung des Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Frohberg, Regina, Die Rückkehr. Ein Roman. 2 Bände. 8. Geh. 2 Thlr. 6 Gr., oder 4 Fl. 3 Kr. Rhein.

Die dem Publicum bereits durch ihre frühere Schriften rühmlichst bekannte Verfasserin übergibt demselben hiermit abermals ein Gemälde, von dem man voraussetzen darf, daß es nicht minder sinnig zu dem Gemüthe des Lesers sprechen wird. Die Charaktere sind aus einem reichen Gefühlleben gegriffen und ziehen uns mit Liebe bis zur Entwickelung nach sich hin, so daß die neue Bekanntschaft, in welche die Verfasserin den Leser einführt, ihm eine freundlich willkommene sein wird.

Frankfurt am Main, im October 1824.

Heinrich Wilmans.

Günther, G. H., Vollständig praktische Anweisung, technische Gegenstände geometrisch richtig zu zeichnen, in Hinsicht auf Bestimmung der Umrisse, des Lichts und der Schatten. Gr. 8. mit 8 Kupfertafeln in Fol. — Dresden, in der Arnold'schen Buchhandlung erschienen und in allen andern Buchhandlungen zu bekommen.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist neu erschienen und zu haben:

Lehrbuch der Geometrie

zum öffentlichen Gebrauche

für Individuen, die sich dem Forstfache, der Meß- und Baukunst widmen, sowie zum Selbstunterrichte für jeden Liebhaber dieser Wissenschaft.

Enthaltend:

Die theoretische Geometrie, die geradlinige Trigonometrie und Polygonometrie,

von Georg Winkler,

Professor der Mathematik.

Zweite ganz umgearbeitete Auflage mit 6 neu gestochenen Kupfertafeln.

Gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr., oder 3 Fl. 12 Kr. Rhein.

Mit diesem Lehrbuch ist der theoretische Theil des mathematischen Cursus für Individuen, wie es der Titel besagt, geschlossen, und wir glauben, nachdem die frühern Schriften des Verfassers dem wissenschaftlichen Publicum sowol im In- als Auslande auf das Vortheilhafteste bekannt sind, hierüber weiter nichts beisetzen zu dürfen, als daß diese zweite Auflage in Hinsicht auf Ordnung der Materie, Deutlichkeit des Vortrags und Faßlichkeit der Beweisgründe, ohne der geometrischen Schärfe etwas zu vergeben, vor der ersten Auflage einen bedeutenden Vorzug verdiene. In Hinsicht auf typographische Vollkommenheit ist nur nöthig zu erwähnen, daß Druck und Papier aus der Strauß'schen Officin, die Kupfertafeln aber von Carl Stein neu gestochen sind, und daß auf die Correctheit dieser Schrift, als eine wesentliche Forderung eines Lehrbuchs für Anfänger, die äußerste Sorgfalt verwendet wurde. Wir glauben schließlich noch beisetzen zu dürfen, daß auch gebildete Geometer dieses Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden.

In derselben Buchhandlung sind ferner noch nachstehende Werke des Verfassers erschienen:

Winkler, G., theoretisch-praktische Anleitung zur Berg- und Situationszeichnung, nach welcher man aus dem Grundrisse die Höhe eines jeden beliebigen Punktes und die Böschung eines Berges leicht erkennen und

den Durchschnitt leicht entwerfen kann. Mit 2 Kupfertafeln. Gr. 8. 1823. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Dessen Lehrbuch der Rechenkunst und Algebra, zum öffentlichen Gebrauche für solche, die sich im Forstfache, der Meß- und Baukunst widmen, und andere. Zweite umgearbeitete Auflage. Gr. 8. 1823. 1 Thlr. 12 Gr., oder 2 Fl. 42 Kr. Rhein.

Dessen praktische Anleitung zum graphischen und geometrischen Trianguliren mit dem Meßtische, zunächst für solche Individuen, welche sich mit der Catastralvermessung befassen, sowie überhaupt für jeden, der geometrische Vermessungen mit dem Meßtische zu leiten, oder selbst auszuführen hat. Mit 7 Steinabdrücken. Gr. 8. 1820. 1 Thlr. 20 Gr. oder 3 Fl. 18 Kr. Rhein.

Dessen Beschreibung eines verbesserten, bequemen und einfachen Reisebarometers, nebst praktischer Anleitung zum Gebrauche desselben, sowol bei einzelnen Höhenmessungen, als bei Nivellirungen ganzer Gegenden. Mit 1 Kupfertafel. Gr. 8. 1821. Brosch. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

In der P. G. Hilscher'schen Buchhandlung in Dresden ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Tagebuch eines Invaliden,
auf einer Reise durch Portugal, Italien, die Schweiz und Frankreich.

Aus dem Englischen des H. Matthews. Esq. Zwei Theile. 8. 1822 u. 1823. Velinpapier, 2 Thlr. 18 Gr.

Der Verfasser dieses Werks, welches seit seiner Erscheinung in London drei Auflagen erlebt hat, und von jedem gebildeten Engländer für ein vortreffliches Werk gehalten wird — ein Mann, dem, wie es scheint, das classische Alterthum ganz zu Gebote steht und der als tiefer Denker mit Sterne so viel Aehnlichkeit hat, muß in Form und Stoff etwas Vorzügliches liefern können. Jedem Leser wird sein Werk eine anziehende Lecture gewähren, aber dem, der mit der Kunst näher vertraut ist, oder sich ihr gewidmet hat, wird es eine vorzügliche Erscheinung sein. Uebrigens darf der Verleger versichern, daß er für ein angenehmes Aeußere gesorgt hat.

Bei C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Die Reise in die Heimath,
Miscellen aus dem Gebiete der Moral und Psychologie.
Von Aug. Fr. Holst.

8. Preis 1 Thlr. 8 Gr., od. 1 Thlr. 10 Sgr., od. 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Allen Lesern, welche sie finden, weihet der Verf. diese Bogen, mit dem herzlichsten Wunsche, sie nicht ganz unbefriedigt zu lassen. Dem Bessern, was gebildeten Lesern geboten wird, möchten sie gern sich nähern, so viel sie können, und sie werden ihres Ziels nicht verfehlen. Die Begegnisse einer Reise — es gibt ja kein treffenderes Bild des Lebens — sind der Faden, an welchen eine Reihe von Betrachtungen angeknüpft sind, welche sich den Zweck gesetzt haben, die Erhebung des Herzens zu erleichtern und zu begünstigen, und den Geist zum Nachdenken zu veranlassen, und dieses Zwecks werden sie nicht verfehlen.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin ist erschienen:

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. Jahrgang 1824. Mit Kupfern. Gr. 4.

Es ist dieses der dritte Jahrgang der Verhandlungen, welche der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes herausgibt. Der Jahrgang besteht aus 6 Heften, von denen für 1824 so eben das vierte erschienen ist. Nächst den Protocollen der Verhandlungen in den monatlichen Versammlungen, enthalten diese vier Hefte unter andern, Abhandlungen: über den Bau des neuseeländischen Flachses; — über Ankerketten, eiserne Kriegs= und Kauffartheischiffe und eiserne Fässer; — über Nutzen und Schaden der Maschinen, besonders in Fabriken; — über die allgemeinen Bedingungen für die zweckmäßige Construction der Feuerungen mit Luftzug, nebst Anwendung auf mehre einzelne Feuerungen, Lampen und Rauchfänge; — über den Handel zwischen Europa und den spanischen Colonien in Amerika; — über das chinesische Weißkupfer. — Berichte und Nachrichten über die von dem Vereine ausgesetzten Preisfragen u. s. w.

Der Preis des ganzen Jahrgangs ist 3 Thlr., wofür man ihn in allen Buchhandlungen erhält.

Meteorologen und Freunde der Meteorologie

werden hierdurch eingeladen, von einem Prospectus wohlwollend Kenntniß zu nehmen, der durch die respect. Postämter und Buchhandlungen Deutschlands zu haben ist, und den Plan sowol als die Bestimmung einer

Zeitschrift für die gesammte Meteorologie,

herausgegeben von Dr. C. F. Kretschmar, ausführlich anzeigt.

Sie wird mit dem Jahre 1825 beginnen und soll in einzelnen Bogen oder Nummern in Med. 4., jedoch in ungebundener Zeitfolge, im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erscheinen. Volle 24 Nummern machen immer einen Band aus, der jedesmal ungefähr in Jahresfrist geschlossen sein wird. Der Preis des Bandes ist 2 Thlr. sächs., wofür Bestellungen in allen Buchhandlungen sowol, als bei den respect. Postämtern, für welche die königl. sächs. wohllöbl. Zeitungs=Expedition in Leipzig die Commission zu übernehmen die Güte gehabt hat, gemacht werden können.

Chemnitz, im November 1824.

Die Buchhandlung von C. G. Kretschmar.

Ueber Fortsetzung und Erweiterung der Unterhaltungsblätter für Welt= und Menschenkunde.

Zweiter Jahrgang 1825.

Dies literarische Unternehmen, welches das Angenehme mit dem Belehrenden, das Nützliche mit dem Zerstreuenden in sich vereint, dessen Bestreben nach dem Guten und Wahren sich offenbart, das den Fortschritten der Bildung, der Industrie, des Kunstfleißes, der Literatur und aller übrigen Wissenschaften nachzufolgen sich bemüht, dem Alles wichtig genug erscheint, was auf der ganzen civilisirten Erde einer größern Aufmerksamkeit und einer nähern Prüfung würdig ist; ein Unternehmen, bei dessen Begründung und Fortsetzung die Redaction und die Verlagshandlung weder Mühe noch Kosten gescheut haben, hat, wie dies von einem aufgeklärten und unterichtetem Publicum zu erwarten stand, nicht nur eine sehr günstige Aufnahme gefunden, es darf sich auch der besondern Unterstützung mehrer ausgezeichneten Literatoren erfreuen.

Mit dem Beginn des zweiten Jahrgangs der Unterhaltungsblätter werden also, statt der bisherigen wöchentlichen 1½ Bogen,

regelmäßig 2 bis $2\frac{1}{2}$ Druckbogen, in gleichem Format, wie bisher, erscheinen. Außerdem sollen alle 14 Tage Beilagen von $\frac{1}{2}$ bis zu einem ganzen Bogen beigefügt werden, welche eine gedrängte Uebersicht von alle dem enthalten, was in der Literatur, der Kunst und in den übrigen Wissenschaften Merkwürdiges und Beachtungswerthes erschienen ist, nebst interessanten Notizen, Corresondenznachrichten, Anzeigen und gedrängten Beurtheilungen über verschiedene Gegenstände. Die eingehenden reichhaltigen Beiträge und schätzbaren Mittheilungen aus Frankreich, England, Italien, Deutschland und der Schweiz häufen sich zu einem Vorrath von so interessanten Materalien, daß eine Erweiterung dieses Journals unumgänglich nothwendig geworden. Dadurch wird demselben eine größere Vollständigkeit in allem Wissenswerthen verliehen, und der Erwartung des gebildetern Publicums in Deutschland und der Schweiz in jeder Hinsicht genügender entsprochen werden können.

Der Preis für den ganzen Jahrgang 1825 ist 12 Fl. Rhein.: für das südwestliche, und 8 Thlr. für das nordöstliche Deutschland. In allen bekannten deutschen Buchhandlungen und Zeitungsexpeditionen werden darauf Bestellungen angenommen und die Versendungen durch den Buchhandel regelmäßig alle 14 Tage, und durch die Postämter jede Woche expedirt.

H. R. Sauerländer in Aarau.

J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, zeigt hiermit an, daß die

Oestreichisch-militairische Zeitschrift
im Jahre 1825

ununterbrochen, wie bisher, fortgesetzt wird, und ersucht alle resp. Abnehmer derselben, ihre Bestellungen für das künftige Jahr noch vor Ablauf des Monats Decbr. 1824 bei ihren betreffenden Buchhandlungen zu machen, wenn sie wünschen, daß ihnen die Fortsetzung im neuen Jahre ohne Unterbrechung zukommen soll.

Zugleich mache ich auf vielfältige Anfragung bekannt, daß ich in den Stand gesetzt bin, die Jahrgänge 1811, 12 und 1818 bis inclus. 1824, wer dieselben auf einmal ganz abnimmt, für 42 Thlr. sächs. oder 75 Fl. 36 Kr. Rhein. abzulassen. Einzeln kosten die Jahrgänge wie bisher 1811 und 12 zusammen 6 Thlr., und 1818—24 jeder 8 Thlr. ord. Der Jahrgang 1813 ist gänzlich vergriffen.

Das so eben erschienene 11te Heft zu 1824 enthält: 1) Bruchstücke, die Mitwirkung der königl. sächsischen Kürassier-Brigade bei der Schlacht an der Moskwa den 7. Sept. 1812 betreffend. 2) Feldzug des k. k. galizischen Armeecorps gegen die Türken im Jahre 1788. (Schluß.) Mit dem Plane der Belagerung von Chotym. 3) Die Feldzüge der Oestreicher in Oberitalien in den Jahren 1733—1735. (Fortsetzung des fünften Abschnitts, oder des Feldzugs 1735.) 4) Neueste Militairveränderungen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Morgenblatt für gebildete Stände. Achtzehnter Jahrgang. October 1824.

Uebersetzungsanzeige.

In unserm Verlage erscheint eine deutsche Uebersetzung der:

Conversations of Lord Byron by Medwin,

von einem Sach- und Sprachkundigen Gelehrten.

Breslau, am 1sten Novbr. 1824.

Josef Max u. Comp.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXVI. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Ankündigung zweier Unternehmungen von bedeutendem Interesse für die Literatur der Forst- und Jagdwissenschaft.

Mit dem 1sten Januar 1825 beginnt in dem Verlage des Unterzeichneten eine:

Allgemeine deutsche Forst- und Jagdzeitung,
im Verein mit mehren, in der Literatur der Forst- und Jagdwissenschaft bedeutenden Männer, herausgegeben vom Hrn. Forstmeister St. Behlen in Aschaffenburg.

Dieselbe ist sowol durch die Buchhandlungen in monatlichen Lieferungen, wie durch die betreffenden Postämter in einzelnen Blättern für den Pränumerationspreis von 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein. für den halben Jahrgang, zu beziehen.

Es erscheinen von dieser, sowol für den praktischen Forstmann, als für den Jagdliebhaber, ganz vorzüglich interessanten Zeitschrift, wöchentlich, ohne das Intelligenzblatt, zwei Nummern. Eine ausführliche Ankündigung des Plans ist in jeder Buchhandlung gratis zu bekommen, und ich führe hier nur die besondern Inhaltsrubriken, welche sich in derselben finden werden, an:

1) Anzeigen neuer Beobachtungen, Erfahrungen, Entdeckungen und Erfindungen rc. im Gebiete der Forst- und Jagdkunde mit ihren Hülfswissenschaften. 2) Uebersichtliche, fortgehende Darstellung der Veränderungen in der Forst- und Jagdverwaltung und Gesetzgebung Deutschlands und der angrenzenden Länder, sowie auch Angabe des wirklich Bestehenden, insofern dasselbe nicht genügend allgemein bekannt, oder seine nähere Würdigung durch Zeit- und Ortsverhältnisse motivirt ist. 3) Forststatistische und forsttopographische Notizen. 4) Forstgeschichtliche und forstgeographische Nachrichten. 5) Nachrichten über Einrichtung und Fortgang der Forstunterrichts- und Bildungsanstalten, eben so 6) der Leistungen der zur Beförderung des Forst- und Jagdwesens bestehenden Vereine, oder der Entstehung neuer Verbindungen der Art. 7) Anzeige aller in der deutschen und in fremden Sprachen erscheinenden Schriften im Forst- und Jagdfache und in den verwandten Fächern mit kurzen kritischen Glossen unter Hinweisung auf jene Zeitschriften, in denen ausführlichere Beurtheilungen zu finden sein werden, sowie Ankündigung wichtiger literarischer Producte, welche noch erscheinen sollen. 8)

Kurze Auszüge und Uebersetzungen aus größern deutschen, oder in fremden Sprachen geschriebenen Werken. 9) Bekanntmachung merkwürdiger Naturerscheinungen und Naturseltenheiten. 10) Witterungsberichte mit besonderen Bemerkungen des Einflusses der Witterung auf die Waldvegetation. 11) Anzeige der neuesten Forst- und Jagdgesetze Deutschlands und der benachbarten Staaten. 12) Anzeige wichtiger Forst- und Jagdrechtlicher Erörterungen und Entscheidungen einzelner Fälle. 13) Mittheilung interessanter technischer Gutachten für gegebene Fälle. 14) Rügen im Forst- und Jagdhaushalte. 15) Verhältnisse und Veränderungen des Forstpersonals in Deutschland und in den Nachbarstaaten. 16) Biographien und Nekrologen verdienter Forstmänner und Jäger. 17) Dienstanerbietungen und Dienstgesuche. 18) Anfragen und Auffoderungen und diesfalsige Beantwortungen. 19) Nachrichten über Verkauf und Handel der Forst- und Jagdproducte, sowie Tauschgegenstände. 20) Wird den erscheinenden Blättern wöchentlich, oder wie oft sich Stoff dazu findet, ein Intelligenzblatt beigegeben, welches ohne Kritik Ankündigungen der neuesten literarischen Erscheinungen enthält, sowie auch die in den letzten drei Artikeln angegebenen Punkte in diesem Blatte aufgenommen werden.

Das Unternehmen ist so gemeinnützig, und der Hr. Herausgeber von so anerkanntem Rufe, daß ich zur Empfehlung desselben nichts weiteres zu sagen wage.

Da bereits schon viele Bestellungen eingegangen sind, so ersuche ich um gefällig baldige Unterzeichnung, um die Auflage bestimmen zu können.

Dem Politiker, dem Regierungsbeamten, dem Staats- und Forstwirthe ist eine systematische, vollständige

Sammlung der deutschen Forst- und Jagdgesetze

gleich fühlbares Bedürfniß. Der Unterzeichnete hat sich daher entschlossen, dieselbe unter Redaction des Hrn. Forstmeisters St. Behlen in Aschaffenburg und Hrn. Oberforstraths Laurop in Karlsruhe herauszugeben. Es erscheinen davon jährlich wenigstens 2 bis 3 Bände in groß Octav auf schönen weißen Druckpap., auch habe ich mich entschlossen, auf Schreib- und Schweizer-Velinpap. eine Anzahl drucken zu lassen. Der erste Band erscheint zu Ostern 1825 und wird die Forst- und Jagdgesetze des Großherzogthums Baden enthalten, der 2te und 3te Band zu Michaelis desselben Jahrs, welche die Forstlegislaturen der Königreiche Baiern und Hanover umfassen werden. Es bedarf wol keiner Erwähnung, daß hier nicht nur der dürre Buchstabe des Gesetzes abgedruckt wird, sondern vielmehr auch der Geist desselben, sowie auch die Geschichte, insofern sie Einfluß auf Forstlegislatur hatte, wiedergegeben und kritisch bearbeitet wird.

Zur Empfehlung des Ganzen wage ich nichts zu sagen und füge nur noch hinzu, daß die hohen und höchsten Regierungen dieses Unternehmen auf das liberalste durch Oeffnung ihrer Archive und Mittheilung der besondern Gesetze unterstützt haben. Eine ausführliche Ankündigung ist auch hierüber in allen Buchhandlungen einzusehen, und ich führe hier nur noch die Subscriptionsbedingungen an.

Der Preis eines jeden einzelnen Bandes von 30 bis 40 Bogen, bei Ablieferung zahlbar, ist:

auf Druckpapier 2 Thlr. Sächs., oder 3 Fl. 36 Kr. Rhein.
auf Schreibpap. 2 Thlr. 16 Gr. Sächs., oder 4 Fl. 48 Kr. Rh.
auf Schweizer-Velinpap. 3 Thlr. 8 Gr. Sächs., od. 6 Fl. Rhein.

Wer sich jedoch verbindlich macht, die ganze Sammlung sämmtlicher Bände bei Erscheinung zu nehmen, und zu diesem Ende bei Ablieferung des ersten Bandes auch gleich den letzten mit bezahlt, erhält jeden Band in den verschiedenen Ausgaben um 8 Gr. Sächs., oder 36 Kr. Rhein., wohlfeiler.

Frankfurt a. M. und Bamberg, im Novbr. 1824.

Wilh. Ludw. Wesché.

Bei C. W. J. Krahn in Hirschberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen (in Leipzig im Magazin für Industrie und Literatur) zu haben:

Schlesisches Taschenbuch für das Jahr 1825.

Herausgegeben von W. L. Schmidt. 2ter Jahrgang.

Mit Beiträgen von Contessa d. Aeltern, C. Weisflog, Agnes Franz, Karoline Lessing, Arminia, Grandke, Kastor, Legner, Opitz, Schindler und dem Herausgeber. 16. Geb. mit Goldschnitt, 1 Thlr. 18 Gr., mit 5 Kupfern und 1 Musikbeilage.

Freundliche Anerkenntniß und Unterstützung wurde dem Herausgeber und Verleger des schles. Taschenbuchs also zu Theil, daß der 2te Jahrgang desselben erscheinen konnte. Möge durch eine recht freundliche Aufnahme das Unternehmen ferner Gedeihen finden, und Kunst und Wissenschaft der Schlesier ihm einen ehrenvollen Platz unter der Zahl der übrigen beliebten Taschenbücher feststellen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Hofmann, Der vollkommne Jäger mit dem Vorstehhunde und sichere Schütze. Zweite vermehrte Auflage von Karl Timlich. 8. Wien 1824. XVIII und 228 Seiten stark, mit 6 Kupfertafeln in Umschlag brosch. 16 Gr.

Der gute Absatz der ersten sehr starken Auflage dieses Werks hat uns veranlaßt, eine zweite sehr vermehrte, besonders mit einem Zusatze über die Neuerungen in der Struktur und dem Gebrauche der Jagdgewehre versehen, zu veranstalten, deren Preis wir jedoch ohnerachtet der großen Bogenzahl bedeutend verringert haben. — In vielen Gegenden der östreichischen Monarchie werden die Vorstehhunde nach Anleitung dieses Werkchens dressirt und bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht, ohne sie während der Dressirzeit tyrannisiren zu dürfen, wodurch sie oft die Liebe und Anhänglichkeit an ihren Herrn verlieren: hierdurch allein empfiehlt sich das Werk schon hinreichend.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist neu erschienen:

Monographia Chlamydum, auctore Vincentio Kollar.

Cum tabulis aeneis coloratis duabus.

Folio. Viennae 1824. 4 Thlr. 12 Gr., oder 8 Fl. 6 Kr. Rh.

Bei dem unermeßlichen Umfange, welchen die Naturwissenschaften bis jetzt erreicht haben, der sich noch täglich durch neue Entdeckungen erweitert, gehört es unter das Unmögliche, daß ein Einzelner, und wäre er Linné selbst, ein systematisches Ganze liefern könnte. Nur durch das

Zusammenwirken Mehrer dürfte es nach und nach gelingen, diesen Zweck zu erreichen, und zwar, wenn Personen, die Gelegenheit haben, große Museen, oder ausgezeichnete Privatsammlungen zu benutzen, sich damit beschäftigten, aus einzelnen Classen einzelne Ordnungen, und wo diese, wie in der Entomologie, noch zu reichhaltig sind, nur einzelne Geschlechter zu bearbeiten. Bald würden dann eine Menge brauchbarer Monographien vorhanden sein, die, systematisch an einander gereiht, mit der Zeit ein ziemlich vollständiges naturhistorisches System erzeugen würden.

Von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt, hat der Hr. Verfasser des hier angezeigten Werks, sich aus der reichen Insectensammlung des [illegible]r. Naturaliencabinets, welche seit einigen Jahren seiner Aufsicht anvertraut ist, aus der Ordnung der Käfer (Coleoptera) die Gattung Chlamy zur Bearbeitung gewählt, die, bisher nur aus Amerika bekannt, vor Kurzem noch aus kaum sieben bis acht Arten bestand, nunmehr aber durch die Ausbeute unserer Naturforscher in Brasilien auf fünf und vierzig vermehrt wurde. Dieser große Reichthum, die sonderbare Form und die ausgezeichnete Schönheit der meisten, wodurch diesen Thierchen sogar der Eintritt in die Toilette der brasilianischen Damen gestattet wurde, bestimmten den Hrn. Verfasser, gerade mit diesem Geschlechte den Anfang zu machen.

Die Beschreibungen sind möglichst vollständig und deutlich, in lateinischer und deutscher Sprache. Die Abbildungen sind treu und genau nach der Natur von dem, durch seine helminthologischen Arbeiten in Dr. Bremser's Prachtwerken rühmlichst bekannten Hrn. Zehner, unter der Aufsicht des Verfassers, gemacht worden, und werden das Auge der Kenner und Liebhaber vollkommen befriedigen.

Der so sehr beliebte Verfasser gab in den ersten 5 Bänden das für die Jugend Geeignetste aus den Märchen der Tausend und Einen Nacht, welche mit großem Beifall aufgenommen wurden: nicht minder anziehend wird die Jugend die Märchen der alten Griechen und Römer finden, die in Hinsicht der Bearbeitung ihren Vorgängern in nichts nachstehen.

Frankfurt am Main, im Oct. 1824.

Heinrich Wilmans.

So eben hat der zweite Theil des

Handbuch der Definitionen aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre vorkommenden Begriffe u. s. w. M—Z, von Dr. A. Wießner

die Presse verlassen, und ich schmeichle mir, daß der Beifall, der dem ersten Theile so allgemein gezollt wurde, auch diesem zweiten Theile nicht entgehen werde. Da das Werk 18 Bogen stärker geworden ist, als Anfangs bestimmt war (die Bogenzahl beläuft sich, statt auf 60, jetzt auf 78), so muß ich dasselbe um 16 Gr. (also pro Bogen kaum 1 Gr., erhöhen, so daß die Herren Subscribenten bei Empfang des 2ten Theils 2 Thlr. entrichten, die Herren Pränumeranten aber 16 Gr. nachzahlen. Diesen Pränumerationspreis von 3 Thlr. 8 Gr. für das ganze Werk werde ich, zu Folge vielseitig eingegangener Auffoderungen, bis Ostern 1825 gelten lassen, nach welcher Zeit der Ladenpreis, jetzt auf 5 Thlr. bestimmt, eintreten soll.

Leipzig, den 18ten November 1824.

A. Wienbrack.

So eben ist bei mir fertig geworden und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schindel, K. W. A. O. von, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19ten Jahrhunderts. Zweiter Theil. M—Z. 8. XVI u. 504 S. Geh.

— — Dritter Theil. Nachträge und Berichtigungen enthaltend. 8. XXVIII u. 260 S. Geh.

Der zweite und dritte Theil kosten zusammen 3 Thlr. 16 Gr.

Der erste Theil, 1823, XXXII u. 384 S., enthält A—L und kostet 2 Thlr., das ganze Werk somit 5 Thlr. 16 Gr.

Die Vorrede zum dritten Theile enthält einen Aufsatz: „Ueber die Schriftstellerei der Frauen und ihren Beruf dazu."

Leipzig, den 10ten Novbr. 1824.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung in Hanover ist so eben erschienen:

Handbuch der pharmaceutischen Chemie; oder Darstellung und Prüfung der sämmtlichen chemisch-pharmaceutischen Präparate; besonders zum praktischen Gebrauche für Physici, Aerzte, Apotheker ꝛc. bearbeitet von Dr. F. H. Leonhardt. Mit einer Vorrede vom Ober-Berg-Commissair Dr. Aug. Du Menil. Gr. 8. 1825. 1 Thlr.

Dieses Werk, welches von der Darstellung und Prüfung sämmtlicher

chemischer und sogenannter Galenischer Medicamente handelt, unterscheidet sich von manchem ähnlichen, durch den Zuwachs an letzteren, auf eine vortheilhafte Weise; denn da die Bereitung und Kenntniß der Güte der Galenischen Arzneien, dem Arzte und Pharmaceuten eben so nahe liegt, als die der chemischen, so muß es ihnen erwünscht sein, daß der Hr. Verfasser neben einer sehr gründlichen und auf Erfahrung gestützten Anleitung, zur Anfertigung und zur Erforschung der Güte und der Verfälschung der chemischen Arzneimittel, auch die Galenischen mit gleicher Sorgfalt in gedachter Hinsicht behandelte, so daß dies Buch dem pharmaceutischen und ärztlichen Publicum nützlich sein wird.

---

wissermaßen als vollständiger Repräsentant aller vulkanischen Thätigkeiten dar. — Daß daher die angekündigte eben so ausgeführte als anziehende Beschreibung der Ausbrüche des Vesuvs von 1824 nicht blos für den Naturforscher, sondern für Jeden, der auf Bildung Anspruch machen kann, ein besonderes Interesse darbieten wird, unterliegt keinem Zweifel: aber es findet darin auch der Gelehrte von Profession noch eine reiche Ausbeute an gründlichen Beobachtungen und Erklärungen aus dem neuesten Standpunkte der Physik, Chemie und Mineralogie; die vielen Anmerkungen, welche die rühmlichst bekannten Herren Uebersetzer zur Vergleichung und zur Erläuterung, sowol des Einzelnen als des Ganzen höchst merkwürdigen Naturprocesses, beigefügt haben, erhöhen den Werth der Verdeutschung bedeutend, und gewähren ihr selbst Vorzüge vor dem in Deutschland fast gar nicht bekannt gewordenen Original.

---

meinen Repertorium 1824, 1ster Bd., 6tes Stück, S. 448 u. f.) wie privatim allgemein anerkannt worden, und die vorzügliche Brauchbarkeit desselben, nicht blos für die akademische Jugend, sondern für jeden Geschäftsmann und Advocaten, hat sich bewährt. Dieselbe ist noch sehr erhöht durch das beinahe drei Bogen starke Register, welches den zweiten Band beschließt und mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet ist. Papier und Druck sind vorzüglich, der Preis ist sehr billig.

Jena, im Novbr. 1824. Friedrich Frommann.

Schriften für Aerzte und Nichtärzte.

Struve, Dr., Die künstlichen Mineralwässer ec., mit einer Vorrede vom Dr. Kreysig. 8. Velinpap. 21 Gr.

ist in der Arnoldschen Buchhandlung in Dresden erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei K. Koch in Schleswig ist so eben (in Commission) erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Recht und Macht des Zeitgeistes von Timotheus Aclines. Geh. Auf Druckp. 1 Thlr. 16 Gr., Schreibp. 2 Thlr.

Eine Schrift, welche sich über alle die Gegenstände, welche vorzugsweise unser Zeitalter beschäftigen, verbreitet und fast alle von neuen Seiten betrachtet. Ihre Gründlichkeit und Freimüthigkeit sowol, als die bedeutende Abweichung von den Meinungen aller bis jetzt bekannten politischen Parteien in Ansehung mancher Hauptpunkte, sind geeignet, ihr ein mehr als gewöhnliches Interesse zu sichern.

Anmerkungen zu der Geschichte des Livius bis zum sechs und zwanzigsten Buche. Für Mitglieder der ersten Classe lateinischer Schulen von H. P. C. Esmarch, Dr. u. Prof. der Philosophie. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Leihbibliotheken und Lesezirkel.

Bei C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Der Eremit in den Todtenhöhlen Aegyptens. Von Fr. Stahmann.

8. Preis 18 Gr., oder $22\frac{1}{2}$ Sgr., oder 1 Fl. 24 Kr. Rhein.

In allen Buchhandlungen zu haben.

Das Neueste der Physik.

Der zweite Band von:

Biot's Experimental-Physik, dritte Auflage,

ist so eben den Subscribenten gesandt.

Leipzig, d. 18ten Novbr. 1824. Leopold Voß.

Uebersetzungsanzeige.

Unterzeichneter beschäftigt sich mit einer Uebersetzung von:

Beudant, Cours élémentaire et général des sciences physiques, von welchem zwei Bände (Physik und Mineralogie) im Original bereits erschienen sind.

Blankenburg, im Novbr. 1824.

Karl Härtmann.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXVII. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 6000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Zweiter Theil.

Auch unter dem Titel:

Leben und Kunst der Alten, von Friedrich Jacobs. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Wir hoffen, daß die Anzeige von der Erscheinung dieses Werks jedem Freund der alten Literatur und Kunst, samit jedem Gebildeten angenehm sein werde. Die vorliegenden beiden Bände umfassen die zwölf Bücher der „griechischen Blumenlese," und sind als eine völlige Umarbeitung der vom Hrn. Verf. 1803 erschienenen Auswahl zu betrachten, welche sich unter dem Namen Tempe bei allen Gebildeten einzuführen wußte. — Verstand der heitere, lebensfrohe und stets schaffende — Schaffen war ihnen Dichten — Sinn der Griechen, jedem Wesen, jeder Person und Sache, mit welchen sie in Berührung kamen, eine poetische, befreundende Seite abzugewinnen, sprach ihnen aus dem Leblosen ein belebender Geist entgegen, und wußten sie im Werke des Zufalls oder der natürlichen Wirkung sichtbarer Ursachen, das augenblickliche, auf sie berechnete Walten zahlloser, mit den Sterblichen in Wechselwirkung stehender Dämonen und Götter zu finden, so sind ihre Dichtungen der treueste Spiegel ihres Seins, eines freien, lebendigen, stets wohlwollenden und unwillkürlich verschönernden Geistes. Die griechische Blumensammlung, und die von dem Hrn. Verf. gegebene Blumenlese vereinigt eine sehr bedeutende Anzahl poetischer Bildwerke zu einer reichhaltigen und in der deutschen Nachbildung wohlgeordneten Ausstellung. Die Verdoppelung des auf die Form der einzelnen Gedichte gewendeten Fleißes macht diesen Fleiß unsichtbar; leicht und zwanglos bewegt sich das Gebilde des Dichters in den schwierigsten Formen, der belebende Hauch des Geistes läßt die Beengung des Materiellen vergessen. Es kömmt uns nicht zu, zu beurtheilen, wie der berühmte Verf., gleich bewandert in den heimischen wie in den hellenischen Geistesgefilden, seine schwere Aufgabe gelöst hat, ob es ihm gelungen ist, bei fortgesetzter Aufmerksamkeit auf dieses Lieblingserzeugniß, und bei einer durchgängigen Umarbeitung des dem Publicum schon in der frühern Gestalt theuren Werkes den ausgedehnten Ansprüchen zu genügen, welche er selbst daran macht — die Vorrede enthält zugleich eine ausführliche Abhandlung über die Anwendung des griechischen Versmaßes in deutscher Sprache —; nur das glauben wir versichern zu können, daß es für den Gelehrten keine erfreulichere Erholung in seinem Kreise, für den Gebildeten aber, dem das schwierige griechische Original

nicht zugänglich ist, keine ebenso angenehme als belehrende Unterhaltung geben kann, als diese, die als Erzeugniß des tiefsten Studiums, alle schwerfälligen Erinnerungen daran verschmäht und dem Leser in sinnvoller Anordnung ein treffliches Bild des Alterthums vorführt, und welche bei fortgesetzter Beachtung nur gewinnt und immer neue Seiten der Anschauung darbietet. Wie billig beginnt das erste Buch mit einer Auswahl der schönsten Gedichte über die Götter, das zweite beschäftigt sich mit den Heroen und sonst ausgezeichneten, der Mythe gehörigen Sterblichen, das dritte mit den Dichtern, das vierte mit berühmten historischen Namen und wirklichen Helden, das fünfte ist den andern Classen der menschlichen Gesellschaft gewidmet, wie das sechste den Frauen vorbehalten ist: überall Ernst und Scherz in freundlichem Wechsel. Das siebente Buch enthält Lehren der Weisheit und Ansichten des Lebens, das folgende Beschreibungen von Städten und Ländern; das neunte ist der Liebe, das zehnte dem Tode geweiht, im elften haben Thiere und Pflanzen ihren Platz, das zwölfte gibt einen willkommenen, größtentheils nicht aus der griechischen Anthologie entlehnten Anhang, in welchem die herrlichen Ueberbleibsel aus den Gedichten von Theognis und Solon, Kallinos, Tyrtäos, Bion, Moschus und Andern vereinigt wurden. — Uebrigens wird hoffentlich das, einer Dame gewidmete Werk, auch dem schönen Geschlecht sich zu befreunden wissen.

Gotha.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Einladung
zu
Beiträgen für Klopstock's Denkmal.

Klopstock's hundertjähriger Geburtstag, der zweite Julius dieses Jahrs, ist in vielen Städten des deutschen Vaterlandes, auch in seiner Vaterstadt Quedlinburg, durch Gesang und Rede, durch festliche Mahle und große musikalische Aufführungen gefeiert worden. Der Tag, der vor hundert Jahren nur den stillen Kreis einer unbekannten Familie beglückte, war in diesem Jahre ein Tag inniger dankbarer Freude, ein Tag des Ruhms für eine Nation. So tief und bleibend hat der Sänger des Messias auf die Gemüther gewirkt, daß man seiner nicht wie eines Abgeschiedenen, sondern wie eines Lebenden gedachte, und fürwahr! sein hoher Geist lebt unter uns fort in seinen Werken. Diese sind seine schönsten und unvergänglichsten Denkmale; sie stellen ihn dar in der Reinheit seiner Gesinnung, in der Erhabenheit seiner Gedanken; sie zeugen von seinem unschätzbaren Verdienst um die Reinigung und Veredlung unserer Sprache und um die Bildung des Geschmacks, sie vergegenwärtigen und befreunden ihn allen kommenden Geschlechtern. Aber dennoch ist der Wunsch natürlich, auch die Züge seines edeln Antlitzes, wie es begeistert zu Gott emporschaute, oder den tiefsten Gedanken nachsann, durch die Kunst des Meißels zu verewigen und sein Bild den Nachkommen zu überliefern, als ein Denkmal der Verehrung, welche unser Zeitalter ihm widmet.

Zu diesem Zweck ist der unterzeichnete Verein zusammengetreten, und hat durch die von ihm in hiesiger Stadt veranstaltete Säcularfeier von Klopstock's Geburt, bereits einen Fonds zur Stiftung eines demselben zu errichtenden Denkmals gewonnen. Damit solches aber des großen Sängers würdig sein möge, ladet er alle Freunde und Verehrer Klopstock's hierdurch ein, zur Erreichung dieses schönen Zwecks durch freiwillige Beiträge mitzuwirken. Letztere können entweder an den unterzeichneten Verein, oder an den wohllöblichen Magistrat zu Quedlinburg eingesandt wer-

den; wenn die Begleitungsschreiben mit der Rubrik: „Beiträge für Klopstock's Denkmal" versehen sind, werden selbige in den königl. preußischen Staaten, zufolge allergnädigster Bewilligung Sr. Majestät des Königs, portofrei befördert. Außerdem wird der Verein in den ansehnlichsten Städten Deutschlands Freunde der Kunst ersuchen, Sammlungen von Beiträgen zu dem angegebenen Zweck zu veranstalten und den Ertrag derselben in Einer Summe zu übersenden. Der Verein wird die eingegangenen Beiträge durch den hamburger unparteiischen Correspondenten, die Haude- und Spener'sche berliner Zeitung, den Allgemeinen Anzeiger der Deutschen und das hiesige Wochenblatt hiernächst bekannt machen.

Wenn die Mittel es gestatten, soll Klopstock's Brustbild, von einer Meisterhand gearbeitet, in der Halle eines antiken Tempels, auf dem schönsten Punkte des bei der hiesigen Stadt belegenen Lustwaldes, der Brühl genannt, aufgestellt werden, und verbunden mit einer wohlthätigen, der Verbesserung des Kirchengesanges gewidmeten Stiftung der Nachwelt bezeugen, daß Deutschland seine großen Männer zu ehren wußte.

Quedlinburg, den 29sten August 1824.

Der Verein für Klopstock's Denkmal.

Auch ich bin zur Annahme und Beförderung von Geldbeiträgen bereit.

Leipzig, im October 1824. F. A. Brockhaus.

Ankündigung einer Schrift.

Versuch einer Theorie des Brief-Fracht-Preises; ein Capitel aus der Post-Arithmetik.

Von Alex. Freiherrn im Hof-Spielberg,

Geheimen Hofrath und ehemals kais. Reichs-Post-Director.

Mit Beilagen,

einer lithographirten und colorirten Post-Zeichnung und Tax-Tabellen.

Landshut, bei Philipp Krüll. 1826.

Unter diesem Titel wird bald möglichst eine Schrift von einigen Druckbogen erscheinen. Der Verfasser hat, um subjectiver Täuschung seiner Ansichten zu entgehen, mehre Personen darüber zu Rathe gezogen: und zwar in verschiedenen Gegenden Deutschlands von verschiedenem Berufe und verschiedener Bildungsweise; sehr ausgezeichnete Geschäftsmänner und Gelehrte, — selbst Männer vom Handwerke. Alle hatten keine Ursache, ihm etwas Anderes zu sagen, als was sie denken; von allen ist ihm Beifall, sogar Beiwirkung, zugekommen. Die Inhaltsanzeige und einige Probestellen, aus dem Texte, hat der Sophronizon eben so gefällig als liberal, aufzunehmen versprochen. Daraus wird ersehen werden, was in der Schrift geleistet werden will. Uebrigens ist bei Herausgabe dieser Schrift nur Deckung der Kosten, kein Gewinn zum Grund gelegt. Dennoch machen, die Besonderheit des Stoffs und die Lage des Buchhandels auch hiezu den Weg der Subscription nothwendig. Bei 300 Subscribenten soll der Preis 2 Gr. der Bogen —, verhältnißmäßig sogar geringer gesetzt werden, je bedeutender die Zahl der Subscribenten ausfällt.

Der Herr Universitätsbuchhändler Philipp Krüll zu Landshut in Baiern, und die Buchhandlung Hemmerde und Schwetschke in Halle, aber auch jede solide Buchhandlung, welche mit jenen beiden in Verbindung steht, werden Subscription annehmen.

Grubhof (im äußern Gebirge des Herzogthums Salzburg), im September 1824. Der Verfasser.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu bekommen:

Riegler, G., der Theologie Dr. und Professor, **Gebetbuch für katholische Christen.** Mit gnädigster Genehmigung des hochwürdigsten geistlichen Raths-Collegiums des Erzbisthums Bamberg. Mit 4 Kupfern. 8. Preis auf schönem weißen Druckpap. 14 Gr. Sächs., oder 1 Fl. Rhein., auf Velinpap. 20 Gr. Sächs., oder 1 Fl. 30 Kr. Rh.

Ich beeile mich, die Erscheinung dieser neuen Schrift des, durch seine frühern, schon rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers anzukündigen. Der Hauptinhalt derselben ist: Glaube, Vertrauen und Gebet durch Jesus Christus unsern Herrn und Mittler. Christen, die mit dem innerlichen Gebete vertraut werden, ihre Herzensanliegen in Worte fassen und sie ausdrücken wollen, besonders Leidende, denen es nicht leicht ist, zusammenhängend zu denken und ihre Wünsche in angemessener Form vorzubringen, und ihre Sehnsucht nach göttlicher Hülfe mit Innigkeit auszusprechen, finden in diesem Gebetbuche eine Anleitung zum Gebete, d. h. ein Hülfsmittel, gläubiges Vertrauen in sich zu begründen, es leichter in und aus sich zu entwickeln, es zu beleben und diese Gabe des Himmels zu ihrem Heile mittelst des entsprechenden Gebets anzuwenden. Dasselbe enthält Meß-, Beicht- und Communionandacht, besondere Gebete für sich, für Andere, und allgemeine Gebete.

Frankfurt a. M. u. Bamberg, im Novbr. 1824.

Wilh. Lud. Wesché.

Neuigkeiten
der
Nicolai'schen Buchhandlung in Berlin.
Michaelismesse 1824.

Eschenburg, J. J., Handbuch der alten Literatur, oder kurzer Entwurf der Kenntniß der classischen Schriftsteller, der Mythologie, Archäologie und übrigen Alterthumskunde der Griechen und Römer. 7te völlig überarbeitete und in der Literaturnachweisung reich vermehrte Auflage. Gr. 8. 2 Thlr.

Friccius, Karl, Ueber die Rechtsverhältnisse der Landwehr mit besonderer Beziehung auf die Verordnung vom 22sten Februar 1823. (Gesetzsamml. Nr. 784, J. 1823.) Gr. 8. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Hermbstädt, S. F., Grundriß der Färbekunst, oder allgemeine theoretische und praktische Anweisung zur rationellen Ausübung der Wollen-, Seiden-, Baumwollen- und Leinenfärberei, sowie der damit in Verbindung stehenden Kunst, Zeuge zu drucken und zu bleichen. Nach physikalisch-chemischen Grundsätzen und als Leitfaden zu dem Unterrichte der inländischen Cattunfabrikanten, Färber und Bleicher, auf allerhöchsten Befehl entworfen. 3te durchaus verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe. 2 Bände. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Sgr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Schmidt, königl. preuss. Reg.-Rath, Handbuch der gerichtlichen Stempelverwaltung. Eine systematische Zusammenstellung der Vorschriften des königl. preuss. Gesetzes wegen der Stempelsteuer vom 7ten März 1822 und der in Bezug auf dasselbe späterhin ergangenen gesetzlichen Bestimmungen und Verordnungen für Justizbeamte. Nebst Tabellen für die Berechnung der

Stempelsätze, 2te vermehrte Auflage. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Sulzer, J. G., Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens. 2ter Theil. Neue Auflage. 12½ Sgr. (10 Gr.)

Pfeil, Oberforstrath, Kritische Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft, in Verbindung mit mehren Forstmännern und Gelehrten herausgegeben. 2ten Bandes 2tes Heft. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Sgr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Unter der Presse ist und erscheint zur O. M. 1825.

Richter, Dr. A. G., Die specielle Therapie. 2 Supplementbände von Prof. G. A. Richter. Gr. 8.

Bei C. G. Ackermann in Dessau ist erschienen:

Lieder des Lebens und der Liebe.

Von Wilhelm Müller.

(Der Gedichte eines reisenden Waldhornisten 2ter Band.) 8. Velinpap. Eleg. brosch. 1 Thlr., od. 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Inhalt: Tafellieder für Liedertafeln (31). Die Winterreise (24). Ländliche Lieder (12). Wanderlieder (6). Devisen zu Bonbons (16).

Zu haben in allen Buchhandlungen.

In unserm Verlage ist so eben der erste Band der

Geschichte der Deutschen

von Wolfgang Menzel

erschienen. Er umfaßt die älteste Geschichte bis auf Karl den Großen, diesen mit eingeschlossen. Die beiden andern Bände werden, der zweite zur Ostermesse, der dritte zur Michaelismesse des Jahrs 1825 die Presse verlassen.

Es wird mit diesem Werke einem längst gefühlten Bedürfniß begegnet, eine klare Uebersicht und lebendige Schilderung der Begebenheiten, welche die Gestalt unseres heutigen Deutschlands gebildet haben, zu besitzen. Alle bisherigen deutschen Geschichten sind entweder reich an einer Masse übelgeordneter Begebenheiten, oder sie geben statt der Thatsachen Raisonnement, oder sie sind Compendien, und als solche für den Bildung suchenden Leser unverständliches Fachwerk, oder sie sind endlich Producte eines übel verstandenen Patriotismus, einseitig in ihren Urtheilen, manierirt in ihrem Styl, ohne durch klare, übersichtliche Darstellung Einsicht in das Wesen deutscher Nation und Geschichte zu gewähren. Letzteres ist grade ein Hauptvorzug dieses neuen Werkes. Die Thatsachen sprechen sich in ihrer Art durch sich selbst aus und finden ihre Erklärung durch eine mit Meisterhand entworfene Charakteristik der politischen und religiösen Zustände in ihrer fortschreitenden Entwickelung. In Aufführung der Begebenheiten ist die strengste Auswahl getroffen, so daß nur die bedeutenden, die Geschichte weiter führenden, ausführlichere Behandlung erfahren. Die Gründe, warum der Hr. Verf., was bisher noch nie auf eine so fruchtbare Weise geschehen, die nordische Geschichte bis zu dem Sieg des Christenthums und bis zur Gestaltung des Reichs, der älteren deutschen Geschichte einverleibt hat, hat derselbe in einer Vorrede so dargethan, daß sein Verfahren sich als ein nothwendiges ergibt. Uebrigens ist diese Geschichte darauf berechnet, in oberen Schulclassen historischen Vorträgen zu Grunde gelegt zu werden, wie auch der erwachseneren Jugend und dem gesammten gebildeten Publicum zum Selbstunterrichte zu dienen. Darum ist der Herr Verfasser bemüht gewesen, mit Klarheit der Uebersicht und Anordnung des Ganzen, Leichtigkeit, Faßlichkeit und Lebendigkeit der sprachlichen Darstellung zu verknüpfen.

Vom ersten Bande, und eben so vom zweiten und dritten, kostet das Exemplar auf schönem weißen Druckpap. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rh. Auf ordinairem Druckpap. 20 Gr., od. 1 Fl. 30 Kr. Rhein.

Schulen und Schulvorsteher, sowie andere Privatpersonen, welche sich direct an die Verlagshandlung oder an ihren Commissionair C. G. Schmidt in Leipzig wenden, erhalten auf sechs Exemplare das siebente frei.

Geßner'sche Buchhandlung in Zürich.

Um den zahlreichen Freunden und Verehrern unseres vaterländischen Dichters Collin den Ankauf von dessen hinterlassenen Schriften zu erleichtern, haben wir uns entschlossen, dieselben bedeutend billiger als bisher abzulassen, und liefern solche vom Anfange des Jahrs 1825 an, zu nachstehenden herabgesetzten Preisen, nämlich:

Collin's, J. G. von, sämmtliche Werke in 6 Bänden. Mit 6 fein gestochenen Titelkupfern von John. Gr. 8. In elegantem Umschlage geheftet, auf gutem Druckpap., 6 Thlr., oder 10 Fl. 48 Kr. Rh.

Dieselbe Ausgabe auf feinem Velinpapier mit den ersten Kupferabdrücken, in elegantem Umschlage geheftet, 9 Thlr., oder 16 Fl. 12 Kr. Rhein.

Eben so finden wir uns veranlaßt, alle Herren Militairs auf nachstehende beide Werke, welche unstreitig einen der ersten Plätze in der neuern kriegswissenschaftlichen Literatur einnehmen, aufmerksam zu machen und denselben solche von Anfange künftigen Jahrs an, durch jede solide Buchhandlung um die beigesetzten Preise anzubieten, nämlich:

Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland. 3 Theile in gr. 8. Mit einem Atlas von 11 Kupfern, Karten und Plänen in gr. Fol. 2te Auflage. 18 Thlr., oder 32 Fl. 24 Kr. Rhein.

Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und in der Schweiz, vom Verfasser der Grundsätze der Strategie. 2 Theile in gr. 8. Mit einem Atlas von Karten und Plänen in gr. Fol. 14 Thlr., oder 25 Fl. 12 Kr. Rhein.

Die beiden letztern Werke sind auch in französischer Sprache zu denselben Preisen, wie die Ausgaben in deutscher Sprache, zu erhalten.

Wien, im November 1824.

Karl Schaumburg u. Comp.

Für Staatsärzte.

Indem die im Büschler'schen Verlage erschienene Schrift:

Ueber das Heilwesen der deutschen Heere

von Dr. C. H. Ernst Bischof, Generalstabs-Arzte des 5ten deutschen Armeecorps, Ritter u. s. w. (jetzt Professor der Heilmittellehre und Staats-, auch Kriegsarzneiwissenschaft zu Bonn) 1815, vermöge ihrer wichtigen und vielseitigen Beziehung auf das bürgerliche Heilwesen, gegenwärtig erneuert Gegenstand der öffentlichen und jetzt zuerst einer gewissenhaft gründlichen Verhandlung geworden (siehe das 1ste und 3te Quartalheft von Henke's Zeitschrift), und die mit dem Inhalte und Gegenstande dieser Schrift innigst verknüpfte neuere Gründung chirurgischer Schulen in mehren der ersten deutschen Staaten ihr ein erweitertes Interesse

gegeben haben dürfte: so finden wir uns veranlaßt, da der anfängliche Preis dieser Schrift wol für Manchen etwas zu hoch bestimmt gewesen sein dürfte, denselben für die noch vorräthigen Exemplare von 4 Thlr. auf 1 Thlr. 12 Gr. herabzusetzen.

Elberfeld, am 1sten October 1824.

Schöniań'sche Buchhandlung.

Bei Ernst Fleischer in Leipzig erschien so eben:

William Shakspeare's Leben
von Aug. Skottowe.
Deutsch bearbeitet
durch Adolf Wagner.
Mit einem Bildniß Shakspeare's.

Auch unter dem Titel:

Shakspeare's
dramatische Werke.
Supplementband
zu der Taschenausgabe in 16 Bänden.

Diese höchst wichtige Schilderung von Shakspeare's Leben trat in London so eben an's Licht, und wurde einstimmig als die vorzüglichste aller bis jetzt vorhandenen Biographien des großen Dichters ausgezeichnet. Die deutsche Uebersetzung schließt sich durch Uebereinstimmung des Formats und einen ähnlichen Druck genau der neuen Taschenausgabe von Shakspeare's dramatischen Werken an. Für den Subscriptionspreis von 9 Gr. ist sie in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Anleitung
kranke Augen zu untersuchen,
nebst Berücksichtigung
ihrer consensuellen Verhältnisse.
Von Dr. C. J. Karl.

Gr. 8. Brosch. 1824. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Der Verfasser ist dem vielseitigen Bedürfnisse einer kurzen Anweisung zur Untersuchung kranker Augen auf die erwünschte Weise entgegen gekommen. Das Ganze, im leichtverständlichen medicinischen Style verfaßt, und hauptsächlich für Anfänger des Studiums der Augenheilkunde berechnet, gewinnt durch voraus geschickte Darstellung und Beleuchtung des innigen Zusammenhanges (consens) des Auges mit dem ganzen Körper und der daraus gefolgerten Wahrheit, daß man, ohne Arzt im wahren Sinne zu sein, nicht Augenarzt, wohl Augenoperateur, werden könne, nebstbei durch einen Abschnitt über Consens überhaupt, und durch die bei jedem einzelnen Gebilde des Auges angezeigten Sympathien, eine umfassende Brauchbarkeit und Vollständigkeit. Diese Schrift wird demnach für jene Anfänger ein nicht leicht zu entbehrendes Handbüchlein abgeben, welches wir auch Laien in jenen Fällen anempfehlen, wenn sie bei Entfernung eines Augenarztes brieflich um Rath anfragen wollen, indem sie hierdurch mit Beiziehung irgend eines Arztes auf das aufmerksam gemacht werden, was sie zu schauen und zu beachten haben, um sodann dem eigentlichen Augenarzte die Symptome berichten zu können.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXVIII. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format, dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Folgende Bücher sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neues Gothaisches Kochbuch, oder Allgemeiner Küchenwirthschafter. Enthaltend eine vollständige Anweisung von Zubereitung vielerlei Speisen, Bäckerei, Conditorei, Einmachung und Aufbewahrung allerhand Obstes und anderer Früchte und Gewächse, Gefrornen rc., herausgegeben von einem prakticirenden Koch. 2 Bände. Neue Auflage. 1 Thlr. 8 Gr.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Werks hat fast jede ansehnliche Stadt Deutschlands ihr eigenes Kochbuch geliefert, und die Anzahl derselben ist nicht gering. Indessen können wir uns schmeicheln, an dem unsrigen ein sehr gehaltreiches Buch zu besitzen, welches in keiner Haushaltung fehlen sollte, indem es von einem in seinem Fache excellirenden Koch verfaßt und für alle Stände berechnet ist. Mehre neue Auflagen sprechen deutlich für die günstige Aufnahme desselben.

Der praktische Pferdearzt. Ein nützliches Handbuch für Pferdebesitzer. Neue Auflage. 2 Theile. 18 Gr.

Gegenwärtiges Werk in zwei Theilen, wovon der erste die innerlichen, der andere die äußerlichen Krankheiten des Pferdes behandelt, empfiehlt sich durch Zweckmäßigkeit und Kürze des Vortrags, so daß es besonders für Oekonomen und Kurschmiede, überhaupt aber jedem Pferdebesitzer, in Ermangelung eines Thierarztes, als treuer Rathgeber dienen wird.

Der Zauberkünstler, oder Magie zum Unterricht und geselligen Vergnügen. 4 Bände. Neue Auflage. 2 Thlr.

Bei'm herannahenden Weihnachtsfeste glauben wir nichts Eiligeres thun zu können, als die eben erschienene neue Auflage obiger Schrift anzuzeigen, deren mannichfaltiger Inhalt für Kinder und junge Leute gewiß das angenehmste Geschenk zur Verkürzung der langen Winterabende sein wird. Taschenspielerkünste, physikalische Experimente, arithmetische Belustigungen sind unter vielen andern das, was wir besonders herausheben, und wenn wir vorhin das Werkchen für junge Leute geeignet fanden, so müssen wir es überdies noch für das gesellige Vergnügen erwachsener Personen empfehlen, und nach Einsicht desselben wird man seine Zweckmäßigkeit zur Unterhaltung jedes Alters bewährt finden.

Tägliches Taschenbuch für alle Stände auf das Jahr 1825. Mit 1 Karte. In rothes Leder gebunden 20 Gr.

Dieses Taschenbuch ist bereits seit so vielen Jahren den Reisenden als unentbehrlich bekannt, daß wir zu dessen Empfehlung nichts hinzuzufügen haben, und blos dessen Erscheinen hier anzuzeigen, mit der Bemerkung, daß alle Postcourse von Neuem durchgesehen, und dasselbe durch die Aufnahme der Eilwagencourse bedeutend an Interesse gewonnen hat.

Gotha, den 1sten Novbr. 1824.

Ettinger'sche Buchhandlung.

Neue Reisen.

Richter's, T. F. M., Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Jahren 1805—1817. Für die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann. 5ter Band, unter dem Titel:

Reise von England nach China. 8. Velinpap.

ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen.

Die ersten 4 Theile kosten roh 4 Thlr. 4 Gr. und eingebunden 4 Thlr. 8 Gr.

Dresden, im Novbr. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

So eben sind bei mir erschienen und noch durch alle Buchhandlungen (bis auf weitere Anzeige) für den billigen Subscriptionspreis zu haben:

THE WORKS
OF THE LATE
RIGHT HONOURABLE
RICHARD BRINSLEY SHERIDAN
COLLECTED
BY
Thomas Moore.

Author of „Lalla Rookh," „The loves of the angels" etc.

COMPLETE IN ONE VOLUME.

Post 8. Cartonnirt. Subscriptionspreis 1 Thlr. 8 Gr. Conv.-M., oder 2 Fl. 24 Kr. Rhein.

Sheridan's gefeierter Name glänzt in der Reihe von Englands Bühnendichtern als eine der wichtigsten Erscheinungen, und dessen unsterbliche Werke schufen für die brittische Theaterpoesie eine der schönsten Epochen neuerer Zeit. Nur der Mangel einer kaufbaren Ausgabe dieses classischen Dichters war seither in Deutschland dem allgemeinen Bekanntwerden desselben hinderlich, und die Freunde der englischen Literatur entbehrten bis jetzt einen der grössten Genüsse, welche jene Sprache bietet, die aus Sheridan's Feder mit so viel Anmuth, Witz und Leichtigkeit geflossen ist. Von seinen trefflichen, den Meisten nur dem Namen nach bekannten Theaterstücken, bedarf es blos der Nennung einiger (*The rivals, a comedy; — The school for scandal, a comedy; — Pizarro, a tragedy;* — etc.), um sogleich den Wunsch zu erwecken, diese Werke zu besitzen, welche hier dem Publicum in einer streng correcten, auf englischem Velinpapier ausgezeichnet schön und deutlich ge-

druckten Ausgabe, auch zugleich für einen höchst billigen Preis geboten werden.

Leipzig, den 15ten October 1824.

Ernst Fleischer.

Washington Irving's
(Verfassers von Bracebridge-Hall)
Erzählungen eines Reisenden.
Aus dem Englischen übersetzt von S. H. Spiker.
2 Bände. 8. Sauber geheftet. 3 Thlr.

Von diesem Werke ist in unserm Verlage so eben der 1ste Band erschienen und an alle Buchhandlungen versendet.

Der 2te Band wird in einigen Wochen nachgeliefert.

Duncker und Humblot in Berlin.

Neue Verlagsbücher der Riegel und Wießner'schen Buchhandlung in Nürnberg. M. M. 1824.

Gerlach, J. P., Prozeres, oder Lebensbeschreibungen der vornehmsten Personen der Weltgeschichte. Zweiter Band, erste Abtheilung. 8. Brosch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein. (Die bisher erschienenen 3 Abtheilungen kosten 3 Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.)

Henssler's, Dr. Ph., Neue Lehren im Gebiete der physiologischen Anatomie und der Physiologie des Menschen, historisch-kritisch begründet und durch Erfahrung erwiesen. Erstes Bändchen. Von den feinsten Verbindungen der verschiedenen Gefässsysteme (Arterien, Venen und Lymphgefässe) unter sich und von ihren letzten freien Endigungen. Eine anatomisch-physiol. Abhandlung zur Begründung der Lehre von der Blutbewegung und Ernährung. 8. 18 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr. Rhein.

Leupoldt, Dr. J. M., Ueber Leben und Wirken, und über psychiatrische Klinik in einer Irrenheilanstalt. Gr. 8. Brosch. 8 Gr., od. 30 Kr. Rhein.

Lips, Dr. Alex., Ueber den gegenwärtigen tiefen Stand der Getraidepreise in Deutschland, ihr nothwendig immer tieferes Sinken, die Ursachen dieser Erscheinung und die Mittel, sie zu heben. Gr. 8. Brosch. 9 Gr., od. 36 Kr. Rh.

Orpheus, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, herausgegeben von Dr. Weichselbaumer. 3tes Heft mit 1 Kupfer. Gr. 8. 20 Gr., od. 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Pöhlmann, Dr. J. P., Aeneas. Ein zur Ausübung der Pflichten des vierten Gebots ermunterndes Lesebuch. Mit Kupf. 8. Geb. 1 Thlr. 8 Gr., od. 2 Fl. Rh.

Racine, Jean, Athalia. Metrisch übersetzt von A. B. 8. 12 Gr., od. 48 Kr. Rh.

Wellmer, M. L., Bemerkungen über den Entwurf des Strafgesetzbuchs für das Königreich Baiern. Gr. 8. 18 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Früher erschien über diesen Gegenstand bei uns:

Kritik, vergleichende, des Entwurfs des Strafgesetzbuchs für Baiern. Mit dem baierschen Strafgesetzbuche vom Jahre 1813.

Binder, J. F., Bemerkungen zum Entwurfe des Strafgesetzbuchs. München 1822. Gr. 8. 20 Gr., oder 1 Fl. 21 Kr. Rh.

Wilder, Diak., Der schöne Brunnen. Andeutungen über seinen Kunstwerth, sowie über seine Geschichte, zum Andenken der Aufdeckung desselben nach erfolgter gänzlicher Wiederherstellung am 12ten Oct.

1824. Zweite Ausgabe. Mit einem Anhange, die Feier dieses Tages in Nürnberg betreffend. Mit 3 Abbildungen, Gr. 8. Brosch. 9 Gr., oder 36 Kr. Rh.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Corso teorico-pratico
della
lingua tedesca.

Approvato dall' Ecc. I. R. commissione aulica degli studj, per uso delle rispettive cattedre nel Regno Lombardo Veneto,

Di

A. G. Fornasari Nob. di Veree,

pubblico professore di lingua e letteratura italiana nell' I. R. università, e nell' I. R. accademia Teresiana in Vienna.

Due parti, teorica e pratica.

Vienna 1825. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Gr., oder 2 Fl. 24 Kr. Rh.

Der rühmlich bekannte Name des Hrn. Verfassers von dem hier angekündigten, höhern Orts genehmigten Lehrbuche, macht es unnöthig, noch etwas über den Inhalt und den Nutzen desselben zur Empfehlung zu sagen, indem mit derselben faßlichen und lichtvollen Methode, wie jenes der italienischen Sprache für Deutsche, auch dieses Lehrbuch der deutschen Sprache für Italiener entwickelt ist, und es gewiß nicht nur für Anfänger, sondern auch jedem Geübteren sehr erwünscht seyn wird.

Bei R. Landgraf in Nordhausen ist erschienen:

Versuch über den Geist unserer Zeit, in Rücksicht auf Moralität und Religiosität. 8. Eleg. geh. 10 Sgr. oder 8 Gr.

Diese höchst interessante Schrift, welche den Geist unserer viel bewegten und viel besprochenen Zeit in Absicht auf die wichtigsten Gegenstände der Menschheit kennen lehrt, ist von einem sehr geschätzten Gelehrten, und verdient die allgemeine Aufmerksamkeit.

Dr. H. E. G. Paulus,

Warnung vor möglichen Justizmorden

durch

rechtliche und allgemein verständliche Beleuchtung

der

Fonkisch-Hammacher'schen Cause célèbre.

Um eine staatsoberaufsichtliche Superrevision des Verkehrten in den Vorbereitungen

der beiden Urtheile

auch wesentliche Verbesserungen im Untersuchungsprocess und dem Geschwornengericht selbst,

zu

desto gewisser Erhaltung des die Verkehrtheiten allein entdeckenden Schutzmittels der gerichtlichen Oeffentlichkeit, drängend zu motiviren.

4 Hefte. Gr. 8. 3 Thlr. 16 Gr. Sächs., 6 Fl. 30 Kr. Rh.

Diese eben so populaire als scharfsinnige Untersuchung eines zur Ehre und Ruhe der Menschheit für Jahrhunderte seltenen Criminalprocesses, hat denselben mit so interessanter Vollständigkeit dargestellt, dass er, zur Angelegenheit der Nation geworden, unvergesslich dasteht. Mit der regsten Wärme hat sich das

allgemeinste Interesse dafür ausgesprochen, und von dem Werke nur noch wenige Exemplare übrig gelassen. Diese ist der Verleger bereit, bis zur Ostermesse 1825 um den herabgesetzten Preis von 2 Thlr. 18 Gr. Sächs. oder 4 Fl. Rhein. abzugeben.

Heidelberg, im October 1824.

August Osswald.

Neue schöngeistige Schriften.

Von

W. A. Lindau

ist die Uebersetzung des 6ten und letzten Bandes vom:

Herz von Mid-Lothian, von W. Scott,

erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu haben.

Alle 6 Bände kosten 6 Thlr. — Außer diesem sind noch zwei der besten Romane von W. Scott, übersetzt von W. A. Lindau, nämlich:

Die Braut, von Walter Scott. In 3 Theilen. 2te verbesserte Auflage. 3 Thlr. und

Eduard, von W. Scott. In 4 Theilen zu 4 Thlr. 18 Gr.

bei uns erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen.

Dresden, im Novbr. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Subscriptionsanzeige.

Durch unsere Anzeigen in der leipziger Zeitung Nr. 169 unter'm 20sten Juli a. c., sowie im Krüger'schen Wochenblatt unter'm 6ten August a. c., haben wir das literarische Publicum damit bekannt gemacht, daß wir die Herausgabe einer deutschen Bearbeitung des in Paris angekündigten Werks:

Mémoires de Madame la comtesse de Genlis,
6 vols., 8.,

beabsichtigen, und wir können dasselbe nunmehr von dessen baldigem Beginnen benachrichtigen.

Frau Augusta v. Faura, geb. v. Kleist,

eine zu Paris lebende Dame, hat die Bearbeitung des interessanten Werks für Deutschland unternommen. Sie gibt uns die Versicherung, daß es ihr durch ihre Verbindungen gelingen werde, sich des französischen Originalmanuscripts noch vor Abdruck desselben zu ihrer Bearbeitung bedienen zu dürfen, welcher Umstand es uns möglich macht, mit unserm Werke fast zur nämlichen Zeit mit dem französischen Original hervortreten zu können.

Originalaufsätze, welche die Uebersetzerin in verschiedenen Zeitschriften und namentlich in den letzten Blättern unserer Modenzeitung geliefert hat, lassen mit Recht voraussetzen, daß die Uebertragung des Werks keiner geistreichern und geübtern Feder als die der Frau v. Faura ist, übertragen werden konnte. Wir eröffnen hierdurch die Subscription und bitten um recht zahlreiche Theilnahme. Da es noch nicht möglich ist, einen Preis zu bestimmen, so sichern wir doch den Subscribenten eine Vergünstigung von wenigstens 33⅓ p. Ct. im Verhältniß mit dem Ladenpreise, und dem Publicum überhaupt eine große Billigkeit zu. — In allen Buchhandlungen Deutschlands werden Subscriptionen angenommen.

Industrie-Comptoir in Leipzig.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen:

Davidis Ruhnkenii in Terentium dictata.

Brunsiano exemplo emendatius multisque partibus integrius ex apographo Hamburgensi edita.

Cura

Ludovici Schopeni, P. D.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 Gr., od. 2 Fl. 6 Kr. Rhein.

Die Ruhnken'schen Dictata, welche man bisher nur aus dem durch Fehler jeder Art ganz unbrauchbaren Brun'schen Abdruck kannte, erscheinen hier correct, vollständig und fast durchaus verändert. Ein vollständiger Index verborum erhöht die Brauchbarkeit des Buchs, das einer weitern Empfehlung hier um so weniger bedarf, als diese Noten in ihrer jetzigen Gestalt des trefflichen Kenners ächter Latinität vollkommen würdig sind.

Der Druck auf starkem weissen Papier ist höchst correct, der Preis so billig, daß die allgemeine Benutzung des Buchs auf Schulen und Gymnasien nirgends Schwierigkeiten finden wird.

So eben sind bei mir erschienen und noch durch alle Buchhandlungen (bis auf weitere Anzeige) für den billigen Subscriptionspreis zu haben:

THE DRAMATIC WORKS OF SHAKSPEARE PRINTED FROM THE TEXT OF SAMUEL JOHNSON, GEORGE STEEVENS, AND ISAAC REED.

COMPLETE IN ONE VOLUME.

Roy. 8. Subscriptionspreis 2 Thlr. 16 Gr. Conv.-M., oder 4 Fl. 48 Kr. Rhein.

Bei einer nähern Zerfällung dieses Preises zeigt es sich, dass im Durchschnitt jedes einzelne Stück von Shakspeare's 37 Dramen nur einen und dreiviertel Groschen gerechnet ist, und mithin weder bei früher erschienenen, als noch zu erwartenden Ausgaben eine ähnliche Billigkeit zu finden sei.

Zu dieser äusserst schönen, auf Velinpapier deutlich und correct gedruckten Ausgabe, welche den allgemeinen Beifall gefunden hat, erscheint im Laufe des nächsten Frühjahrs ein Anhang unter folgendem Titel:

A SUPPLEMENT TO SHAKSPEARE'S DRAMATIC WORKS. etc. etc.

Contents: The life of the author by Aug. Skottowe; His miscellaneous poems; A critical glossary compiled after Nares, Ayscough, Hazlitt, Douce and others.

With Shakspeare's portrait taken from the best originals and engraved by one of our first artists.

Roy. 8. Subscriptionspr. 16 Gr. Conv.-M., od. 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Dieses Supplement entspricht im Format und Druck genau obi-

ger Ausgabe der dramatischen Werke Shakspeare's, und ergänzt alles übrige, nächst den Bühnenschriften von ihm Vorhandene.

Alle Buchhandlungen nehmen hierauf (ohne Vorauszahlung) Subscription an.

Leipzig, den 16ten October 1824.

Ernst Fleischer.

Bei J. G. Heubner, Buchhändler in Wien, am Bauernmarkt Nr. 590, ist so eben erschienen:

Die Fieberrinden
in botanischer, chemischer und pharmaceutischer
Beziehung.
Dargestellt
von Sigmund Graf,
Dr. der Chemie.

In farbigem Umschlag brosch. 16 Gr., oder 1 Fl. 12 Kr. Rh.

Bei der Wichtigkeit, welche die Fieberrinden in der Heilkunde von jeher behaupteten, und die neuerdings durch die Entdeckungen der Herren Pelletier und Caventon dem Arzte wie dem Chemiker gleich grossen Stoff zu Beobachtungen geben, wird die hier angekündigte Schrift nicht unwillkommen sein. Der Hr. Verfasser hat darin die Resultate der chemischen Versuche, alle geschichtlichen Momente, die bis jetzt noch schwankende Bestimmung der Cinchonen, die leider noch nicht zureichenden mercantilischen Ansichten, und die in den meisten europäischen Pharmacopöen üblichen Präparate so vollständig als möglich zusammengestellt, sowie auch die chemischen Abtheilungen durch eigene Versuche möglichst beleuchtet.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist erschienen:

Allgemeine deutsche Justiz-, Kameral- und Policei-Fama. Herausgegeben von Dr. Theodor Hartleben. October 1824.

Ankündigung für alle Gebildete.

Von der dritten verbesserten Auflage der
sämmtlichen Werke
von
C. F. van der Velde,
herausgegeben von C. A. Böttiger und Th. Hell,

ist nun die erste Lieferung von 4 Bändchen, welche kleinere Erzählungen unter dem Titel: Erzstufen in 3 Theilen, und: Prinz Friedrich enthalten, erschienen und in allen Buchhandlungen zum Ansehen zu erlangen.

Man kann auf alle 25 Bände 20 Thlr. vorausbezahlen, oder auch für jede Lieferung 3 Thlr. 12 Gr., wobei immer nur die folgende vorausbezahlt wird, entrichten.

Die Lieferungen von 4 zu 4 Bänden erscheinen immer vierteljährlich, so daß zu Ende des Jahres 1825 das Ganze in den Händen der sämmtlichen Theilnehmer sein kann.

Von dieser einfach schönen Ausgabe sind jedoch keine einzelnen Theile zu bekommen.

Dresden, im Novbr. 1824.

Arnold'sche Buchhandlung.

Bei Eduard Weber in Bonn ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Nova Acta physico-medico Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tomi XII pars 1.

Auch unter dem Titel:

Verhandlungen der kaiserl. Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher. Vierten Bandes erste Abtheilung. Mit 39 illum. und schwarzen Kupfern. Gr. 4. Cartonnirt. Preis 8 Thlr., od. 14 Fl. 24 Kr. Rhein.

Auch diese neue Abtheilung liefert den Freunden der Naturwissenschaften einen solchen schätzbaren Reichthum der gediegensten, mannichfaltigsten Abhandlungen, daß dieselbe wol nicht blos den früher erschienenen vollkommen gleichgesetzt werden kann, sondern solche selbst noch übertreffen möchte. Die Verfasser derselben sind: d'Alton, G. Bischof, Bojanus, Carus, von Chamisso, Göthe, Koch, Lehmann, von Martius, Nees von Esenbeck d. Aelt. u. Jüng., Reinwardt, Risso, Rosenthal, Rothe, Tilesius, und Prinz Maximilian von Wied-Neuwied.

Ein ausführliches Inhaltsverzeichniß dieser Abtheilung, der die zweite, den 12ten Band beendigende Abtheilung zu Ostern 1825 folgen wird, ist in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

So eben ist bei uns erschienen und an alle Buchhandlungen versendet worden:

F. A. v. Kurländer's Lustspiele

oder

Dramatischer Almanach für das Jahr 1825.

Funfzehnter Jahrgang mit 6 illum. Kupfern.

Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Inhalt:

Der großmüthige Onkel. Lustspiel in einem Acte, nach Scribe. — Der philosophische Bediente. Lustspiel in einem Acte, nach einer Anekdote aus dem Französischen. — Die Taubenpastete. Lustspiel in einem Acte. — Der Mechanikus zu Plundershausen. Schwank in einem Acte. — Der Perrückenmacher. Posse in einem Acte, nach Scribe. — Das Wiedersehen. Ländliche Scene, als Fortsetzung von Hans am Scheidewege.

Baumgärtner'sche Buchhandlung
in Leipzig.

Uebersetzungsanzeige.

Um allenfallsige Collisionen zu vermeiden, zeige ich hiermit an, daß von dem eben in Paris erschienenen:

Journal anecdotique de Madame Campan publié par Maigné

bereits eine deutsche Uebersetzung unter der Presse ist und den 15ten December d. J. versandt wird.

Stuttgart, d. 24sten Novbr. 1824.

Friedrich Franckh.

Literarischer Anzeiger.

(Zu den in der Buchhandlung Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften.)

Nr. XXXIX. 1824.

Dieser Literarische Anzeiger wird dem Literarischen Conversations-Blatte, der Isis und den Kritischen Annalen der Medicin in Quart-Format; dem Hermes, den Zeitgenossen und den Jahrbüchern des Magnetismus in Octav-Format beigelegt oder beigeheftet, und werden davon gegen 5000 Exemplare in's Publicum gebracht. Die Insertions-Gebühren betragen für die Zeile nach dem Quart-Abdrucke berechnet 2 Gr.

Literarische Anzeige

über

zwei Werke,

die

gesammte preußische Civilgesetzgebung

betreffend,

welche

in allen Buchhandlungen zu erhalten sind.

I. Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung und der allgemeinen Gebührentaxen für die Gerichte, Justiz-Commissarien und Notarien in den preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, die allgemeine Gerichtsordnung und die allgemeinen Gebührentaxen abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse und Register. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck, königl. preußischem geheimen Justiz- und Oberlandesgerichts-Rathe.

Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe. Zwei Bände. Groß Octav. 52 Bogen 2 Seiten engen Drucks Text, und 3 Bogen 8 Seiten Tabellen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1824.

Preis auf gutem Druckpapier 2 Thlr., auf feinem französischen Schreibpapier 3 Thlr.

II. Ergänzungen des allgemeinen Landrechts für

die preußischen Staaten, enthaltend eine vollständige Zusammenstellung aller noch geltenden, das allgemeine Landrecht abändernden, ergänzenden und erläuternden Gesetze, Verordnungen und Ministerial-Verfügungen, nebst einem chronologischen Verzeichnisse derselben und Register. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von Strombeck, königl. preußischem geheimen Justiz- und Oberlandesgerichts-Rathe.

Zweite, sehr verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Erster Band. Groß Octav. 44 Bogen engen Drucks. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1824.

Preis beider Bände auf gutem Druckpapier 3½ Thlr., auf feinem franz. Schreibpapier 5 Thlr.

(Der zweite Band der Ergänzungen des Landrechts wird gegen 50 Bogen enthalten und im Monat Februar 1825 ohne weitere Berechnung nachgeliefert werden.)

Der ungemein schnelle Absatz der ersten Ausgabe dieser beiden Werke kann als Beweis von der Brauchbarkeit derselben, nach Plan und Ausführung, gelten. Der Herr Verfasser unterzog sich der Herausgabe dieser Arbeit, und die Verlagshandlung übernahm den Verlag derselben zu einem Zeitpunkte, wo schon mehre Schriften die Erfüllung desselben Zweckes verheißen hatten, aber, wie der Erfolg bewies, nicht leisteten, was man von einem wohlgeordneten, mit kritischer Umsicht gearbeiteten Repertorium der gesammten neueren preußischen Gesetzgebung zu erwarten berechtigt war. Bald fehlte es an Vollständigkeit, bald störte die getroffene Anordnung, bald waren andere Fehler zu rügen. Nach dem ausdrücklichen Willen des Herrn Verfassers erschien die erste Ausgabe anonym. Aber weder die Concurrenz anderer Schriften, noch des Werkes Anonymität hat die Anerkennung seiner Verdienstlichkeit gestört; alle öffentliche Beurtheilungen haben sich mit gleichem Lobe darüber vernehmen lassen, und das gesammte Publicum, in so fern es der preußischen Gesetzgebung seine Aufmerksamkeit zuwendet, hat dankbar nach diesen Ergänzungen gegriffen, durch welche die preußischen Gesetzbücher erst im Standpunkte der bis zu unsern Tagen geführten Fortbildung erscheinen. — Die strengste Kritik hat der Herr Verfasser gegen sich selbst geübt, indem er hier in der zweiten Ausgabe seine erste, vieljährige Arbeit mit dem Ertrage bereichert, welchen nur eine nochmalige genaue Durchsicht aller Quellen der Ergänzungen verleihen konnte, und so Lücken ausfüllt, Mängeln abhilft, die Niemand sorgfältiger aufsuchte, als er selbst. Die nun zum zweiten Male erscheinenden Ergänzungen der allgemeinen Gerichtsordnung wie des allge-

meinen Landrechts für die preußischen Staaten liefern hievon den augenscheinlichsten Beweis, wenn gleich der Natur der Sache nach bei den Ergänzungen der Gerichtsordnung eine größere Vermehrung zulässig war, als bei denen des allgemeinen Landrechts. Was erstere betrifft, so hat der größere Umfang, den das Unternehmen erhielt, dessen Theilung in zwei Bände rathsam gemacht, deren erster die Ergänzungen der Gerichtsordnung mit Ausnahme des 41sten und 43sten Titels des ersten Theils, der zweite hingegen jene beiden Titel und mit ihnen die sämmtlichen Verordnungen in Betreff der Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse (zum Theil aus noch nie gedruckten Quellen), mehre für die Praxis wichtige Instructionen, Register und die Ergänzungen der Gebührentaxe, mit allen Nachträgen bis zum Augenblicke der Herausgabe enthält. Beider Werke zweite Ausgabe gewinnt aber, außer diesen Nachträgen, noch einen ganz neuen wissenschaftlichen Werth, indem in untengesetzten Anmerkungen auf die in der juridischen Literatur, besonders in Zeitschriften zerstreuten doctrinellen Erörterungen einzelner wichtigen Punkte der Gesetzgebung verwiesen ist, und zur kritischen Beleuchtung mancher in der Praxis zweifelhaften Rechtsfragen bedeutende Fingerzeige gegeben werden. Dieser Bereicherung erfreut sich sowol das Landrecht als die Gerichtsordnung.

Sollten die Werke noch einer Empfehlung bedürfen, so finden sie dieselbe in dem jetzt auf dem Titel genannten Namen des Herrn Verfassers, in welchem Preußen einen ausgezeichneten Staatsbeamten, die juridische Literatur einen geachteten Schriftsteller schätzt. Noch werde hier bemerkt, daß die Ergänzungen zum Landrecht mit allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät dem Könige zugeeignet sind.

Die Verlagshandlung sah sich genöthigt, bei dem wachsenden Umfange dieser zweiten Ausgabe auf eine sparsamere Benutzung des Raums Bedacht zu nehmen, wodurch indeß Eleganz und Deutlichkeit nicht gefährdet werden durften. Auf diese Art ist es möglich geworden, so bedeutend vermehrte Werke zu verhältnißmäßig so äußerst niedrigen Preisen abzulassen. Beide Werke sind um das Doppelte vermehrt, und doch kosten sie nur 1/2 Thaler mehr, als die ersten Ausgaben derselben.

---

männern und allen Ständen zu ernster Beherzigung dargestellt. 8. 1824. 9 Gr.

Hecht, H. A., Erster Liederkranz für Mädchen, geflochten am Pianoforte, zur Belohnung für sie, sobald sie die ersten Anfangsgründe der Musik erlernt haben. Kl. 4. 1824. 9 Gr.

— — Geschichte der göttlichen Fürsorge für Erstehung, Bildung und Vollendung der wahren Religion. Zum Aufbau des Reiches Gottes in allen Seelen und Schulen einzig nach der Bibel vorgetragen. 8. 1824. 1 Thlr. 6 Gr.

Limmer, Karl, Allgemeine Grundsätze für die Beurtheilung und Würdigung der Wahrheiten der geoffenbarten Religion, mit steter Rücksicht auf die eigenen Aussprüche der Bibel. Gr. 8. 1824. (Auch unter dem Titel: Die göttliche Offenbarung in der Vernunft, nach den eigenen und deutlichsten Aussprüchen der Bibel selbst. 1ster Theil.) 15 Gr.

— — Das von Paul Pomian Pesarovius gegen die Geschichte meiner Verfolgung in Rußland gesprochene Wort der Wahrheit in seiner Unwahrheit dargestellt. Gr. 8. 1824. 1 Thlr. 15 Gr.

— — Philologisch-historische Deduction des Ursprungs des Hochfürstl. Namens: Reuß. 8. 4 Gr. (In Commission.)

Schuderoff, Dr. J., Ueber den dermaligen Zustand der deutschen Freimaurerei und des deutschen Logenwesens. 8. 1824. 15 Gr.

Ronneburg, im Novbr. 1824.

Literarisches Comptoir.
Friedrich Schumann.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Ueber die Vortheile der Erbauung einer Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau von Franz Anton Ritter von Gerstner,

Professor am k. k. polytechnischen Institute zu Wien.

In Umschlag broschirt 18 Gr.

Nachdem Sr. k. k. Majestät mit allerhöchster Entschließung vom 7ten September d. J., dem Herrn Verfasser ein funfzigjähriges ausschließendes Privilegium für die Erbauung einer Holz- oder Eisenbahn zwischen der Moldau und Donau zu verleihen geruhten, und die Ausführung dieser wichtigen Unternehmung bereits seit einigen Monaten begonnen hat, so leuchtet die Wichtigkeit der Erscheinung des obigen Werks Jedermann von selbst ein.

Bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Hyacinthen, in meinem Kerker gezogen, von Ch. A. Fischer. 1824. 1 Thlr., od. 1 Fl. 45 Kr. Rhein.

Diese Hyacinthen sind die erste literarische Production, welche der geistreiche Verfasser nach seiner Befreiung aus der Feste Marienberg in die Hände des Publicums gibt. Seit 20 Jahren ein Liebling der gebildeten Lesewelt, wird er auch durch die Hyacinthen, welche er in seinem Kerker gezogen, die Zahl seiner Freunde und Verehrer nur vermehren, da sie in der bekannten leichten und gefälligen Manier des Verfassers ausgearbeitet sind.

zum Gesetz machte, als die erwähnte Bedingung und die unendliche Bereicherung der Naturwissenschaften dieselbe nur immer zuliessen.

Allen Zöglingen der Pharmacie, allen Studirenden der Heilkunde und Naturwissenschaft nicht nur wird es daher eine höchst willkommene Erscheinung sein, sondern hauptsächlich auch jedem praktischen Pharmaceuten und Arzte, welche den raschen Fortschritten ihrer Wissenschaften in des Berufes Lauf oft kaum zu folgen vermochten und hier nun die Resultate von einer in der Praxis sowol, als in der Theorie bewährten Hand, auf eine für die Anwendung geeignete Weise erhalten.

Ein wesentlicher Vorzug des Werks ist aber unfehlbar der gewählte Masstab, welcher zwischen den allzukurzen und darum nur fragmentarischen, und den zum Theil sehr schätzbaren ausführlichen Werken, welche aber darum nur in langer Zeit und mit manchen Schwierigkeiten zur Vollendung gedeihen können, die Mitte hält, und darum die Anschaffung weniger schwierig macht, indem er doch den Aufwand durch etwas Vollständiges belohnt.

Die als Anhang diesem Theile beigefügten Reagentien, nebst der Angabe ihrer Wirkung: eine beigefügte Tabelle der gebräuchlichen pharmaceutischen und chemischen Zeichen und ein vollständiges alphabetisches Register, werden dem Werke noch ferner zur Empfehlung dienen.

Der 2te Theil, in gleichem Verhältnisse bearbeitet, wird in möglichster Bälde folgen.

Bei Tendler und v. Manstein, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Anweisung

zum zweckmäßigen und innern Gebrauche des badner Schwefelwassers,

von Dr. Karl Schenck.

12. Wien, 1825. Brosch. 5 Gr.

Der durch seine frühern Werke über das badner Bad rühmlichst bekannte Hr. Verfasser hat in vorgenannter Abhandlung eine überaus faßliche und lehrreiche Anweisung zum innern Gebrauche des badner Schwefelwassers ertheilt und dadurch einem wichtigen Bedürfnisse der Zeit abgeholfen. Es sind nicht allein die Fälle aufgezählt, in welchen dieser Gebrauch von heilsamen, ja beinahe wunderbaren Wirkungen ist, sondern auch zweckmäßige Verhaltungsregeln vorgeschrieben und die Beweise durch Mittheilung mehrer Krankheiten beigebracht. Wir glauben daher die Abhandlung selbst, ihrer großen Gemeinnützigkeit wegen, im Allgemeinen und den Hülfsbedürftigen insbesondere, mit allem Rechte empfehlen zu können.

Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie. Von Göthe. Zweiten Bandes zweites Heft. Mit drei Kupfern. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1824.

Inhalt des Morphologischen Heftes. — Irrwege eines morphologisirenden Botanikers, von Hr. Nees v. Esenbeck. — Von dem Hopfen und dessen Krankheit, Ruß genannt, vom Herausgeber, von Nees v. Esenbeck, von Bergmeister Löhl. — Grundzüge allgemeiner Naturbetrachtung, von Dr. Carus. — Die Lepaden. — Das Sehen in subjectiver Hinsicht,

von Purkinje; Auszug mit Bemerkungen des Herausgebers. — Ernst Stiedenroth's Psychologie. — Ricati von der Hasenscharte. — Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut. — Vergleichende Knochenlehre, Beispiele älterer Behandlung, sämmtlich vom Herausgeber. — Preußische Gestütpferde von Bürde, würtembergische Gestütpferde von Kunz, aufgeführt von d'Alton. — d'Alton's Skelette der Nagethiere. — Genera et species palmarum von Martius, Reisebeschreibung der Forscher in Brasilien, Physiognomik der Pflanzen, betrachtet vom Herausgeber. — Inhalt des naturwissenschaftlichen Heftes. — Die Basaltsteinbrüche am Rückersberge bei Oberkassel am Rhein, von Hrn. Nöggerath. — Zur Geognosie und Topographie von Böhmen. — Fahrt nach Pograd. — Ueber die Auffindung und den Fortgang des freiherrlich von Junkerbigattoischen Bergbaues auf der St. Amalien-Silberzeche zu Sangerberg, von dem Eigenthümer. — Schreiben an Hrn. von Leonhard, von dem Herausgeber, v. 1807. — Freimüthiges Bekenntniß. — Auszug eines Schreibers des Hrn. von Eschwege, Lissabon, den 2ten Juni 1824. — Recht und Pflicht. — Durch das Gas des Marienbrunnens angegriffenes Grundgebirg. — Gestaltung großer anorganischer Massen. — Catalogue raisonné des variétés d'Amphibole et de Pyroxene provenants du Wolfsberg en Bohème, par Mr. Fr. Soret. — Der Wolfsberg. — Uralte neuentdeckte Naturfeuer und Glutspuren. — Gebirgsgestaltung im Ganzen und Einzelnen. — Witterungslehre. — Ueber die Gewitterzüge in Böhmen von Hrn. Grafen Casp. v. Sternberg. — Die meteorologischen Anstalten im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach, von Dr. Ludwig Schrön.

nen Uebersicht der polnischen Literatur dürften vereinigen lassen, Biographien berühmter Männer und Frauen, endlich interessante Erzählungen, anziehende Novellen, Gedichte, Anekdoten, Aphorismen, Züge aus dem Leben, Tagsbegebenheiten, Correspondenznachrichten, Beurtheilungen der lemberger deutschen und polnischen Bühne, welches letztere wir um so weniger vernachlässigen dürfen, da wir überzeugt sind, wie sehr es das Ausland interessire, und unter den Rubriken: „Zeitung für's gesellige Leben und Mannichfaltiges" Auszüge aus allen Zeitschriften. Diese beiden Rubriken ausgenommen, enthält diese Zeitschrift nur Originalien. Der Mnemosyne liegt auch der literarische Anzeiger für Galizien bei. Wer darin, oder in der Mnemosyne eine Anzeige und Empfehlung von einem Werke wünscht, schickt ein Exemplar hiervon an die Redaktion ein. —

Geschätzte Schriftsteller werden eingeladen, ihre Beiträge unter der Adresse: „An die Redaktion der Mnemosyne in Lemberg" — einzusenden. Alle größern Aufsätze werden nach erfolgtem Abdruck anständig honorirt — und jedem thätigen Mitarbeiter wird überdies ein Freiexemplar zugesichert.

Wöchentlich erscheinen von der Mnemosyne zwei Stücke in gr. 4., auf schönem Papier mit einer Vignette von Gubitz. Der Preis des ganzen Jahrgangs mit zweimaliger postfreier Versendung in der Woche, ist auf 8 Fl., des halben auf 4 Fl. C. M. festgesetzt. Im Wege des Buchhandels kann man diese Zeitschrift durch die Kuhn- und Millikowski'sche Buchhandlung in Lemberg in monatlichen Heften um den obigen Preis beziehen.

Zu gleicher Zeit tragen wir einen Tausch allen löblichen Redaktionen und Herausgebern an; sie erhalten für ihre Blätter unsere politische Zeitung, welche dreimal die Woche erscheint, sammt der Mnemosyne.

So eben ist erschienen und von Unterzeichnetem an alle Buchhandlungen versandt worden:

Brittisches Museum für Deutsche.

Neue Folge, erstes Heft.

Preis für 3 Hefte 1 Thlr. 12 Gr.

Das Interesse, welches nicht sowol das Vaterland, als auch Deutschland, Frankreich 2c. für Englands große Dichter der neuern Zeit hegt, hat diese Sammlung, enthaltend die bisher in deutschen Uebersetzungen zerstreut erschienenen vorzüglichen Dichtungen eines Lord Byron, Walter Scott, Thomas Moore, Wordsworth 2c., zum Theil in vollständiger Mittheilung, zum Theil auszugsweise, veranlaßt, und wird hier den Freunden der Poesie übergeben.

Dieses brittische Museum für Deutsche kann zugleich als eine Folge des von dem, für die schönen Wissenschaften so verdienten, und für die Literatur zu früh verstorbenen, Professor Eschenburg herausgegebenen, angesehen werden.

Das zweite und dritte Heft wird zu Neujahr 1825 geliefert.

Aachen. J. La Ruelle, Sohn.

Versteigerung einer ausgesuchten naturhistorischen Bibliothek.

Am 18ten Januar 1825 beginnt in Koburg die öffentliche Versteigerung einer ausgesuchten Büchersammlung, welche 2516 der wichtigsten und seltensten Werke aus allen Fächern der Naturwissenschaften umfaßt. Das 13 Bogen starke wissenschaftlich geordnete Verzeichniß darüber ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten, und wird auch auf portofreie Briefe gratis ausgegeben von der

Meusel'schen Buchhandlung in Koburg.

